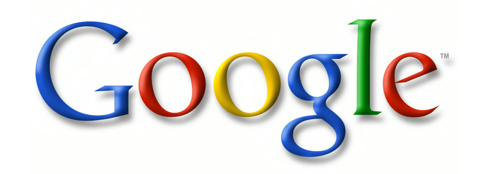

Google



Johann Christoph Gottscheds

Ausführliche



Redekunst,

Nach Anleitung

der alten Griechen und Römer,

wie auch der neuern Ausländer;

in zweenen Theilen

verfasset

und mit Exempeln erläutert.

Statt einer Einleitung ist das alte Gespräche

von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit

vorgesetzet.

Die zweyte Auflage.

Leipzig,

Verlegts Bernh. Christoph Breitkopf, Buchdr.

1739.

7/10 '13

RLC/RK

Durchlauchtigster Kronprinz,
Gnädigster Fürst und Herr,

Eurer Königlichen Hoheit ein Buch von gegenwärtiger Beschaffenheit in aller Unterthänigkeit zuzueignen, zumal, wenn man in einem Lande lebet, welches dem königl. preußischen Zepter nicht unterworfen ist; das könte manchem sehr unbedachtsam scheinen, und vielleicht Eurer Kön. Hoheit selbst als eine Verwegenheit vorkommen. Allein es wird mir nicht schwer fallen, mich in beyden Stücken sattsam zu rechtfertigen.

Eure Königl. Hoheit sind der allgemeine Gegenstand, nicht nur so vieler tausend Unterthanen, welche in Dero durchlauchtigsten Person den künftigen Stifter und Urheber aller ihrer Wohlfahrt verehren; sondern zugleich des ganzen Deutschlandes, welches mit der größten Aufmerksamkeit auf alle Dero Thun und Lassen sieht, und sich daraus überall viel Gutes prophezeihet. Sonderlich erfreuen sich auch die Musen, schon im voraus, auf einen mächtigen Schutzherrn aller freyen Künste, auf einen großmü-

thigen

schreiben sollte. Es ist schwer, zu sagen, ob man mehr den König zu bewundern, als den Weltweisen zu beneiden Ursache habe? Jenen, weil er bey aller ersinnlichen Hoheit und Macht, die er besaß, dennoch geglaubet, es fehle ihm noch etwas, wenn er nicht wohl zu reden wüßte; diesen aber, weil er so glücklich gewesen, einen regierenden Herrn, ja einen Stifter einer neuen Monarchie, unter seine Lehrlinge zu zählen.

Eure Kön. Hoheit halten mirs zu Gnaden, wenn ich mir die Freyheit nehme, Denenselben etwas aus der Zueignungsschrift des größten Lehrers der Beredsamkeit, an den größten Helden, den die Welt gesehen hat, anzuführen. Er sagt seinem gekrönten Schüler bald anfangs: Wie er an herrlichen Kleidungen und an einem recht königlichen Prachte es billig allen Menschen zuvorzuthun geneigt wäre: Also müßte er sich auch die allervortrefflichste und schönste Art im Reden zuwege zu bringen, bedacht seyn. Denn es sey viel königlicher, ein wohleingerichtetes Gemüthe, als einen mit schönen Kleidern geschmückten Leib zu haben: Ja es sey etwas unanständiges, wenn derjenige, der an großen Thaten allen überlegen ist, im Reden wohl dem geringsten im Volke weichen müßte. Wie nämlich in freyen Republiken die Gesetze alles regiereten: So müßte ein Monarch seine Unterthanen mit Verstande und mit klugen Worten im Zaume halten;

Sein Wunsch ist erfüllet, Durchlauchtigster Kronprinz, und die Nachwelt hat nicht weniger die Großmuth und Gnade Alexanders, nebst seiner Liebe zu den freyen Künsten, als das Glück desjenigen Weltweisen bewundert, den seine Verdienste eines so erlauchten Lehrlinges würdig gemacht haben. Was könnte man Eurer Kön. Hoheit nicht noch von den römischen Kaisern, August und Trajan; was von den Königen in Frankreich, Franciscus dem I. und Ludewig dem XIV. für ähnliche Proben ihrer Gnade und Neigung zur Gelehrsamkeit anführen, wodurch sie sich fast mehr, als durch ihre übrige Thaten, unsterblich gemachet haben? Doch was braucht es alles dessen bey einem Prinzen, der selbst unter seinen Ahnen dergleichen Vorgänger hat; der schon an Churfürst Joachimen, an Marggraf Albrechten und an König Friederichen dem Weisen, solche Muster vor sich sieht, welche Ihm mit so vielem Glanze in die Augen stralen, daß dadurch alle ausländische Exempel gänzlich verdunkelt werden.

Was aber das letzte anlanget, so habe ich nicht nur diese Entschuldigung meiner Kühnheit, daß wohl eher Ausländer solchen hohen Häuptern, die Beschützer und Freunde der Musen waren, ihre Schriften zugeschrieben; sondern auch dieses, daß ich im Absehen auf die königlichen preußischen Landschaften nicht eben sogar für

einen

seyn! Wie herrlich werden nicht alle freye Künste und Wissenschaften in allen königl. preußischen Landen blühen, wenn ihr Beherrscher selbst ein Gönner und Liebhaber derselben seyn wird! Berlin, das prächtige Berlin, wird unserm Deutschlande eben dasjenige werden, was Paris unter der vorigen Regierung in Frankreich gewesen ist. Ich aber werde mich in der Ferne über die Glückseligkeit meines Vaterlandes erfreuen, und meinen Landsleuten wegen so goldner Zeiten von Herzen Glück wünschen.

Hiermit übergebe ich in aller Unterthänigkeit Eurer Kön. Hoheit dieses geringe Buch, und wenn selbiges so glücklich ist, nur eines gnädigen Anblickes gewürdiget zu werden: So werde ich mit verdoppeltem Eifer, und unaufhörlicher Ehrfurcht, lebenslang verharren,

Durchlauchtigster Kronprinz,

Gnädigster Fürst und Herr,

Eurer Königlichen Hoheit

Leipzig, in der Ostermesse,
1736.

unterthänigster gehorsamster Knecht,
Gottsched.

sen, wenn nicht sein bald darauf erfolgter Tod mich zu einer andern Entschließung bewogen hätte.

Ich hatte es gleich anfangs wohl gesehen, daß eine so kurzgefaßte Anleitung nicht allen Liebhabern der Beredsamkeit ein völliges Gnügen thun würde. Daher war es mein Vorsatz schon damals, mit der Zeit eine ausführlichere Redekunst ans Licht zu stellen, und darinnen theils die allgemeinen Regeln vollständiger und gründlicher vorzutragen; theils auch ihren Gebrauch in täglich vorkommenden Reden, bey so vielen Arten der Fälle, zu zeigen. Diesen alten Vorsatz auszuführen, hatte mich eine zeitlang die Ausarbeitung meines philosophischen Handbuches gehindert. So bald aber dasselbe fertig war, ließ ich mirs ernstlich angelegen seyn, auch diese Arbeit anzufangen, und fleißig fortzusetzen: Zumal, da meine neuen Zuhörer kein Stück von der vormaligen kleinen Redekunst mehr auftreiben konnten.

Ich sahe mich also genöthigt, diese meine ausführliche Redekunst bogenweise in den Druck zu geben, und so damit allmählich fortzufahren, bis sie endlich, im Frühlinge 1736, vollends zu Stande gekommen. In währender Zeit des Abdruckes habe ich schon dreymal über den ersten Theil derselben gelesen, und dabey mit Vergnügen wahrgenommen, daß meine Herren Zuhörer sich immer gemehret, und durch ihren beständigen Beyfall und Fleiß mir die Lust bey meiner Arbeit nicht nur erhalten,

son=

rendem ersten Abdrucke, nicht einmal haben übersehen werden können. Die Scribenten alter und neuer Zeiten, deren Fußtapfen ich gefolget bin, habe ich im Werke selbst gelobet; auch aus dem Demosthenes, Cicero und Fleschier die schönen Reden ganz eingerücket. Hier darf ich also nur gestehen, daß ich fast alles Gute, so in meinem Buche zu finden ist, den größten Lehrern und Meistern in der Beredsamkeit zu danken habe. Ich werde mirs auch allemal für eine Ehre schätzen, wenn meine Vorschriften mit den Regeln Cicerons und Quintilians, des P. Rapin, des P. Lami und Herrn Rollins &c. &c. übereinstimmen werden.

Künftig werde ich, gel. Gott ferner, wie bisher, alle halbe Jahre über den ersten Theil dieses Buches ordentliche Lectionen halten. Ob nun gleich dieselben einem jeden offen stehen werden, der sich ihrer bedienen will: So wünschte ich es doch, zum eigenen Besten meiner Zuhörer, daß sie nicht gleich im ersten Jahre ihres akademischen Lebens dieselben besuchen möchten. Ich habe in dem Buche selbst die Ursachen angeführt, warum ich glaube, daß man mit einem leeren Kopfe kein tüchtiger Schüler der Redekunst werden könne. Wenn man sich also erst die philosophischen Wissenschaften bekannt gemacht, und dadurch den Kopf aufgeräumet, sich auch sonst, durch seinen Fleiß im Bücherlesen, einen guten Vorrath nützlicher und wohl zusammenhangender Wahrheiten gesammlet hat, alsdann ist es allererst Zeit, die Kunst zu erlernen, wie man dieselben recht vortragen, und wiederum an den Mann bringen kan.

Ich muß es auch hiermit öffentlich gestehen, daß mir diejenigen Tage, da ich die geschicktesten Proben der Beredsamkeit von den auserlesensten und lebhaftesten Köpfen hören kann, mir allemal wie eine angenehme Erndte vorkommen, darinn ich die Früchte meiner übrigen Arbeiten mit dem innigsten Vergnügen einsammle. Und nunmehro kann ich bereits, durch ein Bändchen von den Reden einiger Mitglieder davon, welches im vorigen Jahre ans Licht getreten, unser Vaterland überzeugen, daß ich Grund gehabt habe, mich an solchen wohlgerathenen Stücken zu ergetzen; ihm aber zugleich einen Vorschmack von demjenigen Vortheile zu geben, den man von den Lippen solcher geschickten Redner dermaleins zu gewarten hat.

Hiermit lebe wohl, **geneigter Leser**, und bleibe mir ferner, wie bisher, zugethan und gewogen. Geschrieben zu Leipzig, an der Ostermesse des 1739sten Jahres.



Vorbericht.

Ich habe bey dieser andern Ausgabe meiner Redekunst den Vorsatz nicht unausgeführt lassen wollen, den ich, schon bey der ersten Auflage, gehabt, nämlich das alte Gespräche von Rednern, an statt einer Einleitung, voranzuschicken. Außer vielen schönen Gedanken von den freyen Künsten überhaupt, findet man darinn ein Vorurtheil der damaligen Zeiten von dem Vorzuge der neuern Redner vor den alten widerlegt, welches auch heute zu Tage bey vielen seinen Nutzen haben kann. Hernach wird man wahrnehmen, daß, bey dem Verfalle der römischen Beredsamkeit, viele sich eingebildet, die rechte Schönheit und Stärke derselben bestünde in künstlich gedrechselten Einfällen, weitgesuchten Gedanken, und sehr poetischen Ausdrückungen, die recht musikalisch abgemessen wären. Auch dieses ist ein Vorurtheil unsrer Zeiten, darinnen der gute Geschmack einer natürlichen und ungeschminckten Wohlredenheit kaum wiederhergestellet worden, da sich schon Verführer finden, die mit einem falschen Glanze alle ihre Sätze überfirnissen, und die unvorsichtige Jugend dadurch auf Abwege führen. Es wird also dieß Gespräche, auch in diesem Stücke, zum Gegengifte dienen, und wenigstens viele auf den rechten Weg einer vernünftigen und ungekünstelten Beredsamkeit zurücke bringen.

haupten wollte, das Alterthum verlachte und verspottete, und die heutige Beredsamkeit der Geschicklichkeit aller Alten weit vorzog.

Des folgenden Tages, als Curiatius Maternus seinen Cato öffentlich vorgelesen hatte, in welchem Trauerspiele er die Größesten der Stadt beleidiget haben sollte: Weil er mehr an seinen Held, als an sich selbst, gedacht hatte; so daß in der ganzen Stadt davon gesprochen wurde: Kamen M. Aper und Julius Secundus, die beyden geschicktesten Köpfe unter unsern Fürsprechern, zu ihm, die ich nicht nur vor Gerichte fleißig hörete, sondern auch zu Hause und auf öffentlichen Plätzen eifrigst begleitete, und deren Einfälle und Gespräche, ja alle ihre Reden, ich mir, als ein junger Mensch, begierigst aufzeichnete. Denn ob wohl die meisten boshafter Weise dafür hielten, daß Secundus keine fertige Sprache hätte, Aper aber mehr durch seinen hurtigen Kopf und sein gutes Naturell, als durch Unterricht und Gelehrsamkeit, den Ruhm eines Redners erlanget hätte: So fehlte es doch weder dem Secundus an einer reinen, wohlgefaßten und leichtfließenden Sprache; noch dem Aper an der gewöhnlichen Wissenschaft, welche er nicht so wohl versäumet hatte, als vielmehr verachtete; nicht anders, als wenn er destomehr Ehre durch seinen unermüdeten Fleiß einlegen würde, wenn sein guter Kopf sich auf keine andre Hülfsmittel fremder Künste zu verlassen schiene.

Als wir nun in des Maternus Zimmer hinein traten, fanden wir ihn über dem Buche sitzen, welches er des vorigen Tages öffentlich abgelesen hatte. Ist dir nicht ein wenig bange, Maternus, wegen des Geschwätzes der Uebelgesinneten; sprach Secundus zu ihm: Und kannst du deiner anzüglichen Tragödie noch wohl gut seyn? Oder hast du sie vielleicht deswegen wieder vorgenommen, daß du sie mit größerm Fleiße übersehen, dasjenige, was zu übeln Auslegungen Anlaß gegeben hat, ausstreichen, und einen, wo nicht bessern, doch nicht so gefährlichen Cato, ans Licht stellen willst?

Du

schaft, noch an Umgange näher ist, als Salejus Bassus, der so wohl ein wackerer Mann als ein trefflicher Poet ist? Und wenn die Poesie angeklagt wird, so weis ich in Wahrheit keinen schuldigern Beklagten zu finden, als eben ihn.

So wohl Salejus Bassus, gab Aper zur Antwort, als wer sonst die Poesie liebt, und durch Gedichte Ruhm suchet, soll hier sicher seyn; wenn er nur keine Rechtshändel zu führen geschickt ist. Aber daß solches dem Maternus zu statten komme, das werde ich nimmermehr leiden. Ihn alleine werde ich anklagen, als der zu einer recht männlichen und zierlichen Beredsamkeit gebohren ist, wodurch er sich Freunde machen und erhalten, sich ganze Nationen verbindlich machen und Provinzen gewinnen kann; und doch eine Kunst versäumet, die in unsrer Republik überaus nützlich, zu Ehrenämtern so beförderlich, dem Ruhme unsrer Stadt so zuträglich, und zur Verherrlichung unsers Reiches bey allen Völkern so geschickt ist, als keine andre in der Welt. Denn sollen von Rechts wegen alle unsre Worte und Werke zum allgemeinen Nutzen abzielen: Was würde denn rathsamer seyn, als sich in einer Kunst zu üben, wodurch man allezeit fertig und bereit ist, seinen Freunden Schutz, den Fremden Hülfe, den Bedrängten Heil zu verschaffen, den Neidern und Feinden hingegen Furcht und Schrecken einzujagen; selbst aber ganz sicher, und, so zu reden, mit einer unaufhörlichen Leibwacht umgeben seyn kann? In einer Kunst, deren Vermögen und Nutzbarkeit sich, wenns uns wohl gehet, in der Vertheidigung andrer Leute äußert; in eigner Gefahr aber ein besser Gewehr abgiebt, als Panzer und Schwerdt: weil sie den Bedrängten nicht nur schützen, sondern auch den Gegner entweder vor Gerichte, oder vorm Rathe, oder vor dem Kaiser, angreifen kann. Was hat neulich Eprius Marcellus dem ihm gehässigen Rathe sonst anders, als seine Beredsamkeit, entgegen setzen können? Denn da er hiemit gewaffnet war, so machte er die ganze Weisheit des Helvidius zu Schanden, der sich im Reden gar nicht geübet hatte.

größeste Vergnügen entsteht endlich, wenn man sich waget, aus dem Stegreife und ohne alle Vorbereitung zu reden. Denn wie auf dem Felde, wo zwar vieles mit großer Sorgfalt geackert und gebauet wird, dennoch dasjenige allzeit angenehmer ist, was von sich selber wächst: So ist es auch mit dem Verstande beschaffen. Soll ichs von mir selber gestehen, wie mir dabey zu muthe ist: So bin ich gewiß diejenigen Tage, da ich zu größern Ehren kam, und, ob ich gleich von schlechtem Herkommen bin, zum Zunftmeister und Stadtrichter gemacht wurde, so vergnügt nicht gewesen, als diejenigen, wenn ich nach meiner wenigen Beredsamkeit entweder einen Schuldigen glücklich zu vertheidigen, oder vor den Hunderten eine Sache nach Wunsch vorzutragen, oder auch vor dem Kaiser seine eigenen Bedienten zu verantworten Gelegenheit gehabt habe. Alsdann dünkt es mich, daß ich über alle Zunftmeister, über alle Stadtrichter und Bürgermeister weit weg bin, ja ich empfinde ein solches Vergnügen, daß ich fast außer mir bin. Entsteht nun dasselbe bey andern nicht auch, so kömmt es daher; weil es weder aus kaiserlichen Befehlen, noch aus der Gewogenheit anderer Leute, sondern aus mir selbst den Ursprung hat.

Welche Kunst bringt wohl so viel Ruhm und Ehre, als die Beredsamkeit? Die Redner sind ja nicht nur bey den Arbeitsamen und Beschäfftigten in der Stadt, sondern auch bey der wohlgerathenen und hoffnungsvollen Jugend berühmt. Wessen Name pflegen wohl die Aeltern ihren Kindern zu allererst beyzubringen? Wen pflegt wohl der gemeine Pöbel im Vorbeygehen mehr bey Namen zu nennen und mit Fingern zu weisen? So gar die Fremden, und Ankömmlinge suchen, wenn sie hier angelanget sind, diejenigen zu sprechen, von welchen sie schon zu Hause so viel vernommen haben, und wollen sie auch von Person kennen lernen. Ich wollte wetten, daß der itztgedachte Marcellus Eprius und Crispus Vibius, denn ich bediene mich lieber neuer, als alter Exempel, an den äußersten Enden der Erden eben so bekannt sind, als zu Capua und Vercelle, woher sie gebür-

mit Maternus sein ganzes Leben zuzubringen wünschet, als woher unsre ganze Streitigkeit den Ursprung hat; bringen ihren Verfassern weder Ansehen noch Nutzen. Die Belustigung dabey ist kurz, das Lob aber, so daraus entsteht, ist sehr leer und fruchtlos. Ich weis zwar, daß du weder dieses, noch was ich bald hernach sagen werde, gerne hören magst; doch sage mir einmal, Maternus, was hilft es, wenn Agamemnon oder Jason bey dir geschickt redet? Wer wird dadurch vertheidiget? Wer geht voller Verbindlichkeit gegen dich nach Hause? Wer begleitet, grüßet, oder verehret unsern Salejus, einen trefflichen Dichter; oder, wenn das etwa rühmlicher klinget, den unvergleichlichen Poeten? Wenn seinem Freunde, oder Verwandten, oder ihm selber etwas begegnet; so nimmt er seine Zuflucht zu diesem Secundus, nicht aber zu dir, der du ein Poet bist. Er bittet dich nicht, Verse für sich zu machen: Dieses kann er selbst aufs zierlichste und lieblichste. Dennoch, wenn er ein ganzes Jahr, Tag vor Tag, ja auch manche Nacht, zur Verfertigung eines Buches angewandt hat, so muß er noch selbst herum gehen und bitten, daß man sich nur die Mühe nehme, es anzuhören. Und auch das geschieht nicht einmal umsonst; denn er muß sich ein Haus borgen, sich einen Hörsal bauen, Stühle und Bänke miethen, und Bücher austheilen. Wenn nun sein Vorlesen aufs allerbeste gelingt: So genießt er sein ganzes Lob nur ein paar Tage lang, da es gleichsam in der ersten Blüthe ist; denn es kömmt zu keiner Reife, bringt auch keine tüchtige Frucht. Kein Mensch wird deswegen sein Freund, niemand sucht sein Client zu werden; niemand drückt sich eine von ihm empfangene Wohlthat ins Gemüthe: Sondern er höret nur ein unbeständiges Geschrey, leere Stimmen und eine flüchtige Belustigung.

Wir lobten es neulich als eine sonderbare Freygebigkeit Vespasians, da er dem Bassus fünfhundert Sestertien geschenket hatte. Es ist auch in der That etwas herrliches, die Mildigkeit der Fürsten durch seinen Witz zu verdienen. Allein um wieviel trefflicher ist es nicht, sich selbst solche Vortheile

der Beredsamkeit treibet, dennoch unten stehen bleibest; das bessere verlässest, und das schlechte erwählest.

Was meynest du, wenn du in Griechenland gebohren wärest, wo es kein Schimpf ist, auch leichtsinnige Künste zu treiben, und dir die Götter des Nicostratus Kräfte gegeben hätten; so würde ich es nicht zulassen, daß du die starken Schultern und die zum Kampfe gebohrnen Arme, mit Pfeilwerfen oder dem Tellerspiele beschimpfen solltest. Auf gleiche Weise ruffe ich dich itzo aus den Hörsälen und von den Schaubühnen aufs Rathhaus, zu Processen und zu wahrhaftigen Streitigkeiten: Zumal da du dich nicht einmal dadurch entschuldigen kannst, was sonst den meisten zur Ausflucht dienet; als wenn nämlich die Poesie sich nicht so viel Feinde machte, als die Beredsamkeit. Denn dein herrliches Naturell ereifert sich doch; nicht einem Freunde zu gefallen: Sondern du beleidigst andre um des Cato willen. Da entschuldigt sich nun die Beleidigung weder durch die Nothwendigkeit deiner Pflicht, noch durch die Redlichkeit eines Sachwalters, noch durch die Hitze im Reden. Du scheinest vielmehr mit gutem Bedachte eine merkwürdige Person, die mit großem Nachdrucke sprechen könnte, erwählet zu haben.



Ich merke schon, daß du antworten kannst: Dieses bringe eben den größten Ruhm zuwege; daher entstünde der Beyfall aller Zuhörer, und deswegen redete die ganze Stadt davon. Ganz recht: Aber so entschuldige dich nur nicht mehr mit der Liebe einer ruhigen und sichern Lebensart; da du dir ja die größesten Leute zu Gegnern wählest. Wir sind vergnügt, die Privatstreitigkeiten unsrer Bürger auszuführen. Ist es nun dabey nöthig, einem bedrängten Freunde zu gute, die Ohren der Mächtigen zu beleidigen; so hat man doch seiner Pflicht ein Gnügen gethan, und das kann die genommene Freyheit sattsam entschuldigen.

Als dieses Aper, nach seiner Gewohnheit, heftig und mit erhabener Stimme, gesprochen hatte, lächelte Maternus ganz ruhig, und sagte: Ich hatte mich fertig gemacht, die Redner eben so lange anzuklagen, als Aper sie gelobet hat. Denn ich

dach-

Denn diese eure gewinnsüchtige und blutige Beredsamkeit ist neu, und aus der Bosheit der Menschen entstanden; ja wie du selbst sagest, Aper, sie ist an statt der Schwerdter und Spieße erfunden worden.

Hingegen war das eine glückselige, und daß ich poetisch rede, eine recht güldne Zeit, da man so wohl an Rednern als an Lastern einen Mangel, an Dichtern und Poeten aber einen Ueberfluß hatte; welche nur tugendhafte Thaten besungen, nicht aber die lasterhaften vertheidigten. Niemand genoß mehr Ehre, als sie, und zwar erstlich bey den Göttern, derer Antworten sie kund machten, und deren Gastmahlen sie beywohneten; nachmals auch bey den Nachkommen dieser Götter, und den ansehnlichsten Königen; bey welchen man in den Geschichten keinen Sachwalter, wohl aber einen Orpheus und Linus, und wenn man etwas weiter zurücke geht, den Apollo selbst antrifft.

Dünkt dir aber dieses gar zu fabelhaft und erdichtet, so wirst du mir doch das zugeben, Aper, daß Homerus bey den Nachkommen eben so viel Ruhm, als Demosthenes, erlanget hat; und die Ehre des Euripides und Sophokles in keine engere Grenzen eingeschlossen ist, als das Gerüchte, welches Lysias und Hyperides sich erworben haben. Du wirst auch heutiges Tages mehrere finden, die lieber des Virgilius, als des Cicero Ruhm zu haben wünschen würden. Auch keine Schrift des Asinius und Messala ist so berühmt, als des Ovidius Medea, und des Varius Thyestes.

Selbst das Glücke der Poeten und ihren glückseligen Aufenthalt scheue ich mich nicht mit dem unruhigen und beängstigten Leben der Redner zu vergleichen. Obgleich diese durch ihre Gefährlichkeiten und Zänkereyen bis zur Bürgermeisterwürde gestiegen sind: So will ich mir doch lieber die sichere und einsame Stille des Virgilius wählen, dabey es ihm weder an Augusts Gnade, noch an der Hochachtung des römischen Volkes gefehlet hat. Es bezeugens Augusts eigene Briefe: Es bezeugets auch das Volk selbst, welches, als auf der Schaubühne ein Gedichte Virgils vorgelesen wurde, auf-

gestan-

get seyd? Ganz und gar nicht, versetzte Secundus, ich wollte, du wärest eher gekommen. Denn du würdest dich so wohl an der wohlgefaßten Rede unsers Apers vergnüget haben, wodurch er den Maternus ermahnete, sich mit allen Kräften auf die gerichtliche Beredsamkeit zu legen; als auch an des Maternus freudiger, und wie es Poeten zusteht, recht kühner Vertheidigungsrede für seine Gedichte, darinn er sich mehr poetisch, als oratorisch, hat hören lassen.

Ich würde mich nicht nur über diese Unterredung sehr ergetzet haben, versetzte Messala; sondern ich vergnüge mich auch itzo über euch, daß ihr, als solche wackere Männer, und die größesten Redner dieser Zeit, nicht nur bey lauter Rechtshändeln und gerichtlichen Reden eure Köpfe anstrenget, sondern auch solche Unterredungen hinzusetzet, die so wohl das Gemüthe erqvicken, als die Gelehrsamkeit erweitern; ja denen so wohl, mit welchen ihr streitet, als andern, die nur davon hören, die allersüßeste Belustigung zuwege bringen. Ich sehe auch, daß es nicht weniger an dir gelobt wird, mein Secundus, daß du des Julius Asiaticus Leben beschreibest, und uns also zu mehr dergleichen Büchern Hoffnung machest; als an dem Aper, daß er die akademischen Streitigkeiten noch nicht ganz hindansetzet, und seine Nebenstunden lieber nach Art der neuern Lehrer der Beredsamkeit, als nach Art der alten Redner, anwenden will.

Hierauf versetzte Aper: Du hörst gar nicht auf, Messala, die alten vormaligen Dinge zu loben und zu bewundern, die Gelehrsamkeit unsrer Zeiten hingegen auszulachen und zu verspotten. Denn so habe ich dich oft reden hören, da du weder deines Bruders, noch deiner eigenen Beredsamkeit eingedenk warest, und behauptetest, daß heute zu Tage kein Mensch ein Redner sey. Das dünkt mich nun desto verwegener gehandelt zu seyn, je weniger du den Vorwurf besorgetest: Es wäre höchst unbillig, dir selbst die Ehre abzusprechen, welche dir doch ein jeder zugestünde.

Es schwebt mir ein Ulysses und Nestor vor Augen, die fast 1200 Jahre vor uns gestorben sind. Ihr aber führt den Demosthenes und Hyperides an, von denen es doch bekannt genug ist, daß sie zu Alexanders und Philippi Zeiten geblühet, doch so, daß sie diese beyde überlebet haben. Daher erhellet nun, daß noch nicht viel über dreyhundert Jahre zwischen uns und dem Demosthenes verflossen sind. Vergleichet man nun diese Dauer mit der Schwachheit unsrer Körper, so kann sie vielleicht jemanden lang vorkommen: Hält man sie aber gegen die Natur der Zeit, und gegen die unermeßliche Ewigkeit, so wird sie uns sehr kurz und ganz neulich bedünken. Denn wie Cicero im Hortensius schreibet, so ist dann allererst ein großes und wahrhaftiges Jahr vorbey, wenn der Himmel und alle Gestirne wiederum eben dieselbe Stellung bekommen, welche Zeit aber 12854 von unsern Jahren in sich begreift. Ist nun dem also, so erhellet ja, daß euer Demosthenes, den ihr für einen Alten ausgebt, nicht nur in demselben Jahre, sondern gar in einem Monate mit uns gelebet habe.

Allein ich komme auf die lateinischen Redner, unter welchen ihr vermuthlich nicht den Menenius Agrippa, der noch einiger maßen alt heißen könnte, unsern heutigen beredten Leuten vorziehen wollet: Sondern Cicero, Cäsar, Cälius, Calvus, Brutus, Asinius und Messala sind es; von welchen ich doch gar nicht begreifen kann, warum ihr sie vielmehr zu den alten als itzigen Zeiten rechnen wollt. Denn vom Cicero selbst anzufangen, so ist ja derselbe, nach dem Berichte seines Freygelassenen, des Tiro, unter dem Bürgermeisteramte des Hirtius und des Pansa, den 7 Id. Decembr. erstochen worden, eben das Jahr, da Augustus sich selbst und den Q. Pedius an die Stelle der itzt gedachten Bürgermeister zu Nachfolgern ernennet hat. Setze nun die 56 Jahre, die Augustus regieret hat, setze die 23 Jahre des Tiberius hinzu, hernach die fast vollkommenen 4 Jahre des Cajus, ferner die zweymal 14 Jahre des Claudius und Nero, ein Jahr des Otto, Galba und Vitellius, und endlich 6 Jahre des itzigen glück-

Crassus weit schöner und zierlicher, als Gracchus: Cicero viel deutlicher, artiger und erhabener, als beyde: Corvinus endlich weit sanfter und annehmlicher, auch mit weit auserlesenern Worten, als Cicero. Hier frage ich nun nicht einmal, wer von ihnen beredter sey? Ich bin vergnügt, daß ich erwiesen habe, die Beredsamkeit habe nicht immer einerley Ansehen; sondern man finde so gar bey denen, die ihr für alte Redner haltet, verschiedene Gattungen der Wohlredenheit: Dasjenige sey nicht flugs schlechter, was einiger maßen anders ist; und daß es bloß der menschlichen Bosheit zuzuschreiben sey, wenn nur das Alte gelobt, das Neuere hingegen verächtlich gehalten wird.

Zweifelt auch wohl jemand, daß es nicht Leute gegeben, die den Appius Cäcus mehr als den Cato bewundert? Wir wissen ja, daß es dem Cicero selbst an Spöttern nicht gefehlet, denen er aufgeblasen und schwülstig, nicht nachdrücklich genug, gar zu hochtrabend und ausschweifend, endlich auch gar zu neumodisch geschienen? Du hast sonder Zweifel des Calvus und Brutus Briefe an den Cicero gelesen, daraus du leicht sehen kannst, daß Calvus dem Cicero matt und entkräftet, Brutus hingegen schläfrig und fahrläßig zu seyn bedünket habe. Cicero aber hat von dem Calvus hören müssen, daß er locker und kraftlos wäre, ingleichen von dem Brutus, daß er gebrochen und ohnmächtig sey; wenn ich mich seiner eigenen Worte bedienen darf.

Fragest du mich darum; so halte ich dafür, daß sie alle Recht gehabt haben: Ich will aber gleich auf jeden ins besondre kommen, denn mit allen auf einmal habe ich nichts zu thun. Die Bewundrer des Alterthums pflegen die Grenzen desselben gleichsam da zu bestimmen, wo Cassius Severus eintrifft; als welcher zuerst von der alten Art der Wohlredenheit abgewichen seyn soll. Ich behaupte aber, daß er solches weder aus Schwachheit des Verstandes, noch aus Unwissenheit, sondern mit gutem Bedachte und nach reifer Ueberlegung gethan habe. Er sah nämlich wohl, wie ich nicht längst gedacht, daß, nach Beschaffenheit der Zeiten und

für den A. Cäcina lesen? Der Richter kömmt itzo dem Redenden zuvor, ja er mag ihn gar nicht hören, wo er nicht entweder durch den Strom der Beweisgründe, oder durch die Farben der Sprüche, oder durch den Glanz und Putz der Beschreibungen eingenommen wird.

So gar der anwesende Pöbel, und die ab- und zugehenden Zuhörer sind schon einer muntern und zierlichen Rede gewohnt, und können das finstre und unartige Wesen des Alterthums eben so wenig leiden, als wenn jemand auf des Roscius Schaubühne entweder Turpions oder des Ambivius Geberden machen wollte. Noch mehr, auch die jungen Leute, die sich aufs Studiren legen, und ihres Nutzens halber sich zum Stadtrichter halten; die wollen itzo nicht nur zuhören, sondern auch etwas artiges und denkwürdiges mit sich nach Hause bringen. Ja sie erzählens einander, und schreibens oft bis in die Provinzen und Colonien, wenn jemand, in einer von seinen Reden, entweder etwas scharfsinniges und kurzgefaßtes vorgebracht, oder wenn irgend eine Stelle durch einen ausgesuchten und poetischen Zierath hervorgeleuchtet hat.

Denn man fordert itzo von Rednern auch schon einen poetischen Putz: Nicht zwar einen solchen, der nach dem altfränkischen Accius und Pacuvius schmecket, sondern der aus des Horaz, Virgils und Lucans Heiligthümern genommen ist. Indem sich nun unsre Zeiten nach dergleichen Ohren und Urtheilen beqvemen, so sind sie auch schöner und zierlicher geworden. Doch sind deswegen unsre Reden nicht unkräftiger, weil sie mit Lust angehöret werden. Denn wer wollte darum unsre Tempel für hinfälliger halten, weil sie nicht aus grobem Kalke und aus ungestalten Ziegeln gebauet werden, sondern vom Gold und Marmor glänzen?

Die Wahrheit zu gestehen, ich kann mich bey einigen Schriften der Alten kaum des Lachens enthalten, bey andern aber kaum des Schlafes erwehren. Selbst Calvus, der doch, wo mir recht ist, ein und zwanzig Bücher nachgelassen hat, thut mir kaum in einer oder der andern Rede ein Gnügen. Ich sehe auch nicht, daß andre mir hierinn widersprechen.

den nachgeahmet hat: So hart und trocken ist er. Diejenige Rede aber ist wie der menschliche Körper allererst schön, worinnen weder die Adern hervorragen, noch die Gebeine zu zählen sind; sondern wo ein gesundes und gemäßigtes Geblüt die Glieder erfüllet, die vollen Mäuslein erhebet, die kleinsten Adern roth färbet, und der Haut ein liebliches Ansehen giebt. Den Corvinus will ich schonen, weil es nicht bey ihm gestanden, die Munterkeit und Zierlichkeit unsrer Zeiten nachzuahmen.

Ich komme auf den Cicero, der mit seines gleichen eben den Streit gehabt, den ich mit euch habe. Denn diese bewunderten die Alten, er aber zog die Beredsamkeit seiner Zeiten vor; und übertraf die Redner seiner Zeiten durch nichts so sehr, als durch seine Beurtheilungskraft. Er hat zuerst die Reden ausgeputzet, zuerst eine Wahl in Worten beobachtet, und in die Schreibart Kunst gebracht. Er hat sich zuerst der Munterkeit beflissen und schöne Lehrsprüche ersonnen; sonderlich in den Reden, die er im Alter, und am Ende seines Lebens gemacht hat, das ist, nachdem er weiter gekommen war, und durch Fleiß und Erfahrung gelernet hatte, welches die beste Art der Beredsamkeit wäre.

Denn seine ersten Reden sind nicht von den Fehlern des Alterthums gesaubert. Er ist langweilig in Eingängen, weitläuftig in Erzählungen, saumselig in Nebendingen. Er fasset langsam Feuer, und wird selten recht hitzig. Wenige Sätze schließen sich schön, so daß etwas scharfsinniges in dem Gemüthe zurücke gelassen wird. Man kann sich nichts daraus anmerken, nichts andern erzählen, und es sieht nicht anders bey ihm aus, als in einem groben Gebäude, wo zwar alle Wände fest und dauerhaft sind, aber nichts poliertes und glänzendes gefunden wird. Meiner Meynung nach, muß ein Redner, wie ein guter Hausvater, nicht nur in einem solchen Hause wohnen, wo er vor Wind und Regen sicher ist, sondern welches auch gut aussieht und schön ins Auge fällt. Er muß nicht nur solchen Hausrath haben, der ihm zu nothwendigem Gebrauche zulänglich ist, sondern auch von Gold und

Ihr aber, o ihr beredten Leute, fahret doch fort, eurem Vaterlande durch die allervollkommenste Beredsamkeit Ehre zu machen; so wie ihr denn thun könnt und wirklich thut. Denn ich sehe, daß du, Messala, die allermuntersten Stellen der Alten nachahmest. Ihr aber, Maternus und Secundus, wisset in eure Ernsthaftigkeit den schönsten Zierrath und Auspuz der Redensarten zu mischen. Ihr wisset solche Erfindungen, so viel Ordnung, und so oft es die Beschaffenheit der Sachen erfodert, so reich, so kurz, so zierlich und so ungezwungen zu reden, so die Affecten auszudrücken, so die Freyheit zu mäßigen, daß wenn gleich unsre Zeit aus Bosheit und Neid euch nicht sattsam verehret, dennoch die Nachkommen nach Verdienste von euch urtheilen werden.

Als Aper dieses ausgeredet hatte, sprach Maternus: Sehet ihr nun den Nachdruck und Eifer unsers Apers? Mit was für einem Strome der Beredsamkeit hat er nicht unsre Zeiten vertheidiget? Wie mannigfaltig und wortreich hat er nicht die Alten herum genommen? Mit wie vielem Geiste und Witze, ja auch mit was für Kunst und Gelehrsamkeit hat er nicht von ihnen selbst die Waffen geborget, womit er sie selber angreifen könnte? Du aber, Messala, mußt deswegen deines Versprechens nicht vergessen. Denn wir verlangen weder, daß jemand die Partey der Alten vertheidigen solle, glauben auch nicht, daß jemand unter uns, die wir itzo gelobet worden, mit denen zu vergleichen wäre, die Aper so sehr angegriffen hat. Er selber ist dieser Meynung nicht im Ernste zugethan; sondern er hat, nach Art der alten Weltweisen, von welcher ihr so viel haltet, diese Gegenpartey zu halten übernommen. Mache uns also keine Lobrede der Alten, denn der allgemeine Ruf lobet sie zur Gnüge; sondern zeige uns nur die Ursache an, warum wir von ihrer Beredsamkeit abgewichen sind: Insonderheit da er erwiesen hat, daß nicht mehr als hundert und zwanzig Jahre nach dem Tode Cicerons verflossen sind.

Hierauf erwiederte Messala: Ich will deiner Vorschrift folgen, Maternus. Denn den Aper darf man nicht lange wider-

Gedanken eröffnet habe. Denn sollte derjenige wohl den Cicero beneidet haben, der mir nicht einmal den Cäsar beneidet zu haben scheinet? Was den Ser. Galba und C. Lälius anlanget, und was er noch sonst für Alte verspottet hat, das erfordert keinen Vertheidiger. Denn ich gestehe, daß ihrer Beredsamkeit, die gleichsam noch in der Wiegen lag, und die noch nicht zu Kräften gekommen war, noch viel gefehlet habe. Im übrigen, wenn ich außer der allervollkommensten Art zu reden mir eine Gattung erwählen soll; so will ich mir lieber des Gracchus seine Gewaltsamkeit, oder des L. Crassus reifes und männliches Wesen, als die Schnörkel des Mäcenas, und den Schellenklang des Gallias wünschen. So gar viel besser steht es einem Redner an, ein rauhes Kleid anzuziehen, als einen gezwungenen und gekünstelten Hurenschmuck zu tragen.

Denn das ist gewiß keine oratorische, ja nicht einmal männliche Art der Zierrathe, deren sich die meisten heutigen Sachwalter bedienen; wenn sie an frechen Reden, an leichtsinnigen Sätzen und Sprüchen, und an verwegenen Redensarten es einem Comödianten oder Pickelheringe gleich thun wollen. Ja, welches kaum erlaubt ist anzuhören, so pralen viele damit, als ob es eine besondre Ehre, ein großer Ruhm, oder ein trefflicher Witz an ihnen wäre, daß ihre Aufsätze abgesungen und gleichsam hergetanzet würden. Daher entsteht der schändliche und verkehrte, aber doch gewöhnliche Ausruff, daß unsre Redner zärtlich reden, unsre Comödianten aber beredt tanzen!

Zwar leugne ich nicht, daß Cassius Severus, den sich Aper ganz allein zu nennen unterfangen hat, in Vergleichung seiner Nachfolger allein ein Redner genennet werden könne: Wiewohl in dem größesten Theile seiner Schriften mehr Kraft, als gesundes Geblüte ist. Er hat zuerst die Ordnung aus den Augen gesetzet, die Bescheidenheit und Schamhaftigkeit in Worten vergessen, und selbst die Waffen, womit er streitet, übel eingerichtet: So daß er, aus Begierde seinen Gegner zu verletzen, ganz niederträchtig wird, und mehr zu

zanken,

Darauf versetzte Messala, ihr wollt keine verborgene Ursachen von mir hören, die entweder dir, Maternus, oder dem gegenwärtigen Aper unbekannt wären; sondern ihr legt mirs auf, unser aller Meynung an den Tag zu legen. Denn wem ists unbekannt, daß die Wohlredenheit samt den übrigen Künsten, nicht aus Schuld der Menschen, sondern aus Nachläßigkeit der Jugend, aus Sorglosigkeit der Aeltern, aus Unwissenheit der Lehrmeister, und aus Vergessenheit der alten Gebräuche, von dem alten Gipfel ihres Ruhmes herunter gekommen. Alle dieses Unheil nun ist zuerst in der Stadt Rom entstanden, hernach durch ganz Italien ausgebreitet, und itzo schon bis in die Provinzen gedrungen: Ob wohl unser eigenes uns am besten bekannt ist.

Ich will nur von der Stadt allein, und von diesen einheimischen Lastern reden, die uns von Jugend auf ankleben, und sich mit den Jahren häufen; wenn ich nur zuvor erstlich von der Ernsthaftigkeit und scharfen Kinderzucht unsrer Vorfahren, etwas weniges werde erinnert haben. Zuförderst ward vorzeiten ein Sohn, der einem jeden von seiner keuschen Ehegattinn gebohren war, nicht in der Kammer einer gemietheten Amme, sondern in dem Schooße und an der Brust seiner Mutter erzogen, deren vornehmste Sorgfalt auf das Hauswesen und auf die Kinderzucht gerichtet war. Es ward aber eine etwas bejahrte und wohlgesittete Blutsfreundinn erwählet, welcher man die Auferziehung aller Kinder eines Hauses anvertrauete; in deren Gegenwart weder etwas schändliches geredet, noch etwas unanständiges gethan werden dorfte: Ja die nicht nur den Unterricht und die Sitten der Knaben, sondern auch ihre Spiele und müssige Stunden mit einer gewissenhaften Ehrbarkeit einzurichten wußte.

So wissen wir, daß Cornelia der Gracchen, Aurelia Cäsars, und Accia Augusts Auferziehung besorget, aber auch treffliche Leute an ihnen erzogen haben. Diese Zucht und strenge Aufsicht nun diente dazu, daß das gute und unverderbte Naturell jedes Kindes durch keine Bosheit verwarloset werden, sondern von ganzem Herzen die guten Künste lieb gewinnen möchte;

Ich muß hier nothwendig meine Gedanken auf diejenige Zucht wenden, die jene Redner gehabt haben, deren unendliche Arbeit, tägliches Nachsinnen, und beständige Uebungen in allen Gattungen der Gelehrsamkeit, uns in ihren Büchern vor Augen liegen. Ihr kennet das Buch Cicerons, welches er Brutus nennet, wo er am Ende (denn von forne thut er von den alten Rednern Meldung) seinen Anfang, sein Wachsthum, ja so zu reden seine Auferziehung in der Beredsamkeit erzählet. Beym Q. Mutius habe er das bürgerliche Recht gelernet; bey dem akademischen Philo und dem stoischen Diodorus habe er alle Theile der Weltweisheit völlig gefasset. Ja er sey nicht einmal mit diesen Lehrern zufrieden gewesen, die er zu Rom hätte haben können; sondern wäre durch Achaia und Asien gereiset, damit er den ganzen Inbegriff mannigfaltiger Künste lernen möchte.

Und in der That sieht man aus Cicerons Schriften, daß er weder in der Meßkunst, noch in der Musik, noch in der Sprachkunst, noch in irgend einer andern freyen Kunst unwissend gewesen. Er hat die subtileste Disputirkunst, die Sittenlehre, und Naturwissenschaft verstanden. Und so verhält sichs, ihr wackern Männer: So entsteht aus einer großen Gelehrsamkeit, aus vieler Kunst und Wissenschaft die wunderwürdige Beredsamkeit. Denn die Kräfte und die Fähigkeit eines Redners lassen sich nicht, gleich andern Dingen, in so enge und schmale Grenzen einschließen. Das ist erst ein Redner, der von allen Materien, nach Erforderung der Sachen und nach Beschaffenheit der Zeiten, schön und zierlich, doch so reden kann, daß die Zuhörer dadurch belustiget und überredet werden.

Dieses war die Meynung jener Alten; dazu hielten sie es für nöthig, sich nicht nur in den Rednerschulen hören zu lassen, auch nicht in erdichteten und ganz unwahrscheinlichen Streitigkeiten, nur die Zunge und Kehle zu üben; sondern sich in den Wissenschaften feste zu setzen, darinnen vom Guten und Bösen, von der Ehrbarkeit und Schändlichkeit, von der Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit gehandelt wird. Denn das sind diejenigen Materien, davon ein Redner sprechen muß. Vor Gerichte nämlich

einem jungen Menschen Anleitung geben, der nicht nur etliche Künste, sondern alle ganz ausführlich hören soll.

Eben deswegen trieben die alten Redner auch das Bürgerrecht, die Grammatik, die Musik und Geometrie. Denn es fallen viel Processe vor, wo man die Rechtsgelahrheit brauchet; in den meisten aber hat man auch wohl der andern Wissenschaften nöthig. Es antworte mir auch niemand: Es sey schon genug, wenn man sich im Nothfalle etwas weniges davon, als in einem kurzen Begriffe, beybringen lasse. Denn es ist ein großer Unterscheid, ob man sich dessen als eines Eigenthums bedienet, oder ob man es gleichsam nur von andern geborget hat, und man hört es gleich, ob der Redner das, was er vorbringt, selbst verstehet, oder ob er es nur entlehnet hat.

Hernach aber zieret uns die Wissenschaft vieler Künste, wenn wir gleich gar nicht daran denken, und leuchtet auch da hervor, wo man es gar nicht vermuthen sollte. Und das bemerken nicht nur die Gelehrten unter den Zuhörern, sondern auch das gemeine Volk: Dieses rühmet alsofort von ihm, daß er rechtschaffen studieret habe, alle Stuffen der Beredsamkeit durchgegangen, ja wirklich ein Redner sey. Denn ich selbst halte dafür, daß niemand ein Redner werden könne, auch niemals gewesen sey, es sey denn, daß er mit allen Künsten und Wissenschaften versehen vor Gerichte, wie ein Soldat mit allen Waffen im Felde, erschienen ist.

Dieses aber wird von den heutigen Fürsprechern so versäumet, daß man in ihren Vorträgen auch den Abschaum der gemeinsten Redensarten, ja die schändlichsten Schnitzer wider die Sprache wahrnimmt: Daß sie die Gesetze nicht verstehen, die Rathsschlüsse nicht kennen, und das Stadtrecht nicht wissen. Die Weltweisheit, und die Sprüche der Weisen scheuen sie gar. Dabey aber schränken sie die Beredsamkeit in so enge Sätze und Perioden, als wenn sie aus ihrem Reiche vertrieben wäre; so gar, daß die vormalige

gen Leute, und die sich vor Gerichte eingefunden, sich fest zu setzen und zu bestärken gewohnt gewesen. Ich zweifle nämlich nicht, daß du nicht mit mir dafür halten solltest, die Beredsamkeit bestehe nicht so wohl in einer Kunst und Wissenschaft, als in einer Fertigkeit und Uebung: Wie denn auch diese aller meiner Meynung beyzupflichten scheinen.

Als nun Aper und Secundus ihm Beyfall gegeben hatten, hub Messala gleichsam von neuem an, und sprach: Weil es euch denn dünket, daß ich den Grund und Ursprung der alten Beredsamkeit sattsam erwiesen habe, indem ich gezeiget, in was für Künsten die alten Redner pflegten unterrichtet zu werden; so will ich nun zu ihren Uebungen fortfahren. Nun ist zwar in den Künsten selbst schon einige Uebung, und niemand kann so viel verborgene und mannigfaltige Dinge fassen, wo nicht zur Wissenschaft ein Nachsinnen, zum Nachsinnen eine Fertigkeit, zur Fertigkeit eine Stärke der Beredsamkeit kömmt: Daraus denn folget, daß es einerley ist, ob man dasjenige vernimmt, was man ausspricht; oder dasjenige ausspricht, was man vernommen hat. Wem aber dieses dunkel vorkömmt, und wer die Wissenschaft von der Uebung absondert, der wird gewiß das zugeben, daß ein Mann, der in allen diesen Künsten unterwiesen, und wohl darinn bewandert ist, ein weit größeres Geschicke zu den eigentlichen Rednerübungen mitbringen wird.

Wenn also bey unsern Vorfahren ein Jüngling, der dem Rathhause und der Beredsamkeit gewidmet war, zu Hause wohl erzogen, und in guten Künsten wohl unterwiesen worden, so ward er von seinem Vater, oder von einem Verwandten, zu dem vornehmsten Redner in der Stadt geführet. Diesem folgte er nach, diesen verehrte er, dessen Reden wohnte er so wohl vor Gericht, als bey den Versammlungen des Volkes beständig bey; so daß er bey allen seinen Streitigkeiten und Zänkereyen zugegen war, und, so zu reden, im Kriege selbst streiten lernte.

Hier-

Anklage oder eine Vertheidigung unternehmen. Im 19 Jahre hat L. Crassus den Carbo, im 21sten Cäsar den Dolabella, im 22sten Asinius Pollio den Cato, und Calvus endlich nicht viel älter den Vatinius durch diejenigen Reden angegriffen, die wir noch mit Verwunderung lesen.

Itzo hergegen werden unsre Bürschgen auf die Schulcathedern derer geführet, die man Rhetores nennet, und die nur kurz vor dem Cicero aufgekommen sind. Daß sie unsern Vorfahren nicht sonderlich angestanden haben, das erhellet daraus, daß unter den Bürgermeistern Marc. Crassus und Domitius, ihnen anbefohlen werden, diese Schulen der Verwegenheit zu schließen. Aber wir, wie ich sagen wollte, werden in diese Schulen gebracht; wo es schwer fällt, zu entscheiden, ob der Ort an sich, oder die Mitschüler, oder die Art des Studirens selbst mehr Schaden stiften.

Denn der Ort selbst hat nichts ehrwürdiges an sich, als woselbst lauter eben so unerfahrne Leute, als wir selbst sind, angetroffen werden. Von den Mitschülern ist auch nichts zu lernen, da Knaben vor Knaben, und Jünglinge vor Jünglingen mit einerley Gleichgültigkeit reden und zuhören. Die Uebungen selbst sind größtentheils widersinnisch. Denn es werden bey diesen Lehrmeistern hauptsächlich zweyerley Arten von Materien geübt; nämlich Ueberredungen und Streitigkeiten. Die Ueberredungen nun, die, ihrer Meynung nach, leichter sind und weniger Klugheit erfordern, werden den Knaben überlassen; die Streitigkeiten aber den Erwachsenen aufgetragen. Allein, wie klingen dieselben, und wie unvergleichlich sind sie abgefasset!

Es geschieht nämlich, daß die Ausarbeitung ihrer Materie gleichförmig wird, welche aber der Wahrheit ganz entgegen läuft. Daher kömmts, daß sie entweder die Belohnungen der Tyrannenmörder, oder die Heyrathen geschwächter Weibspersonen, oder Mittel wider die Pest, oder die Blutschande der Mütter, und was sonst in Schulen täglich, vor Gerichte aber entweder selten oder niemals, vorkömmt, mit stolzen Redensarten

Ja sie hatten auch auswärtige Völker im Ueberflusse zu Clienten. Giengen sie in eine Provinz ab, oder kamen sie daher zurücke, so wurden sie von der Obrigkeit gefürchtet und verehret. Ihnen schien auch das Stadtrichter- und Bürgermeisteramt gleichsam zu winken. Und wenn sie gleich im Privatstande lebten, so waren sie doch nicht ohne alle Gewalt, da sie sowohl den Rath als das Volk durch ihr Ansehen regierten. Ja sie bildeten sich selber ein, daß niemand in der Stadt eine ansehnliche Stelle, ohne die Beredsamkeit, weder erlangen noch erhalten könnte.

Und das war kein Wunder, indem sie wohl gar wider ihren Willen vors Volk gestellet wurden. Es war auch nicht genug, im Rathe seine Stimme zu geben, wenn man dieselbe nicht mit Verstand und Beredsamkeit zu vertheidigen wußte; da man sich selbst verantworten mußte, wenn man beneidet oder eines Lasters beschuldiget wurde; da man so gar kein öffentliches Zeugniß abwesend oder schriftlich, sondern dasselbe persönlich und mündlich ablegen mußte. Dergestalt kam zu den Belohnungen der höchsten Beredsamkeit auch noch die Nothwendigkeit und der Vortheil.

Beredt zu seyn, das ist etwas Schönes und Rühmliches: Aber stumm und sprachlos zu seyn, das wird für häßlich gehalten. Daher wurden sie nicht weniger durch die Ehrliebe, als durch die Belohnungen gereizet, dahin zu streben, daß sie vielmehr in der Zahl der Advocaten, als der Clienten, seyn möchten; daß ihnen die von ihren Vorfahren hinterlassenen Bekanntschaften nicht entgiengen; daß sie nicht als Faulenzer, die zu keinem Ehrenamte geschickt wären, entweder gar keins erhalten, oder das erhaltene nicht lange beybehalten möchten.

Ich weis nicht, ob euch die alten Schriften zuhanden gekommen, die noch in Bibliotheken aufbehalten, und itzo von dem Mutianus zusammen gezogen werden, ja bereits in eilf Büchern, die er aus drey Bänden von Briefen verfertiget

Wem ist es unbekannt, daß es besser sey im Frieden zu leben, als durch den Krieg belästiget zu seyn? Und doch hat der Krieg mehr tapfere Helden hervor gebracht, als der Friede. Mit der Beredsamkeit verhält sichs eben so. Denn je öfter jemand, so zu reden, im Treffen gewesen ist, je mehr Streiche man bekommen und gegeben hat, je wichtiger endlich der Gegner ist; desto schärfer streitet derjenige, der sich in einen so harten Kampf gewaget hat; desto muthiger und kräftiger wird er in die Gemüther der Menschen wirken, welchen mit der gar zu sichern Ruhe nicht viel gedienet ist.

Ich komme auf die Einrichtung und Gewohnheit der alten Gerichte. Ist gleich dieselbe heutiges Tages geschickter und besser, so war sie doch vorzeiten der Beredsamkeit zuträglicher. Da war niemand gezwungen, in gewissen wenigen Stunden seine Rede zu vollenden; es stund frey, die Sache des folgenden Tages wiederum vorzunehmen. Ein jeder wählte sich selbst, wie lange er reden, wie viel Tage und wie viel Fürsprecher er haben wollte. Cnejus Pompejus hat in seinem dritten Bürgermeisteramte zuerst die Beredsamkeit eingeschränket, und ihr gleichsam einen Zügel angeleget; doch so, daß alles vor Gerichte, alles nach den Gesetzen, alles beym Stadtrichter, ausgeführet werden mußte.

Aber was für große und wichtige Dinge wurden nicht hieselbst vormals ausgemacht? Dieses erhellet daraus, daß die Hunderte, wo heutiges Tages die vornehmsten Rechtshändel geführet werden, so sehr durch den Glanz der übrigen Gerichte verdunkelt wurden, daß weder von Cicero, noch vom Cäsar, noch vom Brutus, noch vom Cälius, noch vom Calvus, kurz, von keinem großen Redner eine lange Rede vorhanden ist, die daselbst wäre gehalten worden. Ich nehme die Rede aus, die Asinius für die Erben der Urbinia gehalten: Aber in den mittlern Zeiten Augusts, nachdem schon eine friedliche Zeit, die beständige Ruhe des Volkes, die anhaltende Einigkeit des Rathes, und die Zucht dieses großen

Kai-

den, und daß also selbst der Eifer eines uneinigen Volkes auch den allerschläfrigsten Redner aufmuntern und anfeuren können. Daher haben wir denn auch Reden übrig, die in solchen Fällen gehalten worden, und darnach man die Fähigkeit ihrer Urheber am meisten zu beurtheilen pflegt. Zu dem allen kamen noch die öftern Versammlungen des Volks, ferner das Recht, welches ein jeder hatte, auch den Allermächtigsten anzugreifen, und selbst der Ruhm, der aus der Feindschaft erwuchs; da viele Redner sich nicht einmal scheueten, den P. Scipio, den Sylla, oder den Cn. Pompejus anzutasten, und die größten Männer zu beleidigen. Man weis die Natur des Neides, und daher kam es, daß auch Pickelheringe bey dem Volke wider die Großen Gehör fanden. Was müssen denn alle diese Umstände den Rednern für Feuer und Muth eingeblasen haben?

Ich rede also hier von keiner friedfertigen und ruhigen Kunst, die sich durch Redlichkeit und Bescheidenheit erhält: Sondern diese große, diese merkwürdige Beredsamkeit ist eine Tochter der Frechheit, welche man thörlich eine Freyheit nannte; eine Gesellinn des Aufruhrs; ein Sporn des ungezähmten Pöbels; eine Kunst, die ungehorsam, halsstarrig, verwegen und stolz ist, ja in keiner wohleingerichteten Republik entstehet. Denn wo hören wir, daß in Lacedämon, oder in Creta, ein großer Redner aufgestanden ist, welche Städte ein strenges Recht und eine scharfe Zucht hatten? Auch die Macedonier und Persianer, ja alle Völker, die mit einerley Regiment zufrieden waren, haben keine Beredsamkeit verstanden. Die allermeisten Redner sind Rodiser und Athenienser gewesen, woselbst das unverständige Volk alles in Händen hatte, ja wo fast ein jeder alles in allem vermochte.

Selbst unsre Stadt, so lange sie in der Irre gieng, so lange sie Parteyen hegte, und sich durch ihre Uneinigkeit selbst aufrieb, so lange auf dem Rathhause kein Friede, vor

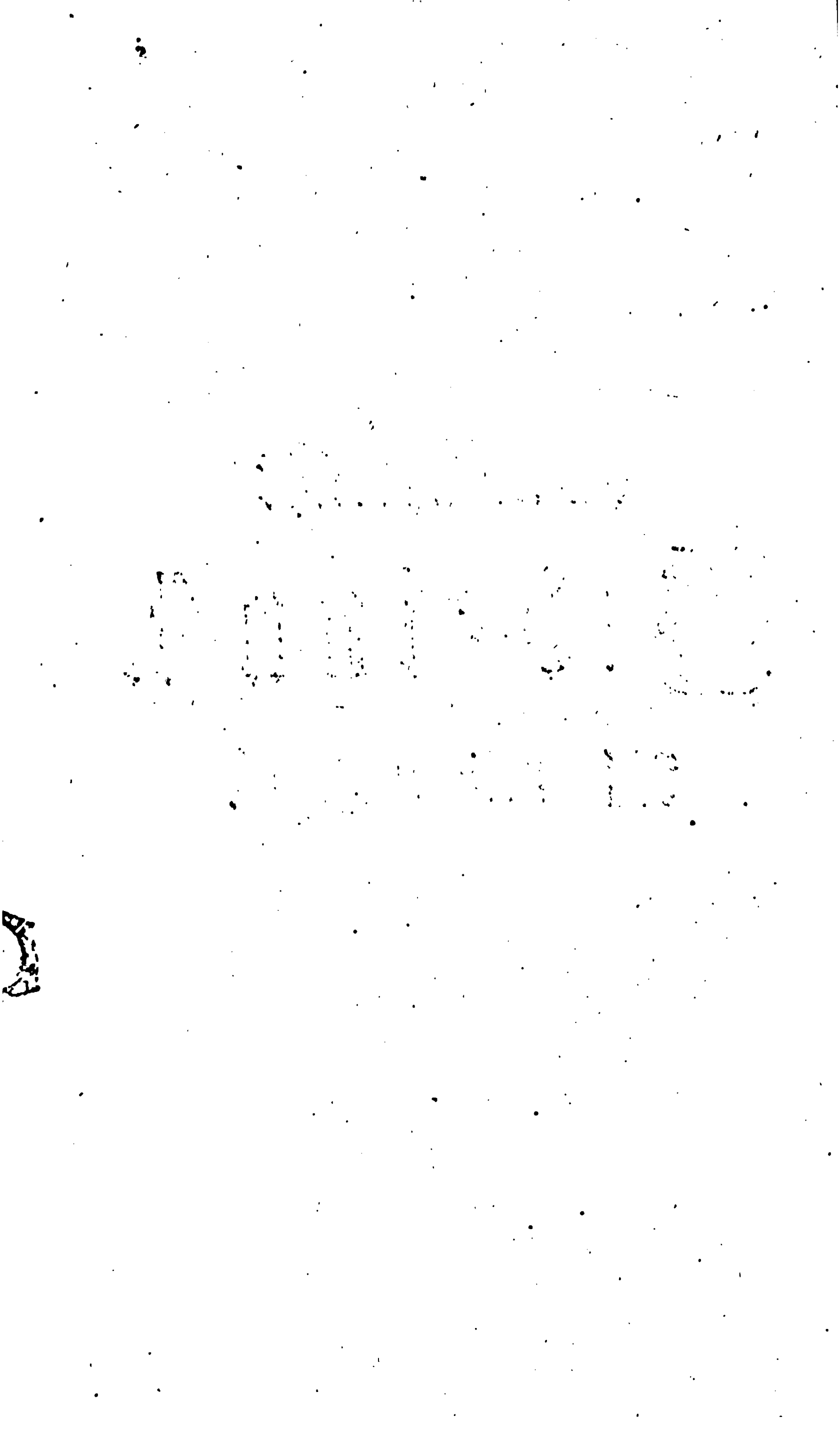
Gerichte

aber in den itzigen lebten, indem etwa eine Gottheit diesen Wechsel mit euch getroffen hätte; so würde es weder euch an dem großen Ruhme in der Wohlredenheit, noch ihnen an der heutigen Mäßigkeit und Bescheidenheit gefehlet haben. Da aber niemand zu gleicher Zeit ein großes Lob und eine gewünschte Ruhe erlangen kann; so genieße man doch lieber der Glückseligkeit seiner Zeiten, ohne dem andern die seinige vorzurücken.

Hier beschloß Maternus, und Messala sagte: Ich hätte wohl etwas einzuwenden, und wollte auch wohl wünschen, daß von etlichen Dingen noch ausführlicher gehandelt würde: Allein der Tag ist zum Ende. Das kann schon ein andermal geschehen, sprach Maternus, wenn es dir gut dünken wird, dich von dem, so dir noch dunkel geschienen, mit mir zu unterreden. Indem stund er auf, umarmte den Aper, und sprach: Ich werde dir die Poeten zu Feinde machen; Messala aber wird die Alten wider dich aufwiegeln. Und ich, versetzte Aper, werde die heutigen Lehrer der Beredsamkeit, mit ihren Schülern wider euch anhetzen. Man lachte von beyden Theilen, und wir giengen voneinander.



Ausführ-



§. II.

Dergestalt ist nun zwar die Sprache des Menschen der Grund aller Beredsamkeit: Doch ist sie an sich selbst noch die Beredsamkeit nicht. Es verhält sich damit fast wie mit dem Gehen und dem Tanzen, oder Laufen. Ein jeder Tänzer oder Läufer muß zuvor gehen können: Aber nicht alle, die da gehen, können auch geschickt tanzen, oder mit sonderbarer Behendigkeit laufen. Es wäre in dieser Absicht gut, daß man auch die Wörter, sprechen und **reden**, im gemeinen Gebrauche so unterscheiden möchte. Jenes könnte man allen Menschen einräumen, die den Gebrauch ihrer Zunge hätten, ihre Gedanken andern mitzutheilen: Dieses aber müßte man nur denen zugestehen, die mit besondrer Weitläustigkeit, Geschicklichkeit und Lebhaftigkeit, von einer jeden Sache ihre Gedanken zu erklären wüßten. Zum wenigsten gründet sich auf diesen Unterscheid auch derjenige, den man zwischen der Sprachkunst und Redekunst gemacht und zu machen Ursache gehabt hat.

§. III.

Hieraus ist nun überaus leicht zu sehen, daß die Sprache weit älter seyn muß, als die Beredsamkeit. Es sey nun, daß dem ersten Menschen die Sprache anerschaffen, oder daß selbige allmählich von ihm erfunden worden; indem er, nach Veranlassung seiner Empfindungen und Gedanken, allerley Töne von sich gegeben, und selbige als Zeichen gewisser Dinge beständig damit verknüpfet hat: So ist es doch gewiß, daß das erste Sprechen nicht so gleich eine wohlgesetzte Rede, und der erste Mensch nicht gleich ein geschickter Redner gewesen seyn kann. Die älteste Sprache muß in den ersten Jahren der Welt eine sehr unvollkommene Sprache gewesen seyn. Die Anzahl der Dinge, deren man dazumal nöthig hatte, war sehr geringe; der Umgang unter so wenigen Menschen und bey so wenigen Begriffen war sehr seltsam; und ihre Unterredungen mußten also nothwendig sehr mager bleiben: Folglich waren auch ihrer Worte nicht viel, folglich dachten sie mehr, als sie sprachen; wofern das noch

denken

schen Beredsamkeit gewiesen hätten. Doch nach dieser Zeit scheinet die Wohlredenheit, unter Leuten, die mit der Viehzucht umgiengen, ein schlechtes Wachsthum gehabt zu haben. Die Aegyptier hergegen müssen, zum wenigsten bey Hofe und unter ihren Priestern, schon mehr Fertigkeit im Reden erlanget haben: Denn wir sehen, daß Moses, der in aller ihrer Weisheit unterrichtet gewesen, nachmals bey Ausführung seines Volkes, und in der Wüsten bis an sein Ende, solche Proben einer erhabenen, durchdringenden und feurigen Beredsamkeit abgeleget, die man ohne allen Unterricht, und ohne alle vorhergehende Uebung nicht wohl von jemanden vermuthen kann.

§. VI.

Sein Nachfolger Josua ist nicht weniger ein Redner als ein Kriegsheld gewesen; wie abermal die Proben zeigen, die wir von seinen Anreden an das Volk noch haben. Unter den Richtern, bis auf Samuels Zeiten, mag es auch so manchen gegeben haben, der mächtig in Worten gewesen: Von dem letzten aber ist es gewiß, daß er nachdrücklich und herzrührend zu reden gewußt; wie aus seinen Strafpredigten, theils an das Volk, theils an den König Saul, sattsam abzunehmen ist. Was David und Salomon, nebst allen Propheten, die theils zu ihren, theils in folgenden Zeiten in Israel aufgestanden sind, für eine Beredsamkeit besessen haben, das lehren uns ihre Schriften zur Gnüge. Die jüdische Beredsamkeit hat den höchsten Gipfel erreichet, als Jesaias und Jeremias, jener zwar in der erhabenen und prächtigen, dieser aber in der beweglichen Art des Ausdruckes geprediget und geschrieben haben. Durch die babylonische Gefängniß aber hat nicht nur die Sprache der Hebräer, sondern auch ihre Beredsamkeit einen solchen Stoß bekommen, daß sie endlich beyde ganz in Verfall gerathen sind, und sich niemals wieder haben erholen können.

§. VII.

Unter allen so genannten barbarischen Völkern hat es nirgends eine Beredsamkeit gegeben, davon uns irgend einige Spuren

samkeit ihres Verfassers abzugeben; der gewiß auch in ungebundener Rede seine Gedanken würde ausführlich, nachdrücklich und lebhaft vorzutragen gewußt haben, wenn es ihm nur beliebt hätte. Eben das ist von den Poeten der Griechen überhaupt, sonderlich aber von den tragischen, zu sagen. Auch diese haben die trefflichsten Spuren der Beredsamkeit blicken lassen, wenn sie ihren Helden auf der Schaubühne die allerschönsten, beweglichsten und oftmals erhabensten Reden in den Mund geleget haben.

§. IX.

Nächst der Beredsamkeit der Poeten ist nun wohl die Wohlredenheit der Weltweisen die älteste. Es war nicht anders möglich, als daß diejenigen, die in die Sachen eine bessere Einsicht hatten, als andre, auch besser davon reden musten. Denn ihre Begriffe andern beyzubringen, mußten sie ja bequeme Worte suchen: Und dadurch ward denn die Sprache um ein vieles bereichert, und zum Ausdrucke tiefsinniger und gründlicher Vernunftschlüsse allmählich bequemer gemacht. Nun rühmen die Alten zuerst von dem atheniensischen Gesetzgeber **Solon**, daß er eine besondre Gabe, wohl zu reden, besessen habe. Hernach wird **Anaxagoras**, des Sokrates, Euripides und Isokrates Lehrmeister in der Weltweisheit, auch deswegen gerühmet, weil er beredt gewesen; und es ist kein Zweifel, daß diese Schüler ihm nicht auch darinn viel sollten zu danken gehabt haben. Daß **Sokrates** eine Beredsamkeit besessen, der fast niemand zu widerstehen vermocht, das kann aus den Gesprächen mit so vielen Leuten, dadurch er seine Lehren ausgebreitet, sattsam geschlossen werden. Zum wenigsten zeigt seine Apologie, die uns Plato aufgezeichnet hat, eine Probe von einer recht philosophischen und ungeschminkten Beredsamkeit. Wo bleibt noch **Plato** selbst, der, nach dem Urtheile der Kenner, so schön geredet und geschrieben hat, daß die Musen und Jupiter selbst so, wie er, geredet haben würden, wenn sie griechisch hätten sprechen wollen? Und wie schön muß nicht **Theophrastus** geredet haben, da er bloß dieser Gabe halber einen Namen

ansehnliche Leute waren, und vor andern geschickt zu reden wußten: Obwohl ihre Art des Ausdruckes sehr kurz, abgebrochen, viel reicher an Sachen, als an Worten, und also etwas dunkel gewesen seyn soll. Alle diese aber, die am atheniensischen Ruder gesessen haben, hat Perikles, durch seine Geschicklichkeit im Reden, weit übertroffen: Auf dessen Lippen die Göttin der Ueberredung ihren Sitz gehabt haben soll. Unter diese Zahl aber ist auch Demosthenes und Demetrius Phalereus zu zählen; ob sie gleich auch in der folgenden Classe mit Recht vorkommen können. Jener hat den höchsten Gipfel einer ernsthaften, nachdrücklichen und pathetischen Beredsamkeit erreichet; dieser aber hat eine sanfte, anmuthige, und mehr belustigende, als rührende Art der Wohlredenheit besessen.

§. XII.

Bisher haben wir die Geschicklichkeit, wohl zu reden, bey Leuten gesuchet, die eben kein Handwerk aus der Beredsamkeit gemachet. Allein alle dieselben, den einzigen Demosthenes ausgenommen, waren mehr durch ihr Naturell, als durch die Kunst, zu leidlichen, oder zu nachdrücklichen und anmuthigen Rednern geworden. Die Redekunst selbst hatte sehr spät ihre ordentliche Lehrer und Schüler gefunden. Denn um des Sokrates Zeiten allererst, als schon alle andere Künste, ja selbst die Weltweisheit, im größten Flore zu Athen waren, fanden sich erst Leute, die sich unterfingen, Regeln zu geben, wie man eine gute Rede zu machen hätte. Gorgias Leontinus, Thrasimachus von Chalcedon, Protagoras von Abdera, Prodicus Cejus und Hippias Eleus waren die ersten Lehrmeister der Beredsamkeit. Diese rühmten sich mit pralerischen Worten einer Kunst, dadurch man eine schlechte und ungerechte Sache vor Gerichte gewinnen könnte. Sokrates widersetzte sich, wie billig war, diesen sophistischen Kunstgriffen, und verspottete die Meister derselben bey aller Gelegenheit. Ja man bemerket, daß aus seiner Art, vernünftig und natürlich zu denken, zumal da er selbige auf lauter moralische Wahrheiten wandte, die ins gemeine Leben ihren

ein gewissen Einfluß hatten, auch der Beredsamkeit ein grosses Licht aufgegangen; indem allerdings aus seiner philosophischen Schule die beredtesten Männer folgender Zeiten entstanden sind.

§. XIII.

Um eben die Zeiten, doch da jene schon alt waren, stund endlich Isokrates auf, der eine viel bessere Art der Beredsamkeit einführete. Er schaffete das schwülstige und hochtrabende Zeug seiner Vorgänger ab, und führte den oratorischen Wohlklang in seinen Sätzen ein, darauf man vorhin nicht gesehen hatte. Zwar war er selbst kein öffentlicher Redner, allein er schrieb für andre Leute Reden, die sie vor Gerichte hielten. Als er aber deswegen oft selbst vor Gerichte gefordert ward, so hörte er auf, Reden zu machen, und befliß sich nur, die Redekunst öffentlich zu lehren, und andern die Regeln beyzubringen, darnach sie selbst etwas geschicktes ausarbeiten könnten. Sonderlich hat er die Lehre von Perioden und ihrem Wohlklange besser, als seine Vorgänger, verstanden, aber auch zuweilen noch gewisse Spielwerke darinnen geliebet, die von seinen Nachfolgern abgeschaffet worden. Diese waren Lysias, Hyperides, Demosthenes und Aeschines, welche zwar alle viel Lob verdienet; dennoch aber dem Demosthenes, als dem vollkommensten unter allen griechischen Rednern den Vorzug haben lassen müssen. Cicero zum wenigsten weis keinen ihm gleich zu setzen, geschweige denn vorzuziehen: Der doch nicht nur aller dieser beredten Männer Schriften in Händen hatte; sondern sie auch, als ein Meister in der Redekunst, zu beurtheilen wußte.

§. XIV.

Der Verfall der griechischen Beredsamkeit hub sich mit dem Demetrius Phalereus an, der sich als ein Jüngling hervorthat, da jene alle theils schon alt, theils gestorben waren. Er hatte ein sehr liebliches und sanftes Naturell: Daher wurden auch seine Reden seiner Gemüthsart gemäß, das ist, mehr gelinde, als nachdrücklich; mehr anmuthig, als stark und durchdringend. Er bestritt und bezwang seine Zu-

hörer nicht, sondern er ergetzte sie nur. Er bemühte sich nur um den Ruhm, daß er schön geredet hätte; nicht aber um das Lob, daß er auch Stacheln in den Gemüthern seiner Zuhörer zurücke gelassen hätte: Wie solches Eupolis von dem Perikles geschrieben hat. Daß in den folgenden Zeiten dieses Verderben der wahren Beredsamkeit noch weiter um sich gegriffen habe, das kann man aus Lucians Schriften abnehmen, darinn er sich öfters über die sophistischen Schwätzer seiner Zeit beschweret hat. Ja er hat, in einer eigenen Schrift von den Rednern, die Kunstgriffe seiner Zeiten, ohne Wissenschaft und Gelehrsamkeit, durch bloße Verwegenheit und Uebung beredt zu werden; und die denselben entgegen gesetzte mühsame Arbeit der alten Redner, unter einem allegorischen Bilde sehr schön abgemalet. Und wie hoch er den Demosthenes gehalten, das kann aus der herrlichen Lobschrift, die er demselben gemachet hat, genugsam abgenommen werden.

§. XV.

Es ist Zeit auf die Lateiner zu kommen. Auch hier ist in den ältesten Zeiten, da ihre Sprache und Sitten noch ganz rauhe waren, gar keine Spur der Beredsamkeit gefunden worden. Der erste, von dem man es gerühmet findet, daß er wohl zu reden gewußt habe, ist **M. Cornelius Cethegus**, der noch vor dem Ennius gelebet, und von ihm das Lob der Wohlredenheit (suauiloquentiae) erhalten hat. Es heißt:

is dictus ollis popularibus olim,
Qui tum viuebant homines atque aeuum agitabant,
Flos delibatus populi, Suadaeque medulla.

Cicero, dem ich sowohl diese Nachricht, als das meiste vorhergehende zu danken habe, macht die Anmerkung: Daß ein Redner mit Recht die **Blume seines Volkes** heißen könne; und daß Ennius, durch die Suada, eben so viel als Eupolis durch die Göttinn Πειθω verstanden habe, der er auf des Perikles Lippen den Sitz gegeben hat. Um die Zeit des andern

dern punischen Krieges, und also etwa 150 Jahre vor des Cicero besten Zeiten, hat auch M. Cato den Ruhm eines guten Redners erlanget. Doch ist die Sprache dazumal noch sehr grob gewesen; wie aus des Nävius Schriften erhellet, der zur Zeit dieser Männer gelebet hat. Obwohl nun die Reden desselben zu des Cicero Zeiten kein Mensch mehr las, ja fast niemand kannte: So lobt doch Cicero seinen Nachdruck im Loben, seine Schärfe im Tadeln, seine Scharfsinnigkeit in Sprüchen, seine Geschicklichkeit in dem deutlichen Vortrage und in Ausführung der Materien. Denn man hat damals noch 150 von seinen Reden in Händen gehabt, anderer Schriften nicht zu gedenken. Kurz, Cicero vergleicht ihn mit dem Hyperides und Lysias bey den Griechen, und entschuldigt seine altväterische Art der Ausdrückungen mit der rauhen Sprache der damaligen Zeiten.

§. XVI.

Vieler andern zu geschweigen, die Cicero im Brutus um diese Zeiten als Redner gelobet hat: So können wir doch den P. Scipio Africanus und den Lälius nicht ganz vorbeygehen, von deren Reden zu seinen Zeiten noch verschiedene übrig gewesen. Gleichwohl ist Lälius dem Scipio allezeit an Beredsamkeit vorgezogen worden: Nicht anders, als wenn es für einen Mann zu viel Ruhmes wäre, zugleich ein großer Held, und doch in Künsten vortrefflich zu seyn. Doch hat zu ihrer Zeit Servius Galba, außer Streit, alle andre an Beredsamkeit übertroffen. Dieser hat zuerst angefangen, in seinen Reden von dem Hauptsatze zuweilen ein wenig auszuschweifen, um den Zuhörer entweder zu ergetzen, oder zu rühren. Er hat auch seine Materie entweder zu schmücken, oder zu vergrößern; die Affecten zu erregen, oder hübsche Lehrsprüche einzumischen gewußt: Welches alles die eigentlichen Kunststücke eines Redners sind. Doch hat sowohl dieser, als die beyden erstern, noch einen sehr altväterischen Ausdruck, und zwar mit Fleiß, gebrauchet. Lälius selbst hat dem Galba den Vorzug in der Beredsamkeit zugestanden. Denn als er in einer gewissen Sache zweymal nach einander die

schön-

schönsten Reden gehalten hatte; und nur noch die dritte erfordert wurde, sie gänzlich auszuführen: So hat er diejenigen, so ihn darum ersuchten, an den Galba verwiesen, als der die Sache, mit einer zierlichern und heftigern Rede, viel nachdrücklicher und gewaltiger vertheidigen würde. Nach vielem Weigern hat dieser die Sache angenommen, und weil er nur einen Tag Zeit gehabt, sich vorzubereiten: So hat er denselben ganz dazu angewandt, und sich mit seinen Schreibern eingeschlossen; auch noch den Morgen des Gerichtstages selbst sich so eifrig bezeiget, daß man ihn hat ruffen müssen, als es Zeit war, vor dem Rathe zu erscheinen. Da ist er nun von dem Studiren schon mit solcher Farbe und Hitze gekommen, als ob er die Rede bereits gehalten hätte: Ja er hat auch selbige, in Gegenwart des Lälius, und in zahlreicher Versammlung, so heftig, so nachdrücklich gehalten, so viel bewegliche Klagen darinn geführet, und so viel Mitleiden dadurch erwecket; daß er durchgehends Beyfall erhalten, und seinen Proceß völlig gewonnen.

§. XVII.

Ich übergehe hier abermal viele, die Cicero mittelmäßige Redner nennet. M. Aemilius Lepidus hat sich darunter noch am meisten hervor gethan, als der zuerst eine bessere periodische Schreibart in Rom gebrauchet hat, als seine Vorgänger. Hierauf sind P. Crassus und ein Paar Fannii als Redner berühmt geworden: Doch sind sie vom Tib. Gracchus und C. Carbo weit übertroffen worden: Gracchus war von seiner gelehrten Mutter Cornelia aufs sorgfältigste erzogen und unterwiesen worden; er hatte auch die besten griechischen Lehrmeister in der Beredsamkeit gehabt. Carbo aber hatte den Ruhm, daß er ein sehr lauter, hurtiger und heftiger, zugleich aber nachdrücklicher und anmuthiger Redner wäre. Beyde aber haben sich nur sehr kurze Zeit hören lassen: Indem jener wegen seiner Händel, die er als Tribunus machte, von dem gemeinen Wesen ums Leben gebracht wurde; dieser aber sich selbst entleibete, um der Strafe der Richter zu entgehen, die er in andern Empörun-

gen befürchten mußte. Den größten Ruhm vor allen aber haben vor Cicerons Zeiten Antonius und Crassus erlanget. Den ersten lobet dieser, daß er ein überaus starkes Gedächtniß gehabt, und so geredet habe, als ob er sich gar nicht vorbereitet hätte. Gleichwohl hat er alles so geschickt und künstlich eingerichtet gehabt, daß die Richter sich nicht genug vor ihm in Acht nehmen können. Obwohl er nun nicht eine gar zu richtige Art des Ausdruckes gehabt haben soll: So ist doch sein äußerlicher Vortrag ganz unvergleichlich gewesen. Crassus aber ist nicht nur von vielen andern, sondern von dem Cicero selbst, ihm, wo nicht vorgezogen, doch gleich gehalten worden.

§. XVIII.

Niemand hat es indessen unter den römischen Rednern so hoch gebracht, als M. T. Cicero selbst, als an welchem die Natur und Kunst alles zusammen gebracht zu haben geschienen, was zu einem vollkommenen Redner nur erfordert werden kann. Er hat sich in seiner Jugend hauptsächlich den Hortensius zum Muster genommen, der auch allerdings ein sehr geschickter Mann in dieser Kunst gewesen seyn muß. Allein in seinen anwachsenden Jahren hat er denselben weit übertroffen. Auch Cäsar, Cato, Brutus und Marcus Antonius zwar, sind zu seinen Zeiten für beredte Leute gehalten worden; Doch hat es keiner in allen Stücken so weit zu bringen vermocht. Dem einen hat es hier, dem andern da gefehlet: Dem Cäsar an langer Uebung, dem Cato an Reichthum in Gedanken und Worten, dem Brutus an Lebhaftigkeit und an der Kunst, sich bey dem Zuhörer beliebt zu machen; dem Antonius aber an rechtschaffenem Wesen und an genugsamer Gelehrsamkeit. Allen aber hat es an der unvergleichlichen Gabe im Vortrage, an der feurigen Einbildungskraft, an dem brennenden Eifer gefehlet, dadurch Cicero alles, was ihn hörete, dahin riß, und sich unterwarf. Dadurch hat er es nun verdient, daß ihn alle nachfolgende Zeiten, und namentlich die großen Kenner und Meister in der Kunst, Qvintilian, Plinius der jüngere, und der Urheber

des

des Gespräches, von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit, für den römischen Demosthenes, ja für das Meisterstück der Kunst und Natur, in diesem Stücke, gehalten haben. Man lese auch nach, was Plutarchus und Rapin von diesen beyden beredten Männern für geschickte Vergleichungen gemacht haben.

§. XIX.

Wie aber alle Dinge, wenn sie bis aufs Höchste gestiegen sind, wiederum zu fallen beginnen: So ist es auch mit der römischen Beredsamkeit gegangen. Kaum war Cicero todt, so gerieht die Wohlredenheit unter den Kaisern in eine solche Abnahme, daß sie sich selbst nicht mehr ähnlich sah. Das macht, die alte republikanische Regierungsforme ward unter den Kaisern geändert; die Sitten der Römer wurden viel niederträchtiger und lasterhafter; und die vorige Freyheit verkehrte sich in eine sclavische Schmeicheley gegen die Großen des Reichs: Und dabey mußte ja die Beredsamkeit zu Grunde gehen. Hierzu kam noch, daß, um des Nero Zeiten, Seneca und andre eine gar zu gekünstelte Art des Ausdruckes einführeten, darinn alles sinnreich, wohlklingend und gefirnißt seyn sollte. Selbst Qvintilian, Tacitus und Plinius zeigen uns die Spuren davon: Und obgleich dieser letztere mit der Beredsamkeit seiner Zeiten nicht zufrieden war, und sich für einen Bewunderer und Nachahmer des Cicero ausgab: So sieht man doch, daß er die natürliche und ungezwungne Schreibart desselben nicht hat erreichen können. Er ist, so gar in seiner Lobrede auf den Trajan, überall zu künstlich: Man wollte denn sagen, daß in dieser Art von Reden, davon uns Cicero kein Muster gelassen, allerdings eine scharfsinnigere Schreibart herrschen müsse, als in andern gerichtlichen Reden.

§. XX.

Nach der Zeit haben sich unter den folgenden Kaisern die Redner mehr und mehr von der rechten Bahn verirret. Die zwölf alten Lobreden auf verschiedene römische Monarchen, die uns von ihnen übrig geblieben, zeigen einen von Tage zu

Tage

Tage anwachsenden übeln Geschmack; und ein hochtrabendes, schwülstiges und ungesundes Wesen in Gedanken und Ausdrückungen. Diese Seuche der wahren Wohlredenheit hat theils von den Einfällen barbarischer Völker in Italien, theils aber auch von dem sclavischen Triebe, den großen Herren zu schmeicheln, ihren Ursprung genommen. Denn da man diese schon bey lebendigem Leibe, als Götter, zu verehren anfieng: So wollte man auch ganz übermenschliche Dinge von ihnen sagen. Daher kamen denn auch alle die unnatürlichen und zu hoch getriebenen Gedanken, damit solche Redner ihre Schriften ausputzeten. Eine Hauptursache dieses verderbten Geschmacks aber mochte auch wohl der schlechte Werth seyn, darinn alle Gelehrsamkeit und alle freye Künste von den Kaisern und allen Großen des römischen Hofes gehalten wurden. Die Macht und die bloße Willkühr herrscheten damals: Der Verstand war also bey dem Hofe eines Tyrannen nichts nütze. Wo man den Aussprüchen der Vernunft nicht Gehör geben will, da sieht man es lieber, daß sie schweiget: Und so unterdruckte man endlich dieselbe bey allen Unterthanen, als die sich bey solchen Regenten durch einen blinden Gehorsam am glücklichsten machen konnten. Wo nun keine gesunde Vernunft mehr im Schwange geht, und wo keine Wissenschaften mehr blühen; da muß nothwendig auch die Beredsamkeit in Verfall gerathen.

§. XXI.

Ein jeder wird sich leicht einbilden können, daß in den folgenden barbarischen Zeiten, zugleich mit der übrigen Gelehrsamkeit, auch alle Beredsamkeit verlohren gegangen. Die wildesten Völker aus dem nordlichen Theile von Europa richteten das occidentalische Kaiserthum zu Grunde; und so mußten freylich alle freye Künste und Wissenschaften verfallen, die vorhin in Italien geblühet hatten. Diese Barbarey daurete viele Jahrhunderte, und ob wohl indessen das griechische Kaiserthum noch bestund: So war doch auch daselbst die Gelehrsamkeit in keinem besondern Flore. Es waren fast lauter unruhige und kriegerische Zeiten, darinn die

Musen das Haupt nicht empor heben konnten. Die republikanische Freyheit der griechischen Städte hatte längst aufgehört: Und also hatte auch die Tochter derselben, die wahre Beredsamkeit, ihren vorigen Glanz verlohren. Endlich ward das orientalische Kaiserthum gar ein Raub der Türken und Saracenen: Doch eben diese Veränderung, die, allem Ansehen nach, der Gelehrsamkeit und den freyen Künsten das Garaus in Europa hätte machen sollen; dienete auf eine sonderbare Weise zu einer Veranlassung, daß sie ihr Haupt in Italien wieder empor zu heben anfingen. Denn die aus Griechenland geflüchteten Gelehrten brachten ihre Wissenschaften und Bücher mit sich dahin, und verursachten also, daß auch die alte lateinische Gelehrsamkeit wieder hervorgesucht wurde.

§. XXII.

Es ist meine Absicht hier nicht, alle diejenigen namhaft zu machen, die, zu Wiederherstellung der Beredsamkeit, in Welschland das Ihrige beygetragen haben: Vielweniger will ich alle ihre Verdienste beurtheilen. Es ist bekannt, daß Petrarcha einer der ersten gewesen, der den guten Geschmack wieder eingeführet hat: Wie seine Schriften davon zur Gnüge zeigen. Es ist uns Deutschen mehr daran gelegen, zu wissen, wer in Deutschland an der Einführung der freyen Künste gearbeitet habe. Ich sage von der Einführung, und setze also zum Grunde, daß sie in unserm Vaterlande vorhin ganz fremde gewesen. Denn obgleich verschiedene, aus besondrer Liebe zu ihrem Vaterlande, zu behaupten gesucht, daß auch die alten barbarischen deutschen Völker eine Art der Beredsamkeit unter sich gehabt haben: So ist es doch mit derselben so schlecht bestellt gewesen, daß sichs der Mühe kaum verlohnet, viel Wesens davon zu machen. Man sehe nach, was im achten Theile des andern Bandes der Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, N. IV, bey Gelegenheit einer Dissertation, von der Beredsamkeit der alten Deutschen, davon gesagt worden. Wo keine Gelehrsamkeit blühet, da kann unmöglich die wahre Beredsamkeit im Schwange gehen. Welches Volk ist aber jemals [illegible] gewesen,

als

als die alten Einwohner Deutschlandes, die Scythen und Celten, die Sachsen, Gothen und Allemannen? Es wird also wohl dabey bleiben, daß wir die Ursprünge der deutschen Beredsamkeit in viel neuern Zeiten suchen müssen.

§. XXIII.

Hier ist nun freylich Kaiser **Carl** der Große seines Ruhmes nicht zu berauben, den er sich durch die Liebe und Verbesserung der deutschen Sprache erworben hat. Allein diese löbliche Bemühung desselben hat nicht viel mehr gefruchtet, als daß nach seinen Zeiten einige Reime mehr gemachet worden, als vor ihm: Die Beredsamkeit hergegen hat bey der Unwissenheit der damaligen Jahrhunderte noch gar nicht empor kommen können. Die Mönche waren damals alles in allem, und ihr Vortheil erforderte es, alles in einem barbarischen Lateine abzuhandeln. Daher blieb denn die deutsche Sprache noch eben so rauh, als zuvor. Kaiser **Maximilian** kam also endlich auf die Gedanken, alle Schriften von Reichsangelegenheiten in deutscher Sprache abfassen zu lassen; dadurch es denn geschah, daß dieselbe durch die Federn der geschicktesten Leute mehr und mehr ausgeputzet, bereichert, und zur Wohlredenheit allmählich geschickt gemacht worden. Zu eben dieser Zeit hat **Conrad Celtes** sich angelegen seyn lassen, die freyen Künste, die damals in Italien schon im schönsten Flore waren, auch in Deutschland gemein zu machen. Was er sich in dieser Absicht für Mühe gegeben, wie ihm dieselbe gelungen, und was für Ruhm und Belohnungen er davon getragen, das hat Herr Lotter in einer eigenen Rede ausführlich zusammen getragen; die in den Reden und Gedichten der hiesigen deutschen Gesellschaft, mit befindlich ist. So viel ist gewiß, daß dieser wackere Mann sehr viel zu Vertreibung der vormaligen Barbarey in Deutschland beygetragen, ob er gleich um die deutsche Sprache insonderheit sich keine Mühe gegeben.

§. XXIV.

Doch hat Deutschland in diesem Falle niemanden mehr zu verdanken, als dem gelehrten **Melanchthon**, der auch

im Absehen auf seine Verdienste, in Beförderung der freyen Künste und Wissenschaften, mit recht der allgemeine Lehrer desselben genennet worden. Er war nämlich hier eben das, was Erasmus in den Niederlanden war, und führte seine Schüler auf die Regeln und Exempel der alten Griechen und Lateiner; als auf die rechten Qvellen des guten Geschmackes. Er schrieb selbst eine Rhetorik, die auch gewiß nach diesen Mustern eingerichtet ist, und die gesundesten Regeln der wahren Beredsamkeit in sich hält. Es ist ein Wunder, daß selbige nachmals so ins Vergessen gerathen, indem **Vossius** fast allein in niedrigen und hohen Schulen die Oberhand bekommen hat. Denn es ist gewiß, daß Melanchthons Redekunst der vossischen, wo nicht vorzuziehen, doch gewiß gleich zu setzen ist. Auch **Joh. Sturm** hat, durch verschiedene gute Ausgaben der ciceronischen und anderer alten lateinischen Schriften, den freyen Künsten keinen geringen Dienst gethan.

§. XXV.

Allein der Erfolg ist erst etwas spät nachgekommen. Es sind fast volle hundert Jahre verflossen, in welchen sich kein einziger Redner in Deutschland hervorgethan, dessen Ruhm bis auf unsre Zeiten gekommen wäre: So viel Zeit brauchte es, ehe der von Melanchthon ausgestreute Same der freyen Künste recht aufgehen konnte! Dieses geschah endlich um die Zeiten des gelehrten Schlesiers, **Martin Opitz von Boberfeld**, der nicht nur in gebundner, sondern auch in ungebundner Schreibart einen ganz neuen Geschmack eingeführet hat. Die große Kenntniß der Alten hatte diesen großen Mann in den Stand gesetzet, seinen Landesleuten ein ganz unverhofftes Licht in den freyen Künsten anzuzünden. Durch die Lesung der besten Weltweisen hatte er sich einen Vorrath der schönsten Materien, und eine Fertigkeit, wohl und natürlich zu denken, erworben. Durch den beständigen Umgang aber mit den alten Rednern und Poeten hatte er sich auch die Fähigkeit zuwege gebracht, seine Gedanken deutlich und zierlich auszudrücken: Wie dieses auch die prosaischen Schriften

satt-

sattsam zeigen, die wir in seinen Werken finden. Zu gleicher Zeit half sein Freund, August Buchner, der in Wittenberg die Dichtkunst lehrete, diesen guten Geschmack ausbreiten. Seine lateinischen Reden zeugen von einer großen Stärke in der Beredsamkeit, und es ist kein Zweifel, daß aus seiner Schule die geschicktesten Männer in freyen Künsten gekommen seyn müssen. Um eben diese Zeit ist auch die fruchtbringende Gesellschaft entstanden, die zum wenigsten für den Reichthum und für die Reinigkeit der Sprache mit gutem Nachdrucke geeifert hat.

§. XXVI.

Zu allem Unglücke aber fiel damals der allen Künsten und Wissenschaften so verderbliche dreyßigjährige Krieg ein. Dieser hinderte den Fortgang und das Wachsthum alles Guten in der Gelehrsamkeit. Denn sobald Opitz und Buchner todt waren, auch Flemming mit ihnen zugleich gestorben; so war außer etlichen Poeten, als Simon Dachen, Tscherningen, Andreas Gryphen, Schochen und Johann Franken, fast niemand in Deutschland, der die Alten kannte; oder sich die freyen Künste hätte angelegen seyn lassen. Die Beredsamkeit sonderlich schlief dazumal ganz und gar ein; indem wir, unter allen damaligen Lehrern der Beredsamkeit auf hohen und niedrigen Schulen, fast keinen einzigen nennen können, der sich nur einiger maßen in der lateinischen oder deutschen Wohlredenheit hervor gethan hätte. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts, das ist, um das 1680ste Jahr allererst, ward alles wieder rege, was so lange gleichsam unter der Asche gelodert hatte. Lohenstein, Erasmus Francisci, Pufendorf, Heinr. Ansh. von Ziegler, Fuchs, Canitz, Besser und Christian Thomas, wurden fast zugleich unter den deutschen Rednern und Scribenten berühmt; und haben auf verschiedene Weise der deutschen Sprache und Beredsamkeit Dienste gethan.

§. XXVII.

Meine Absichten leiden es nicht, die Verdienste aller dieser Männer um die Wohlredenheit ausführlich zu beurtheilen.

len. Vielleicht bin ich auch derjenige nicht, der sich ein Recht anmaßen darf, solches zu thun: So viel aber darf ich wohl sagen, daß man bey den meisten einen gesunden Geschmack, einen reinen und regelmäßigen Ausdruck, und eine ziemliche Lebhaftigkeit des Geistes antrifft. Dennoch schreiben **Lohenstein** und **Francisci**, auch **Ziegler** in der Banise, gar zu hochtrabend; **Fuchs** aber, **Pufendorf** und **Ziegler**, in seinen historischen Büchern, sind nicht rein von dem Mischmasche fremder Sprachen gewesen. **Canitz**, **Besser** und **Thomas** aber sind von diesen Fehlern viel freyer geblieben, und haben nicht nur eine sehr natürliche Art zu denken; sondern auch eine reinere Schreibart eingeführt, als zu ihrer Zeit im Schwange gegangen. Es ist auch unstreitig, daß wir dem großen Beyfalle, den ihre Schriften überall gefunden, den guten Geschmack, der endlich bey uns überhand genommen, größtentheils zu danken haben.

§. XXVIII.

Ohne Zweifel werden sich viele wundern, warum ich noch mit keinem Worte an **Christian Weisen** gedacht, der doch allein mehr oratorische Schriften um diese Zeiten heraus gegeben, als alle übrige Schulmänner seiner Zeit, zusammen genommen. Allein dieses ist mit gutem Bedachte geschehen: Denn selbiger ist mehr für einen Verderber, als Beförderer der Beredsamkeit in Deutschland zu halten. Zwar sein natürlicher Witz und muntrer Kopf hatten ihn fähig gemacht, viel Gutes zu stiften: Allein, da es ihm an der Kenntniß der Alten fehlete; so hat er eine von ihm selbst erdachte Art der Wohlredenheit ausgehecket, die sich kaum für die kindische Fähigkeit der Schulknaben, geschweige denn für Männer, schickete, die in wichtigen Aemtern die Beredsamkeit brauchen sollten. Er wollte nämlich aus Kindern Redner machen, die doch weder Gelehrsamkeit noch Erfahrung, noch ein reifes Urtheil in ihrer Gewalt hatten. Daher mußte er sie ausschreiben lehren, und ihnen eine Kunst beybringen, aus allerley zusammen gestoppelten so genannten Realien eine Schulchrie zu verfertigen, die weder in Gedanken noch in Ausdrückungen etwas besonders, ja nicht einmal etwas leid-

liches hatte. Zugleich führte er durch sein Exempel das Mischmasch lateinischer, französischer und welscher Wörter in unsrer Sprache ein, welches bis auf diese Zeiten gedauret hat: Und also ist es gewiß, daß er mit seinen Büchern der Beredsamkeit in Deutschland mehr geschadet, als genützet hat.

§. XXIX.

Auch außer ihm sind in diesem Jahrhunderte sehr viele Lehrer der Beredsamkeit aufgestanden, die aber theils lohensteinisch, theils weisianisch, theils noch viel ärger, als beyde gesinnet gewesen; und also der Ausbreitung des guten Geschmacks nicht wenig im Wege gestanden. Unter jene rechne ich **Christian Schrötern** und **Johann Chr. Männlingen**, die uns durchaus so reden lehren wollten, wie die Helden im Arminius sprechen. Unter diese rechne ich **Hübnern** und **Uhsen**, ingleichen **Talandern** und den bekannten **Menantes**; darunter doch die beyden letzten noch die besten sind: Weil sie gleichwohl die Redekunst auf die höhern Schulen vorbehalten, und sie schon für vernünftige Leute, nicht aber wie jene, für Kinder, eingerichtet. (Besiehe hiervon der deutsch. Ges. eigene Schriften u. Uebers. II. Theil, p. 236.) Zur dritten Classe aber zähle ich den bekannten **Weidling**, der mit seinen oratorischen Hofmeistern und Schatzkammern vollends alles auf den höchsten Gipfel gebracht, was nur in der Wohlredenheit ungereimt seyn kann. Des einzigen **Benjamin Neukirchs** Buch von den deutschen Briefen ist werth, daß es in diesem Stücke der Wohlredenheit zum Muster diene. Denn es ist auf eine gesunde Vernunft gegründet, und nach den besten Beyspielen der französischen Scribenten eingerichtet; und kann also nicht minder, als seine galante Briefe, unserm Jahrhunderte Ehre machen; die er aber schon am Ende des vorigen herausgegeben hat.

§. XXX.

Von **Neukirchs** Rede auf die Königinn in Preussen, Charlotte, kann ich nicht so viel Ruhmes machen. Sie ist gar zu künstlich, als daß sie recht schön seyn könnte. Ich

setze sie mit des Herrn von **Königsdorf** Lobrede auf den Kaiser Leopold in eine Classe. Beyde Redner haben sinnreich und erhaben schreiben wollen: Sie haben aber das Maaß überschritten, und sich in beydem übernommen. Neukirch macht zu viel Spielwerke in Gegensätzen und andern Spitzfindigkeiten: Königsdorf aber scheint mir immer auf Stelzen zu gehen, und viel zu stolz zu seyn, als daß er sich jemals zu uns andern ehrlichen Leuten auf die platte Erde herunter lassen sollte. Viel besser gefällt mir **Nic. Hieron. Gundlings** Rede auf den itzigen König in Preußen. Hierinn sehe ich einen gelehrten, nicht aber pedantischen; einen lebhaften, aber nicht ausschweifenden; einen sinnreichen, aber nicht phantastischen Redner. Er schreibt rein und wohlfließend, und doch nicht mager; vernünftig, und doch nicht trocken; feurig, aber nicht schwülstig oder rasend. Mit einem Worte, wenn ich die canitzische Lobrede auf die brandenburgische Prinzessinn ausnehme: So ist diese gundlingische fast die einzige, die eine gesunde Art der Wohlredenheit in dieser Art an sich zeiget. Aber das Gegentheil davon in allen Stücken kann diejenige Lobrede abgeben, die **Lehms** auf des itzigen Kaisers Vermählung 1708 hier in Leipzig drucken lassen: Als welche für ein rechtes Meisterstück eines phantastischen und recht unsinnigen Redners zu halten ist.

§. XXXI.

Nichts ist mehr übrig, als daß ich noch von den Reden großer Herren, und von andern solchen Sammlungen fremder Reden etwas gedenke. Man kann sich aber leicht einbilden, daß hierinn, außer denen, die ich schon beurtheilet habe, sowohl viele gute, als auch viele sehr schlechte, enthalten seyn werden. Die Zahl der letzten aber übertrifft die ersten zehnfach; indem es ein Vorzug unsrer Zeiten ist, daß die größten Herren insgemein die kleinsten Redner sind, ganz anders, als es vorzeiten in Athen und Rom gewesen. Der Ausgeber dieser so weitläuftigen Sammlung hat nicht die geringste Wahl darinn gehalten, und alles, was er bekom-

kommen können, und was nur halb einer Rede ähnlich gesehen, drucken lassen, damit nur sein Buch groß würde. Er hat auch wohl gethan, daß er die Fortsetzung dieser Sammlung einen Labyrinth der Beredsamkeit geheißen. Man kann sich nämlich in der That darinnen verirren: Nur ist das der Unterscheid, daß diese Irrgänge nicht von seiner Kunst, sondern von dem bloßen Zufalle herrühren. Von Rechtswegen sollte sich niemand an solche Sammlungen fremder Reden machen, als der selbst eine Einsicht in die Regeln der Beredsamkeit hätte: Wie dieses in lateinischen Reden von den gelehrtesten Männern hier und anderwärts geschehen ist. Es ist uns gar nicht daran gelegen, daß wir viel gedruckte Reden haben: Vielmehr würde es Deutschland eine Ehre seyn, wenn es einen einzigen Demosthenes, oder einen Cicero aufzuweisen hätte.

§. XXXII.

Ich bin fertig mit den Schicksalen der Beredsamkeit in Deutschland bis auf das 1720ste Jahr, als in welchem ich selbst die Augen aufzuthun, und die Beredsamkeit mit Verstande zu treiben angefangen. Damals las ich alles, was mir von oratorischen Schriften vorkam, mit dem größtem Eifer, weil ich auf die geschickte Art, meine Wissenschaft wieder an den Mann zu bringen, dencken mußte. So weit sollen sich also auch meine Urtheile nur erstrecken, ob ich gleich von itztlebenden Rednern und Lehrern der Redekunst auch noch verschiedene zu rühmen wüßte. Allein ich traue mirs zum theile nicht zu, von so gelehrten und berühmten Männern zu urtheilen, die ich größtentheils hochschätze und nachzuahmen suche: Theils aber will ich auch mit Fleiß bey der in meiner critischen Dichtkunst beobachteten Lehrart bleiben, daß ich die Lebendigen weder lobe noch tadle; als bey welcher Regel ich mich noch zur Zeit sehr wohl befunden habe. Ich habe hierinn den Cicero selbst zum Vorgänger, der in seinem Brutus, nachdem er von allen verstorbenen Rednern seine Gedanken frey gesagt hatte, die lebendigen nicht nennen

wollte*: Ich muß ohnedem besorgen, daß ich schon durch mein freyes Urtheil von den Todten, oder durch mein Stillschweigen von einigen, die mancher sich vielleicht zu seinen Helden erwählet hat, vielen meiner Leser misfallen werde.

§. XXXIII.

So viel will ich nur überhaupt von dem itzigen Zustande der Beredsamkeit in Deutschland sagen, daß selbige, seit 1720 ohngefähr, ein ganz andres Ansehen gewonnen hat, als sie vormals gehabt; indem solche Redner und Scribenten in verschiedenen Provinzen und Städten unsers weitläuftigen Vaterlandes aufgestanden, die so wohl in der philosophischen als oratorischen und historischen Schreibart uns rechte Meisterstücke gewiesen haben. Und es ist kein Zweifel, daß die gereinigte Weltweisheit, und die dadurch sehr beförderte Art, natürlich zu denken; mancherley wöchentliche Schriften, die nicht minder die Verbesserung des Geschmackes und der Schreibart, als der Sitten zur Absicht gehabt; nebst den verschiedenen Gesellschaften, die zur Ausübung unsrer Sprache an verschiedenen Orten aufgerichtet worden, nicht ein vieles dazu sollten beygetragen haben.

* In hoc sermone nostro statui neminem eorum, qui viuerent, nominare, ne vos curiosius eliceretis ex me, quid de quoque iudicarem: Eos, qui iam sunt mortui, nominabo.



Das

Das I. Hauptstücke.

Was die Redekunst sey, imgleichen von der Beredsamkeit und Wohlredenheit überhaupt.

§. 1.

Die Redekunst, die wir hier abhandeln wollen, ist eine vernünftige Anleitung zur wahren Beredsamkeit. Griechisch wird sie die Rhetorik, lateinisch die Oratorie genennet. Aristoteles im II. Cap. des I. B. seiner Rhetorik sagt, sie sey ein Vermögen, in jeder vorkommenden Sache wahrzunehmen, was zur Ueberredung dienlich seyn kann.* Diese Beschreibung ist der unsrigen nicht zuwider: Denn in so weit die Redekunst einem schon bekannt ist, und von ihm gebraucht wird: So ist sie freylich ein solches Vermögen, dasjenige wahrzunehmen, was in jeder vorkommenden Materie, davon er reden soll, zur Ueberredung der Zuhörer beyträgt. Wir aber haben dieselbe als eine Lehre angesehen, die einen Menschen zu solchem Vermögen verhilft, oder ihn beredt macht. Cicero, wie er in seinen rhetorischen Büchern nicht sonderlich systematisch geschrieben, also hat er auch von der Redekunst keine eigentliche Erklärung gegeben. Doch heißt er sie im ersten Buche von der Erfindung beyläufig doctrinam dicendi. Er nennt sie auch kurz vorher: Artificiosam eloquentiam. Hier hat er wiederum mehr auf denjenigen gesehen, dem die Redekunst schon beywohnet; als auf ein Buch, das dieselbe lehren soll. Denn dort ist sie freylich eine künstliche Beredsamkeit, die nach gewissen Regeln ihren Vortrag einrichtet: Da hergegen die natürliche Wohlredenheit gewisser Leute, bloß auf das Naturell, auf den Umgang und auf die Uebung ankömmt. Quintilian ** merket

* Εςω δε ἡ ρηθορικη δυναμις περι ἑκαςον των θεωρησαι το ἐνδεχομενον πιθανον.

** im 14. Cap. seines II. Buches.

ket an, daß das Wort Oratorie im Lateinischen nicht eigentlich so viel bedeute, als Rhetorik, sondern vielmehr nur eine gute Aussprache oder ein geschickter Vortrag. Ja er setzt hinzu, daß auch im Griechischen das Wort Rhetorik eine doppelte Bedeutung habe; einmal als ein Beywort, Ars rhetorica, hernach aber als ein selbständiges Nennwort, als Philosophia, Musica: Und da heiße es so viel, als Eloquentia. Nachdem er nun dieselbe sorgfältig eingetheilet: So nennet er die Rhetorik im ersten Verstande, eine Wissenschaft, wohl zu zu reden.* Welches mit unsrer obigen Beschreibung auf eins hinaus läuft.

§. II.

Von den neuern hat niemand die Redekunst besser beschrieben, als der oben schon gerühmte Melanchthon. In dem ersten Capitel seiner Rhetorik sagt er, sie sey eine Kunst, welche die Art und Weise, recht und zierlich zu reden, lehret:** Und er setzt hinzu, daß er seine Regeln, die er den Anfängern in der Beredsamkeit zu gut geschrieben, eine Rhetorik nenne. Außer diesem brauche ich also von unsern Landesleuten keinen anzuführen: Nur ein Paar Franzosen will ich noch zum Ueberflusse zu Hülfe nehmen. Der erste sey Lami, der uns in seiner Art de parler eine recht gute Redekunst geliefert hat, ob sie gleich viel Dinge, die zu einer allgemeinen philosophischen Sprachkunst gehören, in sich hält. Im 1 Cap. des Vten Buches auf der 365 S. heißt es:*** Der Begriff der Redekunst begreift sowohl eine Kunst zu überreden, als zu reden, in sich. Hier sieht man, daß er nicht allein die Beredsamkeit, sondern auch die Wohlredenheit zum Gegenstande der Redekunst machet. Der andre mag Herr Rollin seyn, der in einem ganzen Bande seiner Manier, die schönen Künste

* Bene dicendi scientiam.

** Rhetorica est ars, quae docet viam ac rationem recte & ornate dicendi.

*** L'idée de la Rhetorique comprend l'art de persuader, aussi bien, que celle de parler.

Künste zu lehren und zu lernen, von der Redekunst gehandelt hat. Dieser sagt: T. II. p. 2. Die Redekunst bestünde aus Vorschriften, die auf die Grundsätze des natürlichen Verstandes und der gesunden Vernunft gegründet wären: Und diese wären nichts anders, als vernünftige Anmerkungen, die von geschickten Leuten über die Reden der besten Redner gemacht; nachmals aber in Ordnung gebracht, und in gewisse Hauptstücke eingetheilet worden.*

§. III.

Man wird aus diesem allen sattsam erkennen, daß die Redekunst mit der Beredsamkeit nicht für einerley zu halten, und wie eines von dem andern unterschieden sey. Jene ist theoretisch, diese practisch. Jene giebt die Grundlehren und Regeln der Beredsamkeit; diese hergegen übt selbige aus. Jene kann man verstehen, ohne jemals eine einzige Rede ausgearbeitet oder gehalten zu haben; diese aber kann man nicht anders, als durch eine lange Uebung im Schreiben und Reden erlangen. Gleichergestalt kann man zwischen den Wörtern, Wohlredenheit und Beredsamkeit, einen Unterscheid anmerken: Ungeachtet wir sie bisher fast in einerley Bedeutung gebrauchet, und mit einander verwechselt haben. Die Wohlredenheit drückt nach dem Klange des Wortes nichts weiter aus, als eine Fertigkeit wohl, das ist, zierlich, und anmuthig zu reden, oder zu schreiben. Sie besteht also fast gänzlich in einer guten Schreibart, oder in vernünftigen und wohl ausgedrückten Gedanken. Sie ist vielen Arten der Menschen eigen, die mit dem Schreiben oder Reden zu thun haben, ohne daß man ihnen die Beredsamkeit beylegen kann. Z. E. Ein Geschichtschreiber, ein Briefsteller, ein dogmatischer Scribent, kann den Ruhm erlangen, daß er schön schreibe: Und

* Ces preceptes, heißt es, fondés sur les principes du bon sens & de la droite raison, ne sont autre chose que des Observations judicieuses, faites par d'habiles gens sur les discours des meilleurs orateurs, qu'on a ensuite redigées par ordre & reunies sous de certains chefs.

Und doch wird ihn noch niemand einen Redner nennen. Die Alten pflegten dergleichen Leute disertos homines, scriptores venustos & elegantes, nicht aber eloquentes oder oratores zu nennen.

§. IV.

Wir müssen nämlich durch die Beredsamkeit, im eigentlichen und engern Verstande, eine Geschicklichkeit verstehen, seine Zuhörer von allem, was man will, zu überreden, und zu allem, was man will, zu bewegen. Ich streite hier mit niemanden, der, an statt des Wortes Geschicklichkeit, lieber Wissenschaft, Vermögen oder Fertigkeit brauchen will. Meines Erachtens läuft es auf eins hinaus, wenn man nur nicht durch eins davon alles übrige ausschließet: Denn in der That müssen sie alle, zusammen genommen, bey demjenigen angetroffen werden, dem man die wahre Beredsamkeit beylegen will. Das ganze Hauptwerk in der obigen Erklärung von der Beredsamkeit ist der Zweck derselben; nämlich die Ueberredung. Auf diese muß die ganze Bemühung des Redners abzielen; diese muß er zu erreichen im Stande seyn, wenn er diesen Namen mit Recht führen will. Sie schließt die Bewegung der Gemüther mit in sich; weil diese oft ein nothwendiges Mittel ist, jene zu erlangen. Ein Redner ist also nicht zufrieden, wenn man ihn gern höret, wenn man seine schöne Schreibart lobet, seine hübsche Gedanken und sinnreiche Ausdrückungen erhebet. Er geht viel weiter, und fordert ungleich mehr von seinen Zuhörern. Man soll ihm in seinem Vortrage auch vollkommen beypflichten; man soll mit ihm einerley Meynung annehmen; man soll das für wahr und für falsch halten, was er dafür hält; man soll endlich lieben und hassen, zürnen und beneiden, frolocken und trauren, hoffen und fürchten, suchen und fliehen, ja thun und lassen, was und wie es ihm gefällt; wenn, und wo, und wie es ihm nur gut dünket. Wer diese Absichten nicht hat, wenn er redet, oder auch die gehörigen Mittel dazu nicht in seiner Gewalt hat, der rühmt sich umsonst einer wahren Beredsamkeit.

§. V.

So groß der Unterscheid dieser beyden Begriffe dergestalt ist, so sehr ist es zu bewundern, daß man bisher in unserm Vaterlande denselben fast gar nicht erkannt, vielweniger im Reden beobachtet hat. Man hat insgemein einen guten Stilisten schon für einen guten Redner gehalten, und einen anmuthigen, zierlichen Vortrag, der nur die Ohren und die Einbildungskraft gekützelt hat, eine Beredsamkeit genennet. Sonderlich in lateinischen Reden und Schriften hat man die Reinigkeit der Wörter und Redensarten, nach den Mustern des besten Alters der römischen Sprache, für die Haupteigenschaft einer guten Beredsamkeit gehalten. Wie viel diese falsche Einbildung zum Verderben der wahren Beredsamkeit beygetragen habe, das ist nicht auszusprechen. Denn dadurch ist eine so ernstliche, männliche und philosophische Kunst, als die Redekunst ist, in ein mageres, kindisches und grammatisches Wörterspiel verwandelt worden. Die Reinigkeit und Schönheit einer Sprache muß ein Redner allerdings nicht verachten oder versäumen. Eine jede Sprache, die man redet oder schreibet, muß man unstreitig aufs allerbeste reden und schreiben. Aber wenn man nun solches in der größesten Vollkommenheit thut: So ist man deswegen noch kein Redner. Die Wohlredenheit könnte man zur Noth einem solchen Worthelden noch zugestehen: Dafern er nur mit seinen auserlesenen Worten auch auserlesene, neue und schöne, oder wenigstens vernünftige Gedanken zum Vorscheine brächte. Da aber auch dieses nicht allemal geschieht, und also die ganze Kunst in einer leeren Wortkrämerey bestehet, die ohne Geist und Kraft, ohne Wahrheit und Nachdruck ist: So kann man leicht denken, wie wenig man solchen ängstlichen Stilisten die Beredsamkeit selbst zugestehen könne.

§. VI.

Doch selbst die Beredsamkeit ist nicht von einerley Art. Diesen wichtigen Unterscheid recht ins Licht zu setzen, müssen wir auf die Mittel sehen, wodurch die Ueberredung der Zuhörer bewerkstelliget werden kann. Diese haben, als Men-

schen, Verstand und Willen, und beyde muß ein Redner gewinnen können, wann er dieselben zum Beyfalle bewegen, oder überreden will. Nun läßt sich der Verstand eines Menschen niemals anders, als durch Gründe und Ursachen gewinnen, etwas für wahr oder falsch zu halten. Auch einfältige Leute glauben nicht gern etwas, auf das bloße Wort dessen, der es ihnen saget: Es müßte denn eine bloße Geschichte seyn, dabey selbiger zugegen gewesen wäre; oder die er doch besser wissen könnte, als sie selbst. Ja wenn gleich der Pöbel, auch in dogmatischen Dingen, seinen Lehrern und Vorgesetzten manches ohne Beweis zu glauben scheinet: So ist doch dieses nur ein Scheinglaube. Der Verstand ist nicht recht davon versichert, und folglich ist das Erkenntniß von solchen Wahrheiten nicht lebendig. Bey dem geringsten Zweifel, der ihm aufstößet, fällt der Glaube weg. Eben so ist es mit dem Willen. Auch dieser läßt sich nicht ohne die Vorstellungen des Guten und Bösen lenken: Diese aber nennet man Bewegungsgründe. Und also ist es gewiß, daß die ganze Ueberredung auf den Gründen beruhet, deren sich ein Redner gegen seine Zuhörer bedienet.

§. VII.

Es sind aber so wohl die Beweis- als Bewegungsgründe zweyerley. Denn entweder sind sie wohl gegründet, und aus guten Quellen hergeleitet, wie die Vernunftlehre es fordert: So daß man versichert seyn kann, dasjenige, so dergestalt erwiesen wird, sey unfehlbar wahr, falsch, gut, oder böse. Oder es sind bloße Scheingründe, die nur dem ersten Ansehen nach gut zu seyn scheinen, bey genauer Untersuchung aber unrichtig befunden werden. Z. E. sollte ich jemanden eine Lobrede halten, und erwiese die Vortrefflichkeit derselbigen Person, aus ihren großen Eigenschaften, die sie in verschiedenen Gelegenheiten, durch unleugbare Proben erwiesen; aus den Diensten, die sie der Kirche, dem Fürsten und dem Vaterlande geleistet; aus den Thaten, die sie gethan; oder aus den Schriften, die man von ihr in Händen hätte: So würden alle diese Beweise wohl gegründet, und überredend seyn.

Wenn

Wenn aber jemand aufstünde, und seine Lobrede auf das alte, berühmte und gelehrte Geschlechte, auf das Vaterland oder die Vaterstadt, auf den merkwürdigen Tag der Geburt, auf den schönen Namen, auf die Glücksgüter und äußerliche Gestalt, auf die Gnade großer Herren, auf die erlangten Ehrentitel oder zusammengebrachten Reichthümer, ja endlich wohl gar auf das Alter und auf den sonderbaren Todestag desjenigen gründen wollte, den er zu loben vorhätte: So würden alle diese Gründe keine logische Prüfung aushalten. Man könnte nämlich auf diese Art dem allerelendesten Menschen eine Lobrede halten, der weder ein Fünkchen Verstand, noch die geringste Spur einiger Tugend sein lebenlang erwiesen hätte. Diejenige Beredsamkeit nun, welche sich der ersten Art der Beweisgründe bedienet, die der Vernunft und Wahrheit gemäß sind, wollen wir eine **wahre**; die aber, welche sich nur bloßer Scheingründe bedienet, die in der That nichts beweisen, wollen wir eine **falsche Beredsamkeit** nennen.

§. VIII.

Wie sich nun die wahre Beredsamkeit von der falschen durch die Mittel unterscheidet, deren sie sich beyde bedienen: So sind sie auch der Absicht nach unterschieden. Man kann es leicht denken, daß sich Irrthümer und Unwahrheiten nicht durch gute Gründe erweisen lassen: Denn wenn das angienge, so wäre zwischen beyden gar kein Unterscheid mehr. Folglich wird denn eine falsche Beredsamkeit auch die Ausbreitung der Unwahrheiten zur Absicht haben: Da hergegen die wahre Beredsamkeit bloß allein die Wahrheit, und ihre Ausbreitung und Fortflanzung zum Zwecke hat. Mit practischen Dingen verhält sichs nicht anders. Wer seinen Zuhörern mit Scheingründen etwas zu thun oder zu lassen anräth, der kann auch das Laster dergestalt fortpflanzen und die Tugend auszurotten suchen. Denn wie wäre es möglich, zu diesen Absichten gute Bewegungsgründe auszusinnen? Die Tugend müßte ja mit dem Laster einerley seyn, wenn das angienge. Folglich hat denn die wahre Beredsamkeit allezeit das Beste ihrer Zuhörer zur Absicht: Die falsche hergegen macht sich

kein Bedenken, ihnen auch zu schaden. Doch will ich nicht behaupten, daß diese es allezeit in der That so böse meynet. Auch in den besten Absichten lassen sich von ungeschickten Leuten schlechte Mittel anwenden. Viele wünschen zwar der Wahrheit und Tugend durch ihre Reden zu dienen: Sie haben aber nicht Verstand und Gelehrsamkeit genug, solches auf gehörige Art zu thun. Sie brauchen schwache Beweise, wo sie die stärkesten haben könnten; bloß aus Mangel der Einsicht. Sie haben keine Vernunftlehre gelernet, und wissen also die Scheingründe nicht von ächten zu unterscheiden. Daher beschimpfen sie die wichtigsten Wahrheiten durch ihren schlechten Vortrag, der nur aus einer falschen Beredsamkeit herrühret.

§. IX.

Bey den Alten hat die falsche Beredsamkeit sonderlich vor Gerichte ihren Sitz gehabt, wo man nicht minder die bösen als die guten Sachen vertheidigen mußte. Denn die damaligen Sachwalter mußten Redner seyn, und sich also auf Kunstgriffe legen, auch den ungerechtesten Handlungen ihrer Clienten eine Farbe zu geben. Dazu halfen ihnen nun die dialectischen Disputirkünste, dadurch man alles wahrscheinlich machen konnte; und die rhetorische sogenannte Topik, davon Aristoteles ganze Bücher geschrieben. Doch diese falschberühmte Kunst ist, bey allen rechtschaffenen Leuten, bald in Verachtung gerathen: Zumal da ihre Liebhaber, die Sophisten, sich mit ihrer Unwissenheit, Unverschämtheit, und pralerhaften Windmacherey selbst verhaßt machten. In neuern Zeiten hat man, zum wenigsten in Deutschland, die Beredsamkeit aus den Gerichtsstuben verbannet; und sie also von der Nothwendigkeit, schlimme Sachen zu vertheidigen, befreyet. Allein es fehlt gleichwohl an Gelegenheiten nicht, wo sich dieselbe, in allerley Geschäfften, zur Verdunkelung der Wahrheit und Ausbreitung der Unwahrheit, muß brauchen lassen. Dahin gehören nun hauptsächlich die schmeichelhaften und unverdienten Lobreden; die Reden, so zu Vertheidigung ungegründeter Lehren gehalten werden; ja auch

alle

alle die, so zwar Wahrheiten, aber auf eine ungegründete Art, und mit unzulänglichen Beweisen vorgetragen. Wo bleiben endlich die vielen Reden, worinn man nicht einmal die Absicht hat, seine Zuhörer zu überreden: Die also nur aus einem verworrenen Geschwätze bestehen; darinn man nur seine Belesenheit, oder den mit großer Mühe gesammleten, oder gar von andern erborgten Reichthum der Vorrathsbücher zu zeigen willens ist.

§. X.

Ob nun wohl aus dem bisherigen ein jeder leicht begreifet, was wir durch die Ueberredung verstehen: So muß ich doch noch mit wenigem zeigen, wie dieselbe von einer Ueberführung unterschieden sey. In meiner Vernunftlehre ist solches zwar bereits geschehen; doch gehört es hieher auch: Und also muß ich es nicht vorbey lassen. Einen überführen, heißt einen durch eine Reihe unumstößlicher Vernunftschlüsse, die aus den ersten Gründen hergeleitet werden, oder durch eine Demonstration, zum Beyfalle bewegen, ja dazu nöthigen und zwingen. Diese Art, andern Wahrheiten beyzubringen, gilt nur da, wo man sein Erkenntniß auf den höchsten Grad der Gründlichkeit getrieben, und zugleich solche Zuhörer vor sich hat, die eine so geübte Vernunft besitzen, daß sie eine lange Kette von Schlußreden fassen, und einsehen können. Nun ist es leicht zu denken, daß ein Redner weder allezeit so viel Einsicht von den Sätzen, die er vorträgt, haben kann; noch auch, wenn er sie gleich hätte, überall solche geschickte Zuhörer antreffen würde, die eines so gründlichen Vortrages gewohnt wären. Daher schickt sich für ihn nichts besser, als die Ueberredung; das ist ein Vortrag der Wahrheit durch wahrscheinliche Gründe, die ein Zuhörer von mittelmäßigem Verstande, ohne alle Mühe fassen und einsehen kann. Diese Art der Beweise läßt sich nun überall finden, wo nur Wahrheit zu vermuthen ist. So gar in historischen Wahrheiten, wo der Beweis durch Zeugen, oder die Ueberzeugung, statt findet, kann man sich derselben bedienen, wenn es an Zeugen fehlen sollte. Cicero hat in seinen Reden dieses gewiesen, wo es

sich nämlich fragte: Ob dieser oder jener etwas gethan habe oder nicht? Als z. E. in den Reden für den Sextus Roscius, und für den Milo.

§. XI.

Doch ist es hier meine Meynung gar nicht, zu verbiethen, daß ein Redner entweder kein demonstratives Erkenntniß besitzen; oder doch von solchen Sätzen, die sich demonstriren lassen, gar nicht reden müsse. Nein, die Gründlichkeit ist eine sehr gute Eigenschaft aller Gelehrten, und sie wird also auch an einem Redner kein Fehler seyn. Vielweniger wird es zu tadeln seyn, wenn man seinen Zuhörern Wahrheiten vorträgt, die demonstrirt werden können. Je gründlicher ein Redner einen Satz einsieht, desto leichter wird es ihm fallen, andere davon zu überreden: Da es ihm hingegen schwer seyn würde, andern eine Meynung beyzubringen, die er selbst nur obenhin untersuchet hätte, und davon er selbst noch nicht überredet wäre. Unsere Meynung geht nur dahin, daß er sich in seinem Vortrage nicht der allergrößesten Schärfe im Erklären und Beweisen bedienen soll, die von den Weltweisen gefordert wird: Gesetzt, daß seine vorhabende Materie solches zuließe, und er selbst die beste Fähigkeit dazu hätte. Solche starke Speise schicket sich für die gemeine Art der Zuhörer nicht. Diese haben so viel Aufmerksamkeit, Geduld und Fertigkeit im Schließen nicht, als ein Schüler der höhern Wissenschaften haben muß. Er würde also entweder nichts von dem allen verstehen, was man ihm sagte; oder gar nicht einmal zuhören. Der Redner muß sich von seiner Höhe ein wenig herunter lassen, und auch von gelehrten Dingen ohne alle Kunstwörter, und, so viel möglich, in der gemeinen Sprache reden, die ein jeder verstehet. Er muß in seinen Beweisen nur bis auf Sätze zurücke gehen, die ein jeder einräumet, ob sie gleich noch weiter erwiesen werden könnten. Er muß endlich nicht gar zu viel Vernunftschlüsse hintereinander machen, als wodurch er den Verstand seiner Zuhörer abmatten und überhäufen würde.

§. XII.

Aus dem bisherigen wird es sich nun auch unschwer begreiffen lassen, warum ich gesagt habe, daß die Beredsamkeit eine Geschicklichkeit sey, seine Zuhörer von allem, was man will, zu überreden. Es versteht sich nunmehro nämlich, daß man zwar auch durch die falsche Beredsamkeit Einfältigen, zum Vortheile der Irrthümer, ein Blendwerk vormachen könne: Aber daß hauptsächlich alle Arten der Wahrheiten für die wahre Beredsamkeit gehören. Hier ist in der That nichts ausgeschlossen, was nur einiger maßen von Wichtigkeit ist, und den Fleiß eines Redners verdienet. Es verdienet aber denselben ein jeder Satz, davon er seine Zuhörer gern überreden möchte, weil es ihnen nützlich und nöthig, auch dem gemeinen Besten zuträglich ist, davon überredet zu seyn. Dahin gehören also alte und neue, theoretische und practische, dogmatische und historische Wahrheiten: Mit einem Worte, alles, wovon sich ein wahrscheinlicher Beweis führen läßt. Die Regeln, welche die Redekunst davon giebt, sind allgemein, und schicken sich auf alles, was eine Wahrheit ist, und andern vorgetragen werden soll, um sie davon zu überreden. Es ist also vergeblich, wenn man die Redekunst nach den Materien abtheilen wollte. Die Zuhörer sind allezeit Menschen, die Verstand und Sinne, einen Willen und Begierden haben. Hieraus müssen also auch einerley allgemeine Regeln fließen, die man in allen Reden beobachten muß, wenn man die Absicht der Ueberredung glücklich erreichen will.

§. XIII.

Soll aber die Redekunst, wie gleich anfangs gedacht worden, eine vernünftige Anweisung zur Beredsamkeit seyn: So muß dieselbe nicht in gewissen willkührlich angenommenen Regeln bestehen; sondern auf die Natur des Menschen gegründet, und aus der Absicht des Redners hergeleitet werden. Nichts ist in Wissenschaften und freyen Künsten vernünftig, als was auf gute Gründe gebauet ist. Diese sind aber nicht die Meynungen und Zeugnisse großer Leute; nicht die Exempel derer, die hier oder dort für Redner gehalten

werden; nicht das neue oder alte, insoweit es neu oder alt ist: Sondern die unveränderliche Natur des Menschen, als mit welchem ein Redner zu thun hat. Ein Bildschnitzer geht anders zu Werke, wenn er ein hölzernes, als wenn er ein steinnernes Bild verfertigen will. Sein Gegenstand und seine Materie schreiben ihm die Regeln vor, darnach er sich richtet. Was würde er sagen, wenn man ihm eine neue Methode angeben wollte, das Holz in die Länge zu sägen, und in die Qvere zu spalten? So ist es in der Redekunst gleichfalls. Man muß die Vernunftlehre und die Sittenlehre zu Hülfe nehmen, und den Verstand und Willen des Menschen kennen lernen. Wer dieses nicht thut, der kann weder gute Regeln der Beredsamkeit vorschreiben, noch die vorgeschriebenen recht glücklich beobachten. Alle neue ausgekünstelte Methoden taugen nichts, wenn sie von dieser Richtschnur abweichen. Auch die Alten werden von uns nur darum zu Lehrern und Mustern angepriesen, weil sie ihre Regeln und Exempel nach dieser Vorschrift eingerichtet haben. Ihr Ansehen soll also unsern Regeln keine Kraft geben: Sondern ihr Beyfall soll uns nur, wider den Vorwurf der Neuerung, zur Rechtfertigung dienen.

§. XIV.

Indessen rathe ich einem jeden, der diese meine Redekunst lesen wird, mit meiner Anleitung nicht schlechterdings zufrieden zu seyn. Ich bin so neidisch nicht, daß ich andern die Qvellen misgönnen sollte, daraus ich selbst meinen Durst gelöschet habe. Man lese also des großen Weltweisen Aristoteles rhetorische Bücher, sowohl die er an den Theodektes, als an Alexandern den großen geschrieben hat. Ist man der französischen Sprache kundig, so kann man die Uebersetzung der ersten, die Cassandre uns geliefert hat, so lange brauchen, bis uns Herr von Steinwehr die deutsche Uebersetzung, die er versprochen hat, liefern wird. Man nehme unter den andern griechischen Lehrern der Beredsamkeit auch den Longin dazu, der in seinem Buche von dem Erhabenen, wenigstens im Absehen auf die Schreibart, sehr nützlich zu gebrauchen

chen ist. Auch Lucian ist in den obenangeführten Stellen, und sonst hin und wieder, mit Nutzen zu lesen. Von den Lateinern aber ist **Cicero** in allen seinen rhetorischen Schriften, die ich nicht alle erzählen mag, der vollkommenste Lehrmeister der Redekunst. Man muß sie alle mit Fleiß lesen, wenn man sich recht fest setzen, und die große Einsicht dieses Mannes vollkommen kennen lernen will. Auch das Gespräche von den Rednern, oder von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit, muß man zu Hülfe nehmen, wenn man sich einen rechten Begriff von der alten Beredsamkeit machen will: Weswegen ich es auch diesem Werke, anstatt einer Einleitung, vorgesetzt habe. Endlich lese man auch den **Qvintilian**; wo nicht ganz, doch wenigstens die ersten und letzten Bücher desselben: Als worinn das meiste, auch zu unsern Zeiten noch, brauchbar ist; da hingegen die mittlern sich mehr auf die gerichtliche Beredsamkeit der Alten beziehen.

§. XV.

Auch von den neuern Anleitungen zur Redekunst etwas zu gedenken: So muß ich einige Franzosen in diesem Stücke rühmen, und zwar lauter solche, die ich selbst gelesen, und den Regeln der Alten gemäß befunden habe. Darunter ist nun der Jesuit **Rapin** einer der besten, der nicht nur von der Beredsamkeit, sondern auch von der Dichtkunst, Historie und Philosophie die vernünftigsten Gedanken ans Licht gestellet hat. Auch seine Vergleichung (comparaison) des Cicero und Demosthenes ist hier mit Nutzen nachzulesen. Nächst diesem muß ich den obgedachten **P. Lami** und seine Art de parler loben. **Fenelons** Gespräche von der Beredsamkeit sind überaus schön, und die Reflexions sur l' Eloquence, die man außer denselben hat, sind auch nicht ohne Vortheil zu gebrauchen. In **Rollins** obangeführtem ausbündigen Werke, wie man die schönen Künste und Wissenschaften lernen kann, handelt ein ganzer Band von der Redekunst auf eine sehr gründliche Art. Wo bleiben nun noch einige kleinere Schriften, die auch dahin gehören? Z. E. des **P. Bouhours** Maniere de bien penser dans les Ouvrages

 d'esprit

d'esprit; des Herrn Furetiere Nouvelle allegorique de la guerre dernierement arrivée dans le Royaume de l'Eloquence; des Herrn le Faucheur Tractat de l'Action de l'Orateur, den einige dem berühmten Conrad zuschreiben; ein andres kleines Werkchen unter dem Titel: Methode nouvelle pour bien animer un discours; und endlich eine kleine Rhetorik L' Eloquence du Tems, die einem Frauenzimmer zu gut geschrieben worden. Man sehe auch in der deutschen Gesellschaft eignen Schriften und Uebersetzungen I. Theil p. 420. das von Herrn M. Mäyen übersetzte Werkchen, der Redner genannt.

§. XVI.

Von deutschen Rhetoriken kann ich unter denen, deren Verfasser bereits todt sind, keine einzige loben, als Philipp Melanchthons seine; die aber lateinisch abgefaßt ist. Von den übrigen habe ich schon oben meine Gedanken gesagt. Von den Anleitungen itztlebender Gelehrten zur Redekunst hätte ich zwar verschiedene Lobsprüche zu sagen: Wenn ich es nach meiner obigen Regel thun dörfte. Ich würde nämlich zum Theil für einen Schmeichler angesehn werden: Zum Theil aber würde ich auch diejenigen erzürnen, von denen ich nichts sagen möchte; und ein bloßes Sillschweigen würde schon die Kraft eines Tadels haben. Weil es also das Ansehen bekömmt, als ob ich diese meine Redekunst ganz allein für etwas gutes ausgäbe; so gestehe ich es selbst, daß alles gute, was sie in sich hält, nicht aus meinem Kopfe entsprungen, sondern von den Alten, und nächst ihnen von den itzterwähnten Ausländern entlehnet ist. Diesen habe ich alle meine rhetorische Wissenschaft zu danken: Und wer ihre Schriften selbst lesen will, der kann mein Buch entbehren. Daß ich aber nicht bey allen §. §. die Stellen aus ihnen anführe; das kömmt theils daher, weil ich keine Sammlungsbücher habe, darinn ich die zu meinen Regeln gehörigen Zeugnisse gleich finden könnte; theils weil ich überhaupt kein Freund von solchem Mischmasche aus allen Sprachen und Zungen bin. Ich habe auch alle gemeldte Bücher mit solchem Fleiße gelesen,

und, bey meinen vieljährigen oratorischen Lectionen über meinen Grundriß einer vernunftmäßigen Redekunst, so viel darüber nachgedacht, daß mir alles darinn so eigen geworden ist, als ob ichs selbst erfunden hätte. Wem daran gelegen ist, der kann sich die ähnlichen Stellen aus den Alten selbst anmerken, und am Rande hinzuschreiben, wo sie stehen sollen.

* *

Das II. Hauptstücke.

Von dem Charactere eines Redners und von denen ihm dienlichen Vorbereitungen.

§. I.

Durch einen Redner verstehe ich einen gelehrten und rechtschaffenen Mann, der die wahre Beredsamkeit besitzet. Ich schließe also aus der Zahl der Redner die Sophisten und alle Schwätzer aus, die entweder eine falsche Beredsamkeit besitzen, oder nur viel Worte machen, aber keinen Menschen dadurch überreden, vielweniger jemanden etwas zu thun oder zu lassen bewegen. Man nenne also dergleichen Leute Windmacher, Plauderer, oder wie man will: Genug, daß sie den Namen der Redner nicht verdienen. Wollte man aber ja diese Benennung in einer so allgemeinen Bedeutung nehmen, daß alle, die sich ihrer Zunge mit einer gewissen Fertigkeit zu bedienen wissen, dieselbe bekämen; wie man etwa einen jeden Schmierer einen Maler, oder jeden Reimschmied einen Poeten zu nennen pflegt: So wird dieses ein bloßer Misbrauch seyn; dem man nicht anders, als durch einen vielfältigen Unterscheid, unter großen, mittelmäßigen und schlechten Rednern, wird abhelfen können. Weiter schließen wir auch von dem Namen eines Redners alle bloße Stilisten aus, die zwar in dogmatischer, historischer und epistolischer Schreibart sehr geschickt ihre Gedanken zu ent-

entwerfen wissen; aber dem ungeachtet keines von denen Stücken in ihrer Gewalt haben, welche wir oben zur Beredsamkeit erforderten. Doch behaupten wir deswegen nicht, daß ein Redner sich ohne eine schöne Art des Ausdruckes behelfen könne oder solle. Nein, er braucht auch dieselbe wohl zu Beförderung seiner Absicht: Aber das Hauptwerk ist sie nicht. Die Beredsamkeit begreift zwar die Wohlredenheit in sich, aber nicht umgekehrt.

§. II.

Ich habe gesagt, ein Redner sey ein gelehrter Mann: Und dadurch behaupte ich, daß kein Ungelehrter ein Redner seyn könne. Man wird mir dieses leicht zugeben, wenn man erwegen will, was für eine weitläuftige Wissenschaft zur wahren Beredsamkeit gehöret. Ein Redner muß von allerley vorkommenden Dingen so zu reden vermögend seyn, daß er sich Beyfall erwirbt, und auch diejenigen zu seiner Meynung bringt, die ihr vorhin zuwider waren. Dazu gehört nun sehr viel: Denn fürs erste muß er die Sache selbst, davon er redet, vollkommen inne haben; ja sie besser, als seine Zuhörer, einsehen. Nun laufen aber die meisten Materien der gewöhnlichen Reden in eine von den sogenannten vier Facultäten, oder doch in eine von den freyen Künsten. Alle diese aber gehören zur Gelehrsamkeit, und wer sie versteht, der ist ein Gelehrter. Zwar wollen wir auch einigen Unstudierten es gar gerne einräumen, daß sie in gewissen Dingen, die zu ihrer Lebensart gehören, eine ziemliche Geschicklichkeit und Fertigkeit im Reden besitzen: Allein das ist eine bloße Wohlredenheit; dazu eine natürliche Lebhaftigkeit des Geistes, ein Reichthum in Worten und Gedanken, und ein öfterer Umgang mit Leuten schon zulanget. Gesetzt aber, daß einige unter den so genannten Unstudierten, das ist, Leuten, die kein Latein können, zuweilen weit mehr durch ihr Reden ausrichteten, und wohl gar ihre Zuhörer überreden, erhitzen und zu gewissen Dingen aufbringen könnten: So würde ich ihnen sogleich unter den Gelehrten einen Platz einräumen. Denn nothwendig müssen Personen von dieser Geschicklichkeit mehr

wissen, als der gemeine natürliche Verstand einem jeden geben kann. Sie müssen nothwendig im französischen und in andern heutigen Sprachen; oder wenigstens in ihrer Muttersprache viel gelesen haben, welches ihnen zu einer solchen Stärke im Reden behülflich gewesen. Das Erkenntniß der Sachen, nicht aber der Sprachen, macht gelehrt. Und selbst die griechischen Redner sind bloß in ihrer Muttersprache zu aller der Wissenschaft gelanget, die sie zu ihrer Kunst nöthig gehabt haben.

§. III.

Zum andern aber muß ein Redner nothwendig den Verstand und Willen seiner Zuhörer kennen, und auf die gehörige Art anzugreifen wissen. Jener soll überredet, dieser aber gelenket werden: Wie wird nun dazu ein Mensch vermögend seyn, der sich die Kräfte der Seelen gar nicht bekannt gemacht hat; der die Qvellen der Vourtheile nicht entdecken; die irrigen Meynungen nicht in ihren Wurzeln ausrotten; die heimlichen Treibfedern der Begierden nicht auskundschaften, und die neuen Bewegungsgründe seinen Zuhörern nicht recht ans Herz legen kann. Daher gehört denn hauptsächlich die Vernunft- und Sittenlehre für einen Redner: Und da beyde in der Psychologie, oder der Lehre von der menschlichen Seele ihren Grund haben: So gehört auch hauptsächlich diese dazu. Man kann unmöglich ein wildes Pferd recht regieren, wenn man seine Tücke nicht kennet. Es ist kein Gleichniß geschickter, den Zustand einer Menge Volkes, die einem Redner zuhöret; und die Pflicht eines Redners, zu entwerfen. An Gewalt ist ein muthiger Gaul seinem Reiter weit überlegen: Es kömmt bloß auf die Art und Geschicklichkeit an, womit er sich zum Herrn darüber machen muß. Gleichergestalt hat auch ein Redner nichts zu befehlen. Keiner von seinen Zuhörern ist so schlecht, der ihm nicht den Gehorsam versagen würde, wenn er es so anfangen wollte: Aber durch Glimpf und vernünftige Vorstellungen läßt sich das wildeste Herz gewinnen. Dazu gehört nun Einsicht in den

Verstand und Willen des Menschen; das ist, eine gute Vernunft- und Sittenlehre.*

§. IV.

Ich könnte von dieser Nothwendigkeit, die Philosophie zu verstehen, aus den Schriften Cicerons noch ein vieles sagen. Ich könnte den Demosthenes als einen fleißigen Schüler des Plato zum Muster darstellen. Ich könnte auch den Perikles noch dazu anführen, den Sokrates, in dem Phädrus des Plato, nur deswegen allen übrigen Rednern seiner Zeit vorgezogen: Weil er den Anaxagoras fleißig gehöret hatte; der doch ein bloßer Naturkündiger war. Hatte nun auch das physikalische Erkenntniß eines Redners so viel Einfluß in seine Beredsamkeit: Was wird nicht dasjenige, was wir aus der Weltweisheit ihm als nöthig angepriesen haben, seinen unbeschreiblichen Nutzen überall zeigen? Ich könnte ferner nach diesen Vorgängern sagen, daß man weder deutliche Erklärungen, noch gründliche Beweise, ohne die Philosophie, in einer Rede geben könne, die doch zur Ueberredung unentbehrlich sind: Ja daß man von den Pflichten und Handlungen der Menschen, von Tugenden und Lastern, und tausend andern Dingen, die unaufhörlich vorkommen, nichts rechtes würde sagen können, wenn man die Weltweisheit nicht inne hätte. Allein ich muß dieses nur kürzlich fassen, um auch den Qvitilian noch zum Zeugen anzuführen. Dieser erzürnte sich in seiner Vorrede recht, daß man die Lehren der Weisheit von der Beredsamkeit getrennet und zwey ganz besondere Wissenschaften daraus gemachet. Er behauptet, von rechts-

* Cicero in seinem Brutus c. VI. sagt: Dicere bene nemo potest, nisi qui prudenter intelligit: Quare qui eloquentiae verae dat operam, dat prudentiae. Und in dem III. Capitel seines Redners an den Brutus schreibt er: Fateor me oratorem, si modo sim, aut etiam quicunque sim, non ex rhetorum officinis, sed ex Academiae spatiis exstitisse. Bald darauf aber macht er den Schluß: Positum sit igitur in primis, quod post magis intelligetur; sine philosophia non posse effici, quem quaerimus, eloquentem.

rechtswegen sollte der weise Mann und der Redner allezeit in einer Person beysammen seyn: Und so wäre es auch vorzeiten gewesen. Aus Faulheit hätte man hernach beydes von einander gerissen, und zwar dazumal, als die Zungen der Redner angefangen, feil zu stehen. Denn da hätten die Bösen sich der Beredsamkeit zu Vertheidigung schlimmer Sachen gemisbrauchet, und die guten Sitten ganz verlassen. Endlich schließt er:* Ein Redner solle ein solcher Mann seyn, der mit Recht ein Weiser heißen könne, und der sowohl an guten Sitten, als an Wissenschaft und Beredsamkeit, vollkommen sey.

§. V.

Von den übrigen Künsten und Wissenschaften sind die beyden angeführten Meister der Redekunst gleichfalls der Meynung, daß ein Redner sie nicht entbehren könne. Sie wollen, er sollte die Alterthümer und Geschichte, die Rechtsgelehrsamkeit, die Mathematik, die Musik, die Malerkunst, ja fast alles übrige verstehen, was der menschliche Witz nur erfunden hat. Allein man muß dieses nicht so schlechterdings annehmen. Es ist allerdings einem Redner die Wissenschaft vieler Dinge sehr zuträglich. Je weitläuftiger sein Erkenntniß ist, desto ausführlicher wird er von tausend Dingen reden können. Alle Wissenschaften haben eine gewisse Verbindung mit einander: So gar, daß man keine vollkommen verstehen kann, wenn man von den andern gar nichts weis. Ja wenn man von einer gewissen Materie noch so geschickt zu reden weis, und von den andern Dingen gar nichts versteht: So kann man oft sehr lächerliche Fehler begehen, die einen Redner in Verachtung bringen. Gesetzt also, daß man nur ein geistlicher, oder politischer, oder juristischer, oder ein Schulredner werden wollte: So würden einen doch die übrigen Gattungen des Erkenntnisses theils vor

Feh-

* Sit igitur orator vir talis, qualis vere sapiens appellari possit; nec moribus modo perfectus, sed etiam scientia, & omni facultate dicendi.

Fehlern bewahren, theils zieren, theils in ein gewisses Ansehen setzen; welches allerdings zur Ueberredung auch etwas beyträgt. Denn einem Manne, den man für sehr gelehrt hält, giebt man viel eher Beyfall, als einem solchen, der in den meisten Arten des Erkenntnisses für ganz unwissend gehalten wird. Wir rathen es also gleichfalls einem jeden, der ein Redner zu werden gedenket, keine freye Kunst, keine Wissenschaft für unnöthig und unnützlich zu halten. Man muß sich, außer seiner Hauptsache, so viele Dinge bekannt machen, als nur möglich ist: Damit man in allen Gattungen des Erkenntnisses, wo nicht für geschickt, doch nicht für ungeschickt gehalten werde.

§. VI.

Ich habe ferner oben gesagt, ein Redner müsse auch ein rechtschaffener Mann seyn, und dieses geht auf seinen Willen, oder auf seine Sitten. Auch dieses haben die Alten, sonderlich Cicero und Qvintilian von ihm erfordert. Der letztere schreibt dieses ausdrücklich*, und beweiset diese Eigenschaft hauptsächlich daher, weil ein boshafter Mann, der dabey beredt wäre, dem gemeinen Wesen höchst schädlich seyn würde. Er setzt hinzu, daß alle seine Mühe, die er, einen zum Redner zu machen, angewandt, sehr übel angewandt seyn würde: Wenn er zum Verderben des menschlichen Geschlechts, nicht einen Soldaten, sondern einen Mörder mit den Waffen der Beredsamkeit ausgerüstet hätte. Ja er hält dafür, es wäre besser gewesen, daß der Mensch stumm gebohren würde, als daß er diese Gabe des Himmels zum Schaden des gemeinen Wesens anwenden sollte. Der Beweis ist gut, aber er geht noch weiter, und zeiget, daß man nicht einmal ein Redner werden könne, wenn man nicht ein rechtschaff-

* Siehe Instit. Orat. XI. B. I. Cap. Sit ergo nobis Orator, quem instituimus, is, qui a M. Cicerone finitur, *vir bonus*, dicendi peritus.

schaffener Mann ist.* Denn da ein Redner Verstand und Klugheit besitzen müsse: So könne derjenige ja unmöglich Verstand haben, der aus freyer Wahl das Böse dem Guten vorziehet; noch auch Klugheit besitzen, der sich muthwillig entweder den Strafen der Obrigkeit, oder doch den Foltern eines bösen Gewissens aussetzet. Hernach sey ja ein Boshafter allezeit sowohl von den Weltweisen, als von dem Pöbel, für einen Thoren gehalten worden. Weil nun ein Thor unmöglich ein guter Redner seyn kann: So könne es auch ein Boshafter unmöglich werden.

§. VII.

Man kann noch verschiedene Betrachtungen hinzusetzen, dieses desto wahrscheinlicher zu machen. An einem Redner muß alles etwas zur Ueberredung beytragen; folglich auch seine Gemüthsart, und sein Wandel. Man ist ohne Zweifel viel geneigter, einem rechtschaffenen, tugendhaften Manne, in dem, was er vorbringet, Beyfall zu geben; als einem leichtfertigen, gottlosen, ungerechten und boshaften Menschen. Wer es mit niemand gut meynet, der findet keinen Glauben. Ein jeder ist mistrauisch gegen ihn: Denn man vermuthet einen Betrug, auch wenn er sich am redlichsten stellet. Ein jeder fürchtet, er möchte etwa aus Eigennutz, oder andern bösen Absichten die Sachen verdrehen. Hergegen wenn man den Redner für einen ehrlichen und redlichen Mann hält: So glaubt man ihm oft auf sein bloßes Wort. Man kennt seine Liebe zur Wahrheit und Tugend, und diese gute Meynung giebt allen seinen Sätzen einen Nachdruck. Ein solcher Redner war in Rom M. Porcius Cato. Wenn er jemands Vertheidigung übernahm: So war der Proceß schon halb gewonnen, ehe er noch zu reden anfing. Seine strenge Tugend überredete einen jeden, daß er die Sache nicht vertheidigen würde, wenn sie nicht gerecht wäre. Cicero empfand

* Longius tendit hoc iudicium meum. Neque enim tantum id dico, eum, qui sit Orator, virum bonum esse oportere: sed ne futurum quidem Oratorem, nisi virum bonum.

pfand dieses einmal, als er eine Sache wider ihn zu führen hatte. Er mußte daher nicht nur wider die Gründe der Gegenpartey; sondern auch wider das Ansehen ihres Vertheidigers, des Cato, streiten. Er mußte eine Abschilderung der stoischen Philosophie machen, und dadurch die Tugend des Cato, als gar zu rauhe und strenge vorstellen, und dadurch seine Anklage in etwas verdächtig machen. Aus dem allen erhellet, daß allerdings ein Redner ein rechtschaffener und tugendhafter Mann seyn müsse, wenn er seinen Zweck, die Ueberredung der Zuhörer, mit leichter Mühe erhalten will. Die Einwürfe, so darwider gemacht werden können, sollen im andern Theile in einer eigenen Rede widerleget werden.

§. VIII.

Nachdem wir den Character eines Redners nach seinem Verstande und Willen beschrieben haben: So müssen wir ihn auch nach seinen übrigen Gemüthskräften und natürlichen Gaben abschildern, die er besitzen muß, wenn er nur etwas mehr als ein mittelmäßiger Redner werden will. Es gehöret aber fürs erste zu einem Redner eine große Scharfsinnigkeit. Diese ist eine Fertigkeit, viel an einem Dinge wahrzunehmen, und sich also von jeder vorkommenden Sache in der Geschwindigkeit einen deutlichen Begriff zu machen. Man nennet diese Gabe sonst einen hurtigen und fähigen, auch wohl einen aufgeweckten und muntern Kopf; jenes in eigentlichem, dieses in verblümtem Verstande: Und nichts ist einem Redner nöthiger als dieses. Ein langsamer und schläfriger Mensch schicket sich zu nichts weniger, als zur Beredsamkeit. Ein Redner muß auf alles Achtung geben, was bey einer jeden Sache, in allerley Umständen, bey allerley Zuhörern, zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten, zu seinem Vortheile oder zu seinem Nachtheile dienen kann. Die Anzahl aller dieser Dinge ist oft sehr groß: Und wenn er zu jedem davon viel Zeit brauchete; so würde er langsam fertig werden. Vielmals kann er auch nicht alle Dinge und Umstände vorher sehen, und muß mitten im Reden allererst einen Schluß fassen, was er sagen will: Wie P. Gisbert

vom

vom heiligen Augustin ein solch Exempel anführt. Folglich ist es denn nothwendig, daß ein Redner viel Scharfsinnigkeit besitzen muß, als die ihn allein fähig macht, so aufmerksam auf tausenderley Dinge zu seyn.

§. IX.

Nächst dieser muß er auch eine starke Einbildungskraft und einen lebhaften Witz besitzen. Dieser ist eine Fertigkeit, die Aehnlichkeiten der Dinge wahrzunehmen, wenn sie gleich so merklich nicht wären. Jene aber ist eine Fähigkeit, die vergangenen und vormaligen Bilder der Dinge sich wiederum als gegenwärtig vorzustellen, so bald man im geringsten darzu veranlasset wird. Der Nutzen des Witzes zeiget sich nicht nur in der Erfindung schöner Gleichnisse, als die mit den verglichenen Sachen allemal eine Aehnlichkeit haben müssen; sondern auch in den verblümten Redensarten, als in welchen mehrentheils gewisse Gleichnisse liegen. Doch sonderlich ist der Witz zu den so genannten guten Einfällen nöthig, die durch Veranlassung der gegenwärtigen Dinge, vermöge der Einbildungskraft, hervorgebracht worden. Denn diese geht allezeit auf die Aehnlichkeit der Dinge, der Begriffe, der Wörter, der Eigenschaften, Zufälligkeiten und Wirkungen. Ja es ist zuweilen genug, daß wir an gewisse Sachen nur einmal zu gleicher Zeit gedacht haben; wenn wir bey Gelegenheit des einen wieder auf das andere kommen, und uns dasselbe auch vorstellen wollen. Dadurch fällt nun einem witzigen Kopfe tausenderley ein, daran ein anderer nicht denket. Jemehr ein solcher schon jemals gedacht, erfahren oder gelernet hat, desto mehr Einfälle hat er auch, bey jedem vorkommenden Dinge. Ja durch die verschiedene Verbindung der Begriffe bringt er oft ganz neue Bilder hervor, daran noch niemand gedacht hat: Die aber allemal gut sind, wenn sie nur die Prüfung einer guten Urtheilskraft überstehen können. Diese Gemüthskräfte nun machen es, daß ein Redner den Vorwurf der Magerkeit und Trockenheit in seiner Schreibart vermeiden, ja auch im äußerlichen alles durch einen muntern Vortrag beleben kann.

§. X.

Endlich gehört zu einem guten Redner auch ein gutes und getreues Gedächtniß. Dieses gründet sich zwar auf eine gute Einbildungskraft; äußert aber seinen Nutzen noch auf besondere Art. Was würde es einem Redner helfen, wenn er noch so sorgfältig alles überleget hätte, wodurch er seine Zuhörer überreden kann: Wenn er selbiges nicht behalten und zu rechter Zeit hervor geben könnte? Auch an der Ordnung der Beweisgründe und Sätze ist viel gelegen: Aber auch diese muß uns das Gedächtniß anweisen, wenn wir im Reden nicht irre werden wollen. Mit den Ausdrückungen, die man mit Fleiß ausgesonnen hat, gewisse Gedanken lebhafter und nachdrücklicher vorzubringen, hat es eben die Bewandniß. Es ist also in allen diesen Absichten höchstnöthig, daß ein Redner ein starkes Gedächtniß habe. Wir wollen damit nicht behaupten, als ob ein Redner allezeit seine Reden von Wort zu Wort auswendig lernen müsse. Dieses ist nur Anfängern nöthig, die sich noch nicht so viel zutrauen können, daß sie allezeit an Sachen und Worten einen genugsamen Zufluß haben würden, um nicht gar stecken zu bleiben; oder doch elendes Zeug zu plaudern. Wir wollen nur sagen: Daß ein Redner die Vorbereitung zu seinen Reden nicht ganz vergeblich anstelle, daß er nicht das Beste vergesse, das Nöthigste auslasse, das Hinterste zuförderst vorbringe; dazu sey ein gutes Gedächtniß vonnöthen. Denn je besser dieses ist, desto weniger wird ein Redner irre werden; desto unerschrockener und herzhafter wird er in seinem Vortrage seyn: Indem er nicht besorgen darf, daß er anstossen oder stecken bleiben werde.

§. XI.

Doch kömmt es bey dieser Herzhaftigkeit eines Redners auch nicht allein auf das Gedächtniß an. Es gehört darzu, als eine neue Eigenschaft eines guten Redners, auch ein unerschrockenes Gemüthe; welches theils das Naturell einem Menschen giebt, theils aber von der Auferziehung und von dem Umgange mit Leuten herkömmt. Nichts ist nämlich

einem Redner so unanständig und hinderlich, als die Blödigkeit und Furchtsamkeit des Gemüthes. Die von Natur mit dieser Schwachheit behaftet sind, schicken sich gar nicht zur Beredsamkeit. Sie sind viel zu kleinmüthig, sich in eine solche Gefahr zu wagen, wo man zwar viel Ehre, aber auch viel Schande einlegen kann. Oft kömmt aber die Blödigkeit bey jungen Leuten nur aus der einsamen Lebensart, darinnen man sie erziehet. Oder sie entsteht aus der Ehrliebe, die in ihnen steckt, und die sie nicht herzhaft werden läßt, so lange sie sich noch selbst nicht viel zutrauen. Diese beyde Hindernisse zu heben, muß man junge Knaben in öffentlichen Schulen unterrichten lassen, damit sie es gewohnt werden, unter vielen Zuhörern aufzutreten und etwas laut herzusagen; auch durch die Vergleichung ihrer Geschicklichkeit mit andern Ungeschicktern eine gewisse Zuversicht zu sich selbst bekommen mögen. Könnte man aber dazu kein Mittel finden: So muß man theils die Knaben von Jugend auf unter viele Leute bringen, daß sie in dem Umgange mit andern die Blödigkeit ablegen lernen; theils muß man sie, durch das Lob ihres Wohlverhaltens und ihrer bereits erlangten Gelehrsamkeit, zu einigem Vertrauen auf sich selbst bringen: Bis sich endlich, mit wirklich anwachsender Geschicklichkeit, auch die Blödigkeit völlig verlieret.

§. XII.

Und das wären nun die Gemüthseigenschaften, die ein Redner in hohem, oder doch ziemlichem Grade besitzen muß, wenn er etwas rechtes in seiner Kunst leisten will. Im Absehen auf den Leib muß er eine wohlgebildete Gestalt haben. Es muß kein Fehler an seinem Körper seyn, der in die Augen fällt; das ist, er muß weder lahm, noch höckericht, weder blind, noch einäugicht, oder so sehr schielend seyn, daß man solches in der Ferne merken könnte. Hat er aber außer dem allen auch eine ansehnliche Länge, und eine angenehme Gesichtsbildung: So ist es desto besser für ihn. Alcibiades ist die schönste Mannsperson seiner Zeit in Athen gewesen; und darum hat er mit seinen Reden so viel Beyfall gefunden.

Wohlgebildete Leute sieht man gerne an; und wenn sie reden, so finden sie viel leichter Gehör und Beyfall, als andere: Zumal wenn sie auch alles mit anständigen Minen und mit einer ernsthaften Leutseligkeit vorzubringen wissen. Doch sind die hauptsächlichsten guten Eigenschaften eines Redners im Aeußerlichen eine laute und anmuthige Stimme, eine deutliche und zierliche Aussprache, und eine lebhafte Erhebung und eine Senkung des Tones in derselben, die den Sachen, Worten und Gemüthsbewegungen gemäß ist. Endlich braucht er auch eine männliche und gravitätische Stellung des ganzen Leibes, nebst den freyen und anständigen Bewegungen desselben *. Hat nun ein Redner alle diese Eigenschaften beysammen:

Tum pietate grauem ac meritis, si forte virum quem
Conspexere, silent, arrectisque auribus adstant,
Ille regit dictis animos & pectora mulcet.

Virg. Aen. I.

§. XIII.

Nun fragt es sich, wie man junge Leute, die sich der Beredsamkeit widmen sollen, auf die geschickteste Art zu erziehen, und zu dieser so schweren Kunst recht vorzubereiten habe? Qvintilian hat in seinem ersten Buche sehr weitläuftig davon gehandelt: Also muß ich auch wohl etwas davon gedenken. Fürs erste also muß man einen jungen Knaben nicht aus unbedachtsamen Gelübden, sondern nach genauer Prüfung des Naturells, der Beredsamkeit widmen. Es ist thöricht, wenn Mütter ihre Leibesfrucht, noch ehe sie ans Licht gekommen, der Kanzel weihen. Wie kann man es vorhersehen, ob ein solcher eingebildeter Samuel auch die gehörige Geschicklichkeit von Natur dazu haben wird? Es gehört ein gesunder dauerhafter Leib zu einem Redner, den man sich durch keine Kunst

* Neque enim refert videre, quid dicendum sit, nisi id queas solute & suauiter dicere. Ne id quidem satis est, nisi id, quod dicitur, sit voce, vultu motuque conditius: Schreibt Cicero im XXIX. Capitel seines Brutus.

Kunst geben kann: Es gehört auch eine große Fähigkeit der Gemüthskräfte darzu, in deren Austheilung die Natur so verschwenderisch nicht zu seyn pflegt. Man muß also die erste Kindheit vorbeylassen, bis es sich äußert, was für Gaben ein solcher Knabe bekommen hat. Doch muß man dieser Ungewißheit wegen, gleich in dem ersten und andern Jahre, ein Kind nicht aus der Acht lassen. In diesen Jahren lernet ein Kind die Sprache, und man muß sorgen, daß es dieselbe wohl aussprechen lerne. Zu dem Ende müssen die Wärterinnen nicht nur selbst eine gute und deutliche, auch nicht pöbelhafte Aussprache haben; sondern auch verhindert werden, daß sie, aus thörichter Gefälligkeit gegen die Kinder, nicht mit verstümmelten und abgebrochenen Worten mit ihnen reden mögen. Am allerbesten aber wäre es, wenn sie, wie die Gracher in Rom, von ihren eigenen Müttern erzogen, und so wenig, als es möglich wäre, in den Händen und im Umgange des Gesindes gelassen würden: Als von welchem sie nicht nur eine gemeinere Sprache, sondern auch viel pöbelhafte Vorurtheile und böse Sitten zu lernen pflegen.

§. XIV.

Sind nun die ersten drey Jahre vorbey: So ist es Zeit, daß ein Knabe, der eine gute Fähigkeit an sich blicken läßt, allmählich zum Lesen angeführet werde. Auch dieses muß von einem Lehrmeister geschehen, der eine gute Aussprache hat; und sonst mit Kindern sanftmüthig umzugehen weis. Sonderlich muß ein solcher Achtung geben, daß ein Knabe sich im Lesen nichts singendes, stehnendes oder stammelndes angewöhne; daher es denn nicht gut ist, daß man die Kinder in öffentliche Leseschulen gehen läßt. Denn das singende Wesen, so sie sich daselbst im Lesen angewöhnen, klebt ihnen hernach auch in anwachsenden Jahren so stark an, daß sie es nicht wieder los werden können. In diesen Jahren ist es auch sehr gut, wenn man Kinder bey aller Gelegenheit kleine Glückwünsche an ihre Aeltern oder Großältern, Gönner oder andre Angehörige, auswendig lernen läßt, und

mit einer gewissen Munterkeit hersagen lehret. Denn außer daß sie ihr Gedächtniß dadurch üben, so lernen sie auch die Stimme auf eine anständige Art erheben und verändern, imgleichen in Stellungen und Bewegungen des Leibes mit einer gewissen Freyheit und Munterkeit auftreten. Damit dieses letztere desto besser geschehen könne, so muß man sie auch beyzeiten der Aufsicht eines Tanzmeisters übergeben, der ihnen zeige, wie sie die Füsse setzen, den Leib gerade führen, den Kopf empor tragen, die Hände bewegen, und in allerley Umständen einem jeden, durch geschickte Beugungen des Leibes, ihre Ehrerbiethung bezeugen sollen. Denn wenn Kinder dieses nicht in der ersten Kindheit lernen, so behalten sie mehrentheils ein hölzernes Wesen an sich, welches ihnen auch im Reden sehr übel anstehet.

§. XV.

Wenn sie nun zu Hause deutsch und lateinisch, auch wohl französisch lesen gelernet, und irgend das sechste Jahr zurücke geleget haben; so ist es gut, daß man sie in eine wohlbestellte öffentliche Schule schicket: Dafern man nur an dem Orte, wo man ist, dergleichen hat, oder auch die Kosten daran wenden kann, solches in der Fremde zu thun. Denn ich halte mit dem Qvintilian davor, daß es besser sey, in Gesellschaft vieler andern Knaben erzogen zu werden, wo einer den andern übertreffen, aufmuntern und anspornen kann; als wenn man ganz allein erzogen wird, und also weder seine eigene Kräfte recht gegen andre abmessen, noch die natürliche Blödigkeit ablegen lernet, die Kindern gemeiniglich anklebt. Ich weis es aus meinem eigenen Exempel, wie sauer mirs in dem Falle geworden, die Furchtsamkeit fahren zu lassen, die mir von der einsamen Auferziehung anhieng, so ich bis zu meinen akademischen Jahren, obwohl von einem sehr treuen und sorgfältigen Vater, genossen; dem ich auch seine Mühe und Arbeit niemals werde verdanken können. Doch da wir nicht so wohl einen lateinischen als einen deutschen Redner auferziehen wollen; die deutsche Sprache aber in den öffentlichen Schulen gar nicht getrieben wird: So muß ein sorgfältiger Vater seinem Sohne auch neben den öffentlichen

Schu-

Schulen, noch einen besondern Unterricht darinnen geben lassen. Es ist nämlich gut und nöthig, daß man Kindern nebst der lateinischen, auch eine deutsche Grammatik beybringen lasse. Ferner muß man sie deutsche Historienbücher zu lesen angewöhnen, und zwar lauter solche, die wohl geschrieben sind. Imgleichen muß man ihnen die Schriften der besten Poeten in die Hände geben, als woraus sie einen großen Reichthum in Worten und Redensarten fassen werden.

§. XVI.

Wenn sie nun bis zum 10ten und 12ten Jahre die lateinischen Autoren verstehen gelernet: So ist es Zeit, daß man sie aus den besten derselben die kleinen Reden, so darinnen vorkommen, auswendig lernen, und mit einer gehörigen Art hersagen lasse. Denn die Lebhaftigkeit und Munterkeit, die in solchen kleinen Proben der Beredsamkeit bey den Alten angetroffen wird, drücket in das Gemüthe der Knaben ein gewisses Bild; darnach sie nachmals ihre eigene Sachen beurtheilen können. Man thut auch wohl, wenn man sie diese Reden übersetzen läßt, solche sattsam ausbessert, und selbst das deutsche von neuem auswendig lernen und hersagen läßt: Damit sie um so vielmehr sehen mögen, wie sich auch in ihrer Muttersprache der Nachdruck und die Schönheit der lateinischen Sprache ausdrücken und erreichen läßt. Man muß aber in der Ausbesserung solcher Uebersetzungen fleißig Acht haben, daß kein Latinismus, oder sonst etwas Ungeschicktes in den Redensarten und Wortfügungen mit unterlaufe. Denn wäre dieses, und sie lernten selbiges auswendig: So würden sie sich eben dadurch etwas Falsches ins Gedächtniß drücken, welches hernach schwerlich wieder zu verlernen wäre. Bey dem allen aber ist es auch noch gut, wenn man sie noch immer an Festen und bey andern Gelegenheiten kleine Reden halten läßt, die sie gleichwohl noch nicht selbst verfertiget, sondern nur auswendig gelernet haben.

§. XVII.

Man wird sich vielleicht wundern, warum ich die Knaben noch nicht zur Ausarbeitung anzuhalten, anrathe: Allein ich thue es mit gutem Bedachte. Sie sollen nicht eher selbst etwas aus

ihrem Kopfe zu schreiben anfangen, bis sie etwas gelernet haben, das sie schreiben können. Denn aus einem leeren Gehirne, darinn noch weiter nichts, als lateinische oder griechische Wörter und Redensarten stecken, läßt sich nichts Kluges hervorbringen. Es ist genug, wenn sie erst die Schriften der Redner kennen, und ihre Schönheit wahrnehmen lernen. Man nehme also irgend nach dem 12ten Jahre, auch wohl später, einige Reden Cicerons mit ihnen vor, und lehre die Knaben, selbige nach den Worten und Sachen recht verstehen. Das erstemal, wenn man sie durchgeht, sey man zufrieden, daß sie dieselben dem Wortverstande nach erklären können, und die Alterthümer, so etwa darinn vorkommen, verstehen lernen. Aber zum andernmale mache man sie auf die Sachen aufmerksam, so darinnen vorkommen. Man erzähle ihnen die Umstände der Rechtssache, davon in einer solchen Rede gehandelt wird. Man zeige ihnen die Absicht des Redners, und die Mittel, so er dazu zu gelangen ausgedacht und angewandt. Man lehre sie die Gründe anmerken, womit er seinen Clienten verfochten, oder den Gegentheil angeklagt. Man zeige ihnen aber auch die Affecten, die er zu Hülfe genommen, die Ausschweifungen, die Lehrsprüche, die schönen Einfälle, und alles, was zu Gewinnung der Gemüther etwas hat beytragen können. Hat nun ein Knabe etliche Reden auf diese Art einsehen gelernet: So wird er mehr von der wahren Beredsamkeit wissen, als wenn er alle weisische Redekünste vom kleinsten bis zum größten inne hätte.

§. XVIII.

Da nun bey solchen Uebungen und bey zunehmenden Jahren, auch die Urtheilskraft bey jungen Leuten immer reifer wird: So ist es nunmehr auch Zeit, ihnen einen Vorschmack von der Weltweisheit zu geben. Gegen das 15te Jahr ist ohnedem der Kopf zum Nachsinnen schon geschickt, und fähig genug, eine wohlgefaßte Vernunft- und Sittenlehre zu fassen: Wenn es nur nicht an Lehrern fehlt, die selbige geschickt vorzutragen wissen. Dieses muß ihnen nun allererst den Kopf aufräumen, und ihnen ein Erkenntniß von vielerley Dingen beybringen. Hier müssen sie von allen vorkommenden Sachen Erklärungen und Beweise

machen, Folgerungen daraus herleiten, Urtheile fällen, und Irrthümer widerlegen lernen. Alles dieses sind logische Künste, die aber ein Redner unmöglich entbehren; und die er sonst nirgends, als in der Vernunftlehre, recht lernen kann. Auch die andern philosophischen Wissenschaften, so entfernt sie auch von der Beredsamkeit zu seyn scheinen, muß man junge Leute mit Fleiß treiben lassen. Sie vertreiben die Unwissenheit, vertilgen den Aberglauben und mancherley gemeine Irrthümer, und setzen einen in den Stand, von allem, was vorkömmt, vernünftig zu denken und zu reden. Doch ist kein Zweifel, daß die Lehre von der Seele und die ganze practische Philosophie, zumal nach der heutigen wolfischen Lehrart, einem künftigen Redner die allervortrefflichsten Dienste thun muß. Vor allen andern aber wird ein geistlicher Redner solche Vortheile daraus ziehen können, die ihm kein andres Buch so leicht verschaffen wird.

§. XIX.

Wenn nun ein junger Mensch, bey solchen Uebungen in der Weltweisheit, auch in den historischen Wissenschaften, davon ich keine ausnehme, das Seinige gethan; dabey aber allezeit in seiner Muttersprache die besten Schriften, die ihrer Schönheit und Reinigkeit halber bekannt sind, gelesen; sich selbst auch im Uebersetzen, aus andern Sprachen in die deutsche, fleißig geübet hat: So kann er denn endlich auch einen tüchtigen Schüler der Redekunst abgeben. Wenn er also, nach vorhergegangenen sattsamen Vorbereitungen, in seinem 18ten Jahre darzu schreitet: So hat er noch nichts versäumet. Ja wenn es ihm in jungen Jahren mit dem allen nicht gelungen wäre, so käme er auch im 20sten nicht zu späte. Gesetzt aber, daß mancher wohl erst in diesen Jahren auf hohe Schulen zöge, und sich daselbst erst ein Paar Jahre mit philosophischen und andern Wissenschaften recht bekannt machen wollte: So würde er auch da viel besser thun, wenn er erst am Ende seiner akademischen Jahre die Redekunst selbst zu fassen bemühet wäre; als wenn er sie entweder gleich im Anfange treiben, oder gar hindansetzen wollte. Doch ist es nicht genug, daß man sich die Regeln der Redekunst be-

kannt mache: Die Uebung im Schreiben, Ausarbeiten, Uebersetzen und Reden, muß allerdings das beste thun.* Auch geübte Stilisten verliehren allmählich ihre Fertigkeit, wenn sie nicht in beständiger Uebung bleiben. Wie vielmehr wird ein Anfänger nicht Ursache haben, sich durch die Uebung eine Fertigkeit erwerben.

§. XX.

Die letzte Regel ist noch übrig, die ich einem angehenden Redner zu geben habe: Nämlich, daß er die besten Redner seiner Zeit und seines Ortes fleißig hören, und ihnen alles dasjenige abmerken muß, was an ihnen entweder von andern gelobt wird, oder doch ihm selber gefällt. Es ist nicht zu sagen, was die Nachahmung, wie sonst überall, also sonderlich in der Beredsamkeit, für eine Kraft hat. Ein vortrefflicher Redner, der an einem Orte aufsteht, weckt oft unzählige muntere Geister auf, die es sonst nicht würden gewußt haben, daß sie eine Gabe zur Beredsamkeit hätten, wenn sie nicht das Beyspiel und der Ruhm eines solchen Vorgängers zur Nacheiferung gereizet hätte. Cicero würde vielleicht so heftig nicht die Redekunst geliebet haben, wenn er keinen Hortensius vor sich gesehen hätte: So wie Brutus sich den Cicero zum Muster der Beredsamkeit vorgestellet hat. Wäre mein Exempel nicht viel zu klein, als daß es hier angeführt zu werden verdiente, nachdem ich so große Männer genennet: So würde ich sagen, daß mich zu Königsberg, in meinen akademischen Jahren, einige sehr geschickte Redner zur Nachahmung angeflammet. Doch dieses würde dem obigen keine neue Kraft geben: Darum ist es besser, daß ich es mit Stillschweigen übergehe.

* Stilus enim intermissione paullum admodum de celeritate deperdit: promtum hoc & in expedito positum exercitatione continetur. Hac vti sic optimum est, vt quotidie dicamus audientibus pluribus, maxime de quorum simus iudicio solliciti. *Quintil.* L. X. c. VII.

Das III. Hauptstücke.

Von der Eintheilung der Redekunst, und von den Theilen einer Rede, auch von ihren Hauptsätzen.

§. I.

Da wir nun das Werk selbst angreifen und die Redekunst auf eine gründliche Art vortragen wollen: So fragt es sich, wie wir dieselbe abhandeln werden; damit wir weder etwas überflüssiges einmischen, noch irgend etwas nöthiges vergessen mögen. Wir werden aber ohne Zweifel unsrer Pflicht ein Gnügen thun, wenn wir alles das abhandeln und lehren werden, was ein Redner nothwendig besitzen muß, wenn er eine Rede mit Beyfall und erwünschter Wirkung halten will. Dazu gehört nun fürs erste eine gute Erfindungskraft, als welche ihm alle Materien, davon er redet, oder die Ausführung der Sätze, davon er redet, nebst den Eingängen dazu, an die Hand geben muß. Zweytens gehört hierzu eine gute ordentliche Einrichtung der erfundenen Materialien, dadurch alles seine rechte Stelle bekömmt. Drittens braucht ein Redner die Ausarbeitung, oder die Schreibart, die ihm den gehörigen Ausdruck seiner Gedanken an die Hand giebt. Viertens bedarf er ein gutes Gedächtniß, alles was er erfunden, angeordnet, und ausgearbeitet hat, wohl auswendig zu behalten. Und endlich fünftens bedarf er einen guten Vortrag, so wohl im Absehen auf die Sprache, als auf die Bewegungen des Leibes. Der Verfasser der rhetorischen Bücher an den Herennius sagt im II. Cap. des I. Buches eben das,* und Cicero in seinem ersten Buche von der Erfindung im VII. Cap. stimmet völlig damit überein. Werden wir nun zu diesen fünf

* Oportet igitur esse in oratore inuentionem, dispositionem, elocutionem, memoriam & pronunciationem.

Stücken eine zulängliche Anweisung geben: So werden wir ohne Zweifel eine ausführliche Redekunst zu Stande bringen.

§. II.

Ungeachtet nun diese fünf Stücke bey allen Reden in Betrachtung zu ziehen sind, so sind doch nicht alle Reden von einerley Gattung. Die Alten haben, so wohl in Griechenland, als in Rom, dieselben hauptsächlich in drey Classen abgetheilet, die sie die **erweisende**, die **rathschlagende**, und die **gerichtliche** Gattung, (genus demonstratiuum, deliberatiuum & iudiciale) nenneten. Zu der ersten Gattung gehörten alle Lob- und Schimpfreden auf Personen und Sachen. Z. E. des Plinius Lobrede auf den Trajan und des Cicero catilinarische und philippische Reden. Zu der andern rechnete man die bürgerlichen Reden an das Volk freyer Republiken, von dem, was man in politischen Dingen zu thun oder zu lassen hätte; dergleichen die philippischen und olynthischen Reden des Demosthenes waren. Zu der dritten Gattung endlich zählte man die Anklagen und Vertheidigungen der Clienten vor Gerichte; dergleichen die meisten ciceronischen Reden sind, oder auch des Demosthenes Rede für den Ktesiphon, oder von der Krone. Von allen diesen Gattungen nun ins besondre haben sowohl Aristoteles, als der Urheber der Rhetorik an den Herennius, imgleichen Cicero selbst, und nach ihm Qvintilian hier und da gehandelt und Regeln dazu vorgeschrieben. Es würde also leicht seyn, dieselben auch hier kürzlich vorzutragen, und ihren Gebrauch in heutigen Reden zu zeigen; als woselbst sie wenigstens Stückweise statt finden, ja wohl auch zuweilen alle zugleich gebrauchet werden können. Allein die ganz veränderte Regimentsform hat gemacht, daß man in Deutschland die beyden letzten Arten so eigentlich nicht mehr brauchet; und also ist es nicht nöthig, sich lange dabey aufzuhalten.

§. III.

Indessen ist es doch gewiß, daß, in allen diesen Gattungen der Reden, die allgemeinen Regeln der Redekunst einerley sind.

sind. Man hat allenthalben einen Hauptsatz vor sich, davon man seine Zuhörer überreden will; es mag nun derselbe seyn von welcher Art er wolle: Und überall wird man sich den Weg dazu durch einen Eingang bahnen müssen, der die Zuhörer aufmerksam macht, und den Redner bey ihnen in ein gutes Ansehen setzt. Ferner werden alle Sätze, von welcher Gattung sie auch seyn mögen, eine gewisse Erklärung erfordern, die entweder historisch oder philosophisch seyn wird. Weiter wird man allezeit gewisse Beweisgründe zu Bestätigung seines Satzes nöthig haben, dadurch der Beyfall der Zuhörer erlanget werden muß. Die Beantwortung der Einwürfe, die theils wider den Hauptsatz, theils wider die Beweisgründe gemacht werden können, wird auch in allen Gattungen der Reden statt finden; dafern man nicht die Ueberredung unvollkommen lassen will. Die Erläuterung, die zum Zierrathe der ernsthaften Sachen, und zur Aufmunterung der Zuhörer pfleget eingestreuet zu werden, ist ebenfalls allenthalben nöthig. Und mit den Bewegungsgründen, welche die Affecten entweder rege machen, oder sie besänftigen können, ist es nicht anders beschaffen. Endlich ist es auch mit dem Beschlusse der Rede eben so bewandt: Denn auch dieser kann nirgends ausbleiben. Folglich giebt es denn gewisse Haupt- und Grundregeln, die allenthalben vorkommen, ohne daß man sich um die besondern Gattungen der Reden bey den Alten bekümmern darf.

§. IV.

Z. E. der Hauptsatz in des Plinius Lobrede heißet: Trajanus ist ein vortrefflicher Kaiser; und der in des Cicero I. catilinarischen Rede: Catilina ist eine Pest des römischen Staats. Beyde sind also generis demonstratiui. In des Demosthenes philippischen Reden wird den Atheniensern der Krieg wider den macedonischen König angerathen, und in den olynthischen ist nichts anders seine Absicht: Beyde gehören also zum genere deliberatiuo. In eben dieses Redners Arbeit für den Ktesiphon ist eine Vertheidigung dieses wackern Mannes, und seiner selbst, gegen die Anklage des

Aeschi-

Aeschines enthalten: Und also gehört sie zum genere iudiciali. Wenn Cicero den Archias oder den Ligarius, den Roscius oder den Milo vertheidiget; oder gar den Verres anklaget: So gehören alle diese Reden zu dieser letzten Classe. Nun überlege man alle diese Sätze, so wird man finden, daß alle oberwähnte Theile einer guten Rede darinn vorkommen werden. Man wird keinen davon entbehren können, wo man nicht entweder seines Zweckes, nämlich der Ueberredung verfehlen; oder dieselbe bey seinem Zuhörer unvollkommen lassen will. In der That wird auch ein scharfsinniger Leser alles das in den angeführten Mustern antreffen, wenn er sie mit Bedacht durchgehen will: Wie sich solches leicht zeigen ließe, wenn es nicht hier zu weitläuftig fiele. Es bleibt also dabey, daß man, außer den Hauptregeln, sich um die besondern Vorschriften der dreyen Gattungen derselben, bey den Alten, nicht bekümmern dörfe.

§. V.

Vielleicht ist es aber nöthiger, die heutigen Gattungen der Reden in gewisse Classen zu theilen, und davon absonderliche Regeln zu geben. Wir leugnen es nicht, daß es nicht heute zu Tage allerley Arten von Reden geben sollte, davon die Alten nichts gewußt haben: Z. E. unsere Predigten, unsere Huldigungs- und Landtagsreden u. s. w. Allein ungeachtet wir von diesen Arten in dem andern Theile unserer Redekunst ins besondre handeln werden: So ändern doch dieselben in den allgemeinen Regeln der Redekunst nichts. Denn gesetzt, daß wir alle heutige Reden auch in drey Gattungen eintheilen wollten; nämlich in lobende, lehrende und complimentirende Reden, dahin sich ganz beqvem alle übrige Arten werden bringen lassen: So würde doch auch diese Abtheilung in den Hauptbegriffen der Beredsamkeit nichts ändern. Die ersten beyden Gattungen nämlich sind vollständige, regelmäßige Reden, die alle obige Theile erfordern: Die letzte Gattung aber verdienet, so zu sagen, den Namen der Reden nicht, indem sie nur nach Chrieenart abgehandelt zu werden pflegt, und mehr zur Wohlredenheit, als zur Be-

redsamkeit zu rechnen ist. Wir wollen uns also, auch durch diese Einwendung, nicht irre machen lassen, und in diesem ersten Theile unsrer Redekunst nur die allgemeinen Hauptregeln der Beredsamkeit vortragen, so wie sie sich allenthalben anbringen lassen, wo man eine vollständige Rede zu halten willens ist. Wer das Schwerere kann, der wird mit Kleinigkeiten leicht zurechte kommen.

§. VI.

Indem wir das allgemeine, so alle vollständige Reden an sich haben, untersuchet und heraus gebracht haben: So haben wir zugleich gewiesen, worauf sich die Erfindung, als die erste Pflicht eines Redners, gefaßt zu machen hat. Es muß nämlich derselbe I. Eingänge, II. Erklärungen, III. Beweisgründe, IV. Wiederlegungen, V. Erläuterungen, VI. Bewegungsgründe, und VII. den Beschluß zu erfinden im Stande seyn. Ich weis wohl, daß die Alten, an statt der Erklärungen, von der Erzählung (narratione) redeten: Allein daß dieses einerley sey, das wird sich in dem eigenen Hauptstücke davon zeigen. Ich weis ferner, daß die Alten nach der Erzählung von einer Abtheilung (diuisione) handelten: Allein diese gehört nach unsrer Art entweder mit zum Hauptsatze, oder sie ist gar nicht nöthig; wie gleichfalls im folgenden erhellen wird. Ferner weis ich auch, daß die Alten von den Erläuterungen keine besondere Pflicht eines Redners machten, wenn sie dieselben überhaupt erzählten. Siehe das II. Cap. des I. B. der Rhet. an den Herenn. Allein sie haben nichts desto weniger dieselben in ihren Reden gebraucht, wie unter andern aus des Cicero Rede für den Archias zur Gnüge erhellet; auch ihren Schülern solche zu brauchen gerathen und vorgeschrieben. Endlich weis ich auch, daß selbst aus der Erregung der Gemüthsbewegungen in angeführtem Orte eben keine Hauptpflicht eines Redners gemacht worden: Allein sonst sind in Aristotelis Redekunst, und in Cicerons Schriften, unzählige Spuren, daß dieses ein höchstnöthiges Stück einer Rede sey. Ja sie haben dieselbe auch mit unter dem Beschlusse verstanden; wie aus

Cicerons I. im Buche von der Erf. 52. 53. und den folgenden C. erhellet, wo er zum Beschlusse enumerationem, indignationem & conquestionem erfordert.

§. VII.

Es ist ein Wunder, daß die Alten unter die Anzahl der Dinge, die man erfinden soll, nicht auch die Hauptsätze der Reden gerechnet haben. Denn das dörfte manchem leicht das allernöthigste, und das allerschwerste zu seyn bedünken, wenn er eine Rede machen soll: Wovon, oder was er eigentlich reden solle? Allein die Reden der Alten waren gemeiniglich so beschaffen, daß ihnen nichts leichter fallen konnte, als den Hauptsatz derselben zu bestimmen. Denn was konnte es wohl, z. E. dem Plinius, für großes Kopfbrechen machen, den Innhalt seiner Rede zu erfinden; da es ihm von dem Rathe aufgetragen ward, dem Kaiser Trajan eine Lob- und Dankrede zu halten? Was konnte dem Demosthenes leichter fallen, als den Hauptsatz seiner Rede für den Ktesiphon fest zu setzen, da ihm derselbe die Vertheidigung seiner Unschuld, im Absehen auf die athenienſichen Gesetze, auftrug? Was konnte eben diesem Redner weniger Mühe machen, als den Hauptsatz seiner philippischen Reden zu finden, da der bedrängte Zustand der Stadt Athen, und die anwachsende Macht des macedonischen Königes, Philippus, ihm genugsam zeigte, daß er die Athenienser zur Gegenwehr anreizen, und den Philippus recht schwarz abmalen müßte? Und was konnte endlich dem Cicero leichter einfallen, als der Innhalt seiner catilinarischen Reden: Da die Gefahr der Stadt Rom, und die Bosheit dieses Aufrührers ihm fast alle Worte in den Mund legten? Es war nämlich mit solchen Reden kein Spielwerk, sondern ein Ernst. Sie redeten nicht bloß zum Zeitvertreibe, oder bloß ihren Witz sehen zu lassen; sondern in wichtigen Angelegenheiten. Daher gaben ihnen die Umstände allezeit an die Hand, was und wovon sie reden sollten.

§. VIII.

§. VIII.

Bey uns Neuern sollte es von rechtswegen nicht anders seyn. Die öffentlichen Gelegenheiten, dabey ein Redner auftreten soll, geben ihm allezeit die Materien an die Hand, die er abzuhandeln hat, und man hat also um nichts weniger bekümmert zu seyn, als um den Hauptsatz seiner Rede. Z. E. gesetzt, es sollte jemand eine Lobrede auf den Kaiser, auf den hochseligen König, Friedrich August, auf den Prinzen Eugen, oder sonst auf ein hohes Haupt, auf einen Helden, großen Staatsmann, berühmten Gelehrten, oder auf einen andern Verstorbenen geringerer Gattung halten. Was kann da dem Redner leichter fallen, als einen Hauptsatz zu seiner Rede fest zu setzen? Das Lob der Person, welcher zu Ehren er reden soll, muß ihm alle andere Erfindungen aus dem Sinne bringen. Der Bischof Fleschier sollte dem Marschall von Turenne eine Leichenrede halten. Nichts war hier leichter, als den Hauptsatz zu erfinden. Turenne war ein Held, ein Sieger, ein Ueberwinder. So stellt ihn auch sein Lobredner vor. Wir wollen seine Worte selbst hören:

> Hören sie auf zu klagen, meine Herren, denn es ist Zeit, sein Lob anzufangen, und ihnen zu zeigen, wie dieser mächtige Held über die Feinde des Staats durch seine Tapferkeit, über die Neigungen seines Gemüths durch seine Weisheit, und über die Irrthümer und Eitelkeiten der Welt durch seine Gottesfurcht triumphiret hat.

Eben so hat es dieser große Redner in seinen andern Lobreden gemacht, die wir von ihm haben: Und eben so sollten es alle vernünftige Leichenredner machen, wenn sie ihr Handwerk verstünden. Das Lob ihrer Todten ist Hauptsatzes genug, wenn sie denselben nur gekannt haben, oder auf eine vernünftige Art zu loben wissen. Was brauchen sie da viel zu erfinden?

§. IX.

Mit andern Arten der Reden, die man lehrende nennen kann, hat es keine andre Bewandniß. Sie werden hauptsächlich in Kirchen und Schulen gehalten, und man führet

darinn allezeit gewisse Lehrsätze aus, davon man den Verstand der Zuhörer überreden, und wozu man ihren Willen lenken will. Ein jeder Redner wird daselbst wissen, was Zeit und Ort, seine Zuhörer und andere Umstände von ihm verlangen. Sonderlich muß ein jeder auf seine Fähigkeit sehen, was er am besten auszuführen vermögend ist, oder was sein Amt eigentlich für eine Art von Wahrheiten erfordert. So habe ich z. E. bey dem Antritte meiner poetischen Profession, den Satz, daß ein Poet, der zugleich ein Weltweiser ist, der Republik viel Vortheil bringe; und bey dem Antritte meines metaphysischen Lehramtes, den Satz: Daß die Metaphysik eine höchstnöthige und nützliche Wissenschaft sey, ausgeführet. Auch in Parentationen, wo man nicht eben allemal ausführliche Lobreden halten kann, oder will, haben oft solche dogmatische Reden statt. Allein auch hier kann es nicht schwer fallen, Sätze zu finden, die sich zur Sache schicken. Z. E. Bey dem Sarge eines Jünglings kann man behaupten, es sey gut jung zu sterben; bey dem Grabe einer Person, die lange zuvor krank gelegen, kann man erweisen: Es sey eine Wohlthat Gottes, durch solche Vorbothen von seinem bevorstehenden Ende, gewarnet zu werden, u. d. m. wie ich bey solchen Gelegenheiten gethan habe. Siehe die Exempel zum Hauptstücke von Parentationen im andern Theile.

§. X.

Was endlich die Complimentirreden betrifft; darunter man billig alle Staats- und Hofreden, auch Landtags- und Huldigungsreden rechnet: So werden dieselben insgemein nur als Chrieen ausgeführet, und bedörfen also am allerwenigsten eines künstlich erdachten Hauptsatzes. Die Absicht einer solchen Rede giebt dem Redner allemal den Innhalt derselben an die Hand. Der Principal, der ihm zu reden befiehlt, sagt ihm auch das Thema schon. Z. E. Bey Huldigungsreden heißt es: Der Landesherr verlangt von seinen Ständen den Eid der Treue. Die Antwort darauf hat diesen Hauptsatz: Die Stände sind willig und bereit, denselben abzulegen. In Landtagsreden kömmt es auf den Vortrag an,

den der Fürst seinen Ständen will thun lassen; der aber gemeiniglich dahinausläuft: Der Herr bedarf Geld. Die Antwort darauf heißt, diesem zu folge: Die Stände wollen es in Ueberlegung ziehen. u. s. w. In Gesandschaftsreden heißt es, nach Veranlassung der Angelegenheiten, mehrentheils: Mein Principal läßt seinen Glückwunsch, oder sein Beyleid abstatten, seine Freundschaft versichern, oder um des Nachbars seine bitten; Allianzen oder Vermittelungen anbiethen, oder suchen, und dergleichen. Was es nun da überall für eine Schwierigkeit gebe, einen Satz zu erfinden, davon man reden soll, das fällt mir sehr schwer zu begreifen. Ein Redner müßte kein kluger und verständiger, oder doch ein ganz unerfahrner Mann seyn, wenn ihm dieses nur die geringste Mühe machen sollte. Dergleichen Leute aber müssen sich gar nicht unterfangen, öffentlich zu reden: Denn wer nicht weis, was er sagen soll, der thut am besten, wenn er stille schweiget, und seinen Platz einem andern einräumet.

§. XI.

Man wird uns zwar noch andre Arten der Reden vorgeben, da es nöthig zu seyn scheinet, Regeln von Erfindung der Hauptsätze zu geben. Z. E. Wenn man in Parentationen keine ausführliche Lobreden halten will, oder solches nicht thun soll, oder es nicht thun kann; weil von dem Todten nichts zu sagen ist, als daß er gelebet hat, und gestorben ist: Wo nimmt da der Redner eine Materie her? Ich antworte: Fürs erste müßte es ein Mensch von ganz elender Beschaffenheit seyn, von dem man nicht etwas gutes sollte rühmen können; wenn man ihn nur gekannt hat, und sonst einsieht, was in jedem Stande und in jeder Lebensart der Menschen einiges Lob verdienet. Man führe doch nur aus: Cajus ist ein kluger Handelsmann; Titius ein wackerer Soldat; Sempronius ein guter Hauswirth, Handwerksmann, Bürger oder Ackersmann gewesen. Caja ist eine fromme Matrone, treffliche Ehegattinn, kluge Mutter, verständige Hausfrau, oder tugendhafte Jungfrau gewesen. Oder

wenn man nichts mehr weis, so sage man, der Verstorbene sey ein guter Christ gewesen. Die besondern Umstände der Leute werden schon sattsame Veränderungen der Ausführung an die Hand geben: Es kömmt nur darauf an, daß der Redner eine sattsame Einsicht in die Pflichten aller Stände und Lebensarten haben muß; und man kann hier mit dem Horaz sagen:

Qui didicit, patriae quid debeat, & quid amicis;
Quo ſit amore parens, quo frater amandus & hoſpes;
Quid ſit conſcripti, quod iudicis officium; quae
Partes in bellum miſſi ducis: ille profecto
Reddere perſonae ſcit conuenientia cuique.

Wir haben nämlich oben nicht vergebens eine weitläuftige Wissenschaft, sonderlich moralischer Wahrheiten, von einem Redner erfordert. Wer nun dieselbe besitzet, dem wird es an Materien zum Lobe nicht fehlen können: So wenig auch die Personen der Verstorbenen der Welt ins Auge gefallen. Viele wackere Leute leben schlecht und recht in der Welt, und sind doch bey ihrem stillen Wandel weit tugendhafter, als andere, die noch so viel Aufsehens machen. Sollte nun eine so stille Tugend ihres Lobes nicht so wohl würdig seyn, als oft die Scheintugenden anderer, die nur viel Geräusche in der Welt gemachet haben?

§. XII.

Gesetzt aber, man wollte und sollte keine Lobrede in solchen Fällen abfassen und halten: Gut, so mache man in einer bloßen Chrie eine so genannte Parentation, die kein sonderlicher Thema braucht, als dieses: Die Leidtragenden lassen den Leichenbegleitern Dank abstatten 2c. Wie dieses in gewöhnlichen Abdankungen, oder Standreden ausgeführt werde, das wird sich im andern Theile zeigen. Kommen auch, außer solchen Leichenreden, irgend noch Anwerbungsreden, Hochzeitreden, Strohkranzreden, imgleichen Grundlegungs, Einweihungs, und Vorstellungsreden u. a. m. vor: So hat

es eben die Bewandniß damit. Alle diese Arten gehören zu den Complimenten, die kein rechtes Thema brauchen, und nur als Chrien abgehandelt werden. Wollte aber jemand ja zum Ueberflusse einen rechten Hauptsatz dabey ausführen: So werden ihm sein Verstand und seine Gelehrsamkeit, imgleichen Zeit und Ort, nebst den übrigen Umständen seiner Zuhörer oder eigenen Person, schon etwas an die Hand geben, das sich dazu schicket, wie ich oben erinnert habe. Wir widerrathen aber dabey alles Ernstes alle die Erfindungsqvellen, die man sonst nach der vormaligen Redekunst angewiesen, und die in den Wappen, in den öffentlichen Zeitungen, in den Namen, oder in allerley Sinnbildern, Münzen und Ehrenpforten gesuchet worden. Alles dieses wunderliche Zeug ist zum Schimpfe der wahren Beredsamkeit erfunden worden; und hat seine Urheber und Nachfolger damit sattsam bestrafet, daß keiner davon jemals ein wahrer Redner geworden. Ein gleiches Schicksal drohe ich allen denen an, die sich noch etwa künftig in diese abgeschmackten Erfindungen verlieben sollten. Wer einmal in seinem Hauptsatze die einfältigen Spuren der Natur zu verlassen fähig und geneigt ist, von dem kann man auch in der ganzen Ausführung nichts gesundes und natürliches hoffen. Bey dem Unnatürlichen aber ist keine wahre Beredsamkeit zu erlangen möglich; man mag selbiges noch so sehr zu überkleistern und zu verstecken suchen.

§. XIII.

Indem ich dergestalt die allernatürlichsten, einfältigsten und ungekünstelten Hauptsätze anpreise: So werden viele mit Verlangen warten, was ich denn von den allegorischen oder schematischen Sätzen halte, die, eine lange Zeit her, in der Beredsamkeit geherrschet haben. Ich kann darauf sehr kurz antworten: Daß ich nämlich gar nichts darauf halte, und sie für Ueberbleibsel eines barbarischen Geschmackes unter unsern Rednern ansehe. Mein Beweis ist leicht: Weil nämlich aus der Beredsamkeit billig alles zu verbannen ist,

was ihren Absichten nicht beförderlich ist, sondern denselben wohl gar zuwider läuft. Das thun aber die allegorischen und schematischen Hauptsätze. Sie helfen nicht das allergeringste zur Ueberredung der Zuhörer, indem sie die Sache, davon eigentlich die Rede handelt, weder deutlicher, noch wahrscheinlicher machen; sondern sie vielmehr verdunkeln und verwickeln helfen, daß der Zuhörer um so viel weniger weis, was er davon halten soll. Z. E. Wenn jemand bey dem Ableben eines großen Herrn den Tod desselben mit dem Untergange der Sonnen vergliche, und daraus das schematische Thema drechseln wollte: **Die untergehende Landessonne**: So würde dieser Satz weder zur Erklärung, noch zum Beweise der großen Eigenschaften eines Monarchen, noch zur Erregung der Traurigkeit, noch zum wirklichen Troste des Landes etwas beytragen. Denn man würde in dem größten Theile der Rede eine gezwungene Vergleichung eines Regenten mit der Sonne anstellen müssen, und sich dadurch nur die Zeit benehmen, den erblichenen Prinzen nach seinen Eigenschaften und Thaten recht zu beschreiben, den Unterthanen die Größe ihres Verlustes lebhaft abzuschildern, und andre weit nützlichere Materien abzuhandeln. Imgleichen wer ein verstorbenes junges Frauenzimmer schematisch als eine verblühete Rose vorstellen wollte: Der würde zwar seinen Witz in Erfindung künstlicher und weitgesuchter Aehnlichkeiten zeigen können; aber sehr wenig Hochachtung gegen die Verstorbene, sehr wenig Trost für die Leidtragenden, dadurch zuwege bringen.

§. XIV.

Hernach erwege man nur, daß die Alten den höchsten Grad in der Beredsamkeit haben erlangen können, ohne dergleichen allegorische Künste zu gebrauchen. Wo hat doch Demosthenes jemals seinen Atheniensern ein solch schematisches Thema vorgetragen? Wie würde dieses kluge Volk gelachet haben, wenn er ihnen in einer philippischen Rede die Stadt Athen unter dem Bilde eines von dem Habichte gescheuch-

scheuchten Täubleins, oder eines von den Seeräubern verfolgten Schiffes, vorgestellet hätte? Würden sie ihn nicht viel ärger ausgezischet haben, als da er zum erstenmal unter ihnen auftrat, und weder das R recht aussprechen, noch so laut reden konnte, daß man ihn in einiger Entfernung genug hätte hören können? Oder was würde man in Rom gedacht haben, wenn Cicero seinen Witz auf die Folterbank gespannet hätte, den Catilina mit einem africanischen Löwen, oder gar mit einer höllischen Furie, zu vergleichen? Es würde ihm solches nicht schwerer gefallen seyn, als unserm Lohenstein, den Hofmannswaldau mit dem großen Pan zu vergleichen, von welcher Rede man den II. Band meiner Beyträge zur critischen Historie der deutschen Spr. ꝛc. nachsehen kann. Aber ein so gezwungenes Wesen gefiel diesem vernünftigen Redner nicht. Sein Kopf war viel zu philosophisch, als daß er sich mit solchen läppischen Spielwerken hätte beschäfftigen sollen, womit Kinder ihre Zeit nicht einmal verderben sollten. Er sahe wohl, daß er seinen Römern etwas ganz anders vorsagen müßte, um ihnen einen rechten Haß gegen dieses Ungeheuer beyzubringen. Er heißt ihn zwar eine Pest seiner Vaterstadt: Allein er führt diese Vergleichung nicht in der ganzen Rede aus. Ein Gleichniß anzubringen und zuweilen metaphorisch zu reden, das ist deswegen kein Fehler: Aber ganze schematische Reden zu machen, das ist ganz ungereimt; und wenn es gleich von den größten Leuten geschähe.

§. XV.

Man pfleget die Hauptsätze auch in einfache und zusammengesetzte einzutheilen; auch wohl die einfachen, nach geschehenem Vortrage, in Theile zu zerfällen, von deren jedem man hernach ins besondre handelt. Nun ist es allerdings gut, wenn eine Rede so wohl, als alle andre Werke des menschlichen Witzes und Verstandes, auf einer gewissen Einheit beruhet. Ein Heldengedichte muß, so wohl als eine comische oder tragische Fabel, nur eine einzige Haupthandlung haben. Ein schönes Gemälde, welches eine Historie abbildet, muß nur eine

Hauptsache darstellen, davon alle übrige Figuren nur Theile abgeben. So ahmet man der Natur in ihren Werken nach, welche den Körpern ihrer Thiere zwar viele andre Gliedmaaßen doppelt, aber nur ein einziges Herz, gegeben, welches alle übrige Theile belebet; nur eine Seele, die alles übrige regieret; nur ein Haupt, darinn dieselbige ihren Sitz hat. Eine Rede also, die nur einen Hauptsatz hat, ist die allervollkommenste, und je einfacher derselbe ist, desto schöner ist er. Z. E. In des Demosthenes II. philippischen Rede ist der Hauptsatz: **Philippus ist der Athenienser Feind.** Hier ist nur ein Subject, und ein Prädicat, und kürzer kann kein logischer Satz seyn. Jemehr man sich dieser edlen Ei falt nähert, desto schöner wird eine Rede. Des Plinius Lobrede hat gleichfalls einen sehr einfachen Satz zum Grunde: **Trajan ist ein vollkommen guter Kaiser.** Auch Cicero, in seiner Rede für den Ligarius, setzet sich zum Hauptsatze: **Der unschuldige Ligarius verdienet Gnade.** Selbst Fleschier hat seinen Turenne durch den einzigen und einfachen Hauptsatz gelobet: **Turenne ist durchgehends ein Sieger gewesen.** Man bemühe sich also, so viel als möglich ist, den ganzen Inhalt seiner Rede, die man noch ausarbeiten will, in einen so einfachen logischen Satz zu fassen, der sich leicht verstehen und behalten läßt.

§. XVI.

Gleichwohl aber will dieses nicht allezeit so genau angehen, und wir haben auch von den größten Rednern Exempel, da ihre Hauptsätze nicht so einfach sind. Z. E. Cicero, in der Rede für den Archias, verspricht, darzuthun:

> Daß man den Archias nicht nur aus der Zahl der römischen Bürger, unter welche er bereits gehöret, nicht verstoßen solle; sondern, daß man ihn, wenn er noch nicht in ihrer Anzahl gewesen wäre, noch itzo in dieselbe aufzunehmen verbunden seyn würde.

Da haben wir zweene Hauptsätze. Der erste ist: Man soll dem Archias sein Bürgerrecht nicht nehmen; der andere: Man

Man sollte ihm selbiges geben, im Fall er es noch nicht hätte. Eben so ist es mit des Demosthenes Ister philippischen Rede bewandt. Es heißt:

> Mein Vorhaben ist, euch zu zeigen, wie stark eure Armee seyn müsse, wie viel Geld man brauchen werde, und wie man alles übrige aufs beste anschaffen und veranstalten könne.

Hier scheinet so gar ein dreyfacher Hauptsatz zu seyn: Man könnte aber zur Entschuldigung dieses großen Redners sagen, daß dieses nur die Abtheilung oder Zergliederung seines kurzvorhergehenden viel einfachern Hauptsatzes ist. Denn es heißt unmittelbar vorher: Nun komme ich erst auf die Zurüstungen, wodurch ihr euch aus der vorhandenen Gefahr befreyen könnet. Hierinn steckt ganz offenbar der logische Satz: Ihr Athenienser müßt euch zum Kriege rüsten. Und da ist er so einfach, als es möglich ist. Eben das ließe sich von des Cicero obigem Hauptsatze zeigen, wenn es darauf ankäme. Denn man dörfte den Hauptsatz nur setzen: Archias verdient das römische Bürgerrecht: So können die obigen beyden Sätze für die Abtheilung desselben angesehen werden.

§. XVII.

Die Abtheilungen der Hauptsätze, oder vielmehr der Reden, darinnen man sie ausgeführet hat, sind also nicht nur erlaubt, sondern auch zuweilen nothwendig. Ich sage mit Bedacht nur zuweilen: Darum muß man aus der Abtheilung kein Handwerk machen. Wenn man nur ein Subject und ein Prädicat in dem Hauptsatze hat, so braucht es keiner Abtheilung. Denn zu sagen, daß man seinen Satz erstlich erklären, hernach beweisen, hernach anwenden wolle; das heißt nicht die Materie der Rede, sondern überhaupt die Rede in die Theile zergliedern, daraus sie allezeit bestehen soll. Auch giebt die Erzählung der Beweisgründe, dadurch man etwas erhärten kann, keine Eintheilung ab, die etwas

gelten könnte. Die meisten Reden haben mehr als einen Beweis, aber deswegen hat die Materie nicht so viel Theile. Nehmen wir diese Arten falscher Abtheilungen weg: So bleiben noch diese drey übrig: I. Da entweder mehr als ein Subject, oder mehr als ein Prädicat in dem Satze ist. II. Da entweder das Subject als ein Begriff einer Gattung vielerley Arten unter sich begreift, von welchen das Prädicat auch gilt; oder wo das Prädicat viele Arten unter sich hat, die dem Subjecte alle zugeeignet werden. III. Da entweder das Subject oder das Prädicat ein Ganzes ist, welches viele verschiedene Theile unter sich begreifet. Allein die erste Art fällt hier auch noch gänzlich weg; indem man sonst zwo kleine Reden an statt einer großen machen würde. Z. E. Wenn ich beweisen wollte, daß Alexander und Cäsar große Helden gewesen sind; oder daß Cäsar sehr gelehrt und sehr tapfer gewesen: So müßte ich dort erst dem Alexander, hernach aber dem Cäsar eine Lobrede halten; hier aber würde ich zwar immer vom Cäsar reden, aber ihn erst zum Gelehrten, hernach aber zum Helden machen müssen. Da nun dieses ein Fehler seyn würde: So bleiben nur die beyden letzten Arten der Eintheilungen, als regelmäßige, übrig.

§. XVIII.

Nunmehro ist es auch leicht, die Regeln dieser Eintheilungen zu geben. I. Muß die Abtheilung vollständig seyn, oder alle Arten einer Gattung, alle Theile eines Ganzen in sich begreifen. Z. E. Wenn jemand erwiese, daß der Krieg schädlich wäre: So müßte er es nicht nur von demjenigen, da man jemanden angreift, und von dem, da man sich vertheidiget; sondern euch von dem Kriege, den man seinen Bundsgenossen zu gut führt, erweisen. Wenn jemand erwiese, daß man Gott lieben soll: So müßte er nicht nur zeigen, daß solches mit der Liebe der Erkenntlichkeit, und mit der Liebe des Verlangens geschehen müsse; sondern er müßte auch noch die reine Liebe, oder die Liebe des Wohlwollens

hinzusetzen. Man muß II. in der Erzählung der Theile oder Arten eine Gleichheit beobachten; so daß man nicht größere und kleinere zugleich neben einander setze. Z. E. Wer von der Gelehrsamkeit erweisen wollte, daß sie einem Staate sehr zuträglich ist, der müßte nicht sagen: Er wollte dieses erst von den freyen Künsten, hernach von den Wissenschaften, und endlich von der Historie erweisen. Denn diese letztere ist eine untere Gattung der Gelehrsamkeit, die schon unter den freyen Künsten begriffen ist. Man muß III. der Theile nicht zu viel machen, weil sie sonst dem Gedächtnisse zur Last werden möchten; da sie ihm zur Erleichterung dienen sollten. Ueber drey, oder höchstens über vier Theile muß also eine Rede nicht bekommen, wenn sie gut seyn soll. Nach diesen Anmerkungen wird man nunmehro dasjenige leicht beurtheilen können, was Cicero und Qvintilian von den Abtheilungen gesagt haben: Wo man nämlich finden wird, daß sie sich aus vielen Schwierigkeiten nicht zurechte zu finden gewußt. Nach eben diesen Regeln wird man auch die obangeführten Hauptsätze des Demosthenes, Cicero und Fleschier eingetheilet befinden.



Das IV. Hauptstücke.

Von Erfindung der Eingänge, ihren verschiedenen Arten und Eigenschaften.

§. I.

Wenn der Redner mit seinem Hauptsatze fertig ist, so kann er den Eingang zu demselben erdenken. Wir verstehen dadurch eine kurze Rede, dadurch der Zuhörer zu der folgenden Abhandlung des Hauptsatzes vorbereitet wird. * Es ist nämlich nicht rathsam, gleich ohne Eingang zu der Ausführung seiner Hauptmaterie zu schreiten. Die Zuhörer sind von sehr verschiedener Art, und bringen sehr mannigfaltige Gemüthsverfassungen mit sich. Die eine aber ist immer den Absichten des Redners vortheilhafter, als die andre: Und es wäre also gut, daß sie alle darinn überein kämen. Um nun, so viel möglich ist, eine Aehnlichkeit unter ihnen zu befördern, ist es nöthig, sie so vorzubereiten, wie sie am geschicktesten werden können, sich von der vorhabenden Wahrheit überführen zu lassen. Wenn dieses nicht geschieht, so hat entweder der Zuhörer Schuld, der nicht aufmerksam ist; oder die Person des Redners, wider welche der Zuhörer eingenommen ist; oder die Sache selbst, davon die Rede handelt, von welcher der Zuhörer nichts wissen mag; oder die Art der Abhandlung die dem Zuhörer nicht gefällt. Diese drey Hindernisse zu heben sind die Eingänge bestimmet. Sie sollen nämlich den Zuhörer aufmerksam, den Redner angenehm machen, und die Sache selbst als merkwürdig vorstellen. Dieses ist eben das, was Cicero will, wenn er sagt, man müsse sich den Zuhörer geneigt, aufmerksam und gelehrig (beneuolum, attentum, docilem) machen.

§. II.

* Cicero im I. B. von der Erf. c. 15. sagt: Exordium est oratio, animum auditoris idonee comparans ad reliquam dictionem.

§. II.

Hieraus folget nun fürs erste, daß ein jeder Redner von rechtswegen seine Zuhörer kennen müsse; zum wenigsten diejenigen unter ihnen, an deren Beyfalle ihm am meisten gelegen ist. Wer unter ganz fremden Leuten auftritt, von deren Meynungen, Gewohnheiten, Vorurtheilen, Neigungen und Sitten er nicht das geringste weis, der wird schwerlich einen geschickten Eingang ersinnen können. Wäre es also möglich, daß ein Redner ein Herzenskündiger seyn, und alle geheime Gemüthsverfassungen seiner Zuhörer einsehen könnte: So würde es sehr viel zu seinen Absichten beytragen. Da aber das nicht möglich ist: So muß er sich zum wenigsten angelegen seyn lassen, aus genauer Betrachtung und Erwegung aller Umstände, der Zeit, des Ortes, der Veranlassung seiner Rede, der besondern Personen, die Theil daran haben, ihres Alters, Geschlechts und Standes, ihrer Lebensart, besondern Leidenschaften und Verbindungen unter einander, u. d. m. zu errathen, wie etwa der gegenwärtige Zustand ihrer Gemüther beschaffen sey? Geht dieses nicht bey allen, so geht es doch bey vielen, oder wohl gar bey den meisten an: Und wenn man es so weit gebracht hat; so ist es hernach leicht, einen guten Eingang zu erfinden. So kannte Demosthenes die Athenienser, als er ihnen die philippischen Reden hielt. So kannte Cicero den Catilina, als er die erste; die Römer aber, als er die andern catilinarischen Reden ablegte. Andrer Exempel vorißo zu geschweigen.

§. III.

Zum andern wird ein Redner die Materie, davon er handeln will, in Betrachtung zu ziehen haben, und dabey sonderlich erwegen: Ob sie dem Zuhörer als neu oder alt, als wichtig oder verächtlich, als nöthig oder unnöthig, als leicht oder schwer vorkommen möchte? Nachdem er nun dieselbe befindet, so muß er auch seinen Eingang einrichten, und sich entweder des gütigen Urtheils der Zuhörer geschickt zu seinem Vortheile bedienen, oder das ungünstige aus dem Wege zu räumen suchen. Nun pflegt das Neue, das Wichtige, das

Nöthige und das Schwere sich ohnedem schon Aufmerksamkeit zu erwecken: Daher ist es eine leichte Sache, in dem Eingange den Zuhörer in diesem seinem Urtheile zu bestärken, und ihn, durch neue Gründe und vorläufige Vergrößerungen der Hauptsache, recht aufmerksam zu machen. In dem Gegenfalle muß er sich angelegen seyn lassen, zu zeigen, daß die Sache eben nicht so alt, verächtlich, unnöthig, oder leicht sey, davon er reden wolle. Er hoffe, daß sie das Gegentheil davon urtheilen würden, wenn sie ihm ihre Aufmerksamkeit auf eine kurze Zeit gönnen wollten. Oder er muß es frey heraus gestehen, daß die Sache zwar etwas altes sey, aber sie sey dem ungeachtet wichtig, nöthig und schwer; oder sie sey zwar nicht von großer Wichtigkeit, aber doch neu, nöthig, und nicht ohne Schwierigkeit; oder sie sey zwar nicht unter die nothwendigsten zu zählen, aber gleichwohl neu, wichtig und schwer; oder endlich, sie sey zwar leicht, aber doch neu, sehr wichtig und nothwendig: Wozu denn die besondern Materien, davon er handeln will, leicht nähern Anlaß geben können. So hoffe ich die Classen der Materien besser nach dem heutigen Gebrauche eingetheilet zu haben, als wenn ich die ciceronischen fünf genera caussarum, nämlich das honestum, admirabile, humile, anceps & obscurum beybehalten hätte.

§. IV.

Hat man seine Zuhörer dergestalt aufmerksam gemacht: So sind sie zum Theil schon gelehrig und begierig geworden, den Redner anzuhören. Dieses aber vollends zu bewerkstelligen, muß der Redner ihnen die Versicherung geben, daß er die Sache auf eine solche Art vortragen wolle, die dem Zuhörer die angenehmste zu seyn scheinet: Z. E. Er wolle die bekannteste Sache auf eine ganz neue Art ausführen; das Dunkle viel besser ins Licht setzen, als andre vor ihm gethan; das Ungewisse viel richtiger erweisen; die Irrthümer viel behutsamer vermeiden; die Quellen derselben viel genauer entdecken; allerhand nützliche Warnungen hinzufügen; viel erbauliche Anmerkungen mit einstreuen; die Widriggesinnten gründlich widerlegen und zu schanden machen u. s. w. Doch muß

er nicht alle diese Verheißungen in jeder Rede auf einmal thun; sondern bald diese, bald jene, die sich zu der vorhergehenden Sache schicket: Damit es keine Praleren zu seyn scheine. Imgleichen muß ein Redner auch Achtung geben, daß er nichts verspreche, was er nicht zu erfüllen im Stande ist. Ferner kann ein Redner sagen: Diese Betrachtung wäre zu derjenigen Zeit nöthiger, als zu einer andern; sie würde zu Beförderung ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt viel beytragen; die Zuhörer würden selbst eine Probe von ihrer Gottesfurcht, von ihrer Liebe zur Tugend, Gelehrsamkeit oder Gerechtigkeit; imgleichen von ihrer Ehrfurcht gegen die Obrigkeit, oder ihren Landesherrn, auch gegen ihre Gesetze und löbliche Gewohnheiten an den Tag legen, wenn sie der Sache ein geneigtes Gehör gönnen wollten.

§. V.

Drittens nun, sich selbst bey dem Zuhörer beliebt zu machen, muß ein Redner auch auf seine eigene Person sehen, und erwegen, wie die Zuhörer etwa gegen ihn ins besondre gesinnet sind. Weis er, daß er in gutem Ansehn steht, daß man ihn für einen rechtschaffenen, Wahrheit und Tugend liebenden Mann hält: So hat er schon viel gewonnen. Hat er darneben ein gutes äußerliches Ansehen, und ist sein Stand, Amt oder Geschlecht so beschaffen, daß es ihm Ehre macht: So ist es desto besser. Ist aber dieses alles nur von mittelmäßiger Art, oder gar den Zuhörern unbekannt: So muß sich der Redner sonst bey ihnen einzuschmeicheln, und sich in ein gewisses Ansehen zu setzen wissen. Das schwerste ist hier zu sagen, wie solches geschehen kann? Fürs erste thut die Ehrerbiethung, die der Redner in Worten und Geberden gegen die Zuhörer bezeiget, sehr viel. Es ist natürlich, daß man Leuten gewogen wird, die uns hoch achten, oder es doch auf eine ungezwungene Art zu thun scheinen. Folglich muß ein Redner auch denn, wenn er in der That viel gelehrter und vornehmer wäre, als seine Zuhörer, gleichwohl sich nicht merken lassen, als ob er solches glaubte oder wüßte. Er muß sich eine gewisse Bescheidenheit angewöhnen, und sich

weder trotzig noch stolz bezeigen. So machte es Cicero in seiner Rede für das manilische Gesetz, welche er als Prätor vor dem versammleten Volke hielt. Oder wo ja ein Redner seinen Zuhörern auch bittere Wahrheiten zu sagen hätte: So muß er sich schon im Eingange als einen redlichen und aufrichtigen Mann darstellen, der die Wahrheit über alles liebet, es mit seinen Zuhörern gut meynet, und Gewissens oder Amts halber ihnen solche verdrüßliche Dinge sagen muß. So hat es Demosthenes in seiner ersten philippischen Rede gemacht. Wenn er sich nun durch die ganze Rede in diesem Character erhalten kann: So wird dieses die beste Einschmeichelung von der Welt seyn; da hergegen die niederträchtigsten Schmeicheleyen eines Bösewichts bey niemanden einen Eindruck machen werden.

§. VI.

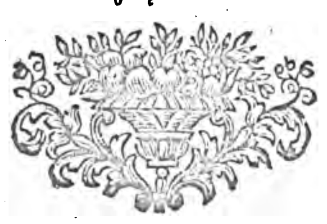
Wollen wir nun aus dem allen kürzlich die Regeln der Eingänge ziehen: So werden folgende die hauptsächlichsten seyn. Der Eingang muß I. ganz ungezwungen und natürlich zur Rede passen: So, daß es scheine, man habe ihn nicht anders machen können. Denn alle weit gesuchte Erfindungen bereiten den Zuhörer nicht zu, sondern zerstreuen nur seine Gedanken. Der Eingang muß II. nicht gemein seyn, so daß man ihn schon von andern, oder doch von demselben Redner mehrmals gehöret hätte. Vielmehr muß er ganz neu zu seyn scheinen: Z. E. wie des Cicero Eingänge in den Reden für den Cluentius und Ligarius sind. III. Muß der Eingang einer Rede nicht mit dem Eingange einer andern vertauschet werden können, sondern sich so genau zu ihr schicken, als kein andrer; zu einer andern aber muß er sich gar nicht reimen. IV. Daher muß denn ein guter Eingang mit seiner Materie so fest verbunden seyn, daß er gleichsam ein Glied von dem ganzen Körper der Rede auszumachen scheine. V. Endlich muß er auch nicht zu lang seyn, damit er nicht den Zuhörer vor der Zeit überdrüssig mache. VI. Zum Beschlusse muß er auch nicht wider die Absichten des Redners laufen, indem er irgend den Zuhörer weder aufmerksam noch

geleh-

gelehrig, und den Redner nicht angenehm macht. Vielweniger wird es VII. zu dulden seyn, wenn er gar das Gegentheil davon wirkte.

§. VII.

Das bisherige gilt nun durchgehends in allen ordentlichen Reden, wo keine besondere Umstände vorfallen. Doch kann es auch nicht schaden, wenn auch zuweilen anstatt des Einganges eine kleine Abhandlung einer Materie, die zu dem Hauptsatze vorbereitet, angestellet wird. Ich sage mit Fleiß eine kleine; denn es muß durchaus nicht eine ganze oder halbe Rede daraus werden: Weil überhaupt die Eingänge kaum den sechsten, fünften, oder höchstens den vierten Theil der Rede ausmachen sollen. Gleichwohl bleiben auch bey dieser Art alle die obigen Regeln noch fest. Ganz anders verhält sichs in außerordentlichen Fällen, wo der Redner in einem so starken Affecte ist, daß er gleichsam alle Regeln der Eingänge vergißt, und mit Gewalt alles das heraus stößt, was ihm die Gemüthsbewegung eingiebt. So ist des Cicero Eingang zu seiner ersten catilinarischen Rede beschaffen. Er brennet vor Eifer, den Catilina aus der Stadt los zu werden: Darüber vergißt er es so gar, den Rath anzureden. Auch heute zu Tage könnte ein Redner in einem heftigen Schmerze, oder in einer außerordentlichen Freude, hierinn die Regeln ein wenig beyseite setzen. Es müßte aber sehr wahrscheinlich seyn, daß er wirklich in einem Affecte stünde; wenigstens müßte sein Ansehen, seine Sprache, nebst allen Geberden, solches zeigen: Sonst würde es lächerlich klingen und aussehen, eine Rede ohne einen gehörigen Eingang gemachet zu haben.



Das

* *

Das V. Hauptstücke.

Von den Erklärungen in einer Rede.

§. I.

Was wir die Erklärungen nennen, das hießen die Alten die Erzählung (narrationem). Das kam aber daher, weil sie keine solche lehrende Reden hatten, als wir heute zu Tage haben, da man von allgemeinen Begriffen Hauptsätze abfasset. Fast alle ihre Reden handelten von einzelnen Dingen. Z. E. Athen muß sich wider den Philippus zum Kriege rüsten; Philippus ist unser Feind; Ktesiphon ist unschuldig ꝛc. Archias ist ein römischer Bürger; Ligarius ist unschuldig; man muß wider den Mithridates Krieg führen; Trajan ist ein unvergleichlicher Kaiser. Weil nun einzelne Dinge nicht anders erkläret werden können, als wenn man eine ausführliche Erzählung ihrer Umstände anstellt, und den Verlauf ihrer Begebenheiten beybringet: So haben die Alten den ersten Theil ihrer Reden allemal die Erzählung genennet. Wenn wir es aber itzo die Erklärung nennen wollen: So begreift dieses Wort auch die Erzählungen unter sich. Denn wir theilen die Erklärungen in philosophische und historische. Jene haben da statt, wo man gewisse dunkle Wörter und Sachen deutlich zu machen sucht; diese aber sind da nöthig, wo man gewisse Begebenheiten erzählen, oder gewisse Personen nach ihren Eigenschaften beschreiben muß, dem Zuhörer einen rechten Begriff von dem Hauptsatze beyzubringen. Die erstern sind mehr in dogmatischen, diese letztern aber mehr in Lobreden und Complimenten nöthig: Wiewohl doch keine die andre ganz ausschließet.

§. II.

Daß nun solche Erklärungen nöthig seyn, das erhellet daraus, weil es unmöglich ist, die Zuhörer von einem Satze zu über-

überreden, den er noch nicht recht verstehet. Wie will man einer Wahrheit beypflichten, wenn man entweder ihr Subject oder ihr Prädicat, oder beydes zugleich nicht kennet? Nun sind zwar mehrentheils die Wörter eines Satzes den Zuhörern bekannt genug: Allein das sind gemeiniglich nur klare Begriffe, die nicht zulänglich sind, eine Sache recht einzusehen. Man muß deutliche und ausführliche Begriffe von Worten und Sachen haben, wenn man urtheilen will, ob ein Satz wahr oder falsch sey. Z. E. Cicero will in seiner Rede für das manilische Gesetz die Römer bereden, wider den Mithridates Krieg zu führen. Hier mochten die meisten wohl wissen, daß Mithridates ein König im Oriente wäre. Allein sie wußten doch die besondern Umstände nicht: Daher mußte es ihnen der Redner erklären *. Hierauf fährt er fort, zu erzählen, woher er das wisse, und welches der ganze Verlauf der Sache sey. In Bithynien, welches eine römische Provinz war, hätte der Feind schon verschiedene Städte eingeäschert; das benachbarte Reich ihres Bundsgenossen, des Ariobarzanes, sey schon ganz in Feindes Hand. Lucullus sey zurücke beruffen, der dem Feinde bisher widerstanden. Ein jeder Nachfolger, den man demselben ordnen könnte, würde so leicht nicht im Stande seyn, in seine Fußtapfen zu treten. Es gehöre ein sehr tapfrer, erfahrner und berühmter Kriegsheld dazu, diese Feldherrnstelle zu übernehmen und glücklich zu verwalten. Hierauf schließt er: Caussa quae sit, videtis: Nunc, quid agendum sit, considerate. Denn durch eine solche summarische Erzählung wurden die Zuhörer in den Stand gesetzt, die Sache einzusehen.

§. III.

Der andere Grund, warum die Erklärungen nöthig sind, ist dieser, weil man sich den Beweis dadurch sehr erleichtert. In

* Er hebt also an: Atque vt inde oratio mea proficiscatur, vnde haec omnis caussa ducitur, bellum graue et periculosum vestris vectigalibus atque sociis, a duobus potentissimis Regibus infertur, Mithridate et Tigrane. &c.

In den meisten Fällen kömmt die Wahrheit des Satzes, davon man die Leute überreden will, auf die ausführlichen Begriffe an, die man davon geben kann. Wer eine Sache wohl einsieht, der begreift oft von sich selbst, ob das Prädicat dem Subjecte zukömmt oder nicht. Z. E. Cicero will erweisen, daß Archias ein römischer Bürger sey. Was braucht er dazu mehr, als daß er erzähle, wer Archias sey, wie er nach Italien gekommen, wo er sich aufgehalten, wie lange er in Rom gelebet, in wessen Hause er gewesen, was für Gönner er gehabt? Aus dem allen erhellet hernach sogleich, daß er das Bürgerrecht erlanget gehabt. Imgleichen wenn Fleschier zeigen will, daß Turenne überall ein Sieger gewesen: So darf er nur erklären, wer Turenne von Stand und Herkommen sey, wie bald er angefangen, die Waffen zu tragen, unter wem er gedienet, welchen Feldzügen er beygewohnet, wo er zu commandiren angefangen, was für Feinde er geschlagen, und was für Städte er erobert. Alles dieses giebt den Beweis seines Hauptsatzes von sich selbst an die Hand: Da es hergegen unmöglich gewesen seyn würde, denselben zu führen, wenn man das alles nicht zum Voraus gesetzet hätte. In dogmatischen Wahrheiten geht es eben so. Die besten Beweise fließen aus den Erklärungen der Sachen und Wörter. Wer also seine Zuhörer zu den Beweisen recht vorbereiten will, der darf nur den Hauptsatz gut erklären. Z. E. Wenn ich darthun wollte, daß ein Prediger ein guter Redner seyn müsse: So dörfte ich nur recht erklären, was durch beydes zu verstehen ist.

§. IV.

Man muß aber nicht denken, als ob die Erklärungen nur gleich im Anfange einer Rede nöthig wären: Nein, sie können und müssen überall gegeben werden, wo man sie nöthig hat. Bisweilen hat die Rede Theile, und da muß im Anfange eines jeden die nöthige Erklärung gegeben werden. Z. E. in der angezogenen Rede für das manilische Gesetz theilt Cicero seine Abhandlung in drey Theile: Er will erst von der Art des Krieges, so dann von seiner Größe, und endlich von der Wahl des Feldherrn reden. Bey jedem von diesen Stücken erkläret

er sich ausführlich: In den ersten beyden Stücken zwar histo-risch; in dem letzten aber dogmatisch, oder philosophisch, durch die Beschreibung eines vollkommenen Feldherrn.* Ich aber halte dafür, heißt es, ein Feldherr müsse folgende vier Eigenschaften haben: Die Kriegskunst, die Tapferkeit, das Ansehen und Glück. Zuweilen muß ein Redner bey jedem Beweisgrunde etwas Dunkles deutlich machen, damit der Zuhörer dessen Kraft recht einsehen und empfinden möge. Z. E. Flechier will den Turenne als einen großen Geist vorstellen, und den Beweis dazu aus seiner Tapferkeit hernehmen. Dabey erklärt er uns denn erst, was er dadurch versteht.

> Verstehen sie doch, meine Herren, durch dieses Wort nicht eine eitele, unbesonnene und verwegene Frechheit, welche die Gefahr um ihrer selbst willen suchet, die sich ohne Nutzen waget, und nichts als den Ruhm und die Hochachtung der Leute zum Zwecke hat. Ich rede von einer weisen und wohleingerichteten Kühnheit rc.

Bald darauf will er abermal zeigen, daß er ein kluger Herr gewesen sey; und diese Klugheit läßt sich daher beweisen, weil er die gröbste Art von Leuten, nämlich ein Kriegsheer, der Ehrbegierde fähig gemacht. Hier würde man die Folge so leicht nicht eingesehen haben, wenn man sich nicht deutlich vorgestellet hätte, was eine Armee ist. Darum erkläret es der Redner folgender gestalt:

> Denn was ist eine Armee, meine Herren? Es ist ein Körper, der durch unzählich viele verschiedene Neigungen getrieben wird, und den ein geschickter Mann zur Vertheidigung seines Vaterlandes in Bewegung setzet. Es ist eine Schaar bewaffneter Menschen, welche den Befehlen ihres Oberhaupts blindlings folget, ob sie gleich seine Absichten nicht weis rc.

§. V.

Von der ersten Art der Erklärungen, das ist von den histo-

* Ego autem sic existimo, in summo Imperatore quatuor has res inesse oportere, scientiam rei militaris, virtutem, auctoritatem, felicitatem.

historischen ins besondre, erfordert Cicero drey Eigenschaften, daß nämlich die Erzählung kurz, deutlich und wahrscheinlich sey. Sie wird aber kurz seyn, wenn man sich von allen den Umständen enthalten wird, die nicht zur Absicht dienen, oder zur Sache unmittelbar gehören: Ferner wenn man auch alle die kleinen Nebendinge übergeht, die sich von sich selbst verstehen, oder aus dem vorhergehenden und nachfolgenden begreifen lassen. Denn mancher meynt wunder, wie kurz er erzählet, wenn er sich kurzer Ausdrückungen und Sätze bedienet: Da er doch die Hälfte davon hätte ersparen können. Z. E. Ich gieng zu ihm; ich kam ans Haus und klopfte an. Der Diener kam heraus; ich fragte nach dem Herrn: Er sagte, er wäre nicht zu Hause. Hier sind nicht der Worte, sondern der Sachen zuviel; und ein andrer würde gesagt haben: Ich gieng zu ihm, fand ihn aber nicht zu Hause. Besiehe Cic. I B. von der Erf. C. 20. Doch muß ein Redner auch nicht, aus übermäßiger Liebe zur Kürze, dasjenige auslassen, was zur völligen Erkenntniß der Sachen, und sonderlich zum folgenden Beweise unentbehrlich ist. Ein kleiner Umstand giebt oft dem Zuhörer das nöthige Licht; ohne welches er nicht recht von dem Hauptsatze würde überredet worden seyn. Endlich zertheile man zuweilen eine etwas lange Erzählung, und mische auch einige Vernunftschlüsse mit unter: Damit man den Zuhörer nicht überhäufe. In seiner Rede für Ligarium hat es Cicero eben so gemacht: Auch sind in seinen Reden wider den Verres die trefflichsten Meisterstücke schöner Erzählungen zu finden.

§. VI.

Die andre Eigenschaft einer guten Erzählung ist, daß sie deutlich seyn soll: Wenn sie nun an sich selbst dunkel wäre; wie könnte sie dem Zuhörer etwas deutlich machen? Wir reden aber hier nicht so wohl von der Deutlichkeit, die aus der Schreibart entsteht; davon wir hernach handeln werden: Sondern wir verstehen hier die Deutlichkeit der Sachen. Weil diese der Verwirrung entgegen gesetzt ist, so ist es leicht zu begreifen, daß man sich vor derselben aufs sorgfältigste zu

hüten

hüten hat. Dieses geschieht, wenn man die Sachen in eben der Ordnung erzählt, in welcher sie sich zugetragen haben. Denn wer nicht der Zeit folget, der wirft alles durch einander, und der Zuhörer kann alsdann unmöglich wissen, wo er ist, oder hingehöret: Weil er bald etwas aus der Mitte, bald etwas vom Anfange, bald wiederum vom Ende höret. Man fange also von forne an, und lasse nichts nöthiges aus; damit man es nicht hernach allererst nachholen müsse. Man sage aber auch nichts zweymal, wie einfältige Leute zu erzählen pflegen. Z. E. So fängt Cicero an zu erzählen, wer Archias sey:

> Denn so bald Archias die Kinderschuhe abgeleget, auch diejenigen Sachen beyseite gesetzet hatte, wodurch Knaben zur Gelehrsamkeit vorbereitet werden, hat er sich mit allem Fleiße aufs Schreiben und Dichten geleget. Zu Antiochia, als einer vormals sehr berühmten und reichen Stadt, wo ein großer Zufluß von gelehrten Leuten ist, und wo alle freye Künste blühen, ist er aus einem edlen Geschlechte gebohren: Und hier hat er sich zu allererst, durch seinen aufgeweckten witzigen Kopf, vor allen andern hervorzuthun angefangen. Nachmals ist in allen Theilen von Asien, und in ganz Griechenland, wo er nur hingekommen, so viel aus ihm gemachet worden; daß man überall mehr von ihm gehoffet, als von seinem Geiste war gerühmet worden, und daß man bey seiner Ankunft mehr an ihm zu bewundern gehabt, als man von ihm gehoffet hatte.

§. VII.

Die dritte Eigenschaft der Erzählung ist endlich die Wahrscheinlichkeit. Diese wird erhalten, wenn man den Character der Personen, die Beschaffenheit der Zeiten und der Oerter, die eingeführten Gewohnheiten und die Natur der Sachen recht vor Augen hat. Diese Wahrscheinlichkeit aber weichet zuweilen wohl gar von der strengen Wahrheit ab: Indem viele Dinge geschehen, die doch nicht wahrscheinlich sind; viele hergegen sehr wahrscheinlich sind, und doch nicht geschehen. Ein Redner aber bedienet sich lieber dessen, was zu seinem Zwecke dienet, als des Gegentheils: Zumal

wenn auch jenes nicht ganz ungegründet ist; dieses aber ihm nicht schaden würde, wenn es den Zuhörern gleich bekannt würde. Denn in diesem Falle würde auch die Ueberredung wegfallen, die aus der vorigen zwar wahrscheinlichen, aber falschen Erzählung entstanden wäre. Ueberhaupt ist es also besser, bey der bloßen Wahrheit zu bleiben, als erdichtete oder doch ungegründete Dinge zu erzählen. Ein Exempel giebt Cicero im Eingange zu der Rede für den Ligarius: Wo er es lieber frey gesteht, daß Ligarius in Africa auf der pompejanischen Partey gewesen, als daß er es hätte leugnen sollen; da Cäsar es leicht besser wissen konnte. Gleichwohl muß ein Redner seine Erzählung allezeit so einrichten, daß sie zu seiner Absicht, das ist, zur Ueberredung der Zuhörer diene, und nichts in sich enthalte, was derselben zuwider läuft. *

§. VIII.

Ueberhaupt ist bey diesen historischen Erklärungen noch dieses anzumerken, daß man zuweilen auch die bekanntesten Dinge noch erzählen muß, die vielleicht die meisten Zuhörer schon wissen, oder doch wissen wollen. Hierbey ist eine Behutsamkeit nöthig, wenn man dieselben nicht beschämen, und sich also aufsätzig machen will. Daher muß ein Redner sagen: Er wüßte es freylich wohl, daß die Sache den allermeisten unter ihnen gar wohl bekannt sey, ja daß einige unter ihnen sie noch wohl besser inne hätten, als er selbst. Man würde es ihm aber verzeihen, daß er um derer wenigen willen, die noch keine zulängliche Nachricht davon hätten, etwas davon beybringen müßte. Bisweilen spricht er: Sie wüßten es schon mehr, als zu wohl, daß sich die Sache so und so verhielte: Es würde ein Ueberfluß seyn, sie zu erinnern, wie dieses oder

* Quintilian im IV B. im II Cap. schreibt: Superuacuam esse narrationem, quam iudex nouerit, si non modo factum quid sit sciet; sed ita factum etiam, vt nobis expedit, opinabitur. Neque enim narratio in hoc reperta est, vt tantum cognoscat iudex; sed aliquanto magis, vt consentiat.

jenes sich zugetragen hätte: Er müßte sich fast schämen, nochmals zu wiederholen, was es mit der ganzen Sache für eine Bewandniß gehabt. Denn durch dergleichen höfliche Umschweife gewinnet man die Gemüther der Zuhörer, als die es gerne sehen, wenn man ihnen keine Unwissenheit zutrauet: Und gleichwohl bringet man alles dasjenige bey, was zu seinem Endzwecke nöthig ist. So hat es Cicero gemacht, als er, in der Rede für den Murena, seinen römischen Rathsherrn von der stoischen Philosophie, der sein Gegner Cato zugethan war, eine kurze Nachricht geben wollte. Er sagt: Weil er diese seine Rede weder vor dem unwissenden Pöbel, noch in einer Versammlung von einfältigen Landleuten hielte: So wollte er etwas freyer von der Gelehrsamkeit reden, und dasjenige vorbringen, was sowohl ihm selbst, als ihnen allen bekannt und angenehm wäre; obwohl in der That die guten Römer nicht viel von der Philosophie verstunden. Darauf hebt er an: Fuit enim quidam summo ingenio vir, Zeno, cuius inuentorum aemuli Stoici nominantur.

§. IX.

Endlich fragt sichs noch, ob man in währender Erzählung einer Begebenheit auch die Gemüthsbewegungen erregen dörfe? Wenn man hier ausführliche und weitläuftige Erregungen der Affecten versteht: So wäre es freylich noch viel zu frühe, den Zuhörer in den Erklärungen schon in Bewegung zu setzen. Allein wenn man es von kleinen Kunstgriffen, die den Schmerz, die Freude, das Mitleiden, die Furcht, den Haß, oder die Liebe erwecken können, versteht: So kann man sie allerdings bey guter Gelegenheit mit anbringen. Denn so kann man unvermerkt den Zuhörer gewinnen, und ihn seiner Meynung zugethan machen. Es muß aber freylich solches nur im Vorbeygehen geschehen. Ein Wort, ein kleiner Umstand, der in der Erzählung recht angebracht wird, thut bisweilen eine große Wirkung. So hat es Cicero in seiner Rede für den Ligarius recht künstlich gemacht, daß Cäsar, schon mitten in seinen Erzählungen, von allerley Gemüthsbewegungen hat gerühret werden müssen. Imgleichen hat er, in einer seiner

verrinischen Reden, die Historie von dem in Sicilien gekreuzigten römischen Bürger so beweglich erzähler, daß nothwendig bey den Zuhörern ein Mitleiden hat entstehen müssen.

§. X.

Wie man die philosophischen Erklärungen machen müsse, das kann zwar die Vernunftlehre am besten zeigen, doch muß ein Redner noch etwas besonders dabey beobachten. Jene lehret, daß man deutliche und ausführliche Begriffe von einem Dinge geben muß, wenn man es einem andern erklären will. Z. E. Wenn ich sagen soll, was die Tapferkeit ist: So lehrt mich die Moral nach logischen Regeln sagen: Sie sey eine Tugend in großen Gefahren; oder eine Fertigkeit, in der Gefahr dem Gesetze der Natur ein Gnügen zu thun. Wenn ich eine Armee beschreiben soll, so sage ich philosophisch: Sie sey eine Menge von Kriegsleuten, die unter einem Anführer oder Feldherrn stehen. Denn die Weltweisen lieben in solchen Erklärungen die Kürze, und sagen nicht gern ein Wort zuviel. Ganz anders ist es mit den oratorischen Erklärungen beschaffen. Ein Redner hat nicht allemal Leute von der größten Fähigkeit vor sich, die da vermögend wären, aus einer so kurzgefaßten Erklärung ein genugsames Licht zu ziehen. Einfältige Leute wollen weitläuftigere Umschreibungen und ausführlichere Vorstellungen haben, wenn sie sich ein Ding recht lebhaft einbilden sollen. Man muß ihnen also die wesentlichen Merkmale einer Sache, nach und nach, und auf allerley Art vorsagen. Wenn die eine Redensart irgend nicht zulänglich wäre, eine Sache sattsam abzuschildern, so bedienet man sich der andern und dritten auch noch. So macht es Fleschier in seinen Erklärungen, davon wir oben den Anfang gesehen haben. Es heißt in der ersten:

> Ich rede von einer weisen und wohl eingerichteten Kühnheit, die sich bey dem Anblicke ihrer Feinde anfrischet, in der Gefahr selbst alles durchschauet, und ihren Vortheil beobachtet: Aber welche sich nach ihren Kräften misset, zwar schwere Dinge unternimmt, allein nichts unmögliches angreifet; welche nichts von demjenigen dem blinden Glücke über-

überläßt, was durch Tugend kann erlanget werden. Endlich rede ich von einer Kühnheit, die, in Ermangelung guter Anschläge, alles wagen kann, und, bey der Beobachtung ihrer Pflicht, sowohl im Siege zu sterben, als im Unglücke zu leben, bereit ist.

§. XI.

Doch muß man sich hier billig aller unnützen Umschweife und gleichvielbedeutenden Worte enthalten: Denn wer nur in vielen und gleichgültigen Redensarten die Schönheit einer oratorischen Erklärung sucht, der verfällt in die Tavtologie. Man muß dem Zuhörer die Sache gleichsam auf allen ihren Seiten vorhalten. Man muß sie in verschiedene Gesichtspuncte stellen; da er zwar immer dieselbe Sache, aber allezeit in einem andern Lichte zu sehen bekömmt. Ferner muß man die Deutlichkeit nicht hindern, indem man sie befördern will: Wenn man irgend, mit lauter hochtrabenden oder schwülstigen Metaphoren, eine an sich viel verständlichere Sache verfinstert. Ein Exempel von diesem Fehler giebt mir Lehms, in seiner Rede, auf die Vermählung des itzigen Kaisers. Er will die Liebe beschreiben:

> Die Liebe ist ein verborgenes, dabey aber unergründliches Etwas, welches seine geheime Regierung in der Seele durch eine unwissende Macht führet, den Gemüthern einen unbegreiflichen Trieb nach einer gleichen Uebereinstimmung, den übrigen Gliedern aber einen unvermeidlichen und höchstangenehmen Zug, einpräget, etwas unsern Augen gefälliges zu lieben, und solches nach vielen Geheimnissen auch zu besitzen.

Hier sind beyde Fehler in ihrer Vollkommenheit zu sehen; viel unnütze Umschweife, und unverständlicheres Zeug, als die zu erklärende Sache selbst war. Denn welcher Zuhörer hätte es nicht vor der Erklärung weit besser verstanden, was die Liebe ist; als nachdem er dieselbe so kauderwelsch beschreiben gehöret?

§. XII.

Aus der Vernunftlehre ist bekannt, daß man einerley Sache, durch verschiedene Worterklärungen beschreiben kann, die doch alle gleich gut sind. Eben so kann in der Beredsamkeit eine Sache in verschiedenen Umständen ganz anders erkläret werden. Es richtet sich aber ein Redner hierinn nach seinen Absichten. Er malet seinem Zuhörer ein Ding nur von derjenigen Seite vor die Augen, wo es so aussiehet, wie er es gerne haben will. Wenn die Eigenschaften, die er davon abschildert, nur wahr sind: So ist er schon zufrieden, und sein Zuhörer kann nichts mehr von ihm fordern. Z. E. Ein geistlicher Redner, der einen Angefochtenen zur Zuversicht auf Gott ermuntern will, der muß ihm Gott auf eine ganz andere Art beschreiben; als wenn er einem Ruchlosen eine Furcht vor der göttlichen Gerechtigkeit einjagen will. Wer eine Lobrede des Soldatenstandes halten wollte, der würde eine Armee beschreiben: Als eine Vormauer des Landes, als eine Beschützerinn der gerechten Sache, als eine Rächerinn des erlittenen Unrechts, als eine Schaar von Helden, die ihr Blut für ihr Vaterland wagen, und die Wohlfahrt des gemeinen Wesens weit höher, als ihr eigen Leben achten. Allein Fleschier, der die Klugheit eines Feldherrn aus der Erklärung einer Armee herleiten will, hat sie mit gleichem Rechte so beschrieben:

> Es ist eine Menge mehrentheils geringer und für Geld gedungener Seelen, welche, ohne an ihre eigene Ehre zu gedenken, nur den Ruhm der Könige und Ueberwinder zu befördern suchen. Es ist eine verwirrte Sammlung unbändiger Leute, die man zum Gehorsame bringen; Verzagte sind es, die man in den Streit führen; Verwegene, die man zurücke halten, und Ungeduldige, die man zur Standhaftigkeit gewöhnen muß. Was für Klugheit gehört nicht darzu, so viel verschiedene Absichten und Begierden zu leiten?

§. XIII.

In solchen Erklärungen nun muß man auch ein rechtes Mittel zu halten wissen, so daß man sie weder zu lang, noch

zu kurz mache. Freylich ist es zuweilen rathsam, vielerley Dinge deutlich zu machen, die dem ersten Ansehen nach nicht so gar nöthig zu seyn scheinen. Der Beyfall der Zuhörer muß aus ihrer Einsicht in die Sache entstehen: Und je vollkommener also diese durch die Erklärungen gemacht worden, desto leichter kann man die völlige Beypflichtung von ihnen hoffen. Man sinne also fleißig nach, was für Erklärungen etwa in den Beyfall des Zuhörers einigen Einfluß haben könnten; und alsdann lasse man sichs nicht verdrießen, alle dieselben geschickt anzubringen. Indessen aber muß man auch nicht gar zu weitgesuchte Dinge, gleichsam bey den Haaren, herzuziehen. Wer dieses thut, der verwirret den Zuhörer oft mehr, als er ihn unterrichtet: Ja er bekömmt das Ansehen, als ob er nur mit seiner weitläuftigen Gelehrsamkeit pralen, und seine ganze Wissenschaft auf einmal ausschütten wollte. Man muß also in solchen Fällen allemal die Nothwendigkeit solcher Erklärungen erst begreiflich machen; oder sich entschuldigen, daß man sie vorbringet; auch wohl hinzusetzen: Daß man es nur mit wenigen Worten thun wollte, weil man versichert wäre, daß es seine Zuhörer ohnedem schon wüßten; und was dergleichen Formeln mehr sind.

§. XIV.

Nunmehro fragt es sich noch, wo denn ein Redner alle diese historische und philosophische Erklärungen hernehmen solle? Und da antworte ich: Entweder aus der Gelehrsamkeit, oder aus der Erfahrung, oder aus eigenem Nachsinnen. Die Begebenheiten, darauf sich der Verstand eines Hauptsatzes oder eines Beweisgrundes stützet, sind entweder alt, oder neu: Ist jenes, so muß man sie aus Büchern; ist aber dieses, so muß man sie bald aus mündlichen Nachrichten, bald aus eigener Erfahrung wissen. Z. E. Wer in einer Rede darthun wollte, daß der Kaiser den Orden des güldenen Vliesses mit recht als Großmeister verwalte, der muß aus den Geschichten die Erklärung von diesem Orden herholen. Wer aber von der pragmatischen Sanction, oder dem

gegenwärtigen französischen Kriege erweisen wollte: Daß jene billig, und dieser unbillig sey; der würde in Büchern nicht viel Trost zur Erzählung der nöthigen Umstände von beyden antreffen. Mit den philosophischen Erklärungen verhält sichs eben so. Von vielen Sachen, davon ein Redner zu reden hat, wird schon in gewissen Wissenschaften gehandelt; und diese müssen einem Redner geläufig und bekannt seyn. Von andern Dingen aber hat vielleicht vor uns noch niemand eine Erklärung gegeben: Und da müssen wir selbst im Stande seyn, nach logischen und den obigen Regeln, gute Beschreibungen zu machen.

§. XV.

Wem dieses ein schlechter Trost zu seyn bedünket, und wer andere Qvellen der Erklärungen von uns fordert: Der wisse, daß wir weder einen bessern Trost, noch andere Qvellen für einen guten Redner wissen. Denn Reallexica, Schatzkammern und Goldgruben nachzuschlagen, und daraus dasjenige allererst zu lernen, was man doch andern schon beyzubringen willens ist, das können wir niemanden rathen. Ein Redner muß alle die Materialien, so er zu seiner Rede braucht, selbst im Vorrathe haben; und einer Spinne ähnlich seyn, die alle ihre Fäden aus sich selbst hervorbringet. Man kann es auch bald hören, ob dasjenige, was jemand vorträgt, auf seinem eigenen Grunde und Boden gewachsen, oder nur entlehnet ist? Wenn man die Erkenntniß der Sachen, davon man redet, zuvor selbst recht verdauet, und gleichsam in Saft und Blut verwandelt hat; so klingt alles, was man sagt, weit gewisser und freyer. Hergegen, wer erst kurz zuvor auswendig gelernet hat, was er zu der Erklärung brauchet, der redet immer als ein furchtsamer Lehrling, machet auch zuweilen wohl gar Fehler. Man unterstehe sich also nicht, von Dingen zu reden, die man selbst noch erst lernen muß; und erinnere sich, daß wir oben nicht vergebens eine sehr weitläuftige Gelehrsamkeit von einem Redner gefordert haben. Die Regel, die Horaz seinen Poeten gegeben, ist einem Redner eben so nöthig.

Sumite materiam, vestris, qui scribitis, aequam
Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri.

Das VI. Hauptstücke.

Von den Beweisgründen.

§. I.

Wir kommen auf das wichtigste Stücke der ganzen Redekunst, welches von den Beweisgründen handelt. Hierauf kömmt in der Ueberredung alles an, und da diese der Hauptzweck der Beredsamkeit ist, so sieht man leicht, daß der Beweis das rechte Hauptwerk ist, darauf ein Redner allen seinen Fleiß wenden muß. Alles übrige, was man in einer Rede sagen kann, das gehört entweder nur zu den Zierrathen und Nebendingen; oder es ist nur eine Vorbereitung zum Beweise; oder doch eine Folgerung aus demselben. Der Beweis giebt also der ganzen Abhandlung ihre Festigkeit, so wie die Gebeine und Nerven dieselbe dem menschlichen Körper geben. So wenig nämlich ein Klump des besten Fleisches, und wenn es gleich mit der schönsten Haut überzogen wäre, zu den menschlichen Verrichtungen geschickt seyn würde, wenn es ihm inwendig an Knochen und Sehnen fehlen sollte: Eben so wenig kann eine Rede, die in der Schreibart und in allen übrigen Stücken unverbesserlich wäre, ihren Endzweck erhalten, wenn es ihr an tüchtigen Beweisgründen mangelt. Man kann dieses nicht gnugsam einschärfen, da es nur gar zu viel Leute giebt, die ein jedes weitläuftiges Gewäsche, es bestehe nun woraus es wolle, eine gute Rede nennen, wenn nur irgend die Schreibart darinn erträglich ist. Einige thun in ganzen Reden nichts anders, als daß sie etwas erklären. Andere pflegen lauter Erläuterungen und zusammengeraffte Zeugnisse eine gute Ausführung zu nennen. Noch andere meynen, man müsse mit lauter guten Einfällen, und so genannten hübschen Gedanken, etliche Blätter füllen, wenn man eine Rede machen will.

Wie-

Wieweit aber dieses alles der Natur der wahren Beredsamkeit zuwider sey, das kann ein jeder selbst leicht abnehmen.

§. II.

Aus diesen Ursachen nun haben, sowohl Aristoteles, als Cicero und Qvintilian, sehr weitläuftig und ausführlich von den Beweisgründen gehandelt: Und auch ich würde ein ganzes Buch davon schreiben müssen, wenn ich in ihre Fußtapfen treten, und alles das beybringen wollte, was sie davon gesagt haben. Allein ich werde mich einer andern Lehrart bedienen, dabey sich die Sache sehr ins Kurze bringen läßt. Denn was die Lehren der Alten so weitläuftig machte, das waren die so genannten Loca, oder Classen und Fächer der Beweisgründe, darauf sie ihre Schüler verwiesen, wenn sie gute Beweise erfinden sollten. Die Anzahl derselben war nun entsetzlich groß, und die Erklärungen und Exempel zu einer jeden nahmen sehr viel Platz weg. In den heutigen Arten der Reden aber, und nach den Hauptregeln, die wir bereits zum Grunde gelegt haben, können wir uns leicht ohne die Topik der Alten behelfen. Wir verwerfen sie deswegen nicht ganz und gar. In den gerichtlichen Reden war es sehr dienlich, wenn man zu Erfindung gewisser Beweisgründe nur ein Register durchlaufen dorfte, dadurch man auf gute Gedanken gebracht wurde. Wir haben aber dergleichen Reden nicht mehr, und weder in unsern Lobreden, noch in Lehrreden, noch in Complimenten können uns die topischen Fächer etwas helfen. Folglich müssen wir einen andern Weg gehen, wenn wir von den Beweisgründen brauchbare Regeln geben wollen.

§. III.

Zuförderst setzen wir aus der Vernunftlehre zum Voraus, daß sich ein jeder Satz beweisen läßt, wenn es nicht entweder ein identischer Satz, oder ein Grundsatz ist.* Eine jede Wahrheit ist nämlich nur deswegen eine Wahrheit, weil sie einen zureichenden Grund hat, den derjenige einsehen muß, der sie für eine Wahrheit erkennet. Die Wahrheiten hängen

* Siehe das V Cap. des ersten Th. meiner Vernunftlehre.

gen also mit einander zusammen, und die eine fließet aus der andern: So daß die eine nur darum wahr ist, weil eine oder etliche andre wahr sind. Daraus folget nun, daß ein Redner keinen einzigen Satz zum Hauptsatze seiner Rede wird wählen können, der sich nicht beweisen, das ist, durch Anführung eines zulänglichen Grundes rechtfertigen ließe. Ein Beweis ist also eine Rede, darinn man durch die Anführung eines Grundes behauptet, daß ein Satz vielmehr wahr als falsch sey. Wahr nennen wir hier, was mit andern bereits ausgemachten, oder bekannten Dingen übereinstimmt; falsch aber ist, was denenselben zuwiderläuft. Es mag also ein Satz historisch oder dogmatisch, theoretisch oder practisch, wahrscheinlich oder gewiß seyn: So muß er sich allezeit erweisen lassen. Und wenn ihn der Redner nur erst recht eingesehen hat, und sonst ein vieles, was damit einige Verwandschaft hat, auch wohl versteht: So kann es ihm unmöglich schwer fallen, die Beweise desselben zu erfinden. Er darf sich nur selber fragen, warum er denselben für wahr halte? und warum er nicht vielmehr dem Gegentheile beypflichte? So wird es ihm gleich einfallen, wodurch er auch andre davon überreden könne.

§. IV.

Ein historischer Satz ist ein solcher, darinn man von einem einzelnen Dinge etwas bejahet oder verneinet. Z. E. Petrus, der erste russische Kaiser, ist der größte Monarch seiner Zeiten gewesen; Friedrich August I. war ein Muster eines guten Regenten; Carl der VI. hat das Recht, den Stanislaus von der polnischen Krone auszuschließen; das Haus Oesterreich hat ein Recht auf den Orden des güldenen Vließes u.d.g. Ein jeder sieht wohl, daß nicht nur die Hauptsätze aller Lobreden dergestalt unter die historischen Sätze gehören werden; sondern, daß es noch unzählige andre solche Reden geben könne, die auf hohen und niedrigen Schulen vorkommen. Wenn es sich nun fragt, wo man die Beweisgründe zu dergleichen Sätzen hernimmt? So antworte ich, aus der Sache selbst, davon die Rede ist; nämlich aus der Historie, aus dem

Staats-

Staatsrechte, aus dem Rechte der Natur, oder aus dem Lebenslaufe desjenigen, dem die Lobrede gehalten werden soll. Der Redner muß nämlich die Sachen selbst wohl inne haben, davon er reden will. Wir haben es oben erwiesen, daß nicht Kinder und Unwissende, sondern gelehrte Leute allererst geschickt sind, gute Redner zu werden. Diese aber haben ihre Materie schon zuvor inne, oder sie haben sich wenigstens eine Zeit vorher darinn sattsam umgesehen, auch alle Gründe wohl untersuchet und auf die Probe gestellet. Diejenigen nun, die sie am tüchtigsten befunden haben, müssen sie beybringen, und dadurch ihre Zuhörer zum Beyfalle nöthigen.

§. V.

Hier sieht nun ein jeder, daß man, ohne alle topische Erfindungsfächer, gar leicht wird Beweisgründe finden können, wenn man nur kein Fremdling in den Geschichten und in den Wissenschaften ist, darein die historischen Sätze gewisser maßen laufen. Nur bey den Lobreden dünkt manchem diese Hauptregel nicht zuzulangen. Man soll mehrentheils Leute rühmen, von denen in den Geschichtbüchern noch nichts geschrieben steht: Wo ist da etwas herzunehmen, wenn man nicht die Loca zu Hülfe nimmt, und aus den Namen, Aeltern, Vorfahren, Oertern, Zeiten, Reisen, Gütern des Glücks, Eigenschaften des Leibes und Gemüthes, Thaten und Tugenden u. s. w. gewisse Gründe herzuholen weis? Wir verwerfen nicht alle diese Qvellen, einen Menschen zu loben; könnens aber auch unmöglich einräumen, daß alle ohne Unterscheid einen zulänglichen Beweis, von der Vortrefflichkeit einer Person abgeben. Die ersten von erzählten Stücken sind nur sehr seichte Gründe eines Lobes, ja solche, die sich zwar für die falsche, nicht aber für die wahre Beredsamkeit schicken. Wer mich nicht anders zu rühmen weis, als wegen meines Namens, Geschlechtes, Vaterlandes u. s. w.; der lasse mich lieber gar ungelobet. Bloß die guten Eigenschaften des Verstandes und Willens, der gute Gebrauch der Gemüths- und Leibeskräfte, die löblichen Verrichtungen und Dienste, die man dem Staate, der gelehrten Welt, der Kirche, oder doch seiner

ner Stadt, seinen Angehörigen und Mitbürgern erwiesen: Diese allein, sage ich, verdienen ein wahrhaftiges Lob. Und wenn ein Redner hier den ausführlichen Lebenslauf eines solchen Menschen mit einem guten moralischen Erkenntnisse vereiniget: So wird er keine fernere Topiken brauchen.

§. VI.

Bey diesen historischen Beweisen fragt es sich nun: Ob man auch die Scribenten anführen, oder wenn es neulich vorgefallene Begebenheiten sind, ob man auch die Zeugen angeben müsse, die durch ihre Aussage das behauptete bekräftigen? Was das erste anlanget, so ist ein Unterscheid unter Dingen zu machen, darüber die Geschichtschreiber eins sind, und wovon mehr als einer geschrieben hat; und unter denen, die entweder nur von einem Scribenten beschrieben worden, oder wohl gar von andern anders erzählet werden. Im ersten Falle braucht man nur überhaupt die Geschichtschreiber aller Zeiten oder Nationen anzuführen. Käme es hoch, so dörfte man etliche Namen der berühmtesten schlechthin nennen, um sich bey den Zuhörern in den Credit zu setzen, daß man nichts ohne Grund vorgäbe. Aber im andern Falle braucht es freylich mehr Behutsamkeit und Sorgfalt. Denn wo nur ein einziger Scribent etwas bezeuget, da muß man seine Glaubwürdigkeit vorher darthun; indem man zeiget, daß er die Sache habe wissen können, und daß er sie ohne alle Verfälschung habe sagen wollen. Die Vernunftlehre giebt hiervon mehrere Regeln an die Hand, und man muß dieselben desto mehr brauchen, wenn es wohl gar andere Geschichtschreiber giebt, die jenem widersprechen. Denn da muß man dieser ihr Ansehen verdächtig zu machen suchen, und zeigen, daß sie entweder die Sache nicht recht gewußt, oder doch aus Furcht, Parteylichkeit, Hoffnung, Eigennutz, oder Religionseifer, nicht aufrichtig beschrieben haben.

§. VII.

Was die neuern Geschichte anbetrifft, so sind sie abermal zweyerley. Einige sind weltkündig, als z. E. Eugens Siege wi-

der die Türken und Franzosen; Friedrich Augusts I. Großmuth gegen seine Feinde, und seine Gnade gegen die Unterthanen. Da braucht es nun keine besondere Zeugen, indem, so zu reden, die ganze Welt, das ganze Land, ja alle Zuhörer davon Zeugniß geben können. Indessen ist es gut, daß der Redner in solchen Fällen darauf dringet: Wie Cicero, in einer seiner philippischen Reden, ganz Italien, Sicilien und Africa, als soviel Zeugen, wider den Antonius aufführet. Wäre aber die Sache so weltkündig nicht: So müßte man auch wohl besondere Zeugen darstellen. So machte es Cicero in seiner Rede für den Archias, als er darthun wollte, daß er zu Heraklea das Bürgerrecht erlanget hätte. Da beruffet er sich auf das Zeugniß Lucülls, der solches wisse, ja ihm zuwege gebracht habe; und auf die heraklienfischen Abgeordneten, die es bezeugten. Oftmals aber kann man solche Dinge auch aus den Folgen und Wirkungen gewisser Begebenheiten und Thaten darthun. Z. E. Jemand muß wohl gut Haus gehalten haben; denn er ist reich dadurch geworden. Ein andrer muß wohl gelehrt gewesen seyn, denn er hat treffliche Bücher geschrieben. Jemand muß doch eine gute Aufführung gehabt haben, denn er hat sich allenthalben Freunde gemacht. Jener muß nothwendig ein Verschwender seyn, denn er ist, seines großen Erbtheils ungeachtet, an den Bettelstab gerathen, u. d. gl.

§. VIII.

Mit den dogmatischen Hauptsätzen verhält sichs zwar etwas anders; doch kann man auch hier zur Erfindung ihrer Beweisgründe nichts bessers vorschlagen, als die rechte Einsicht in den Hauptsatz selbst. Diese Art von Sätzen kömmt hauptsächlich in Lehrreden vor, die in Kirchen und Schulen gehalten werden: Und da laufen sie immer in eine gewisse Art der Wissenschaften, darinn die Gattung der Wahrheiten pflegt abgehandelt zu werden. Z. E. Wenn ein Gottesgelehrter eine Rede hielte, daß die Vereinigung der protestantischen Religionen mit der römischcatholischen unmöglich sey: So müßte er diesen Satz nothwendig aus den innersten

Gründen der Gottesgelahrtheit erweisen. Oder wenn ein geistlicher Redner auf der Kanzel erweisen wollte, daß man Gott über alle Dinge lieben müsse: So müßte er diesen Satz aus der gründlichen Einsicht in das Wesen der Liebe, und aus der Erkenntniß Gottes und seiner Eigenschaften herleiten. Und so in andern Materien. Folglich muß denn auch hier ein rechtschaffener Redner kein Fremdling in denjenigen Wissenschaften seyn, darinn er einen Redner abgeben will. Er muß lange zuvor, ehe er sich zu reden unterfängt, diejenige Art der Gelehrsamkeit aus dem Grunde gefasset haben, von der er seine Materien hernimmt. Ja zuweilen muß er in mehr als einer Wissenschaft zu Hause seyn, wenn er recht gründliche Beweise von gewissen Sätzen führen will. Die Sachen haben oft eine große Verbindniß unter einander, und mancher Satz hat seine Gründe in verschiedenen Theilen der Gelehrsamkeit. Je mehr sich nun ein Redner in allen denselben umgesehen hat: Desto besser wird er im Stande seyn, gute Beweisgründe zu erfinden. Wenn er aber mit einem leeren Kopfe dergleichen Arbeit angreifen; oder von einer Sache reden wollte, die er gar nicht verstünde: So würde ihm die ganze Topik nichts helfen.

§. IX.

Ich muß doch von beyden bisher erwähnten Arten der Beweise ein Exempel geben. Gundling wollte in seiner Lobrede auf den König in Preußen, die er, bald nach dem Antritte seiner Regierung, 1714 in Halle gehalten, darthun:

> Daß Friedrich Wilhelm das Wohlseyn seiner Unterthanen bis dahin weislich befördert und deswegen einen unsterblichen und ewigen Nachruhm verdienet hätte.

Nach einer kurzen Erklärung, worinn das Wohlseyn des Volkes bestehe, fängt er an zu zeigen, daß erstlich die Wachsamkeit darzu nöthig sey: Und daraus fließt sein erster Beweis. Denn, sagt er, mein König ist wachsam, er regieret selbst, und verläßt sich nicht auf andre. Ferner führt er die Beschützung des Staats, als das zweyte Mittel, die Wohl-

fahrt eines Reiches zu befördern, aus der Erklärung an; und das ist sein anderer Beweis. Denn er zeugte, sein König sey tapfer, und habe seine Armeen auf einen guten Fuß gesetzt. Der dritte Beweis seines Satzes ist von der Gerechtigkeit hergenommen, als welche zum Wohlseyn eines Staats das meiste beyträgt: Und auch da zeigt der Redner, daß sein König gerecht sey; indem er die langen Processe und die Menge der Advocaten hasse und abgeschaffet habe. Der vierte Beweis ist daher genommen, daß die Wohlfahrt des Staats durch den Reichthum der Bürger vermehret wird: Und hier zeiget der Redner: Sein König habe die Verschwendung, als die Ursache der Dürftigkeit, mehr durch sein Exempel, als durch Gesetze, abgeschaffet, und allen fleißigen Arbeitern Gelegenheit gemacht, etwas zu erwerben ꝛc. Siehe die Sammlung auserlesener Reden die 1727 in Nordhausen herausgekommen ist auf der 80 und folg. S.

§. X.

Zum Exempel eines dogmatischen Satzes und seiner Beweise, soll uns des Herrn Abts Mosheim Rede, von der Thorheit der Religionsspötter, geben, die im II Th. seiner heil. Reden enthalten ist. Nachdem er erklärt hat, was er durchs Spotten verstehe, sagt er:

> Wenn die ganze Welt das Recht und die Freyheit hätte, zu spotten, so würde doch diese Freyheit da aufhören müssen, wo die Religion anfängt. Erwecket euch, meine Brüder, erwecket euch, unsern Beweis zu verstehen, und euren Wandel darnach einzurichten.

Hierauf kömmt der Iste Grund, weil es thöricht ist, da zu spotten, wo Gründe, Beweisthümer und Ursachen verlanget werden. II. Weil es thöricht ist, in solchen Dingen zu lachen und zu scherzen, die wichtig und ernsthaft sind. III. Weil es thöricht ja rasend ist, in einer Sache zu spotten, die doch wahr seyn kann, und die mit ungemeiner Gefahr für uns verbunden ist. Diese allgemeine Grundsätze, die er vorher fest gesetzt und erwiesen hat, werden

nun auf die Religionsspötter gezogen, indem der Redner zeiget, daß sie alles dasjenige thun, was darinnen für thöricht erkläret worden. Der IV Grund, den er hinzusetzet, ist dieser, weil es thöricht und unverschämt ist, zu spotten, wenn man selbst Lehren und Dinge behauptet, die ein andrer mit größerm Rechte verlachen kann. Und auch dieses wird auf die Religionsspötter gedeutet. Ich übergehe auch hier das übrige dieser vortrefflichen Rede, die man leicht selbst nachschlagen kann. Und wie es in diesen neuern Beyspielen beschaffen ist, so sieht es auch in den Exempeln der Alten aus: Wie man leicht wahrnehmen wird, wenn man mit vernünftigem Nachsinnen eine Prüfung derselben anstellen will.

§. XI.

Die dogmatischen Hauptsätze sind entweder theoretisch oder practisch, das ist, sie handeln entweder von Dingen, die man bloß für wahr halten soll; oder von Sachen, die man thun und ausüben muß. Das Exempel, so ich im vorigen §. angeführet, giebt ein Beyspiel eines theoretischen Satzes ab: Und da sieht man wohl selbst, wo die Beweisgründe hergenommen worden; nämlich aus der Natur der Sache, und der gründlichen Einsicht in dieselbe. Was aber die practischen Sätze anlanget: So würde es z. E. einer seyn, wenn ich aus eben dem Theile der mosheimischen Reden: **Die Pflicht der Heiligen mit dem leidenden Erlöser zu leiden**, abhandeln wollte. Es darf aber auch ein solcher Satz nicht eben theologisch seyn; er kann moralisch, öconomisch oder politisch seyn; und wird doch eben die Natur behalten. Z. E. Demosthenes behauptet in der ersten philippischen Rede, daß man den Philippus bekriegen soll. Cicero, in seiner Rede für den Ligarius, will den Cäsar bereden, demselben Gnade wiederfahren zu lassen. Wenn nun diese Uebungssätze auch erwiesen werden müssen, so pflegt man die Gründe dazu, gemeiniglich aus den allgemeinen Bewegungsgründen des menschlichen Willens, herzunehmen. Diesen nun rühret bey seinem Thun und Lassen nichts, als das Böse und Gute, welches ihm sein eigener Verstand, als

böse oder gut, vorstellet. Will man also dem Willen beykommen, und ihn bewegen, etwas zu thun oder zu lassen, so muß man erst den Verstand überzeugen, daß dergleichen Handlung entweder gut oder böse sey.

§. XII.

Die Urtheile und Meynungen der Menschen vom Guten und Bösen sind sehr unterschieden: Zumal bey einer vermischten Menge Volkes, die ein Redner gemeiniglich zu Zuhörern hat. Viele, und zwar die meisten, halten den bloßen Vortheil, andre die Ehre, andre die Lust für etwas gutes; das Gegentheil aber für böse. Einige, und zwar die Rechtschaffensten halten alles, was vernunftmäßig, ehrbar, billig, und gerecht ist, für gut; und das Widerspiel misfällt ihnen, als etwas böses. Es giebt noch andre, die, einer natürlichen Trägheit wegen, nichts zu unternehmen pflegen, als was sehr leicht ist, und ohne alle Mühe, ja wohl gar mit Lust angeführet werden kann. Hergegen halten diese alles für böse, was schwer ist, oder doch viel Mühe machet, ja Verdruß und Schmerzen bey sich führet; auch ihnen wohl gar unnöthig oder unmöglich zu seyn scheinet. Aus diesen allgemeinen Urtheilen, und Meynungen der Menschen muß nun ein geschickter Redner die Bewegungsgründe zu seinen practischen Sätzen hernehmen. Er darf also bey einer Sache, die man thun soll, nur zeigen, daß sie vernünftig, billig, gerecht, vortheilhaft, rühmlich, belustigend, leicht, anmuthig, nothwendig, ja unentbehrlich sey. Bey einer That aber, die man unterlassen soll, darf er nur darthun, daß sie unvernünftig, unbillig, ungerecht, schädlich, schändlich, schmerzlich, schwer, verdrüßlich, unnöthig und gar wohl zu entbehren sey. Kann er von etlichen oder von allen diesen Stücken den Verstand seiner Zuhörer überreden: So wird ihm gewiß der Wille derselben keinen Widerstand mehr thun, sondern willig folgen.

§. XIII.

Ich will aber hiermit die andern Bewegungsgründe des menschlichen Willens, die sich noch etwa äußern könnten,

gar

gar nicht ausschließen, ob sie gleich nicht so allgemein seyn möchten. Z. E. Es könnte kommen, daß auch das, was gewöhnlich, oder ungewöhnlich; alt oder neu und unerhört, von großen Leuten schon vor uns ausgeübet, oder noch von niemanden unternommen worden wäre, von jemanden für gut oder für böse gehalten würde. Es kömmt alles auf die Klugheit eines Redners an, dadurch er, die Meynung seiner Zuhörer geschickt zu errathen, und sich derselben zu seinen Absichten zu bedienen, wissen muß. Man muß nämlich dieselben durch ihre eigene Grundsätze, Vorurtheile und Neigungen zu lenken suchen, in soweit solches der Wahrheit und Tugend ohne Schaden geschehen kann. Die besten Bewegungsgründe sind freylich diejenigen, so von der Vernunft und Billigkeit hergenommen werden. Allein wenn diese kräftig in den Willen eines Menschen wirken sollen: So muß er schon tugendhaft seyn, und bereit seyn, alles ohne Widerrede zu thun, was seine Pflicht mit sich bringet. Wo wird man aber jemals Gelegenheit finden, eine Rede vor lauter solchen Leuten zu halten? Werden nicht die meisten Zuhörer allezeit gewissen herrschenden Vorurtheilen zugethan, gewissen gewöhnlichen Lastern ergeben, und gewissen Neigungen nachzuhängen gewohnt seyn? Alle diese Dinge nun auszurotten, und seine Zuhörer ganz vernünftig und tugendhaft zu machen, das geht in einer Rede nicht an. Man muß sie also nehmen, wie man sie findet, und sich ihre Gemüthsart zu Nutze machen, so gut als man kann. Sind ja nicht alle Bewegungsgründe von einerley Kraft: So muß man allerley Arten derselben zusammen nehmen, damit man allerley Arten der Zuhörer dadurch gewinne und überrede.

§. XIV.

An Exempeln aus alten und neuen Rednern, die sich nach dieser Vorschrift gerichtet haben, kann es gar nicht fehlen. Weil Demosthenes wußte, daß die Athenienser zur Ehrliebe sehr geneigt waren: So wußte er, in seiner ersten philippischen Rede, keinen bessern Beweisgrund wider sie zu brau-

chen, als daß es ihnen schändlich wäre, so nachläßig zu seyn, als sie wären. Daher schmeichelt er gleich im Eingange ihrer Ehrliebe mit ihren ehmahligen Thaten, wider die Lacedämonier. Er macht ihnen Hoffnung, daß sie noch eben das würden thun können, wenn sie nur wollten. Er beschämt sie, wegen ihrer kaltsinnigen Neugierigkeit, und nachdem er von den nöthigen Kriegsrüstungen ausführlich geredet, so kömmt er wiederum darauf, daß er ihre bisherige Anstalten und Kriegsverfassungen als lächerlich vorstellet. Er beschämet sie durch die Vergleichung ihrer Lustbarkeiten mit ihrem Kriegswesen; deren jene sehr ordentlich, diese aber sehr schlecht bestellet würden. Er vergleichet sie mit einem ungeschickten Fechter u.s.w. Kurz, er unterläßt nichts, wodurch er ihre ganze Ehrliebe zum Bewegungsgrunde des Krieges anwenden konnte. Cicero hat es nicht anders gemacht. In seiner Rede für das manilische Gesetz sah er wohl, daß das römische Volk zum Geize geneigt war: Daher sucht er allemal den Bewegungsgrund von dem Schaden hervor, den sie an ihren Zöllen von dem Mithridates erlitten hätten, und noch ferner würden leiden müssen, wenn sie ihn nicht nachdrücklich bekriegen würden. In der Rede für den Ligarius wußte er wohl, daß Cäsar mehr durch die Ehre, als durch alles andre, zu bereden seyn würde, denselben loszulassen. Daher braucht er zwar die Gründe von der Billigkeit dieser Vergebung, wegen der Unschuld des Beklagten: Aber er setzt überall so viel Lobsprüche und Schmeichelreden gegen den Cäsar dazu; daß er nicht im Stande blieb, ihm seine Bitte abzuschlagen.

§. XV.

Noch einen Unterscheid unter den Beweisgründen haben wir anzumerken, nachdem nämlich die Hauptsätze entweder nur wahrscheinlich, oder ganz augenscheinlich erwiesen werden können: Denn sie sind also entweder ganz dringende, unumstößliche und demonstrative Beweise; oder nur wahrscheinliche. Keine von beyden Arten kann ein Redner verwerfen oder entbehren: Und er brauchet allemal die besten

davon,

davon, wenn er nur sieht; daß sie bey seinem Zuhörer etwas Gutes wirken können. So hat Cicero schon im I B. von der Erfindung dieselben unterschieden.* Er erkläret darauf ferner, theils was ein nothwendiger, theils was ein wahrscheinlicher Beweis ist. Nämlich was unmöglich anders seyn kann, als so, das ist ein nothwendiger dringender Beweis. ** Z. E. Hat sie gebohren; so hat sie mit einer Mannsperson zu thun gehabt. Was aber insgemein und nach dem Urtheile der meisten oder klügsten so zu seyn pflegt, das ist ein wahrscheinlicher Beweis. *** Z. E. Wenn sie eine Mutter ist; so wird sie ihren Sohn auch lieb haben: Wenn er geizig ist; so wird er nach einem Eide nicht viel fragen. Ich führe dieses mit Fleiß aus dem Cicero an, um diejenigen zu widerlegen, die sich fälschlich einbilden, ein Redner dürfe sich niemals recht fester und bündiger Beweise bedienen; weil er nur mit der Wahrscheinlichkeit zufrieden wäre, ja seinen Zuhörern mit Fleiß die guten Gründe vorenthielte, und ihnen nur mit Scheingründen einen blauen Dunst vorzumachen bemüht wäre.

§. XVI.

Nun kann man es freylich nicht leugnen, daß nicht die Redner meistentheils nur wahrscheinliche Gründe anzuführen pflegten. Allein das kömmt nicht aus der Natur der Beredsamkeit, oder von ihrem Vorsatze und Gutachten her: Sondern die Beschaffenheit der meisten Sachen läßt es nicht anders zu. Wo will man doch in allen Arten der Wahrheiten dergleichen unwidersprechliche Beweisthümer hernehmen, die man Demonstrationen nennet? Sind

* Denn so schreibt er C. 29. Omnis autem argumentatio - - - aut probabilis aut necessaria debebit esse.

** Necessarie demonstrantur ea, quae aliter, ac dicuntur, nec fieri nec probari possunt.

*** Probabile autem est id, quod fere fieri solet, aut quod in opinione positum est; aut quod habet in se ad haec quandam similitudinem.

denn alle Wissenschaften schon zu dem hohen Grade der Gewißheit gekommen, daß ihre Lehrsätze ganz unumstößlich erwiesen werden könnten? Vielweniger lassen sich in historischen Sachen solche augenscheinliche Beweise führen, die keinem Zweifel mehr unterworfen wären. Hat aber ein Redner gar von künftigen Dingen, die auf die Willkühr der Menschen ankommen, zu reden: Wie will er es da zu völliger Gewißheit bringen? Er braucht also die demonstrativen Beweise da, wo er sie hat: Allein er muß in den meisten Fällen auch mit schlechtern zufrieden seyn. Doch weit gefehlt, daß er sie mit Fleiß schwach machen sollte, so stellt er sie vielmehr allezeit auf der stärksten Seite dar, und bemüht sich, ihnen einen solchen Grad der Gewißheit zu geben, daß man nichts mehr fordern kann, ja oft vollkommen dadurch überredet wird. Und dadurch geht ja der Beredsamkeit an ihrem Werthe nichts ab. Behelfen sich doch alle Menschen im gemeinen Leben, im Handel und Wandel, in Regierungssachen, in Handhabung der Gerechtigkeit, und im Kriegswesen, mit der bloßen Wahrscheinlichkeit. Ja müssen doch die Schriftgelehrten, Rechtsausleger und Arzneyverständigen, sich damit befriedigen: So lange ihre Lehren durch Hülfe der Weltweisheit und Mathematik noch in keinen bessern Stand gesetzet worden. So darf sich denn auch die Beredsamkeit nicht schämen, daß sie sich gemeiniglich mit wahrscheinlichen Gründen behelfen muß.

§. XVII.

Gleichwohl ist es in der oratorischen Wahrscheinlichkeit nicht mit einem jeden lahmen Gewäsche ausgerichtet, das irgend dem Ansehen nach einen Grund in sich hält, aber nichts weniger als einen Beweis abgeben kann. Dieses ist eine Anmerkung, die sehr nöthig ist, die Sophisten unsrer Zeiten zur Vernunft zu bringen; die uns bisweilen einbilden wollen, sie bewiesen etwas, da doch ihr Geschwätze gar keinen Vernunftschluß in sich hält. Ich will nur aus einem verstorbenen Mitbruder dieser leeren Wortkrämerzunft ein Exempel anfüh-

anführen. Lehms schreibt in seiner Lobrede auf den Kaiser Carl, bey dessen Vermählung 1708, gegen das Ende also:

> Soll ein Demant seines gleichen zeugen: Warum sollten wir denn nicht auch die Meynung behaupten können, daß die mit einander verknüpften Seelen, auf eine uns zwar unbekannte, aber doch nicht unmögliche Art, neue Seelen oder neue Geister zeugen?

Hierinnen soll nun ein Schluß von einem ähnlichen Dinge auf das andre enthalten seyn: Aber es fehlt nichts mehr, als daß erstlich die Dinge einander nicht ähnlich sind; und sodann, daß das erste nicht wahr ist. Denn worinn kömmt doch eine Seele mit einem Diamant überein? Und wo hat man jemals gehört, daß die Diamanten Junge hecken? Allein mein Redner fährt in seinem Beweise fort:

> Die Beschaffenheit derselben, und wie sie die Liebe in sich hegen, ja wie sie dieselbe bey andern so leicht, als der Zunder das Feuer erwecken, muß nothwendiger weise neue Seelen zeugen: Weil man ja von der Liebe meldet, daß sie durch die Seele der Augen entzündet, durch die Seele der Zunge bestätiget, durch die Seele der Lippen befestiget, und durch die Seele der Seelen ewig verknüpfet werde.

Wenn dieses nun ein bündiger Beweis ist, so wird es gewiß dem Verfasser nicht schwer fallen, alles in der Welt zu beweisen. Es ist nur schade, daß man ihn in dem berühmten Streite der Weltweisen und Gottesgelehrten, vom Ursprunge der Seelen, nicht zum Schiedsmanne erwählet hat: Gewiß der sogenannte Tradux würde von ihm vortrefflich demonstriret worden seyn. Denn wie wenig Mühe kostet es ihm, ein ganzes Schock Seelen zu erzeugen?

§. XVIII.

Die allgemeine Regel, die man hier geben kann, alle dieses Geplauder nichts bedeutender Worte zu vermeiden, ist diese: Man prüfe einen jeden Grund, den man von einem Satze anziebt, nach den Regeln der Vernunftlehre, und sehe, ob er auch eine syllogistische Folge in einer Schlußrede behaupten

haupten kann? Z. E. Oben müßte ich sagen: Was von einem Diamant gilt, das muß auch von einer Seele gelten. Nun zeuget ein Diamant den andern: Also muß auch eine Seele die andre zeugen. Ein jeder sieht hier von sich selbst, daß kein einziger Fördersatz, ich will nicht sagen, wahr ist, sondern nur die allergeringste Wahrscheinlichkeit hat. Ich sage nicht, daß man alle seine Gründe in der Rede selbst so syllogistisch vortragen solle: Ich will nur, daß ein Anfänger in der Beredsamkeit die Schlußreden, gleichsam als einen Probierstein seiner Gründe, brauchen soll, bis er eine solche Fertigkeit im gründlichen Denken erlanget hat, daß er solcher Prüfung weiter nicht bedarf. Denn wenn ein angeführter Grund hier die Probe nicht hält, und nicht aus ein Paar wahrscheinlichen Fördersätzen den Schlußsatz herleitet: So taugt er gar nichts, und wird keinen Menschen zum Beyfalle bewegen. Auch Aristoteles hat schon unter den topischen Beweisgründen ein Register derjenigen Fächer oder Classen gemachet, die nur Scheingründe in sich enthalten, und deren sich die alten Sophisten zu bedienen pflegten, wenn sie eine faule Sache zu vertheidigen hatten. Es wäre zu wünschen, daß auch unter unsern Rednern, die doch oft von den wichtigsten Dingen reden, nicht auch noch öfters solche Schnitzer wider die Vernunftlehre gemachet würden; ob sie sich gleich keiner aristotelischen Topik bedienen mögen.

§. XIX.

Die Alten theilten den Beweis in zweyerley Arten ein, die sie inductionem und ratiocinationem nenneten.* Die Induction ist eine Rede, darinn man den Zuhörer, durch Vorhaltung einiger ungezweifelten Dinge, welchen er den Beyfall nicht versagen kann, nöthiget, auch dem vorhabenden Satze des Redners beyzupflichten, weil er mit jenen erstern eine Aehnlichkeit hat. Dergestalt überführte ehemals Aspasia des Xenophons Ehegattinn von demjenigen, was sie nicht gestehen wollte, daß sie nämlich mit ihrem Manne nicht zufrieden

* Siehe Cic. im ersten B. von der Erfind. C. 31.

frieden wäre. Sage mir, sprach sie, wenn deine Nachbarinn besseres Gold und Silber hätte, als du, würdest du das ihrige nicht lieber wollen, als das deine? Ohne Zweifel das ihrige, sprach sie. Wie denn, wenn selbige bessere Kleider und kostbarern Schmuck hätte, als du? Hättest du es nicht lieber, als das deine? Freylich wohl. Wohlan denn, wenn deine Nachbarinn einen bessern Mann hätte, als du, würdest du denselben nicht auch lieber wollen? Hierauf erröthete das Weib Xenophons? Eine solche Art zu beweisen brauchen nun fast alle Redner, weil sie sehr leicht zu begreifen ist, und sehr in die Sinne fällt. Es steckt auch ein guter Grund dahinter, der sich nämlich auf den Grundsatz stützet: In ähnlichen Fällen haben ähnliche Dinge statt. Wenn nun die Fälle nur Aehnlichkeit genug haben, und wenn die Wahrheiten, die man als bekannt annimmt, nur so augenscheinlich sind, daß sie ein jeder dafür annehmen muß: So geht man bey dieser Erwartung ähnlicher Fälle sicher genug; daher denn auch der größte Theil der Menschen sich derselben an statt der Vernunft bedienet. Gundling in seiner Lobrede sagt:

> Das assyrische Reich zerfiel, als Sardanapalus unter dem Frauenzimmer saß. Der persische Zepter wurde ihren Regenten aus den Händen gewunden, da sie mehr auf den äußerlichen Pracht, und hingegen die Macedonier mehr auf den schwarzen Harnisch hielten. Das stolze Rom fiel unter die strenge Bothmäßigkeit der Barbaren, da ihre Kaiser sich in ein faules Leben verliebet hatten. Die Mohren kamen aus Africa nach Spanien, als ihnen der Spaniarden unzüchtiges und sichres Leben kund geworden rc.

§. XX.

Was den Vernunftschluß anlanget, so haben wir vorhin schon gesagt, daß sich derselbe in eine ordentliche Schlußrede muß bringen lassen: Und Cicero ist darinn am angeführten Orte Cap. 34 nicht nur eins mit uns, sondern er fordert auch, daß ihn der Redner so gar in Form einer Schlußrede vortragen soll, wenn er eine rechte Ueberredung dadurch wirken will. Er geht noch weiter, und will, daß man den Obersatz und den

Untersatz, wenn sie einigermaßen zweifelhaft seyn sollten, mit neuen Gründen bestärken soll; so daß dergestalt ein oratorischer Beweis, der recht vollständig ist, aus fünf Theilen bestehen wird. Diese sind I. der Obersatz, II. sein Beweis, III. der Untersatz, IV. sein Beweis, V. der Schlußsatz. Doch fordert er die Beweise der Fördersätze nicht allezeit, sondern nur auf den Fall, wenn sie nöthig sind: Und so kann ein guter Beweis zuweilen auch aus vier, ja nur aus dreyen Theilen bestehen; bisweilen aber gar nur aus zween, wenn man ein sogenanntes Enthymema, oder eine verstümmelte Schlußrede, machen will, darinn entweder der Obersatz oder der Untersatz fehlet. So richtig dieses alles ist, so sehr beschämet Cicero dadurch die unphilosophischen Schwätzer, die an nichts weniger, als an eine ordentliche Schlußrede, in ihren Beweisen denken. Wir sparen aber die ausführliche Abhandlung davon in das Hauptstücke, von der ordentlichen Einrichtung einer Rede, wo wir mehrere Anleitung zum überzeugenden Vortrage eines Beweises geben wollen. Sonst ist Qvintilian auch der Meynung gewesen, daß eigentlich alle drey Sätze des Vernunftschlusses zu einem guten Beweise nöthig sind.*

* Mihi & plurimis nihilominus autoribus tres summum videntur. Nam ita se habet natura, vt sit, de quo quaeratur, & per quod probatur: tertium adiici potest, velut ex consensu duorum antecedentium. Ita erit prima intentio, secunda assumtio, tertia connexio. Nam confirmatio primae ac secundae partis exornatio eisdem cedere possunt, quibus subiiciuntur. L. V. Cap. 14.



Das

Das VII. Hauptstücke.

Von der Widerlegung der Einwürfe.

§. I.

Wenn ein Redner seinen Satz mit guten Beweisgründen bestätiget hat, so hat er zwar die allerwichtigste Pflicht eines Redners erfüllet: Allein er hat deswegen noch nicht ganz gewonnen. Es kann ja leicht kommen, und pflegt gemeiniglich zu geschehen, daß seinen Zuhörern Einwürfe in den Sinn kommen, die ihn verhindern, daß er dem Redner seinen Beyfall entweder gar entzieht, oder doch nicht völlig geben kann. Vielmals ist auch mancher Zuhörer gleich anfangs einer gegenseitigen Meynung zugethan, weil er dafür hält, er habe sehr guten Grund dazu. So lange er diese Einwürfe oder Gegensätze für gegründet hält, so lange kann der Redner über ihn nicht triumphiren. Nichts ist also zu einer vollkommenen Ueberredung nöthiger, als die Widerlegung der entgegen gesetzten Meynung, und die Beantwortung der Einwürfe, die man wider den Hauptsatz, oder wider die Beweisgründe des Redners machen kann. Das schwerste dabey ist, alle dieselben zu errathen. Denn der Einwendungen sind zuweilen so viel, und so mancherley Arten, daß es fast unmöglich scheinet, sie alle miteinander einzusehen. Doch das unmögliche fordert man nicht. Es ist genug, daß ein geschickter Redner diejenigen beantwortet, oder widerlegt, die er vorher sehen oder errathen kann. Ein Mann aber, welcher seine Materie inne hat, den Menschen überhaupt, oder seine Zuhörer insbesondere kennet, der wird ohne Zweifel die wichtigsten Einwürfe mit leichter Mühe vermuthen können.

§. II.

Wenn man nun einen, oder etliche solche Einwürfe errathen zu haben glaubet: So werden sie ebenfalls, nach Beschaf-

schaffenheit der Hauptsätze, entweder etwas geschehenes in Zweifel ziehen, weil sie Zeugen für sich haben, welche das Gegentheil bestätigen; oder sie werden gewisse Gründe haben, welche die gegenseitige Meynung zu bestärken scheinen. Beyde muß ein Redner zu entkräften wissen; so daß jene ihre Glaubwürdigkeit, diese aber ihre Wahrscheinlichkeit verliehren. Wie dieses nun zu bewerkstelligen sey, das muß die Vernunftlehre zeigen, wo man vom Widerlegen und Disputiren Regeln giebt. Denn obgleich die Zuhörer des Redners nicht selbst als Gegner das Wort führen, und ihre Einwürfe vortragen: So muß doch der Redner selbst ihnen zuvorkommen, ihre Stelle vertreten, und ihre Scheingründe, so gut als es möglich ist, vortragen. Dieses ist also seine erste Pflicht, wenn er gründlich widerlegen und alle Zweifel aus dem Gemüthe seines Zuhörers reißen will. Er muß aber den Einwürfen alle ihre Stärke lassen, die sie, nach der Meynung ihrer Verfechter, nur immermehr haben können. Er muß sie nicht verkehren, schwächen, oder das beste davon auslassen. Denn dieses würde wider die Aufrichtigkeit und Redlichkeit laufen, und nichts weiter wirken, als daß der Zuhörer auf seiner alten Meynung bliebe, und also nicht gewonnen würde. Es ist also am besten, daß der Redner die Einwürfe seines Gegners in aller ihrer Stärke und mit aller Wahrscheinlichkeit vorträgt, deren sie nur fähig sind. Denn desto mehr Vertrauen wird er bey dem Zuhörer dadurch gewinnen.

§. III.

Ist nun der Einwurf dergestalt vorgetragen, so muß ihn der Redner auch beantworten. Gründet sich derselbe auf die Zeugnisse gewisser Scribenten, oder auf das Ansehen großer Leute: So muß man zusehen, ob es eine historische oder dogmatische Sache ist, davon man handelt. Wäre es dieses letztere, so ist es zwar gewiß, daß das Vorurtheil des Ansehens in Lehrsätzen nichts gilt; und also könnte der Redner diese Art von Einwürfen schlechterdings verwerfen. Allein weil der gemeine Mann gemeiniglich von den Aussprüchen gewis-

gewisser Leute, als z. E. seiner Aeltern und Vorfahren, seiner Lehrer, der Gelehrten, oder andrer Leute, die im Ansehen stehen, sehr viel hält: So würde man durch eine bloße Verachtung solcher Zeugnisse nicht viel bey ihm ausrichten. Es ist also zuweilen weit klüger gethan, wenn man sich nach der Schwachheit seiner Zuhörer richtet, und ihnen die Zeugen, die sie für sich anführen, nicht gleich auf einmal verwirft. Man thut besser, wenn man sie durch einige Fragen allmählich verdächtig macht. Als z. E. Ob denn diese Personen, die man selbst in allen Ehren hielte, nicht auch Menschen wären? Ob sie nicht auch zuweilen aus Schwachheit fehlen und irren könnten? Ob sie nicht vielleicht in diesem Falle ohne genugsame Untersuchung etwas für wahr angenommen hätten? Sie hätten ja wohl in andern Fällen etwas geglaubet, das doch nicht wahr gewesen wäre. Ferner kann man hinzusetzen: Es wären auch nicht alle solche ansehnliche Leute allemal einer Meynung; und also wüßte man noch nicht recht, wem man hier eigentlich glauben sollte. Man müßte daher die Sache lieber selbst untersuchen. Man hätte auch itzo viele Mittel und Wege, hinter die rechte Wahrheit zu kommen, die man vormals, oder an gewissen Orten, nicht gehabt hätte, u. s. w.

§. IV.

Wäre aber die Sache historisch, und zwar aus alten Zeiten hergenommen, so müßte man die Glaubwürdigkeit der Scribenten untersuchen, die solche bezeugeten. Man muß fragen, ob sie auch zu denselben Zeiten, in demselben Lande, und an so einem Orte gelebt, da sie es wohl hätten wissen können? Ob sie auch gute Nachrichten gehabt hätten? Ob sie nicht etwa parteyisch gewesen wären, welches man aus den Umständen beurtheilen muß. Man muß auch dem Zeugnisse eines einzigen Scribenten die Nachrichten vieler andern entgegen setzen, die in größerm Ansehen stehen, und einhällig etwas bezeugen. Man muß auch wohl Exempel aus demselben Geschichtschreiber anführen, da er schon andere Fabeln und Unwahrheiten beschrieben hat, u. d. gl. Wäre aber die Sache erst neulich vorgefallen, und man beriefe sich

auf lebendige Zeugen, so muß man auch diese verdächtig zu machen suchen. Zu dem Ende kann man sagen, diese Art von Leuten verdienete keinen Glauben. Sie hätten einem gemeinen Geschreye Gehör gegeben, ohne die Sache recht zu untersuchen. Sie wären entweder selbst betrogen worden, oder sie hätten andre hintergehen wollen. Sie hätten etwa eine scherzhafte Erzählung für eine ernstliche, eine Muthmaßung für eine Gewißheit, einen Vorsatz für eine wirkliche That angenommen. Oder es wären gar Feinde von den Personen, denen sie etwas nachgeredet hätten; ja sie wären einer andern Partey, Religion, Meynung oder Secte unter den Gelehrten zugethan gewesen. Sie hätten wohl schon eher Unwahrheiten ausgebreitet, welche man eine geraume Zeit für wahr gehalten, und die man doch hernach falsch befunden: Und man hätte ihnen in diesem Falle weit glaubwürdigere Zeugen entgegen zu setzen. Ja vielmal zeiget auch der Verlauf der erzählten Sachen selbst, daß etwas wider einander laufendes und unmögliches darinnen ist. Ueberall aber muß der Redner eine Unparteylichkeit und eine Liebe zur Wahrheit blicken lassen, die seinen Worten die meiste Kraft geben kann.

§. V.

Wir kommen nun auf die dogmatischen Einwendungen, da man nämlich Ursachen und Scheingründe für sich hat. Diese nun zu entkräften muß man sich dieselben als ordentliche Schlußreden vorstellen, und entweder den Obersatz oder den Untersatz in Zweifel ziehen. Bey dem Obersatze ist es genug, wenn man etliche widrige Fälle angeben kann, da derselbe nicht eintrifft: Denn dadurch wird die Allgemeinheit desselben schon umgestoßen. Bey dem Untersatze ist auch vielmals etwas zu erinnern, z. E. daß dieses wohl zu gewisser Zeit, an gewissen Orten, oder in gewissen Umständen; aber nicht allezeit und überall wahr sey. Bisweilen kann man einen Vernunftschluß auf eben den Schlag machen, dessen Schlußsatz aber ganz ungereimt wird, und also auch den ersten verdächtig machet. Zuweilen sagt man, der Einwurf beweise zu viel; denn wenn er richtig wäre, so müßte auch

dieses

dieses oder jenes folgen, welches doch offenbar falsch wäre. Hätte man sich aber der Induction bedienet, einen Einwurf zu machen: So müßte man entweder die für unstreitig ausgegebenen Sachen leugnen, oder doch zweifelhaft machen; oder man müßte die Unähnlichkeit der Sachen und Fälle darthun, in welchen also unmöglich einerley statt finden könnte. Vielmals aber kann man den ganzen Ursprung des Irrthums gewisser Leute sehr von weitem herholen, und daher erklären, wie sie wider ihren Willen und von ungefähr in denselben gefallen wären: Wie Cicero, in der Rede für den Murena, die Meynungen des Cato aus der stoischen Philosophie hergeholt, und dadurch verdächtig gemacht hat. Man kann auch wohl hinzu setzen, es wäre sehr leicht, durch den großen Schein der Sache eingenommen zu werden: Man müßte schon sehr scharfsinnig und aufmerksam seyn, sich nicht davon verführen zu lassen: Aber um desto mistrauischer müßte man in dergleichen Dingen seyn rc.

§. VI.

Aus diesem allen begreifet wohl ein jeder, daß ein Redner ein guter Logicus, und sonderlich in der Disputirkunst wohl geübt seyn müsse. Dieses wußten die Alten ihren Schülern nicht genugsam einzuschärfen; und Cicero sonderlich hielt bloß deswegen die akademische Dialektik, oder Disputirkunst der Peripatetiker, einem Redner für ganz unentbehrlich. Sogar die stoische Subtilität fordert er zuweilen von demjenigen, der seine Gegner oder Zuhörer von seiner Meynung recht überreden will. Und in der That sind die meisten heutigen Redner hierinn gar zu nachläßig. Sie meynen, ihr Zuhörer werde ihnen gleich auf ihr Wort glauben, da er doch oft tausend Einwürfe im Kopfe hat, die seinen Beyfall hindern. Es ist auch nicht allemal damit ausgerichtet, daß man sie versichert, die Gegenmeynung sey falsch, oder gottlos, oder ketzerisch, oder schädlich. Man will dieses nämlich nicht nur gesagt, sondern auch erwiesen haben. Die alten Redner waren hierinn viel sorgfältiger. Wie ämsig war nicht Demosthenes, in Widerlegung der Einwürfe in seinen

philippischen Reden? Bald heißt es: Woher und wie soll die ganze Mannschaft erhalten werden? Bald fragt er: Wieviel Geldsummen dazu gehören werden, und wo man dieselben hernehmen solle? Bald heißt es: Ja, wo wird unsre Flotte anlanden? Bald wiederum: Allein durch was für ein Mittel wird man alle dem Uebel abhelfen können? Und auf alle diese Einwürfe antwortet er so gründlich und ausführlich, daß er nicht den geringsten Zweifel in ihren Gemüthern übrig gelassen hat.

§. VII.

Um ein Exempel eines gründlich beantworteten Zweifels zu geben, beruffe ich mich auf des Herrn Abts Mosheim H. R. im II Th. und auf dessen II Rede, von dem Siege der Heiligen über die Welt. Auf der 87sten Seite heißt es im Namen der Gegner:

> Die Sache ist schwer; die Welt ist mächtig; unser Vermögen ist geringe; die Barmherzigkeit Gottes ist groß. Das sind die Stimmen der Natur, die sich unserer Pflicht widersetzen. Die Stimme des Glaubens hebt alle diese Einwürfe.

Wir wollen nur den ersten Einwurf anführen, den sich der Redner in Gedanken nothwendig als einen ordentlichen Vernunftschluß vorgestellet haben muß, weil wir finden, daß er auf beyde Fördersätze antwortet. Die Schlußrede heißt: **Was schwer ist, dazu sind wir nicht verbunden: Der Sieg über die Welt ist schwer: Also sind wir nicht dazu verbunden.** Zuerst beantwortet der Redner den Untersatz dergestalt:

> Die Sache ist schwer. Johannes antwortet, die Gebothe Gottes sind den Wiedergebohrnen nicht schwer. Soll das Zeugniß unsers Fleisches, oder soll das Zeugniß dieses Jüngers Jesu mehr gelten? Ach wie sehr ist es zu besorgen, daß diejenigen, die so viel von den Schwierigkeiten reden, die man in dem Dienste Gottes antrifft, nur von einer Sache reden, die sie nie versuchet haben. Wie sehr ist es zu vermuthen, daß diese Klagen nichts, als Zeugnisse eines Herzens sind,

welches

welches noch die Befehle des Höchsten nach dem Maaße der Kräfte der Natur abmißt. Wer nichts hat, als Waffen der Natur, die Welt damit zu bestreiten, der wird freylich bald verzagen müssen. Aber laßt uns anfangen, das Herz zu reinigen; laßt uns einer göttlichen Kraft Raum geben; laßt uns Buße und Glauben zu Hülfe nehmen: So werden die Sorgen wegfallen, die wir uns über die Mühseligkeit unsers Sieges machen.

Nun folget die Antwort auf den Obersatz, dessen Folge der Redner leugnet:

Doch gesetzt, es wäre schwer, ein Schüler Christi zu seyn: Wird uns das von unsrer Pflicht lossprechen? Wird das unser Urtheil mildern, wenn der Herr kömmt, wenn wir sagen werden: Herr, wir sahen, daß es schwer war, uns zu überwinden; daher haben wir gar nicht kämpfen wollen. Herr, wir merkten, daß unser Feind stark war; daher haben wir uns nicht einmal widersetzen wollen: Herr, wir haben uns für der Mühe und Arbeit gefürchtet, die dein Dienst erforderte; daher haben wir dir gar nicht dienen mögen. Was deucht euch, geliebte Brüder? Deucht euch, daß ihr mit diesen Entschuldigungen vor dem Throne Jesu Christi werdet bestehen können? Deucht euch, daß der Richter, der alles siehet, euch hierauf so anreden werde: Kommt her, ihr Gesegneten meines Vaters ꝛc.

§. VIII.

Damit es aber auch an einem Exempel aus einer weltlichen Rede nicht fehlen möge, so soll mir abermal Gundlings Lobrede auf den König in Preußen dazu dienen. Er lobet die Handhabung der Gerechtigkeit; und hierbey findet sich der Einwurf: Daß der König die Zahl der Advocaten sehr vermindert hätte. Der Schluß, den der Redner in Gedanken gemacht hat, heißt ohngefähr so: Wo es wenig Rechtsbeystände, oder Sachwalter giebt, da kann die Gerechtigkeit nicht wohl gehandhabet werden. Nun giebt es in preußischen Landen wenig Rechtsbeystände oder Sachwalter: Folglich kann daselbst ꝛc. Aber der Redner beantwortet den Obersatz folgender gestalt, indem der Untersatz nicht zu leugnen war.

Unser gerechtester König hat eine viel tiefere Einsicht. Er weis, daß unter dem vielen Disputiren die Wahrheit verlohren wird, und daß diejenigen, welche disputiren, das Licht derselben, durch allerhand Künste, zu verfinstern suchen. Vielleicht ist ihm auch das spanische Sprüchwort bekannt, daß die Jüden durch ihr Osterfest, die Mahometaner durch ihre Hochzeiten, und die Christen durch ihre Processe sich zu Grunde richten. Denn was ist doch das für eine Justiz, wenn die Streitigkeiten ewig dauren? Plato sagte, es sey ein gewisses Kennzeichen einer sehr kranken Republik, wo viel Advocaten, Richter und Aerzte seyn. Jene machten Zänkereyen, wo keine sind; weil sie davon leben, und unter dem Geräusche der streitenden Parteyen ihr Brodt gewinnen: Und diese müßten gleichfalls Hungers sterben, wenn nicht jemand wäre, der sich ihrer Essenzen und Säfte bedienete.

Zwar wissen S. Königl. Maj. wohl, daß ein rechtschaffener Advocat bisweilen, wo die Sache verwirret ist, und die Streitenden selbst ihre Rechte nicht verstehen, so nöthig sey, als ein kluger Arzt, wenn von ohngefähr eine verzehrende Krankheit unter die Menschen kömmt. Aber Sie wollen dergleichen Art Leute nicht haben, welche den Pöbel rasend und die Gesunden krank machet. Daß aber der Pöbel rase, wenn er sich unter einander beißet, und einer den andern, um eines eingebildeten Gewinsts willen, durch unnützes Rechten, verschlingen will, das ist eine Sache, welche nicht darf erwiesen werden. Sie wollen diejenigen nicht vertragen, welche den Spinnen gleichen, die in ihrem Gewebe auf die Fliegen lauren, und sich eine Lust machen, wenn sich in ihrem Garne, welches Tag und Nacht aufgestellet und zugerichtet ist, eine arme Magd, ein Bauer und Handwerksmann fänget, dem sie das Blut aussaugen, und den sie endlich, wenn der Körper ausgetrocknet ist, im Elende liegen lassen. Dahin gehen alle Anstalten, welche bishero in allen Landen und Herrschaften, so den preußischen Zepter verehren, gemacht worden.

§. IX.

Aus diesen Exempeln wird nun wohl ein jeder begreifen, wie geschickte Redner in den Einwürfen ihrer Zuhörer, die sie vorher sehen, oder vermuthen können, nichts unbeantwortet lassen. Man wird auch daraus unschwer erkennen, daß die

die Auflösung nicht eben so mager und trocken heraus kömmt, als wenn ein Weltweiser, nach den strengsten Regeln der Disputirkunst, mit seinem Gegner streitet. Nein, Exempel, Gleichnisse, Zeugnisse, Gegensätze, und alle Arten der Erläuterungen stehen ihm zu Diensten, die Sache dem Zuhörer desto handgreiflicher zu machen. Er überzuckert die bittre Wahrheit gleichsam, damit sie desto besser eingehe, und auch die Widerspenstigen mit Lust bezwinge. Was aber die Erfindung der Beantwortungen anlanget, so könnte davon freylich noch ein vieles gesagt werden; wie Cicero im I Buche von der Erf. §. 42 bis 52 weitläuftig gethan hat. Allein wir brauchen aller dieser Umschweife nicht, nachdem wir zu einem Redner einen Mann erfordert haben, der seiner Materie gewachsen ist, und die Vernunftlehre wohl gelernet hat. Wenn es damit seine Richtigkeit hat, so wird es ihm leicht von sich selbst einkommen, ob er den Obersatz oder Untersatz leugnen, eine Instanz geben, die Folge des Obersatzes verwerfen, ihn gewisser maßen einschränken, eine Zweydeutigkeit im Mittelworte anmerken, oder sonst etwas daran aussetzen soll. Es verstehet sich aber von sich selbst, daß man sich in allen diesen Dingen dieser und aller übrigen philosophischen Kunstwörter enthalten müsse: Es wäre denn, daß man vor lauter Gelehrten zu reden hätte, die solche ohnedem schon verstünden.

* *

Das VIII. Hauptstücke.

Von den Erläuterungen in einer Rede.

§. I.

Ich komme auf eine Materie, die von den Alten nicht mit unter die nothwendigen Theile einer Rede gezählet wurde: Dagegen ist sie von einigen Neuern wohl gar für das rechte Hauptwerk eines Redners angesehen worden. Ich will hiermit nicht behaupten, als hätten die Alten keine Erläuterungen gebraucht: Nein, man findet keine einzige etwas lange Rede bey denselben, darinn es nicht etliche Arten derselben geben sollte. Ich will nur sagen, daß sie in den Regeln der Redekunst nicht daran gedacht haben: Entweder, weil sie selbige unter den wahrscheinlichen Beweisgründen, oder unter den Erweiterungen mit verstanden. Denn das erste kann man von dem Simili, Contrario und Exemplo sagen, als welche unter den topischen Fächern der Beweisgründe eigene Classen ausmachen: Das andere aber kann von den meisten übrigen gesagt werden. Nun haben wir aber, was die Beweisgründe anlanget, ganz andre Regeln gegeben, dabey wir keine Topik brauchen. Die sogenannte Amplification oder Erweiterung, in so weit sie nichts anders ist, als eine Verlängerung einer Rede, oder eines Satzes, ist uns sonst aus andern Ursachen verdächtig. Denn entweder die ganze Ausführung eines Hauptsatzes ist eine Erweiterung desselben zu nennen; und also sind alle bisher abgehandelte Stücke einer Rede für nichts anders, als für Arten derselben anzusehen: Oder die Erweiterung ist ganz und gar unnütze und überflüssig. Denn was soll ein langes Geplauder nützen, welches weder zur Erklärung, noch zum Beweise, noch zur Widerlegung, noch zur Bewegung der Zuhörer etwas beyträget?

§. II.

§. II.

Wir sagen also, die Erläuterung sey ein Ausputz und Zierrath in der Ausführung einer Rede, der aber zugleich dienet, dem Zuhörer die Sache begreiflicher und wahrscheinlicher zu machen. Man rechnet zu diesen Erläuterungen allerley Dinge, nämlich **Gleichnisse**, **Zeugnisse**, **Exempel**, **ähnliche Fälle**, **das Widerspiel**, **gute Einfälle**, **Lehrsprüche**, u. d. gl. die man sonst lieber lateinisch comparata, testimonia, exempla, similia, contraria, meditationes und locos communes oder sententias zu nennen pflegte. Von allen diesen Arten ist es gewiß, daß sich die Alten ihrer nicht minder als die Neuern bedienet haben; indem ihr Nutzen, nach der oben gegebenen Beschreibung, ganz augenscheinlich war. Wir wollen dieses von allen einzeln erweisen, und begnügen uns indessen überhaupt, mit dem kurz zuvor gegebenen Exempel einer Widerlegung aus Gundlings Lobrede. Z. E. Das spanische Sprüchwort, welches er anführet, ist ein Zeugniß; Platons Ausspruch ist gleichfalls nichts anders. Der kluge Arzt ist etwas Aehnliches, und die Spinnen geben ein Gleichniß ab. Und im folgenden führt er noch ein Exempel an, nämlich vom Ferdinandus Catholicus, der keine Juristen nach America hat senden wollen; weil er aus der Erfahrung gelernet hatte, daß, wo diese häufig sind, sich auf dem Richtplatze auch gemeiniglich soviel Betrügerey hervor thue, als in einer unordentlichen Speisekammer Ungeziefer herum läufet: Wobey denn also noch ein Gleichniß mit einfließt.

§. III.

Doch wir müssen sie einzeln durchgehen und erklären. Ein **Gleichniß** ist eine der vorhabenden Materie ähnliche Sache, Person, That oder Begebenheit, welche dieselbige ins Licht zu setzen, auch wohl wahrscheinlicher zu machen, zu erheben oder zu erniedrigen, dienet. Weil ein Gleichniß allemal auf die Aehnlichkeit ankömmt: So gehöret ein guter Witz dazu, dieselbe unter zweyen Dingen wahrzunehmen. Es darf aber diese Aehnlichkeit niemals ganz vollkommen

seyn; sondern es ist genug, daß ein paar Sachen nur in gewissen Hauptstücken, davon hauptsächlich die Rede ist, übereinkommen. Doch ist auch nicht eine jede geringe und weitgesuchte Aehnlichkeit zulänglich, ein gutes Gleichniß zu machen. Z. E. Lehms redet, im Eingange zu seiner oftgedachten Lobrede, von der Erstaunung, und vergleichet sie erstlich mit einem vollen Grabe, hernach mit dem Tiresias, und endlich mit einem Löwen, folgender gestalt:

> Sie (die Erstaunung) ist wie ein volles Grab, welches sich bey herausgerissener Erde immer vergrößert siehet. Denn jemehr sie sich aus ihrer eigentlichen Eigenschaft zu wickeln vermeynet, je größer wird die Verwirrung. Die Erstaunung wird bey erstaunenswürdigen Zufällen erreget: und doch ist sie, wie ein im Finstern schleichender Tiresias an Blindheit selbst erstaunet. = = Bey schlummernden Sinnen hat sie die Art eines heroischen Löwen an sich, und ihre entsetzliche Macht flößet sich, durch ein unvermeidliches Etwas, durch alle Glieder.

Alle diese drey Gleichnisse sind so weit hergesucht, daß sie die Sache nicht erläutern, sondern verdunkeln: Zumal da sie wegen ihres schwülstigen Ausdruckes weit schwerer zu verstehen sind, als die Sache selbst, davon die Rede ist.

§. IV.

Ferner muß ein Gleichniß nicht wider die Absichten des Redners laufen, die er in der vorhabenden Sache hat. Wenn er etwas als wahrscheinlich, groß, oder geringe vorstellen will: So muß sein Gleichniß die Sache nicht als unwahrscheinlich, geringschätzig, oder herrlich vorstellen. Wider die erste Regel handelt abermals Lehms, gegen das Ende der angezogenen Rede, in dem Wunsche, den er dem hohen Paare thut. Es heißt nämlich:

> So scherze, liebe, küsse diesemnach, wie die hohen irdischen Götter pflegen, und zeuge mit deiner himmlischen Elisabetha Christina neue Planeten, welche den Himmel auf der spanischen Welt einnehmen, und der halben Welt, als schöne und helle Sterne, in die Augen fallen.

Denn

Denn wer hat es jemals gehöret, daß die irdischen Götter neue Planeten zeugen? So unwahrscheinlich nun das Gleichniß ist, so unglaublich macht der Redner dadurch seine Hauptsache. Die andere Regel hat Fleschier sehr vernünftig beobachtet, wenn er, in seiner Lobrede auf den Marschall von Turenne, ihn mit einem Strome vergleicht. Es heißt:

So fing sich ein Leben an, dessen Fortsetzung so herrlich seyn sollte: Nicht anders als die Ströme, welche desto breiter werden, jemehr sie sich von ihrer Qvelle entfernen und endlich allenthalben, wo sie durchfließen, die Beqvemlichkeit und den Ueberfluß mitbringen.

Denn das giebt uns von seinem Helden einen hohen und prächtigen Begriff. Das Gegentheil hatte Demosthenes im Sinne, als er die Athenienser, in s. I philippischen Rede, mit einem ungeschickten Fechter verglich, um sie verächtlich zu machen. Er sagt:

Ihr streitet mit Philippo nicht anders, als die ungeschickten Fechter zu kämpfen pflegen. Bekömmt ein solcher einen Streich: Sogleich fährt er mit der Hand auf die Stelle. Wird er anderwärts getroffen: So ist die Hand wiederum da. Die Hiebe aber abwenden, oder seinen Gegner selbst angreifen, das kann und will er nicht. Eben so macht ihrs auch. Hört ihr, Philippus sey in Chersonesus, so beschließt ihr, Hülfsvölker dahin zu senden. Ist er in Pylos, so marschirt ihr auch dahin. Ist er anderwärts, so verfolget ihr ihn abermal Fuß vor Fuß, und ziehet ihm hinterher, wie die Soldaten ihren Anführern. Ihr haltet aber keinen einzigen vortheilhaften Kriegsrath, und sorget eher für nichts, als bis ihr hört, daß die Gefahr schon vorhanden, oder gar der Schade schon geschehen ist.

§. V.

In solchen verschiedenen Absichten nun kann ein Gleichniß von allerley Dingen in der Welt hergenommen werden. Hohes und Niedriges Großes und Kleines kann einem Redner zu einer geschickten Vergleichung dienen, wenn er nur die obigen Regeln beobachtet. Er würde aber wider sich selbst handeln,

wenn

wenn er große Dinge mit Kleinigkeiten; und kleine Sachen mit großen und prächtigen Dingen vergleichen wollte. Jenes würde nur in der possirlichen Schreibart angehen, in welcher Scarron den Virgil übersetzet hat. Hierwider fehlte z. E. jener Redner, als er sagte: Die Seele eines Gläubigen fähret so sanft aus dem Leibe, als man ein Härchen aus der Buttermilch ziehet. Dieses aber würde nur einen Schwulst in der Schreibart verursachen, davon wir an seinem Orte reden werden. Man muß auch mit den Gleichnissen, die schon unzählige mal von andern gebraucht worden, nicht immer wieder aufgezogen kommen. Dieses zeiget einen armseligen Witz des Redners, als der nicht fähig ist, von sich selber etwas zu erdenken, das neu und angenehm wäre. Das Alte nämlich ist man schon überdrüssig, weil man es so oft gehöret hat. Die Sonne, der Adler, der Löwe, der Sturmwind, der Donner, die Ströme, die brausende See, u. d. gl. Dinge, sind schon so viel tausendmal gebrauchet und gemisbrauchet worden; daß ich es keinem rathen will, mit dergleichen verlegnen und abgenutzten Gleichnissen wieder aufgezogen zu kommen: Es wäre denn, daß man eine ganz neue Anwendung derselben zu machen wüßte.

§. VI.

Ich komme auf die Zeugnisse, und ein jeder begreift, daß diese nichts anders sind, als Aussprüche anderer Leute, darinn eben die Wahrheit enthalten ist, die der Redner vorträgt. Nun ist es zwar aus der Weltweisheit bekannt, daß das Vorurtheil des Ansehens an sich selbst nichts gilt, etwas zu beweisen: Wofern es nicht eine historische Sache ist, darinn durch glaubwürdige Zeugen allerdings etwas bestätiget werden kann. Allein dem ungeachtet kann es im Reden, wo nicht zum Beweise, doch wenigstens zur Bekräftigung, daß eine Wahrheit schon vor andern eingesehen worden, allerdings mit gutem Nutzen gebrauchet werden. Denn die meisten Zuhörer trauen ihrem Verstande soviel nicht zu, daß sie das Herz hätten, für sich die ersten zu seyn, die etwas neues für wahr annähmen. Sie fürchten sich, so lange sie

glauben, daß sie allein auf einer Meynung sind. Hergegen bekommen sie ein Herz zu einer Sache, wenn sie hören, daß viel andre berühmte, große, oder gelehrte, oder verständige Leute auch schon eben der Meynung gewesen. Nach diesen richtet sich nun ein Redner, und führt zuweilen solche Aussprüche und Zeugnisse an, die seinen Satz in sich halten. Bisweilen macht er selbst ihre Urheber dem Zuhörer erst bekannt, und giebt ihnen die Lobsprüche, die ihnen gebühren, sie desto ansehnlicher und glaubwürdiger zu machen. Bisweilen aber braucht er auch nur bloße Sprüchwörter, die als Worte der Weisen angesehen werden, und den Beyfall ganzer Völker zu haben scheinen.

§. VII.

An Exempeln kann es uns hierzu nicht fehlen. Schon in der obigen gundlingischen Stelle waren einige dergleichen anzutreffen: Indem der Redner sich bald auf ein spanisches Sprüchwort, bald auf des Ferdinandus Catholicus Ausspruch berief. Wir wollen einige andre aus dem Cicero anführen. In seiner Rede für den Archias will er behaupten, daß die Poeten von einem göttlichen Triebe gereget würden. Hier berufft er sich auf das Zeugniß des Ennius:

> Unser Ennius nennt deswegen die Poeten mit Recht heilige Männer; weil es das Ansehen hat, als ob sie uns durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geschenke, mitgetheilet und empfohlen würden. So laßt doch derowegen bey euch, ihr Richter, als bey wohlgesitteten Leuten, diesen Namen eines Poeten heilig seyn, den gewiß noch keine Barbarey verletzet hat.

Gleichergestalt will er hernach darthun, daß man ein gutes Lobgedichte nicht geringe zu schätzen habe; und da berufft er sich auf das Zeugniß des Themistokles, und des Marius:

> Als man den Themistokles, jenen großen Athenienser, befraget hat, was, oder wessen Stimme er am liebsten höre? soll er gesagt haben: Dessen, der seine Tapferkeit am besten preisen könnte. Und jener Marius hat ebenfalls den L. Plotius

geliebet, weil er glaubte, daß seine Thaten von ihm am besten gerühmet werden könnten.

§. VIII.

Nun ist bey solchen Zeugnissen noch verschiedenes zu erinnern. I. Muß derjenige Scribent nicht ganz unbekannt, oder gar verächtlich seyn, dessen Worte man zum Zeugnisse anführen will. Ein Haufen fremde Namen geben keinen Zierrath ab; sondern ein weltbekannter Held, Kaiser, König, Fürst, Staatsmann, Gelehrter oder Scribent, der in besonderm Ansehen steht, kann mit seinem Ausspruche allererst eine Rede schmücken. II. Es muß aber nicht eben ein jeder Satz, den ein Redner vorbringet, mit einem solchen Zeugnisse verbrämet seyn. Nein, ganz gemeine Wahrheiten, die man auch ohne Zeugniß glaubet, bedörfen keines fremden Beyfalles. III. Muß auch bey Anführung der Zeugnisse nicht eben die Sprache des Zeugnisses beybehalten werden; sondern der Redner muß selbiges in seiner Muttersprache vortragen. So haben es alle große Redner gemacht: Nur die Römischcatholischen pflegen allemal die Vulgata lateinisch anzuführen. Noch wunderlicher ist es, wenn sie gar einen alten lateinischen Kirchenlehrer in seiner Sprache, oder gar einen griechischen Vater, in einer lateinischen Uebersetzung, anführen. Z. E. Pater Joh. Jos. Schenhärl hat unlängst zu Wien dem H. Nepomucen eine Lobrede gehalten, darinne es auf der 8 S. heißet:

> Weiln nun Samuel einmal zum Dienste Gottes gewidmet ware, als liesse er selbst ihm solches schon in zartblühend-unschuldiger Jugend, nach allen Kräften und Möglichkeit bestens angelegen seyn, zumalen er nach Zeugniß göttlicher heiligen Schrift: Samuel ministrabat, ante faciem Domini puer, schon als ein Knab vor dem Angesicht des Herrn im Tempel diente, quamquam redet hier zu seinem Lob der goldene Redner, heil. Chrysostomus: In puero aetas immatura, omnibus enim in templum ascendentibus, multae pietatis ac religionis magister factus est, ob schon Samuel noch nicht reif an denen Jahren, ware er doch reif genug an denen Tugenden, zumalen er denen, die in den Tem-

Tempel kommen seynd, ein Lehrmeister grosser Frommkeit und ein wahrhaftig- rechtschaffener Eyferer der Andacht worden ist.

§. IX.

Die dritte Art der Erläuterungen ist das Exempel. Ein jeder weis, daß man dadurch eine ähnliche Begebenheit versteht, die zum Behuf des vorhabenden Satzes angeführet wird. Wofern irgend eine Art der Erläuterungen nutzbar ist, so ist es diese. Sie ist zugleich mit eine Art von Beweisen, die den Zuhörer von der Möglichkeit einer gewissen Sache überführet: Denn was schon wirklich einmal geschehen ist, davon darf man nicht zweifeln, ob es auch angehe? So erwies Demosthenes seinen Atheniensern des Philippus hinterlistiges Gemüthe, indem er sich auf verschiedene Begebenheiten berief, darinn er es gegen andre Städte an den Tag gelegt hatte. In seiner II philippischen Rede heißt es:

Wie ungern würden es wohl die Olynthier gehört haben, wenn jemand zu der Zeit wider den Philippus Reden gehalten hätte, da er ihnen Antenunt überließ, welche Stadt sich doch alle vorige macedonische Könige angemaßet hatten? Da er ihnen Potidea schenkte, und die atheniensischen Colonien daraus vertrieb? Da er sich gar für unsern Feind erklärte, und ihnen die gewonnene Landschaft zu nutzen einräumete? Hätten sie es wohl gedacht, daß es ihnen so ergehen würde? Hätten sie es wohl geglaubt, wenn es ihnen jemand vorher gesagt hätte? Nimmermehr. Indessen geschah es, daß sie, nach einem kurzen Genusse fremder Ländereyen, ihrer eigenen auf eine sehr lange Zeit beraubet wurden; indem sie nicht nur vertrieben und schmählich überwunden, sondern so gar von ihren Mitbürgern verrathen und verkauft wurden. Was schließe ich nun daraus? Dieses, daß die gar zu große Freundschaft und Vertraulichkeit mit Tyrannen, freyen Republiken ganz und gar nicht zuträglich sey. Wie gieng es den Thessaliern? ꝛc. Ihr gleichfalls seht den Philippus gerne, so lange er schenket und giebt: So bald er euch aber wird ins Garn gelocket und betrogen haben, so bald werdet ihr ihn weit von euch weg wünschen; wofern ihr anders klug seyd.

§. X.

Man begreift aber leicht, daß hier berühmte, einheimische, neue, und dem Zuhörer bekannte Exempel mehr Vermögen haben, als geringe, fremde, alte und unbekannte. Diese letztern machen keinen sonderlichen Eindruck, es müßte denn bey dem niedrigsten Pöbel seyn, als dem ohnedieß auch die sonst bekannten Dinge fremde und neu zu seyn pflegen. Ja man hat bemerkt, daß oftmals so gar Fabeln eben die Kraft bey ihm gehabt, als wahre Geschichte: So sehr liebt derselbe die Erzählungen. So bediente sich dort im Buche der Richter Jotham der Fabel von den Bäumen, die sich einen König wählten; und bey den Römern Menenius Agrippa der Fabel von dem Streite der Glieder des menschlichen Leibes, mit sehr glücklichem Erfolge. Ein anders aber ist es, wenn man mit gescheidtern Leuten zu thun hat, die nicht so leichtgläubig sind, und sich wohl selbst dünken lassen, sie hätten viel gelesen, und eine solche Geschichte müßte auch ihnen bekannt seyn, wenn sie anders wahr wäre. Hier muß der Redner die wahrhaftigsten Historien, die auch sonst schon bekannt sind, oder doch seyn könnten, anwenden, wofern er etwas ausrichten will. Ja er muß wohl gar die Scribenten anführen, die solche Geschichte aufgezeichnet haben, wenn solches nöthig seyn sollte. So sind die Beyspiele beschaffen, die Cicero, in seiner Rede für den Archias, von der Hochachtung gegen die Gelehrsamkeit, anziehet.

> Zu dieser Art gehört Scipio Africanus, der unvergleichliche Mann, den unsre Väter noch gekannt haben; dahin gehörten L. Lälius und L. Furius, ein paar gerechte und genügsame Männer; dahin gehört jener alte M. Cato: Welche alle wahrhaftig nimmermehr das Studieren geliebt haben würden, wenn ihnen die Gelehrsamkeit nicht zur Tugend behülflich gewesen wäre.

§. XI.

Gleichwohl muß ein Redner auch in Exempeln Maaß zu halten wissen, und weder gar zu viele, noch auch die allergemeinsten, die auch allen Schulknaben schon bekannt sind, anfüh-

anführen. Viele Historien erzählen, ist sonst nur ein Kunstgriff der Stümper, die gern viel schwatzen wollen, und doch nichts gelernet haben. Daher laufen sie ihre Exempelbücher durch, und raffen daraus alles zusammen, was ihnen vorkömmt; es mag sich nun zu ihrem Vorhaben reimen, wie es will. Da heißt es immer, jener König, oder jener Kaiser, oder jener große Kriegsheld that so und so. Oder wenn es hoch kömmt: So hat Alexander, der große Weltbezwinger, Hannibal, das Schrecken der Römer, oder Julius Cäsar, alles mit einander gethan. Daher that Henrich IV, König in Frankreich, sehr wohl, daß er einem Redner ins Wort fiel, der ihm, als er eben im Begriffe war zur Tafel zu gehen, Glück wünschen wollte, und den Anfang seiner Rede so machte: Als vormals Alexander der große Asien zu bekriegen auszog ꝛc. Mein Freund, hieß es: Als Alexander Asien bekriegte, so hatte er sich zuvor satt gegessen; ich aber bin noch hungrig, und will ein gleiches thun, ehe ich euch hören kann. Noch lächerlicher wird dieser Fehler, wenn man von Kleinigkeiten zu reden hat, und gleichwohl, zur Erläuterung derselben, die prächtigsten Exempel aus allen Historien zusammen sucht. Das war der Fehler jenes Redners, den Martial in dem 19 Sinng. des 6 B. auslachet:

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini queror has abesse furto,
Hoc judex sibi postulat probari.
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum,
Et periuria Punici furoris,
Et Sullas, Mariosque, Muciosque,
Magna voce sonas, manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis!

§. XII.

Eine große Verwandschaft mit den Exempeln haben auch die sogenannten Similia, oder ähnliche Fälle; welche die vierte Art der Erläuterungen ausmachen. Sie sind aber

nicht mit den Comparatis oder Vergleichungen zu vermengen. Denn wie ein Gleichniß nichts non der Natur eines Exempels an sich hat: So ist hergegen ein Simile, oder ein ähnlicher Fall, ein Exempel; aber nicht von eben der Art, sondern eine Begebenheit von einer ganz andern, doch ähnlichen Beschaffenheit. Ein Exempel macht die Sache klärer. Ein Gleichniß ist außer den obigen Beyspielen auch dieses, so aus dem Fleschier gegen das Ende der oftgedachten Lobrede hergenommen ist:

> Wie aus den Abgründen tiefer Thäler grobe Dünste aufsteigen, daraus die Donnerkeile entstehen, die auf die Berge schlagen; So kömmt aus dem Herzen des Volkes eine Bosheit, die Gott auf die Häupter der Regenten und Beschützer desselben fallen läßt.

Hergegen ist folgendes, aus des Cicero Rede für den Archias, ein ähnlicher Fall:

> Wer ist unter uns von so bäurischem Gemüthe, daß er neulich nicht durch den Tod des Comödianten Roscius wäre gerühret worden? der, ob er wohl ein Greis war, dennoch wegen seiner herrlichen und beliebten Geschicklichkeit, von rechtswegen gar nicht hätte sterben sollen. Hatte sich nun dieser, durch die Bewegungen seines Leibes, bey uns allen so viel Liebe erworben: Wie wollen wir denn an diesem die unbegreifliche Geschwindigkeit des Verstandes und Hurtigkeit des Geistes verschmähen?

Doch wem dieser Unterscheid nicht groß genug zu seyn dünket, der mag es meinethalben für einerley halten, oder gar die Similia mit unter die Exempel rechnen.

§. XIII.

Ganz anders verhält sichs mit dem Contrario, oder dem Widerspiele dessen, was der Redner saget. Dieses kömmt auch zwar zuweilen mit dem Exempel überein; ist aber eine ganz widrige Begebenheit, oder gar ein widriger Lehrsatz dessen, was der Redner behauptet. Es kann in der That beydes diesen Namen führen, und beydes kann mit Vortheile in Reden gebrauchet werden. Das erste beschämet, oder erhebet

bet zuweilen die Aufführung gewisser Leute, die es entweder unrecht oder recht machen. Das andre aber stellet zweene widrige Sätze gegen einander, um die Wahrheit desto mehr ins Licht zu setzen: So wie ein Maler das Licht, durch den dabey angebrachten Schatten, destomehr zu erheben pflegt. Ein Exempel des ersten soll mir abermal die Rede für den Archias geben:

Die Colophonier sagen: Homerus sey ihr Landsmann. Die Chier geben ihn für den ihrigen aus. Die Salaminier eignen ihn sich zu. Die Smyrner aber behaupten, daß er ihnen angehöre, daher sie ihm auch einen Ehrentempel in ihrer Stadt gewidmet haben. Viele andre streiten auf eben die Art unter einander um diese Ehre. Dergestalt eignen sich diese alle einen Fremden, auch nach dem Tode, zu; bloß weil er ein Poet gewesen: Wir aber wollen diesen Lebendigen verstoßen, der doch seiner Neigung, und selbst den Gesetzen nach, der unsrige ist.

Von dem andern kann folgendes, aus der ersten Rede des Demosthenes, dienen:

Doch was sage ich? Soweit ist es leider mit uns schon gekommen, daß unsere Generale vor eurem Gerichte wohl zwey bis dreymal in die Gefahr gerathen, ihren Kopf zu verliehren: Da doch kein einziger davon das Herz hat, sich sein lebenlang nur einmal vor dem Feinde in Lebensgefahr zu wagen, so daß sie lieber gleich Räubern und Dieben sterben, als ein rühmliches Ende nehmen wollen. Uebelthäter mögen nach Urtheil und Recht den Kopf verlieren: Rechtschaffene Feldherren müssen mit dem Degen in der Faust sterben.

§. XIV.

Nun folgen die sogenannten Meditationes oder guten Einfälle, die ein Franzose Pensées nennen würde. Dieselben recht zu beschreiben, das ist so leicht nicht. Denn wenn man gleich sagen wollte, es wären unerwartete sinnreiche Gedanken von der vorhabenden Materie, die dem Redner von ungefähr eingefallen: So würde man doch vielleicht

nicht deutlich genug sehen, was man dadurch verstünde. Noch schwerer ist es, einem Anfänger Regeln zu geben, wie er sie erfinden solle: Denn es kömmt dabey fast ganz und gar auf das Naturell an. Ein witziger Kopf, der mit Scharfsinnigkeit versehen ist, und sonst viel gelesen und erfahren hat, kann solche Einfälle von sich selbst, ohne alle Regeln, hervorbringen. Wem es aber an demselben fehlet, der wird, durch alle vorgeschlagene Kunstgriffe, solche sinnreiche Gedanken nicht zuwege bringen. Bouhours hat ein ganzes Buch, von der Art in sinnreichen Werken wohl zu denken, geschrieben: Allein ob er gleich von den Einfällen der berühmtesten Scribenten sehr wohl geurtheilet hat; so hat er doch weder allgemeine Regeln davon festzusetzen, noch eine Methode anzugeben gewußt, wie man sie erfinden könne. Hier äußert sich also der Geschmack eines Redners auf das allermerklichste. Eine gute Urtheilskraft muß der Probirstein seyn, daran er alle seine Einfälle prüfen soll; damit er nicht Schlacken für Gold ansehe. Das angeführte Werk von dem P. Bouhours, und im Deutschen die Gedanken und Urtheile von der Beredsamkeit des Herrn Prof. Bodmers, können hier einem Anfänger gute Dienste thun.

§. XV.

Weil also hier mit Regeln nicht viel ausgerichtet ist, so wollen wir einige gute und schlimme Exempel solcher sinnreichen Einfälle anführen. Nirgends wird man einen größern Vorrath guter Einfälle beysammen antreffen, als in des jüngern Plinius Lobrede auf den Kaiser Trajan. Es hat uns dieselbe nur neulich Herr Damm sehr schön ins Deutsche übersetzet, und daraus will ich etliche Stellen anführen. Auf der 32sten Seite heißt es:

> Denn, großer Kaiser, du hast nur gehorsamet, und bist also zum Kaiserthume bloß durch die Folgsamkeit gelanget: Und in keinem Stücke hast du mehr deine Unterthänigkeit bewiesen, als da du zu regieren angefangen hast. Du warest schon Cäsar, schon wirklicher Kaiser, schon Germanicus, von Rom abwesend, und dieses allen unwissend; und doch

bey

bey so hohen Namen, so viel dich selbst betraf, nur eine Privatperson. Es würde schon viel seyn, wenn ich sagete, du hättest nicht gewußt, daß du Kaiser werden würdest: Und so warest du Kaiser, und wußtest es doch nicht, daß du es warest.

Eben so fährt er auf der 33sten Seite fort:

Das Ansehen dessen, welcher dir dieses befahl, ward dadurch bey dir vergrößert, daß sein Ansehen in der größesten Gefahr stund, zu sinken. Und du hieltest es um so viel mehr für billig, ihm zu gehorsamen, je weniger ihm andre mehr gehorcheten. Ueberdas hörtest du den einstimmigen Beyfall des Senats und des Volkes. Dieser Schluß, diese Wahl, war nicht des Nerva allein: Denn die ganze Welt wünschte eben dieses. Nerva ist ihnen nur, vermöge seines kaiserlichen Vorrechts, zuvor gekommen, und hat das zuerst gethan, was alle gethan haben würden. Es würde auch wahrhaftig, nachdem es geschehen war, nicht jedermann so wohl gefallen haben, wenn es ihnen nicht schon wohl gefallen hätte, ehe es noch geschahe.

§. XVI.

Man könnte noch unzählige solche Stellen in dieser Rede anmerken, wenn sie nicht ein jeder selbst leichtlich nachlesen könnte. Ich will aber lieber noch aus einem neuern Lobredner einige Proben geben: Weil es doch scheint, als wenn die Lobreden der rechte Sitz dieser sinnreichen Gedanken wären. Dieses soll Fleschier seyn, der in der oft gerühmten Lobrede auf den Marschall von Turenne, nicht wenige derselben angebracht hat. Bald von Anfang heißt es:

Man sah, daß er in der untersten Classe des Soldatenstandes keine Beschwerlichkeit floh, und keine Gefahr fürchtete. Er that das aus Ehrliebe, was andre aus Nothwendigkeit thun, und suchte sich von ihnen durch nichts, als durch eine größere Liebe zur Arbeit, und durch eine edlere Erfüllung seiner Pflichten zu unterscheiden.

Er suchte die Feinde zu bezwingen, nicht zu vertilgen. Er hätte gewünschet, daß er sie greifen könnte, ohne ihnen zu schaden; sich zu vertheidigen, ohne sie zu verletzen; und denen

nen Recht und Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, denen er, seiner Pflicht nach, Gewalt anthun mußte.

Er wußte von keinen andern Feinden, als von dem Hochmuthe, der Ungerechtigkeit, und der eigenmächtigen Beherrschung fremder Länder. Er war gewohnt, ohne Zorn zu streiten, ohne Hochmuth zu siegen, ohne Eitelkeit zu triumphiren, und bloß die Tugend und Weisheit zur Richtschnur seiner Thaten zu machen.

Er redet, und ein jeder höret seine Aussprüche. Er befiehlt, und ein jeder gehorchet mit Freuden. Er rücket dem Feinde entgegen, und ein jeder glaubet, daß er auf der Bahn der Ehren läuft. Man sollte fast sagen, daß er, wie Abraham, bloß mit seinen Hausgenossen auszöge, die verbundenen Könige zu schlagen; daß die, so ihm folgten, seine Soldaten und Bedienten zugleich seyn müßten; ja daß er Feldherr und Hausvater zugleich wäre.

§. XVII.

Doch auch hier könnte ich noch ganze Blätter voll schreiben, ohne ein Ende zu finden. Man muß aber nicht denken, als ob nicht auch Demosthenes und Cicero dergleichen gute Einfälle in ihren Reden angebracht hätten. Allerdings sind sie beyde große Meister darinn gewesen: Nur in ihren Arten der Reden hätte es sich nicht geschickt, sie gar zu häufig anzuwenden. Auch unsre deutschen Redner sind hier nicht zurücke geblieben, sondern haben sich zum Theil auch dadurch Ehre erworben. Gundlings oft angeführte Lobrede kann unzählige Proben davon geben, die ich nicht anzuführen Ursache habe, weil ich noch von der schlimmen Art Exempel geben muß. Hier muß ich nun die Italiener, als Meister in falschen Gedanken, billig zuerst, hernach aber von den Unsrigen auch diejenigen nennen, die in ihre Fußtapfen getreten sind. Von den ersten will ich nur den Loredano zum Beyspiel nehmen, der so vielen in der sinnreichen Schreibart zum Muster gedienet hat. In seinem Leben Adams, davon ich die 16 Auflage habe, die 1660 zu Venedig herausgekommen ist, schreibt er auf der 10ten Seite:

Die Erde, die Gott zur Schöpfung des Menschen nahm,

war roth. Ich glaube nicht, daß sie diese Farbe von Natur gehabt, sondern daß sie selbige, aus Ehrerbiethung gegen ihren Gott, angenommen habe. Ja dem Menschen zur Schande that sie es, der weit ärger, als die unbeseelten Dinge, in denen Uebertretungen nicht einmal schamroth wird, die er täglich begeht.

11. S. Gott schuff den Adam nach der Sonne, nach dem Monden und nach allen andern Dingen; denn hätte er selbige dem Menschen geschaffen, so hätte dieser vielleicht gedacht, daß er an der Schöpfung derselben Theil hätte. Gott wußte nämlich, daß der Ehrgeiz das fünfte Element des Menschen seyn würde.

12. S. Gott schuff den Menschen in Damascener-Felde, und nicht im Paradiese, damit ihm die Thiere desto besser Gehorsam leisten möchten; weil man gemeiniglich denen nicht gern gehorchet, deren Ursprung man weis. Wie würden sie sich sonst vor dem Menschen gedemüthiget haben, der aus dem allerschlechtesten Kothe entstanden war?

13. S. Gott ließ den Adam nicht da bleiben, wo er erschaffen war, aus Furcht, er möchte die Erde anbethen, daraus er gemacht worden; weil es der Menschlichkeit eigen ist, dasjenige zu verehren, was er für ein Werkzeug seines Glückes hält: Oder auch, damit der Mensch nicht undankbarer Weise die Erde mit Füßen treten sollte, die doch mit zu seiner Bildung etwas beygetragen.

§. XVIII.

So wie nun unter allen diesen Einfällen nicht ein einziger gesunde Gedanke ist, der in der Wahrheit gegründet wäre: So ist in dem ganzen Buche keine Seite, darinn nicht einer oder etliche solche Schnörkel vorkämen. Bey uns hat sich Lohenstein zu einem andern Loredan aufgeworfen, und leider! eben so viel Anhänger gefunden, als jener in Welschland. Sein Arminius wimmelt von solchen Einfällen, darinn eben so wenig Wahrheit und Vernunft stecket; nur daß er sie mehrentheils noch mit mehrern buntscheckigten Zierathen durchwirket hat. Wer einzelne Exempel daraus haben will, der darf nur Männlings Lohensteinium sententiosum, und Arminium enucleatum nachschlagen, da er sie auf allen

len Blättern finden wird. Man sehe auch den II B. der Beyträge der Deutsch. Gesellschaft. Doch hat er auch die Spanier zu Lehrmeistern gehabt, indem er sich sonderlich den Gracian zum Helden erwählet hat, dessen staatsklugen Ferdinand er deutsch übersetzet hat. Nun ist es aber bekannt, daß dieser Scribent, wo er recht schön schreiben will, z. E. wie in seinem Criticon, recht ungereimte Einfälle hat, darinn nicht die geringste Wahrheit zum Grunde liegt. Z. E. Wenn er ein heftiges Schrecken beschreiben will, so nennet ers:

> Eine Sonnenfinsterniß der Seelen, und eine Parenthesis des Lebens.

Die Sterne nennet er:

> Die Vorläufer des großen Tages = Monarchen, der auf einem crystallenen Throne sitzet, und mit stummer doch unumschränkter Majestät von der ganzen Halbkugel Besitz nimmt.

Vom Gesange der Vögel heißt es:

> Die Hautboisten der Aurora fiengen an, Salve zu geben, als die Sonne zum Vorschein kam, und den Zapfenstreich der Sterne zu schlagen.

Von dem Tage schreibt er:

> Der Tag wird in der Schminke einer lächelnden Aurora gebohren.

Von der See und dem Feuer glaubt er:

> Die göttliche Vorsicht habe das Meer mit Fleiß in den Sand, und das Feuer in die Kiesel eingeschlossen, weil sie sonst schon längst die ganze Natur ausgerottet haben würden.

Die Berge heißt er Ribben der Erden, Magazine des Schnees und der Metalle, und Ruhebette der Wolken.

Ferner heißt es:

> Gott habe es vorher gesehen, daß der Mensch, wenn er gewaffnet gebohren würde, durch seine Grausamkeit der Welt bald ein Ende machen würde.

Endlich

Endlich schreibt er:

Ein Mensch, der auf der See geschwommen, habe sich auf einmal von den Wellen so hoch erhoben gesehen, daß er gefürchtet, er würde sich den Kopf am Monden oder an irgend einem Sterne zerschmettern; bald aber wäre er auch so tief versunken, daß er sich mehr vor dem Verbrennen, als vorm Ersaufen gefürchtet.

Aus dem staatsklugen Ferdinand ließen sich eben so viele Exempel anführen, wenn nicht dieses Buch leicht zu haben wäre, und diese Proben schon zureichten, den Anfängern einen Abscheu vor solchen wunderlichen Einfällen zu erwecken. Wie weit es nun die Schüler dieses großen Meisters in der falschen Scharfsinnigkeit gebracht haben, das kann uns niemand besser, als eben der Lehms zeigen, den wir schon so oft angeführet. In der Zueignungsschrift an den Kaiser und Herzog Anton Ulrichen, soll es recht was sinnreiches seyn, wenn er schreibet:

E. Kaiserl. und Königl. Maj. großm. Herr Bruder ist der vollkommenste und nächste Blutsfreund aller an Ihnen befindlichen unschätzbaren Tugenden, und der so sehr geschätzten väterlichen Würdigkeiten: E. Hochfürstl. Durchl. aber großmächtigste Frau Tochter ein allerliebstes Etwas, so zu beschreiben allein der großmächtigste Carl vermögend ist, weil Deroselben englische Qualitäten auch nur von irdischen Göttern beschrieben werden können, und schlechten Menschen, die hohen königlichen Tugenden zu berühren, eine Ohnmacht, auch nur eine unvollkommene Vollkommenheit zeiget.

§. XIX.

Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle die falschen Gedanken, die in der ganzen Rede vorkommen, hier noch anmerken wollte. Er ist aber nicht der einzige, der dieses wunderliche Sinnreiche geliebet hat. Im Jahr 1716 ist zu Altdorf von einem andern Schlesier und Schüler Lohensteins, auf die Geburt des kaiserlichen Prinzen eine Rede gehalten worden, die auch in der oftgedachten Sammlung von Reden steht. Sie hebt sich an: Was wir großes haben, ist einmal klein gewesen ꝛc. Bald von Anfange heißt es:

Rom wäre nicht so groß worden, wenn es alsobald wäre

groß gewesen; und seine Hoheit würde nicht über alle Völker gestiegen seyn; wenn man nicht anfangs über seine Mauren hätte steigen können.

Bald darauf heißt es von den Türken:

> Das Schicksal hatte dieses Volk an das caspische Meer gen Mitternacht verwiesen, und seine Tapferkeit hat ihm in den Morgenländern den Mittag der Glückseligkeit gezeiget.

Aber das ist noch nichts gegen folgende Stelle, darinn der Urheber, nach dieser Art zu reden, an schönen Spielwerken sich selbst übertroffen hat.

> Aus dem erloschenen Scheiterhaufen des verbrannten Hussen war eine heftige Kriegsflamme entstanden, von welcher ganz Böhmen rauchete. Die schon erkaltete Asche dieses Lehrers hegete noch die gefährlichsten Funken, für die Wohlfahrt dieses beunruhigten Königreichs. Was einige Widersacher für ein Freudenfeuer angesehen hatten, dadurch gieng ihre Freude in dem Rauche auf ꝛc. Die schönsten Klöster wurden geschleift, und wo viele den kürzesten Weg zum Himmel gesucht hatten, das wurde ihnen zu einer irdischen Hölle. Viele tausend mußten eine Zelle im Grabe beziehen, und die Welt verlassen, weil sie dieselbe verlassen hatten. Gewisse Mönchsorden tragen einen Strick um den Leib: Ziska that ihnen denselben gar um den Hals, und schrieb ihnen eine strenge Art, nicht zu leben, sondern zu sterben, vor.

§. XX.

Doch auch davon sey es genug. Wir sehens aus allen diesen Exempeln, daß man bey sinnreichen Gedanken vor allen Dingen auf die Wahrheit der Sachen sehen müsse, wenn sie die Probe halten sollen. Denn wofern der Einfall nichts wahres zum Grunde hat, so gleichet er einer vergoldeten Nußschale, die keinen Kern hat. Hernach muß die Schönheit nicht in weitgesuchten Spitzfindigkeiten und erzwungenen Aehnlichkeiten bestehen. Ein ausschweifender Witz kann Himmel und Hölle zusammen reimen: Wer aber eine gesunde Vernunft hat, der mäßigt seine Einbildungskraft. Ferner muß auch die Schönheit nicht in bloßen Wortspielen und

in frostigen Gegensätzen bestehen, dergleichen in dem letzten Exempel viele vorkommen. Eine bloße Zweydeutigkeit gewisser Worte zum sinnreichen Einfalle zu machen, das ist was kindisches, und schicket sich für keinen männlichen Redner. Auch Cicero selbst hat dem Tadel nicht entgehen können, da er in einer seiner verrinischen Reden das Gesetz, so Verres einmal gegeben: Ein Jus verrinum genennet, welches einen Doppelsinn im Lateinischen ausmachet. Man sehe davon das Gespräche von Rednern, oder von den Ursachen der verfallenen Beredsamkeit, welches dem Qvintilian zugeschrieben wird. Hat man nun einen so großen Redner nicht geschonet, so wird man andern geringern nichts neues machen; zumal wenn sie recht ein Handwerk daraus machen, solche unrichtige Gedankenspiele auszuhecken. Auch das wahre Sinnreiche muß nicht verschwenderisch, sondern mäßig angebracht werden. Eine Speise, die aus lauter Zucker bestünde, würde schlecht nähren: Und eine Rede, die aus lauter Einfällen zusammen gesetzt wäre, würde weder den Verstand noch den Willen des Zuhörers rühren.

§. XXI.

Nichts ist übrig, als die so genannten Loci communes oder sententiae, das ist, Maximen, Lehrsprüche, oder Grundsätze der Weisheit und Klugheit. Viele pflegen dieselben unter die Figuren zu rechnen; aber mit Unrecht: Sie gehören weit besser zu den Erläuterungen. Ein solcher Lehrspruch ist ein gewisser allgemeiner Grundsatz, der bald eine theoretische Wahrheit, bald eine gute Sittenregel in sich hält; aber auch so klar ist, daß er für wahr erkannt wird, so bald man ihn höret. Dergleichen Sprüche nun müssen kurz gefaßt werden und nachdrücklich klingen, das ist, von wenig Worten und von großer Bedeutung seyn. Sie müssen nicht so wohl den Witz und die Einbildungskraft, als den Verstand und die Gelehrsamkeit zu Aeltern haben; auch nicht so wohl die Ohren und Phantasie der Zuhörer kützeln, als die Vernunft derselben belustigen. Demosthenes ist darinn

inn viel stärker, als in den obigen Einfällen; denn er war mehr von ernsthaftem, als von angenehmem Geiste. Z. E. in der Isten phil. Rede heißt es gegen das Ende:

> Uebelthäter mögen nach Urtheil und Recht den Kopf lassen: Rechtschaffene Feldherren müssen mit dem Degen in der Faust sterben.

In der andern heißt es bald im Anfange:

> Wer mit Gewalt und Unrecht nach fremden Gütern strebet, der muß durch wirkliche Thaten, und nicht durch lange Reden zurücke gewiesen werden.

Cicero, am Ende seiner Rede für den Ligarius, spricht:

> Nichts ist den Menschen so angenehm, als die Gütigkeit rc. Denn die Menschen werden den Göttern durch nichts so ähnlich, als durch die Beförderung ihres Heils.

In der Rede für den Archias schreibt er:

> Man gestehe es lieber! Wir lassen uns alle gern loben, und je edler ein Gemüth ist, desto mehr läßt es sich durch Ruhm und Ehre lenken. : : : Die Tugend verlanget nämlich keine andre Belohnung ihrer Mühe und Gefahr, als Ruhm und Ehre.

§. XXII.

Gleichwohl ist es nicht zu leugnen, daß nicht auch dergleichen Lehrsprüche in Lobreden häufiger vorkommen sollten, als in den gerichtlichen und berathschlagenden Reden der Alten. Plinius auf den Trajan, und Fleschier auf den Turenne sind ganz voll davon. Z. E. In unsrer deutschen Uebersetzung auf der 19ten S. heißt es:

> Solchen Abwechselungen ist nun der Zustand der Sterblichen unterworfen, daß aus glücklichen Begebenheiten widerwärtige, aus widerwärtigen aber glückliche entstehen. Beyder Samen verbirget die Vorsehung; und die Ursachen des Guten und Bösen liegen meistens, unter ganz verschiedenen Gestalten, verstecket.

82. S.

82. S. Ein Fürst mag immerhin nichts geben, wenn er nur nichts nimmt; er mag keinen ernähren, wenn er nur keinen ums Leben bringt: So wird es dennoch nicht an Leuten fehlen, die gern Söhne haben wollen.

83. S. Wer da haben kann, was alle haben, der hat allein soviel, als alle.

Fleschier aber hat unter andern auch diese Stelle:

So groß ist die Ungerechtigkeit der Menschen! Die allerreineste und am besten erworbene Ehre verletzet sie. Alles, was sich über sie erhebet, das wird ihnen verhaßt, und unerträglich: Und das Glück, das von allen gelobt wird und am aller bescheidensten ist, hat sich niemals von dieser schnöden und boshaften Gemüthsneigung befreyen können.

Weiter gegen das Ende schreibt er folgender gestalt:

Wie schwer ist es, meine Herren, ein Sieger und doch demüthig zu seyn! Das Kriegsglück läßt im Herzen so etwas Rührendes zurücke, welches man nicht beschreiben kann; welches aber dieselben erfüllet und ganz einnimmt. Man eignet sich einen Vorzug an Kraft und Stärke zu; man krönet sich selbst mit eigener Hand; man richtet sich einen heimlichen Triumph an, und sieht die Lorbern, die man mit Mühe gesammlet, und oft mit seinem Blute befeuchtet hat, als sein Eigenthum an ꝛc.

§. XXIII.

Uebrigens nehme man sich bey solchen Lehrsprüchen nur vor schwülstigen und hochtrabenden Ausdrückungen in Acht, dadurch manche Redner und Scribenten ihren gemeinen Sittenlehren einen Anstrich zu geben suchen. Dieses ist der Fehler Lohensteins. Wenn gleich seine Gedanken zuweilen richtig sind, so drückt er sie doch sehr seltsam und übersteigend aus. Z. E. so schreibt er im Anfang des Armin.

Wie auf einerley Zweigen Rosen und Dornen, Datteln und Schwämme wachsen: Also sind jene Verwürflinge, diese aber Schooßkinder des Glückes.

Er ist versehen, seine Seele unter dem Krachen der Waffen auszublasen.

Das

Das Verhängniß setzt seinem Leben, aber nicht seinem Nachruhme, einen Grenzstein.

Bey bejahrten Leuten verglimmet der Zunder der Ehre.

Salz, Schwefel und Qvecksilber sind aller Dinge Talg.

Der der Natur geleistete Eid verbiethet, den Affen perlene Halsbänder umzumachen.

Wenn eine Schlange einen Riesen, der Berge feil tragen, und den Himel unterstützen könnte, an die kleine Zähe stäche 2c.

Das Gold ist nach der Aegyptier Urtheil die Sonne, und dergestalt auch das Herze des Erdbodens.

Betrug und Lügen haben mit der Wahrheit einerley Alter.

Rom stieg empor, als das Capitol noch mit Schindeln gedeckt war.

Der gemeine Kasten muß in die Lücke treten.

Der Schall des Messings soll die durch Zauberey beruffenen Geister vereinbaren.

Der kränklichen Blässe seines Antlitzes mit Salben helfen, und seine Schwäche mit prächtigen Kleidern verstellen.

Alexander hat Blutstürzung angerichtet, als seine Ehrsucht den Zankapfel unter die Großen warf.

Er hat dem Glücke schon auf beyden Achseln gesessen.

Der Himmel steckt der Welt eine Trauerfackel durch einen abscheulichen Schwanzstern an.

Hernach enthalte man sich der gemeinen Sprüchwörter, die auch in dem Munde des Pöbels schon niedrig und altväterisch klingen. Endlich zwinge man sich auch nicht, immer als ein Orakel zu reden, und einen unaufhörlichen Mazarin, Richelieu und Gracian abzugeben. Auch diese Sprüche sind nur eine Würze, nicht aber eine alltägliche Speise. Man ermüdet den Verstand der Zuhörer, wenn sie lauter erhabene und tiefsinnige Göttersprüche hören sollen. Es ließen sich von dem allen auch leicht Exempel geben, wenn es der Mühe werth wäre. Allein ein jeder kann sich leicht selbst dergleichen anmerken; wenn er entweder den Arminius selbst, oder doch die obbemeldten Auszüge daraus bey der Hand hat.

Hiernach

Hiernach mag man beurtheilen, ob es wahr ist, was Männling in der Zueignungsschrift vor seinem Arminius enucleatus von ihm geschrieben; mit welchen Worten ich demselben hier, in einer nach seinem Geschmacke eingerichteten Schreibart, parentiren will, da es eben itzo (1735) hundert Jahr sind, daß er gebohren worden:

> Ich gestehe, daß das süße Andenken des sel. Herrn von Lohenstein so hochschätzbar bey mir beygesetzt ist, daß mir dieß noch weit angenehmer seyn sollte, als Alexandro M. die gewünschte Belohnung Homeri, wenn man könnte die fröliche Zeitung bringen, der unvergleichliche Lohenstein wäre wieder von den Todten auferstanden. Weilen es aber mit uns Menschen gehet, wie mit dem westindischen Obstgewächse Mengaba, so nicht eher reif und vollkommen wird, es falle denn auf die Erde, auch keiner unter den sterblichen Menschenkindern, wie der americanische Baum Maga, unverderblich ist, sondern vielmehr wie Jonae Gewächs dem Wurmstich alle unterworfen sind, indem die Welt gleich der Thomas-Insel, Mallacca, Alexandrien, der abyssinischen Provinz Fatigar, beym Königreich Adel liegenden Thale, so der Europäer Kirchhof heißt, weil nicht allein Vourondula, der Todesvogel, in Madagascar, sondern allenthalben anzutreffen ist; denn es ist mit uns Menschen wie mit der borondischen Insel, die bald verschwindet, nachdem unser Leib nach dem Tode, Tag und Nacht, wie Goa, offen stehet ꝛc.

§. XXIV.

Diese närrische Stelle, die mit unendlichen Ausschweifungen nichts mehr als die gemeine Wahrheit sagt: Daß alle Menschen sterben müssen; darüber aber der Verfasser den Othem verliehrt, ja die Periode zu schließen vergißt, die er angefangen hatte, bis er sich endlich aus dem Labyrinthe seines Collectaneenbuches wiederum zurechte findet: Diese Stelle, sage ich, habe ich mit Fleiß hieher gesetzet, um noch mit der letzten Hauptregel die ganze Abhandlung von Erläuterungen zu schließen. Es ist diese, daß man sich ja bey leibe nicht einbilden muß: Jemehr Erläuterungen eine

Rede hätte, desto schöner wäre sie. Nein, wenige und gute thun eine weit bessere Wirkung bey dem Zuhörer. Der vormalige Geschmack unsrer lohensteinischen, weisischen und weidlingischen Schulen ist bereits viel zu lächerlich geworden, als daß man ihn noch fortzupflanzen Ursache hätte. Man hält die überflüssige Belesenheit in peruanischen, mexicanischen, chinesischen und japonesischen Reisebeschreibungen, für lauter Stroh und Stoppeln; und das mit dem größten Rechte. Man fordert wirkliche Realien, das ist, Sachen, Wahrheiten, Gründe, Gedanken; nicht aber Purpur und Gold, Marmor und Porphyr, Blumen und Bäume, Perlen und Edelgesteine, Vögel und Fische, Löwen und Drachen. rc. Dieses sind Lapalien dargegen zu nennen: Daher verderbe man seine Zeit nicht mit Zusammenschreibung solcher Alfanzereyen; sondern lerne lieber gründliche Wissenschaften, die den Verstand erweitern, und den Geist aufräumen. Diese Warnung ist um desto nöthiger, da es noch hier und da Liebhaber des alten Wustes giebt, die sich unmöglich entschließen können, ihre vormaligen Leckerbissen fahren zu lassen.

§. XXV.

Und diesen zu gefallen, will ich noch zum Beschlusse ein hübsches Bißchen, aus dem oft belobten Männling, in der Zueignungsschrift zum Lohensteinio sententioso anführen; damit sie zehn Reden werden ausputzen können:

> Bekannt ist es, daß Arabien Weihrauch, Syrien Balsam, Zacotera Aloe, Persien Citronen, Chios Trauben, Syracusa Weizen, Paphos Tauben, Pohlen Bären, Siberien Zobel, Peru Gold, Decan Diamanten, Arabien Sand und Dornhecken, Preußen Bernstein zeige; Tugend und Laster aber mit der Muttermilch eingeflößt werden, die sich so geschwinde weisen, als an Löwen die Klauen, an fruchtbaren Bäumen die Blüthe nebst Früchten, und am Cytisus die Feindschaft mit andern Bäumen.

Nun

Nun sollte man zwar denken, der Verfasser wäre zu sich selber gekommen, und sein Vorrath wäre erschöpft. Allein man irret. Er holet nur Athem; denn gleich darauf ergreift ihn ein neuer Paroxysmus:

> Die Africaner malen ihren Leib mit blauer Himmelsfarbe, und die massagetischen Mohren ihr Gesichte mit Feuerröthe: Da doch wohl, der sein Leben mit Tugend und Weisheit nicht bloß färbet, sondern vergoldet; vor Lastern und Unwissenheit aber wie Ameisen vor Wohlgemuth, die Ziegen vor Heydekorn, die Schafe vor Eppich, der Löwe vorm Hahne, der Affe vor der Schnecke, der Trappe vorm Pferde, das Pferd vorm Cameele, das Cameel wieder vorm Löwen, der Schwan vorm Drachen, der Elephant vorm Schweine, der Crocodill vor den Federn des ägyptischen Storches Ibis, der Scorpion vor der Maus, die Maus vor der Katze, und so ferner, einen Abscheu hat.

Sollte man da nicht besorgen, daß ein solcher Redner irgend durch die Hundestage, oder wenigstens durch ein hitziges Fieber, in solche Unordnung gesetzet worden? Zum wenigsten würde ihm Horaz ein Caput tribus Anticyris insanabile beygelegt; Juvenal aber zugerufen haben:

> O medici, medici, mediam pertundite venam!



Das IX. Hauptstücke.

Von Erregung und Dämpfung der Gemüthsbewegungen, und dem Beschlusse.

§. I.

Dasjenige, was die Alten zuletzt in einer Rede forderten, das war der Beschluß, den sie bald den Epilogus, bald die Conclusion, bald die Peroration zu nennen pflegten. Cicero in seinem I B. von der Erf. handelt gleich nach der Widerlegung der Gegner davon, und beschließet damit das Buch. Qvintilian handelt davon in s. VI Buche vom Anfange bis zum Ende: Beyde begreifen aber die Erregung der Affecten mit darunter. Jener sagt nämlich, der Beschluß einer Rede habe drey Theile, Enumerationem, indignationem & conquestionem, die Wiederholung, die Erweckung des Zorns und die Klage, oder die Erregung des Mitleidens. Dieser aber nennet nur zweene, doch so, daß er die Affecten nicht vergißt.* Beyde waren also der Meynung, daß man vor dem Ende der Rede die Affecten seiner Zuhörer sich noch zu Nutze machen, und vermittelst derselben völlig über sie triumphiren müsse. Und in der That ist nichts vernünftiger, als dieses. Die allerbesten Beweisgründe nehmen zuweilen einen halsstarrigen Zuhörer nicht völlig ein: Wenn etwa das Gegentheil dessen, so man ihm vorgetragen hat, seinen Begierden angenehmer ist. Wenige Menschen sind vermögend, ihren Neigungen zuwider zu handeln. Was würde es also einem Redner helfen, wenn er seinen Satz noch so schön erwiesen hätte; dafern er nicht auch, ihre Gemüthsbewegungen sich zum Vortheile rege zu machen, oder die widrigen zu dämpfen wüßte.

§. II.

* Peroratio sequitur, heißt es, quam Cumulum quidam, Conclusionem alii vocant. Eius duplex ratio est, posita aut in rebus, aut in affectibus.

§. II.

Ehe er nun dieses thut, ist es nöthig, nach Art der Alten, erstlich eine kurze Wiederholung seiner Beweisgründe anzustellen, dadurch er die Wahrheit seines Satzes dargethan hat. Oft hat der Zuhörer kein so starkes Gedächtniß, oder keine so große Aufmerksamkeit, alles zu behalten, was er gehöret hat. Folglich dient es denn zu seiner Ueberredung nicht wenig, wenn man seiner Schwachheit zu statten kömmt, und ihn nochmals dessen erinnert, worauf er Achtung geben muß, wenn er überzeuget werden will. Der Beyfall nämlich, den ein Redner von ihm haben will, soll vernünftig und gegründet seyn: Darum will er ihn auch nicht nur bloß durch die Affecten erschleichen, sondern auf eine rechtschaffene Art, durch Beweise erzwingen. Jenes würde sich für einem redlichen Mann nicht wohl schicken, und könnte auch von der falschen Beredsamkeit zu Ausbreitung der Irrthümer, und zu Beförderung des Bösen gemisbrauchet werden. Dieses aber kann niemand thun, als der bey seiner Sache ein gutes Gewissen hat, und sich, so zu reden, nicht scheuet, seine Gründe noch einmal der Prüfung des Zuhörers zu unterwerfen. Ja vielmals thut auch die kurze Zusammenfassung aller Beweise in eins eine bessere Wirkung in den Gemüthern, als vorhin die einzelnen Gründe in aller ihrer Weitläuftigkeit thaten.

§. III.

Doch gehöret zu dieser Wiederholung die Klugheit, daß man sie nicht allezeit auf einerley Art mache. Man muß sich aller beständigen Formeln enthalten, womit gewisse Redner ihre Peroration anzufangen pflegen. Da heißt es gemeiniglich: Und also hätten wir Eurer Andacht in der Furcht des Herrn :c. Nichts steht einem geschickten Redner übler an, als dergleichen verdrüßliche Einförmigkeit. Man muß seine Wiederholung ganz ungezwungen in die Rede einzuflechten, und sie bald so, bald anders anzubringen bedacht seyn; damit man gleichsam von ungefähr darauf gekommen zu seyn scheinen, und seine Zuhörer nicht überdrüßig ma-

chen möge, selbige anzuhören. So macht es Demosthenes in seiner ersten phil. Rede. Er thut einen Ausruf:

O wenn wir doch lieber, an statt des allen, klüglich erwegen wollten, daß Philippus unser Feind ist; daß er uns alles unsre nimmt; daß er sich schon eine geraume Zeit so trotzig gegen uns erwiesen; daß alles, worauf wir uns verlassen haben, uns nunmehr zuwider ist; daß wir uns ins künftige auf nichts, als auf uns selbst Hoffnung zu machen haben; und daß wir, die wir itzo mit ihm dort nicht Krieg führen wollen, vielleicht ehestens hier, wo ich rede, mit ihm werden fechten müssen: Wenn wir, sage ich, dieses alles klüglich erwegen wollten; so würden wir vernünftig handeln, und uns aller thörichten Fabeln entschlagen.

Eben so geschickt hat Cicero seine Wiederholungen anzubringen gewußt: Wie unter andern aus der Rede für den Archias erhellet. Denn nachdem er mit allen seinen Gründen fertig ist, die zu Vertheidigung desselben dienlich waren, und die Richter zur Gewogenheit gegen ihn, als einen Poeten, bewegen konnten: So apostrophirt er dieselben gleichsam bittweise, wiederholt aber zugleich alles, was er vorhin ausführlich vorgebracht hatte:

Ey so erhaltet denn, ihr Richter, diesen Archias, der eine solche Schamhaftigkeit besitzet, daß sie durch die Zuneigung seiner Freunde sowohl, als durch ihren eigenen Werth und durch ihre besondre Schönheit gebilliget wird; den Archias, dessen Geist und Witz so groß ist, als man dasjenige schätzen muß, was von so vielen großen Männern geliebet worden; den Archias, dessen Sache endlich so beschaffen ist, daß sie durch die Gesetze, durch das Ansehen einer Stadt, durch das Zeugniß Lucullს, durch das Register Metells bestätiget worden. Da es nun mit dem allen seine Richtigkeit hat, so bitte ich euch, ihr Richter, wenn etwa in so wichtigen Dingen nicht nur ein menschlicher, sondern auch ein göttlicher Vorspruch nöthig ist, daß ihr denjenigen, der Euch, der eure Feldherrn, der die Thaten des römischen Volkes allezeit gepriesen; der auch in dieser neuen Gefahr, die so wohl mich als euch ins besondre betrifft, uns auf ewig ein rühmliches Zeugniß zu geben verspricht; und der endlich in die Zahl derer gehört, die

allezeit für heilig gehalten und so genennet worden, dergestalt in euren Schutz nehmen wollet, daß er mehr durch eure Gelindigkeit unterstützet, als durch eure Schärfe verletzet zu seyn scheinen möge.

§. IV.

Wenn nun dergestalt der Innhalt der ganzen Rede dem Zuhörer nochmals vor Augen gestellet worden: So folget von Rechts wegen die Erregung der Affecten. Cicero in seinem I B. von der Erf. erzählet hier nur hauptsächlich zweene, indignationem & conquestionem, wie oben gedacht worden. * Folglich erhellet aus beyden, daß er es für nöthig gehalten haben, in einer gerichtlichen Rede theils den Zorn der Richter und Zuhörer, wider den Gegenpart, theils ihr Mitleiden gegen den Clienten des Redners zu erregen. Was nun Cicero, in dieser besondern Art der Reden, von diesen beyden Gemüthsbewegungen für nöthig gehalten; das kann man überhaupt im Absehen auf alle Reden von allen Affecten für erwiesen ansehen. Wir wollen uns nämlich bey dem Beweise einer so klaren Sache nicht länger aufhalten. Qvintilian und Aristoteles sind ohnedem auf unsrer Seite. Und Cicero selbst ist in andern Stellen seiner rhetorischen Schriften eben der Meynung. ** Ist es nun eine lobwürdige Eigenschaft eines Redners, wenn er in dem Gemüthe seiner Zuhörer Freude, Trauren, Lachen und Weinen, Gunst und Haß, Verachtung und Neid, Mitleiden und Scham, Reue

* Jene erkläret er so: Indignatio est oratio, per quam conficitur, vt in aliquem hominem magnum odium, aut in rem grauis offensio concitetur. Von dieser aber schreibet er dergestalt: Conquestio est oratio, auditorum misericordiam captans.

** Z.E. in seinem Brutus Cap. L. heißt es, da er einem Redner loben will: Tu artifex, quid quaeris amplius? Delectatur audiens multitudo & ducitur oratione, & quasi voluptate quadam perfunditur. Quid habes, quod disputes? Gaudet, dolet, ridet, plorat, fauet, odit, contemnit, inuidet, ad misericordiam inducitur, ad pudendum, ad pigendum, irascitur, miratur, sperat, timet.

und Zorn, Bewunderung, Hoffnung und Furcht zu erwecken weis, wie er in der angezogenen Stelle zu verstehen giebt: So muß er sich allerdings auf die Kunst legen, und alle Mittel anwenden, solches zu bewerkstelligen.

§. V.

Dieses nun glücklich auszurichten, ist vor allen Dingen eine sattsame Erkenntniß der menschlichen Gemüther nöthig. Ein guter Redner muß also sonderlich sich selbst, und sodann auch andre Menschen aus dem Grunde kennen. Er muß in der Erfahrung selbst, vermittelst einer großen Aufmerksamkeit und philosophischen Scharfsinnigkeit wahrgenommen haben, durch was für Vorstellungen und Gegenstände diese oder jene Leidenschaft zu entstehen pflegt. Ja er muß durch Hülfe der Sittenlehre alle Tiefen des menschlichen Herzens erforschet haben. Aus diesen Qvellen hat Demosthenes seine Stärke, in Erregung der Gemüthsbewegungen, geschöpfet; sintemal er lange ein Schüler Platons gewesen. Eben daher hat Aristoteles die vortrefflichen Regeln genommen, die er in seiner Rhetorik den Rednern vorschreibt. Daher hat auch Cicero seine ungemeine Gewalt über die Herzen der Zuhörer gehabt, welcher auch die aller gesetztesten Gemüther nicht zu widerstehen vermocht. Denn wenn er in seinem Brutus die Ursachen erzählen will, warum er im Reden so viel Ruhm erlanget habe: So sagt er im XCIII Cap. unter andern: Es sey niemand vorhanden gewesen, der gelehrter als der Pöbel, und in der Weltweisheit recht gesetzt gewesen sey, als welche die Mutter aller schönen Thaten und Worte wäre. Niemand hätte den Richter aufzumuntern und zu ergetzen, niemand denselben zum Zorne zu reizen, oder ihm Thränen in die Augen zu bringen gewußt. Dieses alles hatte Cicero aber in seiner Gewalt, da er die ganze Philosophie der Griechen vollkommen inne hatte, und sich derselben zu rechter Zeit zu bedienen wußte. Ich will also hier auch aus der Weltweisheit das Nöthige wiederholen, und aus der Natur der Affecten die Regeln herleiten, wie man sie theils erregen, theils aber auch dämpfen könne. Wer sie aber aufs voll-

ständigste wissen will, der muß des Aristoteles Rhetorik mit Fleiß durchgehen, sonderlich sein ganzes andres Buch, als welches ganz davon handelt.

§. VI.

Die Gemüthsbewegungen sind entweder angenehm, oder verdrüßlich: Jene sind also ein hoher Grad der sinnlichen Lust; diese hergegen ein hoher Grad des sinnlichen Abscheues. Alle Lust entsteht aus der Vorstellung gewisser vermeynter Güter; alle Unlust aber aus der Vorstellung gewisser vermeynten Uebel. Soll nun eine oder die andre in sehr hohem Grade entstehen: So muß entweder das Gut oder Uebel sehr merklich groß zu seyn scheinen; oder es müssen sich sehr viele kleine Güter, oder Uebel dem Gemüthe auf einmal darstellen. Und dieses letztere ist in den Leidenschaften das gemeinste. Denn aus der verwirrten Vorstellung vieles Guten und Bösen entstehen sie eigentlich in der Seele: Daher haben denn die Sinne mehr Theil daran, als der Verstand. Hieraus fließen nun die beyden Hauptregeln zu Erregung und Dämpfung der Gemüthsbewegungen. I. Will man einen angenehmen oder verdrüßlichen Affect erregen; so stelle man seinem Zuhörer alle das Gute, oder alle das Böse, in großer Menge, und sehr geschwinde hinter einander vor die Augen, welches an einer Person oder Sache befindlich ist, oder doch zu seyn scheinet. Dieses nun recht zu bewerkstelligen, muß ein Redner sehr scharfsinnig seyn, zu erst selbst viel an einem Dinge wahrzunehmen, was zu seinem Zwecke dient. Hernach muß er auch viel Witz haben, um durch einen Strom von nachdrücklichen und lebhaften Worten seine Gedanken feurig vorzutragen. Denn wenn dergleichen Vorstellungen gar zu mager und schläfrig geschehen: So verlieren sie alle ihre Kraft. II. Will man einen Affect unterdrücken oder dämpfen; so muß man dem Zuhörer zeigen, daß entweder das Gute, oder das Böse, an der Sache nicht vorhanden sey, welches er daran zu sehen meynet; oder daß es wenigstens so groß, oder so zahlreich nicht sey, als es ihn bedün-

ket. Auch hier kann er der obigen Eigenschaften nicht entbehren; wiewohl sonst noch mehr Einsicht dazu nöthig ist.

§. VII.

Doch wir müssen auch besondre Regeln von den vornehmsten Affecten geben. Die Liebe ist zwar eine Bereitschaft, aus dem Glücke eines andern ein Vergnügen zu schöpfen: Sie entsteht aber aus dem Gefälligen, das jemand an einer Person wahrgenommen zu haben glaubet; es sey nun dieses von welcher Gattung es wolle. Will man also dieselbe in seinen Zuhörern erregen, so beschreibe man ihnen alle das Gute, so an einer Person oder Sache befindlich ist, oder doch zu seyn scheinet: Ihren guten Verstand, ihre sämmtliche Gemüthsgaben, ihr redliches Herz, ihr gutes Verhalten, ihre Tugenden, ihre Geschicklichkeiten des Leibes u. s. w. Und da es außer der Liebe des Wohlwollens auch eine Liebe der Erkenntlichkeit giebt; die aus denen von jemand genossenen Wohlthaten entsteht: So nehme man, wo es möglich ist, auch diese zu Hülfe, und führe es dem Zuhörer zu Gemüthe: Wie gut der andre gegen ihn gesinnet sey, was er ihm schon für Gutes gethan habe, oder doch zu thun geneigt gewesen sey. Man zeige ihm ferner, daß selbiger es ohne Eigennutz, aus bloßer Liebe gegen ihn, gethan; ja noch ferner zu thun bereit sey, wenn er sich nur nicht selbst um seine Gunst bringen würde. Da aber auch die Vergleichung mit andern, die in gleichen Umständen sind, viel hierzu beytragen kann: So zeige man, daß hundert andre, die doch eben das Vermögen, und eben die Gelegenheit gehabt, ihm Gutes zu thun, solches dennoch nicht gethan hätten; und was dergleichen Vorstellungen mehr sind, die aus den besondern Umständen der Zeiten, Oerter und Personen herzunehmen seyn würden. Zum Exempel kann uns des Cicero Rede für den Archias dienen, darinn er die Römer zur Liebe gegen diesen Poeten bewegen will. Er beschreibt erst weitläuftig seine gute Eigenschaften: Hernach setzet er auch hinzu, daß er die Römer schon in seinen Gedichten gepriesen habe und noch preisen wer-

de. Die folgende Stelle ist so schön, daß ich sie hieher setzen muß.

Die Colophonier sagen: Homerus sey ihr Landsmann; die Chier geben ihn für den ihrigen aus; die Salaminier eignen ihn sich zu; die Smyrner aber behaupten, daß er ihnen angehöre, daher sie ihm auch einen Ehrentempel in ihrer Stadt gewidmet haben. Viele andere streiten auf eben die Art unter einander um diese Ehre. Dergestalt eignen sich diese alle einen Fremden auch nach dem Tode zu; bloß weil er ein Poete gewesen: Wir aber wollen diesen Lebendigen verstoßen, der doch seiner Neigung, und selbst den Gesetzen nach der Unsrige ist? Hierzu kömmt noch, daß Archias seine ganze Fähigkeit angewandt hat, die Ehre und das Lob des römischen Volkes zu preisen. Er hat nämlich schon in seiner Jugend vom cimbrischen Kriege geschrieben; und ist auch so gar bey dem C. Marius beliebt gewesen, der doch sonst gegen diese Art der Gelehrsamkeit etwas hart zu seyn geschienen. Denn solch ein abgesagter Feind der Musen ist wohl niemand, daß er es nicht sollte leiden können, wenn ein ewiges Lob seiner Thaten in Versen beschrieben würde.

Als man den Themistocles, jenen großen Athenienser, befragte: Was, oder wessen Stimme er am liebsten höre? soll er gesagt haben, dessen, der seine Tugend am besten preisen könnte. Und Marius hat gleichfalls den L. Plotius geliebet; weil er glaubte, daß seine Thaten von ihm am besten gerühmt werden könnten. Nun hat aber Archias den ganzen mithridatischen Krieg, der so groß und schwer war, und auf so mannigfaltige Weise zu Lande und zu Wasser geführet worden, vom Anfang bis zum Ende beschrieben: Welche Bücher gewiß nicht nur den L. Lucullus, einen tapfern und berühmten Helden; sondern auch den Namen des römischen Volkes verherrlichen. Denn das römische Volk hat unter der Anführung Lucullš zuerst Pontus eröffnet, eine Landschaft, die vormals mit königlichen Kosten, ja selbst durch die Natur der Gegenden, befestiget war. Des römischen Volkes Kriegesheer hat unter eben diesem Anführer, mit einer mäßigen Anzahl, die unzählbare Macht der Armenier in die Flucht geschlagen. Das römische Volk hat den Ruhm, daß es die wohlgesinnte Stadt der Cyzicener, auf Anrathen eben desselben, von allen königlichen Anfällen befreyet, ja sie, so zu reden, dem Kriege aus dem Rachen gerissen und erhalten hat.

Unsre unglaubliche Seeschlacht bey Tenedum wird allezeit gelobet und gepriesen werden, da L. Lucullus so tapfer gefochten, daß die Heerführer der Feinde erschlagen und ihre Flotte sammt ihnen versenket worden. Unsre Siegeszeichen, unsre Ehrenmäler, unsre Triumphe, sage ich, werden in stetem Andenken bleiben. Von welchen Scribenten nun diese Dinge beschrieben werden, von denen wird auch der Ruhm des römischen Volkes gepriesen.

§. VIII.

Das Gegentheil von der Liebe ist der Haß, oder die Bereitschaft, sich an dem Unglücke eines andern zu vergnügen. Diese Leidenschaft entsteht aus dem vielen Misfälligen, so man an jemanden wahrgenommen zu haben meynet. Will man also den Haß erwecken, so zeige man seinen Zuhörern, was eine Sache oder Person für Unvollkommenheiten an sich hat: Wie böse oder schädlich, wie ungerecht, unbillig, undankbar, grausam, stolz, geizig, niederträchtig, faul, verschwenderisch, falsch und untreu ein solcher Mensch ist, den man verhaßt zu machen willens ist. Ja da auch das äußerliche Wesen, so die Sinne rühret, eine Unlust oder einen Abscheu erreget, und also zu Beförderung des Hasses dienen kann: So kann man gar die Gestalt, Kleidung, Aufführung, Ungeschicklichkeit, Sprache, Gang und Wohnung mit dazu nehmen. Ferner pflegt auch der Umgang eines Menschen mit verhaßten Leuten, sein Geschlecht und Vaterland, sein übelerworbenes Vermögen, seine durch eigene Schuld entstandene Armuth, u. d. g. zu Erregung des Hasses nicht wenig beyzutragen. Doch muß ein kluger Redner bey dem allen auf die besondern Umstände der Personen sehen. Denn wie sich niemals alle diese Gründe zugleich anbringen lassen: So finden sich zuweilen noch ganz besondre Betrachtungen, die eins oder das andre vergrößern helfen. Z. E. Wenn jemand wackere Aeltern, gute Lehrmeister, und treffliche Exempel in seiner Familie gehabt hätte; doch aber aus der Art geschlagen wäre, alle Ermahnung seiner Freunde nichts geachtet hätte, u. s. w: So würde dieses

zeigen, daß ein solcher Mensch in der Bosheit ganz ersoffen wäre, und also einen billigen Haß verdienet hätte. Ein Exempel davon giebt Cicero in seiner Rede für den Ligarius, wo er den Tubero bey dem Cäsar verhaßt zu machen suchet, indem er seine vorige Feindschaft wider den Cäsar, seine Unbilligkeit in der Anklage, seine Grausamkeit in der Absicht dabey, und die bösen Folgen, die solche Anklage bey einem andern Oberherrn haben könnten, sehr lebhaft vorstellet. Aber auch dieses ist länger, als daß es hier völlig Platz finden könnte. Man begnüge sich hier mit einer kleinen Probe:

Du beschuldigest ihn dessen, was er gesteht: Aber noch nicht genug. Du klagest denjenigen an, dessen Sache entweder besser ist, als die deinige, wie ich dafür halte; oder die doch der Deinigen ganz gleich ist, wie du vermeynest. Das ist nun schon sehr wunderlich; aber noch weit seltsamer ist das, was ich noch hinzu setzen will. Deine Anklage hat nicht nur die Kraft, den Ligarius verdammen, sondern ihn gar ums Leben bringen zu lassen. Dergleichen hat vor dir noch kein römischer Bürger gethan. Das ist ein ausländisches Verfahren! Die leichtsinnigen Griechen, oder die grausamen Barbarn pflegen in ihrem Hasse so blutdürstig zu seyn. Denn was ist wohl sonst deine Absicht? Soll er nur bloß zu Rom nicht leben? Soll er nur sein Haus meiden? Soll er nur mit seinen liebsten Brüdern, nur mit diesem gegenwärtigen T. Brochus, als seinem Vetter, nur mit dessen Sohne, nur mit uns nicht an einem Orte leben? Soll er sich nur in seinem Vaterlande nicht aufhalten? Sage mir, ist er denn itzo darinnen? Kann er wohl aller dieser Dinge mehr beraubet werden, als er es itzo schon ist? Er ist ja schon aus Italien verbannet. Er lebt in der Fremde. So willst du ihn denn nicht seines Vaterlandes, dessen er schon beraubet ist, sondern seines Lebens berauben? Wahrlich! so hat noch niemand einen andern, auch nicht einmal bey demjenigen Dictator angeklaget, der doch alle, denen er gehässig war, am Leben strafete. Er selbst befahl umzubringen, ob es gleich niemand verlangte; ja er setzte wohl gar Belohnungen darauf: Gleichwohl ist diese Grausamkeit von dem gegenwärtigen Cäsar, den du itzo gern grausam machen willst, gerochen worden.

§. IX.

§. IX.

Mit dem Hasse hat oft der Zorn eine Verwandschaft, welcher eine Begierde ist, demjenigen etwas Uebels zuzufügen, der uns vorher beleidiget hat. Es entsteht aber der Zorn aus der großen Unlust, die man über das Unrecht empfindet, das uns ein andrer angethan hat. Will ich also den Zorn meiner Zuhörer gegen jemanden erwecken: So muß ich ihnen zeigen, wie sehr sie von demselben beleidiget worden. Dazu ist nun dienlich, daß man theils darthue, wie wenig sie solches an ihm verdienet hätten; indem sie ihm niemals etwas zuwider gethan, wohl aber viel Gutes gegönnet und erwiesen; theils aber, wie boshaft und muthwillig er solche Beleidigung unternommen. Man muß ferner zeigen, daß solches sein erstes nicht sey; oder wenn es ja sein erstes wäre, so hätte es ihm bisher nur an Gelegenheit darzu gefehlet: Ja es läge an ihm nicht, daß er es nicht noch viel ärger gemacht hätte; sondern nur an den Umständen und an seinem Unvermögen. Man kann hinzusetzen, seine Beleidigung sey mit einer Verachtung der Beleidigten verbunden; indem er sie nicht für fähig hielte, sich an ihm zu rächen. Er hätte so und so davon gesprochen, und wohl gar Spöttereyen und Drohungen hinzugesetzt. Ferner kann man sagen, daß die Unempfindlichkeit gegen einen so frechen Feind ihn nur noch trotziger machen, und dem Beleidigten noch viel mehrern Schaden zuziehen würde. Zuweilen ist der Beleidiger wohl gar geringer von Stande, Vermögen, Wissenschaft, Geschicklichkeit, Jahren und Kräften: Und alsdann kann man es also desto schimpflicher vorstellen, daß ein so nichtswürdiger Mensch das Herz gehabt, Leute, die besser sind, als er, zu beleidigen. Zum Exempel kann hier des Demosthenes I philippische Rede dienen, darinn er den König in Macedonien verhaßt zu machen suchet. Es heißt im Eingange:

Ihr sehts ja wohl, wie es steht, ihr Athenienser, und wie verwegen der Mensch schon geworden ist. Er läßt euch ja nicht mehr die Freyheit, ob ihr Krieg oder Frieden haben wollet;

wollet; sondern er drohet euch, und bedienet sich dabey der hochmüthigsten Ausdrückungen. Er ist damit nicht zufrieden, was er schon hat, sondern unternimmt immer größere Dinge, und verstricket euch rings umher in eurer Trägheit und Langsamkeit. Wenn werdet ihr Athenienser einmal anfangen eurer selbst wahr zu nehmen? Vielleicht wenn die höchste Noth euch dazu zwingen wird! Was dünket euch aber von dem allen, was itzo geschieht? Meines Erachtens kann ja freye Leute keine größere Noth betreffen, als die Gefahr, in Schimpf und Schande zu gerathen.

§. X.

Dem Zorne ist das Mitleiden entgegen gesetzt; und dieses ist eine heftige Unlust über das Elend eines Menschen, den wir eines bessern Glückes würdig achten. Selbiges entsteht aber aus der Gunst oder Liebe desjenigen, dessen Noth und Leiden uns bekannt wird. Wollen wir also das Mitleiden erregen, so müssen wir erstlich machen, daß die Zuhörer dem Nothleidenden, dessen sie sich erbarmen sollen, gewogen und zugethan werden, oder ihn gar lieben mögen. Dieses geschieht nun nach der obigen Vorschrift, da wir wissen, wie die Liebe erwecket wird. Hernach muß man seinen elenden Zustand auf das kläglichste beschreiben; seine Noth mit lebendigen Farben abmalen; die Größe derselben durch die Vergleichung mit geringern Zufällen, durch die Länge der Zeit, durch den Mangel aller Hülfe und Hoffnung recht vor Augen stellen. Man muß hinzusetzen, daß er dieses alles unschuldig leide; daß er zum wenigsten ein so großes Unglück nicht verdienet habe; daß nicht allein er, sondern auch die Seinigen, Freunde, Geschwister, Weib und Kind dabey leiden müßten. Man kann auch sagen, daß nur ein jeder Zuhörer selbst sich vorstellen möchte, wie es ihm zu muthe seyn würde, wenn er sich in dergleichen Umständen befinden sollte. Endlich kann man wohl gar versichern, daß solch ein Exempel unerhört, ja in keinen Geschichten anzutreffen sey; daß der Nothleidende um einer guten Sache, um der Religion, um der Liebe zur Wahrheit und Tugend halber leide; und was noch sonst die besondern Umstände an die

Hand

Hand geben können. Das schönste Exempel giebt des Cicero Rede für den Ligarius an die Hand. Diese ist fast ganz zu Erweckung des Mitleidens bestimmet. Doch mag folgende Stelle zur Probe dienen:

> Erhältst du Ligarium, so wirst du vielen von deinen nächsten Freunden einen Gefallen thun: Aber erwege dabey nur das, was du sonst zu erwegen gewohnt bist. Ich kann dir die tapfern Sabiner, denen du so viel zutrauest, ja das ganze sabinische Gebieth, den Kern von Italien, und den rechten Arm der Republik, vorstellen. Du kennest diese Leute sehr wohl; aber siehe nur, wie betrübt und bekümmert sie sind. Siehe nur die Thränen dieses T. Brochus und die Traurigkeit seines Sohnes; denn ich weis wohl, wie er bey dir angeschrieben steht. Was soll ich von seinen Brüdern sagen? Halte doch nicht dafür, Cäsar, daß es hiebey nur auf einen Kopf ankomme. Du mußt entweder drey Ligarier aus der Stadt verbannen, oder du mußt drey Ligarier darinnen behalten. Sie wollen aber viel lieber, wer weis wohin, verbannet seyn, als ihr Vaterland, ihr Haus und Hof und ihre Heiligthümer behalten, wenn dieser einzige nur in der Fremde leben muß. Handeln sie nun darinn als Brüder, handeln sie gottsfürchtig; thun sie es mit Schmerzen: So laß dich doch durch ihre Thränen, durch ihre Tugend, durch ihre brüderliche Liebe bewegen. : : : Ertheilest du ihm nun diese Begnadigung, so wirst du sie nicht nur ihnen selbst, nicht nur allen anwesenden trefflichen Männern, nicht nur uns, als ihren Blutsfreunden, sondern der ganzen Republik wieder schenken!

§. XI.

Die Freude ist ein hoher Grad der Lust über ein gegenwärtiges Gut, das man erlanget zu haben vermeynet. Sie entsteht also aus der Vorstellung eines entweder wahrhaften, oder vermeynten Gutes, das demjenigen zu Theil wird, oder zu werden scheint, der sich erfreuet. Will man derowegen jemanden in Freude setzen: So zeige man ihm, daß ihm ein sehr großes, oder doch ein vielfältiges Gut bescheret sey. Man überführe ihn von dem merklichen Nutzen, der ihm davon zugewachsen ist, oder noch zuwachsen wird, und beschreibe denselben

selben, als ob er schon gegenwärtig wäre. Man zeige, daß sich unzähliche andre eben das Gut, oder doch dergleichen gewünschet, und es doch nicht erlanget hätten; imgleichen, daß er es viel eher und mit viel leichterer Mühe erlanget habe, als viele andre. Haben die Zuhörer durch ihre Geschicklichkeit oder Verdienste etwas dazu beygetragen, daß ihnen solch ein Gut zu theil geworden: So vergrößere man die Schwierigkeiten, die dabey gewesen; die sie aber dennoch überwunden hätten. Ist es aber ein bloßes Glück, oder die Gnade eines großen Herrn, daß sie dergleichen erlanget haben: So sage man, sie wären doch vor andern eines solchen Glückes werth geachtet worden. Man beschreibe auch wohl den Neid, den sie über den Besitz eines so trefflichen Gutes bey vielen bekommen würden: Denn auch dieser pflegt den Menschen gemeiniglich ihr Vergnügen zu vergrößern. Uebrigens merke man nur, daß auch die Befreyung von einem großen Uebel dieselbe Wirkung zu thun pflegt, die ein erlangtes wirkliches Gut hat. Ein Exempel davon giebt uns Cicero in seiner andern catilinarischen Rede, gleich im Anfange.

Endlich einmal, ihr Römer, haben wir den Catilina, der vor Tollkühnheit rasete, nach lauter Frevelthaten dürstete, den Untergang seines Vaterlandes boshafter Weise zu befördern suchte, und sowohl euch allen, als dieser Stadt, mit Schwerdt und Flammen drohete, aus unsern Thoren entweder hinaus gestoßen, oder ausziehen heißen, oder ihn doch beym Ausgange mit Worten begleitet. Er ist entgangen, entwichen, entlaufen, ja gewaltsam hinaus gedrungen. Nunmehro wird dieses Ungeheuer, diese Mißgeburt, in unsrer Stadt, wenigstens in ihren Mauren, kein Verderben mehr anrichten. Unstreitig haben wir diesen einen Anführer eines einheimischen Krieges überwunden. Dieser Meuchelmörder wird sich nun nicht mehr mitten unter uns befinden. Weder auf dem Gefilde, noch auf dem Markte, noch auf dem Rathhause, noch in den Privathäusern wird man ihn mehr fürchten dörfen. Wir haben ihn ganz und gar ausgerottet, indem wir ihn zur Stadt hinaus getrieben. Nun können wir mit ihm ohne Hinderniß, als mit einem offenbaren Feinde, Krieg führen. Ja wir haben zweifelsfrey den Mann

herrlich überwunden und zu Grunde gerichtet, da wir ihn genöthiget, aus einem heimlichen Meuchelmörder ein öffentlicher Räuber zu werden.

Daß er aber kein blutiges Eisen, wie er wohl gewünschet, mit sich davon gebracht, daß er uns lebendig hier hat lassen müssen, daß wir ihm den Stahl aus den Händen gewunden, daß er die Bürger in gutem Wohlstande, daß er die Stadt noch stehend zurücke gelassen: Was meynt ihr wohl, wie sehr ihn das schmerzen und martern muß? Nun liegt er ganz zu Boden geschlagen, ihr Römer, ja er fühlt es selbst, daß er getroffen und niedergeworfen sey. Und wahrhaftig, er drehet seine Augen öfters nach dieser Stadt zurücke, und bedauret es, daß sie ihm aus dem Rachen gerissen worden: Diese aber scheinet mir zu frohlocken, daß sie eine solche Pestilenz ausgespicen und hinaus geworfen hat.

§. XII.

Die Traurigkeit ist ein heftiges Misvergnügen über ein gegenwärtiges Uebel, welches entweder sehr groß oder sehr zahlreich und vielfach ist. Sie entsteht also aus der Einbildung, daß man entweder ein großes Gut verlohren, oder selbst ein großes Uebel erlitten habe. Will man nun in den Gemüthern seiner Zuhörer die Traurigkeit erregen: So muß man ihnen die Größe ihres Verlustes, oder des Uebels, das sie betroffen, recht lebhaft abschildern. Man muß ihnen zeigen, daß dieses Unglück längst zu besorgen gewesen, daß ein jeder schon zum Voraus gezittert habe, wenn er nur daran gedacht; itzo aber sey es wirklich erfolget. Er muß wünschen, daß er nicht davon reden dörfte, weil es gar zu betrübt wäre, auch nur daran zu gedenken. Er muß um Vergebung bitten, daß er unordentlich und verwirrt davon sprechen würde: Weil es ihm der Schmerz nicht anders verstattete. Alsdann muß er alles dasjenige namhaft machen, was durch solch einen unglücklichen Zufall betrübet worden. Er muß stückweise eine große Menge desjenigen erzählen, was dadurch verlohren gegangen, was man böses erlitten habe, und was noch zu besorgen sey. Er muß verschiedene Arten der Leute, allerley Stände, viele Städte, ja Provinzen und Länder klagend ein-

einführen, und ihrer aller Leid für gerecht erklären. Er muß die Urheber dieses Unglücks in voller Bewegung anreden, und sie entweder einer Grausamkeit beschuldigen, oder sie selbst zum Erbarmen zu bewegen suchen. Er muß endlich auf die besondern Zeiten und Oerter sehen, dadurch oft ein solcher Fall noch trauriger wird. Ja er muß ihn mit andern Fällen vergleichen, die man selbst erlebt hat, oder die andere sonst erfahren haben, und zeigen, daß dieser Fall weit schwerer sey, als alle übrige. Ein vollkommen schönes Exempel giebt uns hier Fleschier, in der Rede auf den Marschall von Turenne; daraus ich aber nur diese Stelle zur Probe geben will.

Es fehlt nicht viel, daß ich hier nicht stecken bleibe. Ich werde irre, meine Herren. Turenne stirbt! Alles kömmt in Unordnung; das Glücke wanket; der Sieg wird müde; der Friede entfernet sich; die guten Absichten der Bundesgenossen werden matt; die Herzhaftigkeit der Soldaten wird durch den Schmerz niedergeschlagen, und durch die Rachgier wieder ermuntert. Das ganze Lager bleibt unbeweglich. Die Verwundeten denken an den erlittenen Verlust, nicht aber an ihre Wunden. Die sterbenden Väter schicken ihre Söhne, den entseelten Feldherrn zu beweinen. Das traurende Heer ist mit seinem Leichenbegängnisse beschäfftiget: Und das Gerüchte, welches ungewöhnliche Fälle so gern in der Welt ausbreitet, erfüllet dieselbe mit der Erzählung von dem herrlichen Leben dieses Prinzen, und von seinem bedaurenswürdigen Tode.

Was für Seufzer, was für Klagen, was für Lobsprüche erschallten nicht damals in Städten und auf dem Lande! Der eine sieht seine Saat wachsen, und preiset das Andenken desjenigen, dem er die Hoffnung seiner Ernte zu danken hat. Der andre geneußt noch in Ruhe seines väterlichen Erbes, und wünschet demjenigen den ewigen Frieden, der ihn vor der Unordnung und Grausamkeit des Krieges geschützet hat. Hier opfert man das anbethenswürdige Opfer Jesu Christi für die Seele desjenigen, der sein Blut und Leben für das gemeine Beste aufgeopfert hat. Dort bauet man ihm ein Trauergerüste, wo man ihm Triumphbogen aufzurichten gedachte. Ein jeder suchet sich die herrlichste Stelle aus ei-

nem so schönen Leben aus. Alle unterfangen sich, ihn zu loben, und ein jeder, der sich durch seine eigene Seufzer und Thränen unterbricht, bewundert das Vergangene, beklaget das Gegenwärtige, und zittert vor dem Künftigen. So beweinet nun das ganze Königreich den Tod seines Beschützers, und der Verlust eines einzigen Mannes ist ganz allein eine allgemeine Trübsal.

§. XIII.

Mit der Traurigkeit hat die Furcht viel Gemeinschaft. Diese ist eine starke Unlust über ein bevorstehendes Uebel; und je größer, je vielfältiger solches einem vorkömmt, desto größer wird seine Furcht. Will man also dieselbe erwecken, so muß man ihm zeigen, das Uebel, welches man bisher nicht vermuthet, sey nunmehro vor der Thüre; es werde einbrechen und auch so gar diejenigen betreffen, die es nicht hätten glauben wollen. Man muß hinzusetzen, daß es größer seyn werde, als man sichs vielleicht eingebildet hätte; und dasselbe zu dem Ende, durch die Beschreibung aller Umstände, wahrscheinlich machen. Man muß zeigen, wie vieler, und wie großer Güter es uns berauben, wie mancherley Böses es mit sich führen, und wie elend es dadurch unsern Zustand machen werde. Man muß zeigen, daß es unmöglich seyn würde, ihm zu entgehen; daß unsre Kräfte viel zu ohnmächtig wären, ihm zu widerstehen; daß wohl stärkere Schultern demselben hätten unterliegen müssen, und daß man sich dabey auf niemands Hülfe zu verlassen hätte. Man kann die Länge der Zeit, die selbiges dauren wird, und die andern Umstände mit dazu nehmen, die alles desto wahrscheinlicher und fürchterlicher machen. Ja der Redner selbst kann sich furchtsam anstellen, indem er sagt, daß ihm selbst die Haare zu Berge stünden und die Haut schauerte, wenn er daran gedächte. Er kann sein Mitleiden gegen diejenigen zum Voraus bezeugen, die das Uebel treffen wird, und einen herzlichen Wunsch nach dem andern thun, daß es ihm doch möglich wäre, sie aus der instehenden so schrecklichen und unausbleiblichen Gefahr zu erretten. Zum Exempel kann hier der

der größte Theil der Predigt des Herrn Abts Mosheim dienen, darinn er eine Betrachtung des Todes angestellet hat. Sie steht im dritten Theile s. heil. R. auf der 1167 S. der größern Ausgabe. Uns soll nur eine Stelle davon auf der 1207 u. f. Seite zur Probe dienen.

Was sehen wir, wenn wir etwa mit unsern Gedanken auf das Gegenwärtige fallen? Ihr, die ihr zuweilen bey den Betten eurer sterbenden Freunde gestanden und ihren Tod abgewartet habt, könnt selber leicht antworten. Wir sehen einen ausgezehrten Leib, der seine Gestalt verlohren hat; eine welke Haut, die für einen andern Körper scheint geschaffen zu seyn und unsern Gliedern nicht gerecht ist; schlaffe Gebeine, die bereits aus einander gehen wollen, und ihre Fugen von selbst zu verlassen scheinen. Wir fühlen ein träges Geblüte, welches hier und da schon stille stehet, und nicht mehr durch alle Gefäße dringen kann; einen Mangel der Wärme, die zum Leben gehöret; eine Abnahme des Gesichtes und der übrigen Sinne; eine schmerzhafte Empfindung nach der andern. Was muß nicht ein Verstand, der sich selbst gelassen ist, für traurige Betrachtungen über diese Dinge anstellen? Wir sehen um unser Bette eine Anzahl von Freunden; von Weysen, von Angehörigen, in deren Gesellschaft und Umgang wir ehedem unser Vergnügen gefunden, die durch bittere Thränen ihren Schmerz entdecken und mit uns zu halben Leichen werden. Welch ein Anblick! Zuweilen erblicken wir gar diejenigen, die uns schon lange das Leben nicht gegönnet, und durch ihre Geberden und Blicke an den Tag geben, daß sie bald da zu ernten hoffen, wo sie nicht gesäet haben. Bald tritt ein Arzt herein, der die Achseln zucket, die schlechte Wirkung der vorgeschriebenen Mittel beseufzet, das Haupt über die neuen Zufälle, die man ihm erzählet, schüttelt, die Feder mit Wehmuth ergreifet, eine stärkende Arzney vorzuschreiben; und zuletzt die Hülfe des Herrn, als die einzige Hoffnung, die noch übrig ist, anwünschet: Das heißt, der uns mit behutsamen Worten den Tod ankündiget. Ihm folget ein Knecht des Herrn, der zuletzt sein Amt an uns verrichten soll, und der es mit Furcht und Ungewißheit verrichtet. Er thut, was er kann. Er prediget bald Gesetz, bald Evangelium. Er schrecket, warnet, tröstet, ermahnet; nachdem er es nöthig findet. Und wehe

dem, der nicht weis, ob er die Worte des Gesetzes auf sich ziehen soll! Wehe dem, der da zittert, wenn er von der Qval der Verdammten höret, und nicht weis, ob er sich freuen soll, wenn der Bothe des Herrn die seligen Wohnungen der Auserwählten zu seiner Erqvickung aufschleußt rc.

§. XIV.

Das Gegentheil von der Furcht ist die Hoffnung. Diese ist ein starkes Vergnügen über ein künftiges Gut, das uns wahrscheinlicher Weise zu Theil werden wird. Wie sie also aus der Vorstellung von einem jemanden bevorstehenden Gute entsteht: So sieht man leicht, wie man dieselbe bey seinen Zuhörern erwecken kann. Man muß ihnen erstlich eine lebhafte Beschreibung von einer gewissen guten Sache machen. Man muß sie als ein Gut vorstellen, das nicht gemein, sondern groß und selten ist; welches sich viele vergebens gewünschet hätten, und welches zu erlangen sehr schwer sey. Man muß zeigen, wie vielerley Vortheile, Ehre, Beqvemlichkeiten und Ergetzlichkeiten es bey sich führe, wenn man es einmal besitzet. Hierauf muß man anfangen, zu zeigen, daß es sich anließe, als ob es den Zuhörern wohl zu Theil werden könnte, wenn diese oder jene Schwierigkeit nicht im Wege stünde. Doch diese sey leicht zu heben, ja wohl gar schon wirklich gehoben; welches mit allen möglichen Gründen wahrscheinlich gemacht werden muß. Nunmehro wären also entweder gar keine, oder doch sehr geringe Schwierigkeiten mehr übrig. Diese würden sich auch in kurzem verlieren. Es stünde in der Gewalt der Zuhörer, sie ehestens aus dem Wege zu räumen. Man kann auch zu desto mehrerer Bestätigung sich auf Exempel andrer Leute berufen, die wohl noch schwächere Gründe gehabt, etwas zu hoffen, und doch ihres Wunsches theilhaftig geworden wären. So suchte Demosthenes in f. I phil. R. den Atheniensern gleich im Eingange eine gute Hoffnung zu machen. Denn nachdem er ihnen die Zaghaftigkeit aus dem Sinne zu reden getrachtet hatte: So macht ers ihnen sehr wahrscheinlich, daß es ihnen

nen nicht schwer fallen würde, den Sieg zu erlangen, wenn sie nur das Ihre thäten:

Derowegen, ihr Athenienser, wenn ihr euch künftig eben so verhalten wollt, welches ihr allerdings bisher nicht gethan habt; wenn ein jeder von euch ohne alle Säumniß oder Ausflucht, zum Besten der Republik, dasjenige beytragen will, was die Noth erfordert, und was in seinen Kräften steht; die Begüterten durch ihre reichliche Beysteuer, die junge Mannschaft aber durch ihre Kriegsdienste; und damit ichs kurz fasse, wenn ihr künftig eure eigene Kräfte brauchen, und endlich aufhören wollt, euch auf andre zu verlassen, die indessen, daß ihr selbst schläfrig seyd, alles allein thun sollen: So werdet ihr mit Gottes Hülfe das Eurige bald wieder erlangen; alles, was ihr durch eure Nachläßigkeit verlohren habt, zurücke bekommen, und euch nach Wunsche an euren Feinden rächen können.

Bildet euch doch nicht ein, daß Philippus ein Gott sey, dem es nothwendig allezeit wohl gehen, und dessen Glück unveränderlich seyn müsse. Nein, ihr Athenienser, es giebt Leute, die ihn hassen, die ihn fürchten, die ihn beneiden, und zwar selbst unter denen, die itzo seine besten Freunde zu seyn scheinen 2c.

§. XV.

Die Schamhaftigkeit ist eine merkliche Unlust über das Böse, das man an sich hat, oder begangen hat; wenn es bekannt und offenbar wird. Sie entsteht also aus Betrachtung seiner Unvollkommenheit und bösen Aufführung, zumal wenn man bedenkt, daß sie auch andern kund geworden, oder doch werden möchte. Will daher ein Redner dieselbe in seinen Zuhörern erwecken: So stelle er ihnen alles das vor Augen, was sie Böses an sich haben. Man vergleiche es mit andern, die ihres gleichen, ja wohl noch schlechter, als sie, seyn sollen, und zeige, daß ihnen selbige weit vorgehen. Mann stelle ihnen ihre Vorfahren, Aeltern und andre dergleichen Personen vor, von deren Fußtapfen sie weit abgewichen, und nehme alle übrige Umstände zusammen, die das üble Verhalten größer machen können. Ferner gebe man es den Zuhörern selbst zu bedenken, was andre, die solches ge-

gewahr würden, von ihnen denken und urtheilen würden. Man zeige, daß es unmöglich sey, dergleichen Urtheile zu vermeiden, indem die Sache ganz offenbar und handgreiflich sey. Sie könnten es weder leugnen, noch auf einige Weise entschuldigen. Ja gesetzt, daß es niemand wüßte, so könnte ein jeder es vor sich selbst nicht verhelen oder verantworten. Ein jeder müßte sich wenigstens vor seinem eigenen Gewissen schämen: Ja derjenige wüßte es, der auch ihre Herzen kennete. Sonst aber kann die Schamhaftigkeit auch wachsen, wenn man zeiget, daß das Böse nicht wenigen, geringen und unverständigen Leuten; sondern vielen, den vornehmsten und verständigsten Leuten bekannt sey, an deren Urtheile den Zuhörern überaus viel gelegen sey. Ein Exempel soll uns Herr Abt Mosheim geben. Es steht auf der 959. u. f. S. s. heil. Reden, nach der größern Auflage. Wir wollen nur folgende Worte auf der 963. u. f. S. davon hersetzen:

Wir wollen euch eine einzige Frage vorlegen, die in eurem Herzen den Ausschlag geben wird, ob ihr Ursache habt euch für so stark anzusehen. Fraget euch selbst: Wie viel Liebe habe ich noch gegen mich, gegen das, was ich besitze, und gegen die Meinigen, die mir angehören? Bin ich fertig, so bald der Herr ruft, Häuser, Aecker, Güter zu verlassen und ihm nachzufolgen? Bin ich gefaßt, das Pfand der Wahrheit mit dem Verluste der wenigen Güter, die ich besitze, der geringen Ehre, die mir der Herr zugeworfen, des mühseligen Lebens, so ich genieße, zu erkaufen? Es ist wenig, was wir aufzusetzen haben, die wir hier versammlet sind. Wir haben keine Churen, keine Fürstenthümer, keine Völker zu verlieren, wie unsre ersten Bekenner. Wir haben keine Herrschaften und Regierungen mit dem Gefängnisse zu vertauschen. Es ist wenig, was wir verlieren können. Wie viel gilt denn dieses wenige bey uns? Heißt dieses wenige Nichts bey uns, wenn wir es gegen die Wahrheit halten? Sind wir bereit, dieses wenige hinzugeben, um den Glauben zu behalten? Was antwortet euer Herz auf diese Frage? Regt sich nicht ein inwendiges Schrecken, wenn ihr recht daran gedenket? Steigen nicht, ich weis nicht was für unangenehme Regungen bey euch auf, wenn ihr an der Seite der Wahrheit, die ihr habt, Schmach,

Ver-

Verachtung, Armuth, Gefängniß, Scheiterhaufen; und an der Seite des Irrthums, den ihr verwerft, Ehre, Reichthum, Freyheit, Gnade und Leben erblicket? Was bedeuten diese Regungen? Was bedeutet diese geheime Angst? Was bedeutet dieser inwendige Widerstand? Eine rechtschaffene und lebendige Erkenntniß zeuget eine wahre Heiligkeit und Unschuld. Eine wahre Heiligung wirkt eine unerschrockene Freudigkeit, alles um des Namens Jesu willen zu dulden. Aber uns fehlt leider diese Großmuth! uns fehlt diese Freudigkeit! uns fehlt dieser unverzagte Geist! Unser Herz giebt uns Zeugniß davon. Was werden wir denn hieraus schließen? Zuerst dieses, daß wir weit von den Fußtapfen unsrer Väter abgewichen. Ihr Blut regt sich nicht in uns, ihr Geist ruht nicht auf uns. Wir sind nicht geschickt, eben so, wie sie, das Evangelium zu bekennen. Aber was müssen wir ferner schließen? daß wir mehr den Namen, als die Kraft der evangelischen Christen haben; daß weder eine rechtschaffene Erkenntniß, noch eine lebendige Heiligkeit unter uns sey.

§. XVI.

Die Ehrliebe ist das Gegentheil von der Scham, oder ein heftiges Vergnügen, über die guten Urtheile der Leute über unser Verhalten. Sie entsteht, wenn man jemanden die Ehre als etwas besonders und herrliches vormalet, hernach aber zeiget, daß er dieselbe entweder schon erlanget habe, oder noch erlangen werde, oder doch erlangen könne; wenn er sich nur auf diese oder jene Art bezeigen wolle. Will man sie nun in seinen Zuhörern erwecken, so thut man wohl, wenn man sie erst durch einiges Lob wegen ihrer bisherigen Aufführung zu gewinnen trachtet. Man muß sie auch wohl gar andern ihres gleichen in gewissen Stücken vorziehen, ihre Thaten erzählen, und durch Bennenung der Zeit, des Ortes und der Umstände etwas vergrößern. Hernach kann man hinzusetzen, daß die Ehre die schönste Belohnung edler Gemüther sey; daß alle große Leute die Ehre und den Ruhm geliebet; daß ohne diese lobwürdige Leidenschaft das meiste Gute in der Welt nicht geschehen würde. Daß hergegen nichts so schwer, nichts so groß und wichtig sey, das ein Ehrliebender nicht glücklich zu Stande bringen könne. Man muß

hinzusetzen, die Zuhörer hätten schon so viele Proben von ihrem edlen Triebe abgeleget, daß man alles von ihnen hoffen könnte. Man vermuthete gar nichts anders von ihnen, als daß sie in die löblichen Fußtapfen ihrer Vorfahren treten, ja es denselben noch weit zuvorthun würden. Aller Augen wären auf sie gerichtet, und tausend Zungen würden sie mit Lob und Ruhm krönen, wenn sie sich so löblich bezeigen würden. Die späte Nachwelt würde ihnen noch Ehrenmäler setzen, und ihr Gedächtniß der Ewigkeit einverleiben. Einige Exempel kann man im Curtius finden, wenn Alexander seine Soldaten vor einem Treffen anredet. Auch in der I phil. R. des Demosthenes kommen solche Stellen vor. Ich will aber aus des Cicero Rede für den Archias folgende Probe hersetzen:

> Denn was ich in meinem Bürgermeisteramte zugleich mit euch, zur Wohlfahrt dieser Stadt und des Regiments, zur Erhaltung der Bürger und zum Besten der ganzen Republik gethan habe, das hat dieser Archias in Versen zu beschreiben angefangen. So bald ich das vernahm, ermahnte ich ihn, fortzufahren, weil es mir eine wichtige und angenehme Sache zu seyn schien. Die Tugend verlanget nämlich keine andre Belohnung, als Lob und Ehre. Sobald aber dieses wegfällt, ihr Richter, was verlohnt sichs wohl der Mühe, daß wirs uns in diesem kurzen Leben so sauer werden lassen? In Wahrheit, wenn wir nichts Künftiges vorher sehen könnten, und wenn das Ende unsers Lebens allen unsern Gedanken ein Ziel steckte: So würde man sich weder mit so vieler Arbeit schwächen, noch mit so vielen Sorgen und schlaflosen Nächten quälen, noch so oft in Lebensgefahr wagen. Nun aber stecket in jedem edlen Gemüthe eine geheime Kraft, die das Herze Tag und Nacht durch den Sporn der Ehre aufmuntert, und ihm die Erinnerung giebt: Man müsse das Andenken seines Namens nicht mit dem Leben aufhören lassen, sondern selbiges bis auf die spätesten Nachkommen fortpflanzen.

Sind wir denn aber alle so verzagt, und so kleinmüthig? wir, sage ich, die wir des gemeinen Wesens halber in so vieler Arbeit und Gefahr schweben, daß, da wir bis an unsern letzten Othem keinen ruhigen Augenblick genießen, wir dennoch

noch dafür halten sollten, es würde im Tode alles mit uns aus seyn? Oder da viele treffliche Leute ihre Seulen und Bilder, so doch nur den Leib und nicht die Seele abschildern, aufs sorgfältigste hinterlassen haben: Sollten wir denn nicht vielmehr streben, auch von unsrer Klugheit und Tugend solche Abbildungen zu hinterlassen, die von geschickten Köpfen entworfen und ausgearbeitet worden? Zum wenigsten habe ich mirs eingebildet, daß alles, was ich gethan, schon damals, als ich es noch that, zum unsterblichen Andenken der ganzen Welt kund gemacht und ausgebreitet würde. Es mag nun dieses alles mir entweder nach dem Tode ganz unbekannt seyn; oder auch alsdann, nach der weisesten Männer Meynung, noch einem gewissen Theile meines Gemüthes angehören: So belustige ich mich doch schon itzo in Gedanken und in der Hoffnung daran.

§. XVII.

Die Reue ist ein hoher Grad der Betrübniß über eine oder mehr Handlungen, die man begangen hat, und für böse erkennet. Sie entsteht also aus der Ueberlegung seiner bisherigen Handlungen, und aus der Beurtheilung derselben, die selbige für böse, schändlich oder schädlich erkläret. Um nun dieselbe in seinen Zuhörern zu erregen, so muß man sie auf ihr voriges Verhalten aufmerksam machen. Man muß sie alles dessen stückweise erinnern, worinn sie irgend etwas versehen haben möchten. Man muß die Umstände mit dazunehmen, die oft eine Sache zu vergrößern, und eine böse That noch ärger und abscheulicher vorzustellen pflegen. Man kann hinzusetzen, die Sache sey gar nicht zu leugnen, sondern offenbar und bekannt. Es liege bereits am Tage, was derselbe vorgehabt oder gethan. Nun sey aber nichts schändlicher, als eine solche That. Er wäre der erste, der eine solche Bosheit oder Uebelthat zu begehen das Herz gehabt; oder er hätte es doch weiter darinn gebracht, als alle seine Vorgänger. Von seiner Person hätte man es am allerwenigsten vermuthet, daß er sich so vergehen würde, da ihn sein Geschlecht, Stand, Amt, Ansehen u. s. w. davon hätten abhalten können. Es sey aber auch die That für niemanden schädlicher,

licher, als für ihn selbst. Er habe sich dadurch zum Abscheu bey allen rechtschaffenen Leuten gemacht. Er habe sich Feinde zugezogen, die ihm zu mächtig wären: Und sie würden es ihn aufs empfindlichste fühlen lassen, wie sehr er sie beleidiget hätte. Ja die andern Folgerungen und Früchte seiner Thaten würden ihn ehestens auch betreffen. Sie wären schon vor der Thüre, und würden ihn, sein Haus, seine Ehre, sein Vermögen, ja alles, was ihm lieb wäre, mit der Zeit zu Grunde richten. Dieses muß man aus einigen wahrscheinlichen Muthmaßungen glaublich machen, und ihn selbst deswegen zu bedauren anfangen. Man sage also: Man wollte viel darum geben, daß es nicht geschehen wäre: Aber nun wäre es zu spät, und es stünde nicht mehr zu ändern, u. s. f. Ein Exempel könnte zwar leicht aus des Herrn Abt Mosheims Reden angeführt werden: Allein ich will aus des Cicero Isten catilin. Rede folgende Stelle hersetzen. Es heißt C. III, IV.

Denn worauf wartest du noch, Catilina, da weder die Nacht deine boshaften Zusammenkünfte verbergen, noch ein Privathaus die Stimme deiner Verschwörung in seinen Wänden erhalten kann? Aendre doch endlich deinen Sinn; glaube mirs, vergiß dein Morden und Brennen. Du bist überall gefangen; alle deine Anschläge sind uns klärer, als der helle Tag; und du kannst sie so gar mit mir wiederholen. Besinnest du dich nicht, daß etc. Kurz, du thust nichts, du hast nichts vor, du denkest so gar nichts, was ich nicht nicht nur hören, sondern auch sehen und ganz und gar fühlen sollte. Ueberdenke nur endlich die vorige Nacht mit mir: So wirst du sehen, daß ich viel schärfer für die Wohlfahrt der Republik wache, als du zum Verderben derselben. Ich sage also, daß du vorige Nacht zum Lecca ins Haus gekommen, und daß sich daselbst viele Gesellen deiner Raserey und deiner Frevelthaten versammlet haben. Kannst du es leugnen? Was schweigest du? Ich will dich überführen, wenn du es nicht gestehst? Denn ich sehe hier im Rathe einige, die auch dabey gewesen sind.

O ihr unsterblichen Götter! unter was für Leuten sind wir? In was für einer Stadt leben wir? Was haben wir

für

für eine Republik? Hier, hier, in unsrer Zahl, ihr ehrwürdigen Väter, in dieser majestätischen und alleransehnlichsten Rathsversammlung des ganzen Erdbodens, giebt es Leute, die auf meinen und unser aller Untergang, die auf den Ruin unsrer Stadt, und folglich des ganzen Weltkreises denken! rc. Da nun dieses also ist, Catilina, so fahre fort, wie du angefangen hast, zeuch endlich einmal aus der Stadt. Die Thore sind offen, mache dich davon! Dein mannlianisches Feldlager erwartet seinen Feldherrn schon längst. Führe alle die Deinigen; wo nicht, doch die meisten mit dir hinaus. Reinige die Stadt! Du wirst mich von einer großen Furcht befreyen, wenn nur zwischen dir und mir eine Mauer seyn wird. Bey uns kannst du unmöglich länger bleiben. Ich werde es nicht leiden, nicht dulden, nicht verstatten rc. Und was kann dir in dieser Stadt noch wohl gefallen? in welcher gewiß, außer deiner Rotte verruchter Bösewichter, kein einziger Mensch ist, der dich nicht fürchtet rc. Ich übergehe den Ruin deines Vermögens, den du in den nächsten Tagen vor Augen sehen, ja empfinden wirst.

§. XVIII.

Es sind freylich außer den bisherigen Gemüthsbewegungen noch verschiedene übrig, als z. E. die Zufriedenheit mit sich selbst, der Neid, die Eifersucht, die Verzweifelung, u. d. gl. die ein Redner auch zuweilen zu erregen Gelegenheit haben kann: Allein weil sie so selten vorkommen, so will ich mich dabey nicht aufhalten. Ein jeder, der sich in den obigen Arten eine Geschicklichkeit erworben hat, der wird sich leicht selbst dabey zu helfen wissen; sonderlich wenn er sich, in dem fleißigen Lesen der größten Redner, die Kunstgriffe derselben anmerket. Nur das Lachen ist noch übrig, und davon fragt es sich, ob es sich für einen Redner schicke, bey seinen Zuhörern ein Gelächter zu erregen? Von dem Cicero ist kein Zweifel, daß er es nicht für erlaubt gehalten, ja selbst bey Gelegenheit gebraucht hätte, seine Zuhörer in ernsthaften Materien aufzumuntern, und die zerstreuten Gedanken derselben von neuem aufmerksam zu machen. Qvintilian ist eben der Meynung gewesen. Im III Cap. seines IV B. handelt er ausführlich davon. Demosthenes hat auch in einigen

nigen Stellen seiner Reden gewiesen, daß er es nicht für unanständig gehalten, zuweilen seinem Zuhörer etwas lustiges vorzusagen: Nur er hat das Naturell nicht so dazu gehabt, als Cicero, indem jener von gar zu strenger und bitterer Gemüthsart, dieser aber zuweilen fast gar zu aufgeräumt gewesen.* Und da des Cicero sein scherzhaftes Wesen allezeit von der Niederträchtigkeit entfernt, und mit einer gewissen Wohlanständigkeit verknüpfet gewesen, so halte ich mit dem Qvintilian dafür, daß man nicht Ursache habe, ihn deswegen zu tadlen.

§. XIX.

Doch wie man das Lachen erregen könne, das ist durch keine Regel jemanden beyzubringen möglich. Ueberhaupt kann man wohl sagen, was das Auslachenswürdige ist, nämlich eine gewisse unschädliche Ungereimtheit eines Dinges, oder die doch nicht zu dem gänzlichen Untergange desselben gereichet. So war nun das Lächerliche in den gerichtlichen Formeln der römischen Rechtsgelehrten beschaffen, die mit sehr vielen Worten und Umschweifen nichts, oder sehr wenig sagten; worüber sich Cicero in der Rede wider den Servius Sulpicius, den Ankläger des Murena, so lustig machte. Es gehört also nur ein scharfsinniger Kopf dazu, der das Ungereimte an einem Dinge leicht gewahr werden, und mit solchen Worten zu verstehen geben kann, die es dem Zuhörer sehr klar vor Augen stellen. Zuweilen gehört auch einiger Witz dazu, wenn nämlich gar Gleichnisse von Dingen, die bekannter sind, gebraucht werden, um eine Sache, die nicht so gemein ist, lächerlich zu machen. So war des Demosthenes Exempel, da er in der I phil. R. seine Athenienser mit Bildschnitzern und Steinmetzen vergleichet, die sich Generale und Kriegsobersten erwählten und machten, nicht ins Feld, sondern auf den Markt zu stellen. Eben so ist auch das andre Gleichniß in eben der Rede beschaffen, da er sie mit ungeschickten Fechtern vergleicht, die nur immer mit der Hand dahin greifen, wo sie schon einen Streich bekommen



* Qvintilian schreibt: Plerique, Demostheni facultatem huius rei defuisse, credunt; Ciceroni modum.

men haben; die Hiebe aber gar nicht abzuwenden, vielweniger aber ihrem Gegner zuvorzukommen wissen. Dieses sind nun Proben von dem attischen Salze der Athenienser, das ist, von den subtilen Spötterenen und Scherzreden der Alten, die man in Rom urbanitatem zu nennen pflegte. Sie lernt sich am allerbesten im Umgange mit aufgeweckten Köpfen, die so vertraulich mit einander sind, daß sie alle ihre Einfälle heraussagen, und sonderlich in geschwinden Antworten ihrem Widerparte eines zu versetzen wissen. Z. E. soll mir hier der Herr Abt Mosheim in seiner Rede wider die Religionsspötter dienen; wiewohl auch in Gundlings Lobrede eine Menge solcher gesalzenen Einfälle vorkommen. Dort heißt es auf der 608 S. im II Theile:

> Es fehlt einmal denen, die den Höchsten verehren, an Kraft und Nachsinnen nicht, ihre Widersacher mit eben so vielem Glücke lächerlich zu machen. Die Sache ist leicht. Die Einbildung wird bald rege, wenn ein wenig fremde Hitze den Körper einnimmt. Der kleinste Verstand ist oft an thörichten Erfindungen der reichste. Man ersinnt Fabeln von den Bienen, um die Geheimnisse des Glaubens als Thorheiten vorzustellen. Aber wie viel Mühe würde es denn kosten, Fabeln von Eseln und Tygerthieren zu machen, die Feinde der Religion abzumalen? Sind wir denn so sinnreich nicht, daß wir etliche Stunden dazu anwenden könnten, Gedichte mit Gedichten abzuweisen? Man erfindet Reisen in unbekannte Südländer, um den Glauben der Knechte Christi in dem Bilde erdichteter Völker verdächtig zu machen. Allein wie schwer wäre es denn, Reisen in die Nordländer zu erdichten, um durch den Abriß einiger wilden Menschenfresser die Ungläubigen zu beschämen? Würde es denn so viel Geist erfordern, eine Gesellschaft von Ungläubigen, als eine Versammlung von Rasenden, abzubilden, oder in einem abgelegenen Winkel des Erdbodens ein Land zu setzen, worinn Leute wohneten, die den Unglauben mit ihrem Leben und durch Gesetze verdammeten? rc.

Man muß das übrige selbst nachschlagen.

§. XX.

Nunmehro sollte ich noch eine eben so weitläuftige Anleitung geben, wie die Affecten gedämpfet werden können und müssen, wenn sie den Absichten des Redners zuwiderlaufen. Daß dieses nöthig und nützlich sey, wird niemand leugnen, der da weis, daß oft die Leidenschaften den Verstand der Zuhörer hindern, den Gründen eines Redners bey sich Platz zu geben. Allein eine so ausführliche Abhandlung davon würde mich zu weit führen. Ich will also kürzlich folgende Hauptregeln geben: I. Da ein jeder Affect einen Gegner hat, der ihm zuwider ist, so darf man nur seinen Gegentheil rege machen, den ersten zu dämpfen. Dergestalt kann die Liebe durch den Haß, die Traurigkeit durch die Freude, der Zorn durch die Ehrliebe, die Reue durch die Zufriedenheit mit sich selbst, und umgekehrt, diese letztern können durch die erstern gedämpfet werden. II. Stelle man sich jeden Affect in Form eines Vernunftschlusses vor, und suche alsdann entweder einen, oder gar beyde Fördersätze derselben zu widerlegen. Z. E. Wer sich freuet, der schließet so: Wer dieses oder jenes Dinges theilhaftig worden ist, der hat ein großes Gut erlanget, und hat also Ursache, sich zu freuen. Nun ist mir dergleichen Sache zu Theil worden: Folglich habe ich ein großes Gut erlanget rc. Hier muß man also bemüht seyn, demselben entweder zu zeigen, daß dergleichen Sache entweder gar kein Gut, oder doch kein so großes Gut sey, als er wohl denkt; oder daß selbige, wenn sie ja gut wäre, doch ihm noch nicht zu Theile geworden; oder daß sie doch noch sehr ungewiß sey. Und so mit den übrigen. Damit es auch hier nicht an einem Exempel fehle; so will ich folgendes aus der I philipp. R. Demosthenis anführen. Gleich im Eingange will er bey den Atheniensern die Furcht dämpfen.

> Zuförderst nun, so verzaget nur nicht, ihr Athenienser, über den gegenwärtigen Zustand eurer Republik, ob er gleich in der That sehr gefährlich zu seyn scheinet: Denn das allerschlimmste aus den vergangenen Zeiten wird noch ins künftige das allerbeste werden. Was verstehe ich aber dadurch?

Dieses, daß alle eure Widerwärtigkeiten bloß von eurer Trägheit und Nachläßigkeit den Ursprung haben. Dieses muß euch muthig machen, so betrübt es auch an sich selbst ist. Denn wäret ihr ohn eure Schuld in diese Noth gerathen: So würde auch nicht einmal die geringste Hoffnung mehr übrig seyn, daß es sich wieder bessern würde.

Ferner so erweget nur alles, was ihr zum Theil von andern höret, zum Theil aber selber wisset; und erinnert euch, wie ihr euch für nicht gar langer Zeit, als die Macht der Lacedämonier so groß war, so klüglich und tapfer erwiesen, als es rechtschaffenen Atheniensern zustund; indem ihr zu Vertheidigung eurer Rechte recht männlich wider dieselben gefochten habt. Aber warum erwähne ich dieses? Darum, ihr Athenienser, damit ihr es besser wissen und begreifen möget, daß ihr euch vor nichts zu fürchten habt, wenn ihr auf eurer Hut steht, und daß euch nichts nach Wunsche gelingen werde, wenn ihr eure Pflicht aus den Augen setzet. Ihr sehet dieses aus Exempeln. Denn daß ihr damals die spartanische Macht überwunden habt, das hat eure Wachsamkeit gethan: Daß wir uns aber itzo vor dem Uebermuthe eines andern Nachbars fürchten müssen, das kömmt bloß daher, daß wir unsre Schuldigkeit nicht beobachtet haben ꝛc.

Stehet jemand unter euch, ihr Athenienser, in den Gedanken, daß Philippus in Betrachtung so vieler Völker, die er auf den Beinen hat, und so vieler Städte, die unsre Republik verlohren hat, sehr schwer zu bezwingen seyn werde; so muß ich ihm zwar recht geben: Doch gebe ich es ihm zu bedenken, daß wir Athenienser vormals Pydna, Potidäa, Methon, und die ganze umliegende Gegend besessen haben; daß viele Völker, die es itzo mit ihm halten, damals ihre eigene Herren und freye Leute gewesen sind, und dennoch eure Freundschaft den Bündnissen Philippi weit vorgezogen haben. Hätte also Philippus damals, als er noch keine Bundsgenossen hatte, sichs in den Sinn kommen lassen, Athen zu bekriegen, welches doch sehr schwer war, ꝛc.

§. XXI.

Was nun endlich den Beschluß der Rede selbst anlanget, so muß derselbe gleichfalls nicht matt oder schläfrig werden; sondern so beschaffen seyn, daß er einen guten Nachdruck habe,

be, und, wo möglich, einen Stachel in den Gemüthern der Zuhörer zurücke lasse. Dieses wird geschehen, wenn sich der Redner bemüht, die Zuhörer durch eine frohlockende Rede nochmals ganz triumphirend in Bewegung zu setzen; und ihnen die bis dahin erwiesene Wahrheit abermal einzuprägen. Denn wie diese Freudigkeit von seinem guten Gewissen ein Zeugniß ableget: So gewinnt er dadurch von neuem ein gutes Vertrauen bey dem Zuhörer. Zuweilen endigt ein geschickter Meister seine Rede mit einer theuren Versicherung von seiner Aufrichtigkeit und Redlichkeit. Er bittet um Vergebung, daß er so frey von dergleichen unangenehmen Dingen geredet: Er habe es aber nicht unterlassen können, wenn er nicht wider sein Gewissen hätte handeln wollen. Ihr eigener Vortheil hätte ihm diese harte Rede abgedrungen. In gewissen Fällen aber sucht er sich auch wohl nochmals durch einige sinnreiche Lobeserhebungen bey den Zuhörern beliebt zu machen. Eine verdeckte Schmeicheley und scharfsinnige Art in dem Ausdrucke derselben thut eine gute Wirkung im Beschlusse. Endlich kann man auch zuweilen mit einem nachdenklichen Lehrsatze, den man ein Epiphonema zu nennen pflegt, wenn er am Ende zu stehen kömmt, den Beschluß machen. Zu Exempeln können die obigen Reden des Demosthenes und Cicerons dienen. Seine Rede für den Archias beschließt Cicero so:

> Ich habe von dieser Sache, ihr Richter, nach meiner Gewohnheit, kurz und schlechtweg geredet, und hoffe, daß ich damit bey allen werde Beyfall gefunden haben. Was ich aber, auf eine vor Gerichte ungewöhnliche Weise, von dem großen Witze dieses Mannes, und überhaupt von der Dichtkunst erwähnet habe: Davon habe ich das Vertrauen, es werde mir gleichfalls von euch, ihr Richter, zum Besten gedeutet werden; so wie ich dessen von demjenigen, der das Gerichte hält, ohnedem schon völlig versichert lebe.

Seine Rede für den Ligarius schließt derselbe so:

> Nichts ist den Menschen so angenehm, als die Gütigkeit; Keine von deinen Tugenden, o Cäsar, wird mehr bewundert und

und geliebet, als die Barmherzigkeit. Denn die Menschen werden den Göttern durch nichts so ähnlich, als durch die Beförderung ihres Heils. Dein itziger hoher Stand hat nichts größers an sich, als daß du viele erhalten kannst; dein Naturell aber nichts vortrefflichers, als daß du solches thun willst. Vielleicht hätte die Wichtigkeit der Sache wohl eine längere Rede erfordert: Doch wegen deiner gütigen Gemüthsart hätte sie noch viel kürzer seyn sollen. Weil ich es also für weit zuträglicher halte, daß du dich mit dir selbst besprichst, als daß ich oder ein andrer mit dir redet; so will ich hier schließen, und nur dieses noch hinzusetzen: Daß, wenn du jenen Abwesenden begnadigen wirst, du zugleich alle, die hier zugegen sind, begnadigen werdest.

Demosthenes aber hat seine Iste phil. Rede so geschlossen:

Mein lebenlang habe ich mich nicht beflissen, euch durch meine Reden gefällig zu seyn; es wäre denn, wenn solches mit eurer Wohlfahrt verbunden gewesen. Daher habe ich euch auch anitzo alles frey heraus gesagt, was ich für Gedanken hege, und euch nicht das geringste verschwiegen. Was wollte ich nun lieber, als daß gute Anschläge einem treuen Rathgeber so vortheilhaft wären, als nützlich es euch ist, dieselben anzuhören. Ich würde noch einmal so freudig geredet haben, wenn ich davon wäre versichert gewesen. Itzo wußte ich zwar nicht, was selbiges nach sich ziehen würde: Doch habe ich es gewagt, euch alles zu eröffnen; bloß weil ich wußte, daß es euch zuträglich seyn könnte. Gott gebe nur, daß die vortheilhaftesten Vorschläge die Oberhand behalten mögen.



Das X. Hauptstücke.

Von der Anordnung oder Einrichtung einer Rede.

§. I.

Bisher haben wir alles Zubehör stückweise betrachtet, dessen ein Redner zu seiner Kunst benöthiget ist. Nun ist es Zeit, daß wir auch die Regeln der Zusammenfügung vortragen, darnach alle diese verschiedene Theile verbunden werden müssen. Steine, Holz und Kalk machen noch kein Gebäude aus, wenn sie gleich an sich selbst noch so gut und auserlesen sind. Sie müssen auf eine gewisse Art aneinander gefüget, und verbunden werden, wenn ein gutes Haus daraus werden soll. Wie aber die Regeln der Baukunst sehr unterschieden sind, darnach man in verschiedenen Ländern gebauet hat: So ist es auch mit den Regeln von der Anordnung und Einrichtung einer Rede beschaffen. So viel Köpfe es unter den Lehrern der Beredsamkeit gegeben hat, so viel eigene Lehrsätze von der Disposition haben sie auch gegeben. Daher sind viele auf die Gedanken gekommen, es wäre nicht nöthig, sich viel um die Ordnung und Abtheilung einer Rede zu bekümmern: Man müßte es der Willkühr eines jeden Redners überlassen, wie er seine Abhandlung einrichten wolle; und wäre nicht befugt, jemanden zur Rede zu setzen, warum er seine Materie so und nicht anders ausgeführet habe. Andre hergegen haben gar zu eigensinnige Regeln davon vorgeschrieben, und alles das verworfen, was nicht nach ihrem Leisten eingerichtet gewesen.

§. II.

Allein man muß auch hier das Mittel halten. Alle Arten der Anordnung in einer Rede für gleich gut zu halten, das würde eben so viel seyn, als wenn man alle Arten zu bauen

bauen für gleich schön, oder gleich dauerhaft ausgeben wollte. Wer ein Gebäude von alter gothischer Arbeit sieht, und ein neues nach der italienischen Baukunst dargegen hält, der wird leicht den Vorzug des letztern gewahr werden. Fiele nun die gute und üble Einrichtung einer Rede so wohl in die Sinne, als die Symmetrie und Eurythmie eines Gebäudes: So würde man auch hier ohne Mühe begreifen, daß es nicht gleichviel sey, wie man die Theile einer Rede angeordnet hat. Aus den besten Baumaterialien kann ein ungeschickter Baumeister ein sehr unbeqvemes, unansehnliches, und hinfälliges Haus bauen. Und aus den schönsten Materien und Gedanken kann ein verwirrter Kopf ein unordentliches Mischmasch und wunderliches Geschwätze machen. Man sieht es aber wenigstens aus den Wirkungen wohl, welche Rede besser eingerichtet worden. Die eine ist zwar anmuthig zu hören, aber man kann sie nicht recht verstehen, vielweniger behalten; weil alles wie Kraut und Rüben durch einander geworfen ist. Die andre erwecket zwar eine Meynung von der Gelehrsamkeit des Redners, aber sie hat keinen bessern Zusammenhang, als Spreu und Stoppeln: Und die dritte, die doch voll schöner Einfälle ist, scheint das hinterste zuförderst zu haben. Eine andre aber erleuchtet und überzeuget den Verstand, das Gemüthe ergetzet und lenket den Willen sammt den Gemüthsbewegungen. Wo nun dieses geschieht, da ist gewiß die Einrichtung der Rede am besten beschaffen gewesen.

§. III.

Dieses letztere führt uns auf die rechte Quelle aller Regeln von guter Einrichtung einer Rede. Die Erfahrung hat es nämlich zuerst in den verschiedenen Wirkungen vieler Reden gewiesen, welche gut, und welche schlecht eingerichtet gewesen. Dasjenige Kunstwerk ist unstreitig am besten eingerichtet, welches den Zweck seines Urhebers zu befördern am geschicktesten ist. Nun ist unstreitig die Ueberredung seiner Zuhörer der letzte Zweck eines guten Redners. Wer diesen nun am besten erreichet, der hat ohne Zweifel seine

Rede am besten eingerichtet, und ihre Theile aufs richtigste angeordnet. Und ob dieses gleich in verschiedenen Materien allezeit etwas anders geschehen muß: So bleiben doch allemal gewisse Hauptregeln übrig, die überall beobachtet und nur nach Veranlassung der Umstände ein wenig verändert werden müssen. Da nun in Griechenland Demosthenes, und andre große Meister in der Beredsamkeit die glücklichsten Proben gegeben hatten, wie weit man es in Ueberredung und Bewegung seiner Zuhörer bringen könnte: So hat Aristoteles, der dieselben mit critischen Augen einsahe, uns die schönsten Regeln davon geben können. Ja da Cicero selbst aus seiner eignen Erfahrung gar wohl wußte, wie man die Einrichtung aller Theile zu machen hätte, wenn man seinen Zweck erreichen wollte: So hat man Ursache, auch zu seinen Regeln davon das größte Vertrauen zu haben.

§. IV.

Doch wir wollen uns anstellen, als ob wir ihre Schriften nicht hätten, und selbst durch eigenes Nachdenken die Regeln der guten Anordnung einer Rede erfinden wollten. Wir wollen die Zuhörer von der Wahrheit eines gewissen Satzes überreden: Wird das aber wohl angehen, wenn er denselben noch nicht versteht? Das erste derowegen, was ein Redner zu thun hat, das muß nothwendig die Erklärung seyn, die er von seinem Hauptsatze giebt. Es würde ganz umsonst seyn, den Beweis anzufangen, wenn man noch nicht wüßte, was bewiesen werden sollte, oder wenn man es nur halb und halb eingesehen hätte. Die Erklärung eines Satzes erleichtert insgemein den Beweis: Dieser hergegen fällt oft sehr schwer, ja unmöglich, wenn der Satz noch nicht recht verstanden worden. Die Erläuterungen gleich im Anfange zu setzen, das würde ebenfalls ungereimt seyn. Niemand setzet hungrigen Gästen zuerst Zuckerwerk und Confect vor. Man macht sie erstlich satt; hernach sucht man sie zu vergnügen. So muß es ein vernünftiger Redner auch machen. Die Beantwortung der Einwürfe würde auch ganz übel angebracht seyn, wenn man sie vor der Behauptung eines wohlverstandenen

Satzes

Satzes setzen wollte. Man versteht auch die gegenseitigen Gründe gar nicht, wenn man den Hauptsatz nicht versteht. Endlich kann man am allerwenigsten die Erregung der Affecten gleich im Anfange der Rede brauchen. Der Eingang könnte zur Noth bisweilen beweglich eingerichtet werden, den Zuhörer aufmerksam zu machen: Allein den Hauptsatz gleich mit einem Affecte abzulösen; das würde so viel heißen, als vor erhaltenen Siege ein Triumphlied singen.

§. V.

Es bleibt also dabey, daß die Erklärungen des Hauptsatzes den ersten Platz in dem Entwurfe einer Rede einnehmen müssen. Doch ist deswegen die Meynung nicht, als ob alle Erklärungen, die zum völligen Verstande desselben dienen, gleich auf einmal ausgeschüttet werden müßten. Nein, dieses würde gar zu mathematisch herauskommen, als wo man oft, nach dem Exempel des Euklides, alle Definitionen gleich anfangs auf einen Haufen wirft. Ein Redner ist weit behutsamer. Er scheuet sich, den Verstand seines Zuhörers zu überhäufen. Er zertheilet deswegen seine Erzählungen, wie Cicero in seiner Rede für den Ligarius gethan hat; er zerstreuet auch seine Erklärungen, wie Fleschier in seiner Lobrede auf den Turenne gethan hat. Und nichts ist nöthiger, als dieses letztere. Oft hält ein Beweisgrund etwas in sich, das ziemlich dunkel ist, wo es nicht erkläret wird. Der Beweis aber kann ja keine Ueberzeugung wirken, wofern er nicht wohl verstanden wird. Das oben aus dem Fleschier angeführte Exempel erläutert die ganze Sache. Er wollte beweisen, der Herr von Turenne sey klug gewesen; und das daher, weil er die gröbste Gattung von Leuten der Ehrbegierde fähig gemacht hat. Hier mußte er nun eine Armee beschreiben, damit man daraus abnehmen könnte, was für eine Klugheit nöthig wäre, ein so wüstes Volk zu seinen Absichten zu brauchen. Nach den Worten, die auf der 131 S. schon angeführet worden, heißt es:

Es ist eine Menge mehrentheils geringer, und um Geld gedungener Seelen, welche, ohne an ihre eigene Ehre zu gedenken,

denken, nur den Ruhm der Könige und Ueberwinder zu befördern suchen. Es ist eine verwirrte Versammlung unbändiger Leute, die man zum Gehorsame bringen muß. Es sind Verzagte, die man in den Streit führen; Verwegene, die man zurücke halten; Ungeduldige, die man zur Beständigkeit gewöhnen muß. Was für Klugheit gehört nicht dazu, so viel verschiedene Absichten und Begierden zu leiten, und zum einzigen Nutzen des gemeinen Wesens unter einen Hut zu bringen? Wie kann man sich furchtbar machen, ohne sich in Gefahr zu setzen, gehasset, ja oft gar verlassen zu werden? Wie kann man sich beliebt machen, ohne ein wenig Ansehen zu verlieren, und von der ordentlichen Schärfe etwas nachzulassen?

§. VI.

Wenn man die Erklärung des Hauptsatzes, so viel als nöthig ist, gemacht hat: So sieht wohl ein jeder, daß nichts anders als der Beweis folgen kann. Dieser ist das Hauptwerk in der ganzen Rede, und folglich kann er nicht länger verschoben werden. Wollte man an seiner Stelle lauter Erläuterungen vorherschicken: So würde dieses zwar die Phantasie des Zuhörers belustigen, und die Zeit wegnehmen, aber keine Ueberredung zuwege bringen. Wollte man die Affecten erregen: So würde man zwar ein Feuer anzünden; welches aber bald verlöschen würde, weil es keine rechte dauerhafte Nahrung hätte. So bald die Hitze der Gemüthsbewegung ein wenig nachließe, würde der Zuhörer selbst nicht wissen, ob er Ursache genug gehabt hätte, in Zorn oder Mitleiden, in Haß oder Liebe, in Freude oder Traurigkeit, in Furcht oder Hoffnung zu gerathen. Mit den Widerlegungen ist es nicht anders, wie schon oben gedacht worden. Sie kommen viel zu frühe, wenn man sie vor den Beweis des Hauptsatzes setzet, denn sie fließen mehrentheils daraus her. Ja der Zuhörer kann oft nicht einmal urtheilen, ob der Gegensatz durch seine Scheingründe nicht eben so gut, oder vielleicht noch wahrscheinlicher, erwiesen wird, als der Hauptsatz zu behaupten steht. Aus dem allen fließt nun soviel, daß der Beweis gleich nach der Erklärung seinen Platz haben

ben müsse. Die Exempel der Alten und die Regeln derselben bestärken uns hierinn. Ja Aristoteles hat den Beweis für so nothwendig gehalten, daß er die ganze Rede nur in vier Theile, nämlich den Eingang, den Hauptsatz, den Beweis und den Beschluß, eingetheilet hat. Siehe das 13 Cap. des III B.

§. VII.

Wenn sichs nun fragt, wie denn die Beweise an sich selbst anzuordnen sind: So muß man hier zweene Fälle unterscheiden. Entweder man hat nur einen Beweis, oder man hat mehrere Gründe, die den Hauptsatz darthun. Ist das erste, so muß man die Theile desselben wohl zu unterscheiden und zu ordnen wissen. Wir haben schon oben aus dem Cicero erwiesen, daß ein jeder Beweis als eine ordentliche Schlußrede vorgestellet werden kann, und also nach logischer Schärfe eingerichtet seyn soll. Aristoteles will im 17 Cap. des III B. seiner Rhetorik eben das haben. Der Beweis muß demonstrativ, das ist, auf die Kraft der Vernunftschlüsse gegründet seyn, sagt er daselbst.* Nun hat aber ein Vernunftschluß zween Fördersätze und den Schlußsatz; deren jene wieder einen Beweis brauchen, wenn dieser ganz ungezweifelt erwiesen werden soll. Daher erzählt Cicero eigentlich fünf Theile des Beweises, und giebt folgendes Exempel davon. Siehe das 34 Cap. des I B. von der Erf.

Der Satz. Die Welt wird von einem weisen Wesen regieret.

I. Obersatz. Was mit Ueberlegung geschieht, das wird viel besser ausgeführt, als was ohne dieselbe geschieht.

II. Beweis. Ein Haus, welches mit Vernunft regieret wird, ist mit allem besser versehen, als ein anderes, welches blindlings und ohne Verstand verwaltet wird. Ein Heer, dem ein weiser und verschmitzter Feldherr vorgesetzt ist, wird durchgehends besser geführet, als ein anderes, welches durch die Thorheit und Verwegenheit geleitet wird. Eben so ist es mit einem Schiffe beschaffen: Denn welches den erfahrensten Steuermann hat, das wird gewiß seinen Lauf am besten vollführen.

 III. Unter-

* Τας δε πιστεις δει ἀποδεικτικας εἰναι.

III. Untersatz. Nun wird aber unter allen Dingen nichts besser und ordentlicher verwaltet, als dieses ganze Weltgebäude.

IV. Beweis. Denn der Aufgang und Untergang der himmlischen Zeichen beobachtet seine bestimmte Ordnung, die Abwechselung der Jahreszeiten geschieht nicht nur allezeit und gewisser maßen nothwendig auf einerley Weise; sondern sie ist auch zur Beqvemlichkeit aller Dinge recht wohl eingerichtet. Ja auch der Wechsel von Tag und Nacht, der in keinem Stücke jemals verändert worden, hat niemals etwas geschadet.

V. Schlußsatz. Wenn nun dergestalt allemal dasjenige am besten von statten gehet, was mit Vernunft verwaltet wird; gleichwohl aber nichts ordentlicher eingerichtet ist, als dieses Weltgebäude: So muß wohl dasselbe durch Weisheit und Vernunft regieret werden.

§. VIII.

Diese Art der Abtheilung nun gefällt dem Cicero noch besser, als die Art derjenigen, die einen Beweis nur in drey Theile zergliedern: Und ich halte es gleichsfalls mit ihm, ungeachtet Qvintilian diese letztere vorgezogen hat. Denn dergestalt bekömmt ein Anfänger, dem man Regeln der Beredsamkeit vorgeschrieben, einen weit bessern Begriff von der Gründlichkeit im Beweisen, und der geschickten Ausführung eines Satzes; als wenn man ihm schlechthin sagt, daß der oratorische Beweis, so wie der logische, nur drey Sätze hat. Dieses würde zu dem Uebelstande Anlaß geben, daß der Beweis eines Redners gar zu sehr nach der Schule schmecken, und zärtlichen Zuhörern einen Ekel erwecken würde. Hergegen wenn man die Beweise der Fördersätze auch noch als Theile des Hauptbeweises zählet: So vergißt man es so leicht nicht, daß man seinem Zuhörer nichts unerwiesenes vorsagen, und seinen Satz auf keine ungewisse Gründe bauen müsse. Ja bey den Beweisen können auch zuweilen kleine Erklärungen und Erläuterungen mit einfließen, die dem Zuhörer ein besser Licht in der Sache geben. Selbst das obige Exempel zeiget, daß Cicero den Obersatz mehr durch Exempel oder Gleichnisse, als durch subtile Schlüsse, erwiesen. Dieses

ses ist auch einem Redner nicht zu verargen; als der oft durch die Induction mehr, als durch die tiefsinnigsten Gründe bey seinen Zuhörern ausrichten kann.

§. IX.

Hat man aber mehr als einen Grund zum Beweise seines Hauptsatzes im Vorrathe: So thut man wohl, wenn man sie so ordnet, wie sie die beste Wirkung in den Zuhörern thun können. Da sind nun einige der Meynung, man solle die besten zuerst, und die schwächsten Gründe zuletzt setzen. Andere wollen, man solle die schlechtesten Beweise in die Mitte nehmen, vorne und hinten aber die stärkesten brauchen. Endlich rathen einige, die schwächsten voran zu schicken, die stärkesten aber ans Ende zu sparen. Diese letzte Meynung scheinet mir den beyden erstern vorzuziehen zu seyn. Die erste hat diese Unbeqvemlichkeit, daß der Zuhörer zwar durch den ersten Beweis gerühret, durch die andern aber immer weniger bewogen wird, den Hauptsatz für wahr zu halten. Da nun die letztern Gründe mehr im Gedächtnisse bleiben, als die ersten; so geräth man endlich auf den Argwohn: Die Beweise des Redners wären durchgehends nicht sonderlich gewesen, und folglich hätte er seinen Satz schlecht ausgeführet. Die andre Meynung ließe sich zwar eher behaupten, als die itztgedachte. Doch wenn auch hier der letzte Grund merklich schlechter wäre, als der erste: So würde es mit dem vorigen auf eins hinaus laufen. Es ist also nichts übrig, als daß man die schwächsten Beweise zuerst und die stärkesten zuletzt setze. Denn wenn gleich der Zuhörer durch den erstern, der gleich nach der Erklärung folget, noch nicht eben gar zu sehr gerühret oder überzeuget wird: So folget doch gleich ein besserer Grund, der ihm nach einiger Vorbereitung die Sache schon etwas wahrscheinlich machen kann. Folget nun der dritte, oder wohl gar der vierte Beweis hierauf, der nach aller Schärfe schließet: So wird man den Beyfall des Zuhörers vollkommen gewinnen.

§. X.

Wie nun zu rechter Beurtheilung der Beweisgründe, nach ihrer Stärke und Schwäche, nicht wenig Verstand und Einsicht gehöret: Also siehet wohl ein jeder, daß es einem Redner sehr dienlich und nöthig sey, die Vernunftlehre wohl zu wissen. Ohne diese wird er ein schlechter Held in der Beredsamkeit werden; ja in Auflösung der Einwürfe nicht fortkommen können, die man wider seinen Hauptsatz machen kann. Denn nach geschehenem Beweise ist nichts zu völliger Ueberführung der Zuhörer nöthiger, als eben diese. Vielmal weis man an den Beweisen, die jemand vorbringet, nichts auszusetzen, als daß man noch andre entgegen stehende Gründe zu haben vermeynet, die einem auch gut zu seyn scheinen. Ehe und bevor also diese gehoben werden, ist der Beweis nicht vollkommen kräftig. Doch darf man nicht denken, daß deßwegen alle Einwürfe, bis ans Ende des ganzen Beweises, versparet werden müssen. Es ist weit besser, wenn jede Einwendung gleich an dem Orte beantwortet wird, wo sie dem Zuhörer am ersten einfallen kann. So räumet man sie denn allmählich beyseit, und gewinnet nach und nach den ganzen Beyfall des Zuhörers. So haben es die Alten gemacht, wie ihre Regeln und Exempel zeigen. So ist es auch der Natur des Verstandes am gemäßesten. Die angenehme Abwechselung, die sonst eine Rede so zieret, ist auch dadurch um so viel leichter zu erhalten.

§. XI.

Ich sage von den Einwürfen weiter nichts, weil das übrige schon oben beygebracht worden. Nun kann man leicht denken, daß, nach geschehenem Beweise, in der Rede nichts mehr übrig sey, als die Erregung der Affecten: Und diese muß allerdings den letzten Platz einnehmen. Dieses geschieht sonderlich denn, wenn man nicht mehr als eine einzige Gemüthsbewegung erwecken will. Hier ist es nirgends beqvemer, dieselbe anzubringen, als gegen das Ende der Rede, wo der Zuhörer völlig vorbereitet ist, dem Redner zu folgen, und

wo ihn seine eigene Vernunft schon antreiben kann, sich den Regungen seines Herzens zu überlassen. Hier macht auch der Affect den tiefsten Eindruck in das Herz, und läßt rechte Stacheln nach sich, die auch nach geendigter Rede ihre Wirkungen haben. Wäre aber mehr als eine Gemüthsbewegung nöthig, oder hätte man verschiedene Vorstellungen im Vorrathe, eine gewisse Leidenschaft auf allerley Art rege zu machen: So wäre es auch rathsam, in dem ganzen Beweise hier und dar die Gemüthsbewegungen zu erwecken. So hat es Demosthenes in seiner ersten philippischen Rede, und sonderlich Cicero in seiner Rede für den Ligarius gemacht. Denn hier hat er den Affect des Mitleidens und des Hasses, gegen den Beklagten und gegen den Kläger, dergestalt unter die Beweise gemenget, daß dadurch die ganze Rede beweglich oder affectuös geworden. Wären aber die Affecten, so sich in einer Rede anbringen ließen, von einer Art, z. E. alle angenehm, oder alle verdrüßlich: So müßte man sie so ordnen, daß zuerst die gelindesten, hernach aber die heftigsten erreget würden; weil jene zu diesen vorbereiten, und also stuffenweise immer ein größeres Feuer erwecket wird.

§. XII.

Nun ist nichts übrig, als den Erläuterungen noch ihre Stelle in dem Gebäude der ganzen Rede anzuweisen: Denn man möchte sonst denken, wir wollten sie gar übergehen. Allein man kann aus dem, was oben davon gesagt worden, leicht abnehmen, daß sie nicht an einen gewissen Platz gehören. Sie dienen, den Zuhörer zu belustigen, und ihm die schweren Betrachtungen und trockenen Beweise ein wenig zu erleichtern. Folglich ist es am rathsamsten, dieselben in der ganzen Rede zu zerstreuen, und überall, wo es sich in solcher Absicht thun läßt, anzubringen. Man erläutere also zuweilen die Erklärungen selbst noch, durch allerley angenehme Zusätze. Man erläutere die Beweise mit Exempeln, Gleichnissen, Zeugnissen 2c. Man erläutere auch die Wider-

derlegungen der Einwürfe, damit sie nicht gar zu mager und zänkisch aussehen mögen. Endlich kann man auch wohl in den Gemüthsbewegungen selbst hin und wieder etwas einstreuen, das die Gemüther auf eine anmuthige Art beschäfftiget: Zumal da gewisse Arten der Erläuterungen zu Erregung der Einbildungskraft sehr geschickt sind. Doch nehme man sich bey dem allen in Acht, daß man nicht die ganze Rede mit gar zu vielen Erläuterungen überhäufe. Ich muß diese Warnung nochmals wiederholen, weil der Misbrauch dieser Zierrathe eine zeitlang bey uns gar zu sehr eingerissen gewesen. Die Erläuterungen sind einem Zucker, oder anderer Würze, zu vergleichen. Diese pflegt man nun zwar zuweilen über die ganze Speise herzustreuen; aber doch geschieht es mit Maaße: Denn sonst würde man den Geschmack der Speise ganz verlieren. Cicero hat selbst in seiner Rede für den Archias, die er doch unter allen seinen Reden mit den meisten Erläuterungen ausgezieret hat, nicht halb so viel solch Putzwerk gebraucht, als einige Neuere in halb so kurzen Parentationen angebracht haben.

§. XIII.

Will man nun ein Muster eines Entwurfs sehen, der, unsrer bisherigen Lehre nach, von einer vollständigen Rede gemacht werden muß, ehe man sie wirklich ausarbeitet: So will ich es auch daran nicht fehlen lassen. Ich will aber weder aus einem alten noch neuern Redner das Exempel dazu borgen, sondern selbst ein allgemeines Modell geben, welches sich zwar in besondern Fällen in etwas verändern läßt; doch aber alle nothwendige Theile einer guten Rede vor Augen stellen wird. Es ist nämlich die Meynung nicht, daß alles, was in diesem Muster steht, unausbleiblich in allen vollständigen Reden angebracht werden müßte; oder als wenn nichts mehr hinzugethan werden könnte, als was hier steht. Nein, ein Redner behält allemal die Freyheit, nach Gutachten etwas hinzuzusetzen, und wegzulassen, wie und wo es die Umstände

seines

seines Hauptsatzes und seiner Zuhörer erfordern. Das Modell selbst sieht so aus:

I. Der Eingang besteht aus einer Vorbereitung, die den Redner beliebt, und den Zuhörer aufmerksam macht, ihn auch allmählich zubereitet, dem Redner desto leichter beyzupflichten.

II. Der Hauptsatz muß kurz und deutlich seyn. Hier pflegt sich der Redner auch durch ein artiges Compliment bey den Zuhörern einzuschmeicheln.

III. Die Erklärung ist entweder historisch, oder philosophisch, nachdem es der Hauptsatz erfordert. Man erkläret aber entweder

1. Das Subject des Hauptsatzes, oder

2. Das Prädicat desselben; oder auch beydes zugleich, wenn es nöthig ist. Auch werden zuweilen

3. Einige Erläuterungen mit eingestreuet.

IV. Der Beweis folget nunmehro mit seinen abgesonderten Gründen, so daß der schwächste forne steht.

1. Der erste Beweisgrund. Hier kömmt

a) Der Obersatz des Vernunftschlusses,

b) Seine Erklärung, Erläuterung und sein Beweis.

c) Der Untersatz.

d) Dessen Erklärung, Erläuterung und Beweis, wenn es nöthig ist.

e) Der Schlußsatz, dabey zuweilen noch einige Anmerkungen, Folgerungen, Einfälle oder Lehrsprüche mit einfließen können.

2. Der andre Beweisgrund, wenn man ihn im Vorrathe hat, und für nöthig erachtet. Er muß schon etwas stärker seyn, als der erste, und wird eben so ausgeführt oder erweitert, als der erste.

3. Der dritte Beweisgrund, wenn er vorhanden und nöthig ist, muß noch stärker schließen, als der erste; u. s. w. bis die Beweise aus sind.

V. Die Widerlegung der Einwürfe, die aber auch zwischen die Beweise eingeschaltet werden kann. Ist es indessen nicht bequem gefallen, so folgen sie hier beysammen.

1. Der erste Einwurf, dabey kömmt anfänglich

a) Sein Vortrag, der so wahrscheinlich und vortheilhaft für den Gegner gemacht werden muß, als es nur möglich ist.

b) Die Beantwortung, die man nach logischer Art einzurichten hat; doch ohne es ausdrücklich zu sagen, daß man den Obersatz, oder den Untersatz leugnet.

c) Eine Erläuterung kann auch hier gar füglich angebracht werden, wenn sie dem Redner einfällt. Doch ist sie so gar nothwendig nicht.

2. Der andre Einwurf wird eben so, als der vorige vorgetragen und beantwortet, u. s. w.

VI. Die Gemüthsbewegungen können zwar auch bey dem Schlußsatze jedes Beweisgrundes angehänget werden: Indessen pflegen sie doch hauptsächlich ans Ende verschoben zu werden. Man erreget aber entweder

verdrüßliche Affecten, oder	angenehme,
als Reue	als Zufriedenheit
Scham	Ehrliebe
Furcht	Hoffnung
Traurigkeit	Freude
Neid	Gunst
Haß	Liebe
Zorn	Mitleiden
Schrecken	Verlangen
Verzweiflung u. dgl.	Zuversicht u. dgl.

oder von beyderley Art, doch so, daß die verdrüßlichen nicht mit den angenehmen vermischet werden. Auch muß man nicht denken, daß nothwendig in jeder Rede alle Leidenschaften erreget werden müssen. Es ist genug, wenn man etliche, ja wohl gar nur eine einzige erwecket; wenn es nur mit rechtem Nachdrucke geschicht.

VII. Der Beschluß wird nach den Regeln gemacht, die oben von seinem Inhalte gegeben werden; das ist so, damit das Ende einen guten Eindruck in das Gemüthe der Zuhörer mache.

§. XIV.

§. XIV.

Dieses ist nun ein allgemeiner Entwurf zu einer vollständigen Rede, der aber in besondern Fällen, nachdem die Rede entweder historisch oder dogmatisch ist, entweder einen theoretischen oder praktischen Hauptsatz hat, auf allerley Art verändert werden kann und muß. Denn man darf nicht denken, als ob man einen Redner so sclavisch einschränken wollte, als Aphthonius es mit seiner Chrie gemacht hat. Nein, wir lassen einem jeden vernünftigen Manne seine Freyheit, nach Gutachten zu verfahren, wenn seine Materien und die besondern Umstände der Zeit und des Ortes es anders erfordern sollten. Wir werden auch selbst in dem andern Theile besondre Regeln zu den vornehmsten Arten der üblichen Reden vorschreiben, die in manchem Stücke von diesem Muster abweichen werden. Soviel ist indessen gewiß, daß die Exempel der Alten, die ich mit genauer Aufmerksamkeit untersuchet habe, mich auf diese Ordnung der Theile einer Rede geleitet. Da ich sie nun der Absicht eines Redners, und demjenigen vollkommen gemäß befand, was die Vernunft und Sittenlehre von der Natur des menschlichen Verstandes und Willens lehret: So habe ich kein Bedenken getragen, dieselbe auch andern anzupreisen.



Das

* *

Das XI. Hauptstücke.

Von den Chrien und ihren verschiedenen Arten.

§. I.

Gleichwohl aber können nicht alle Reden so groß und so vollständig seyn. Die Gewohnheit hat es bey Hofe und in vielen andern Fällen eingeführt, daß man auch gewisse Ceremonienreden hält, die zwar länger sind, als die täglichen Complimenten, die aber doch noch keine ausführliche Reden heißen können. Diese nun wohl einzurichten, das ist auch die Pflicht dessen, der sie halten muß: Und uns liegt es ob, die Regeln dazu vorzuschreiben. Eine Chrie ist aber nichts anders, als eine kleine Rede, die bey allerley Fällen, wo eine vollständige zu lang werden würde, gehalten werden kann. Ihren Namen mag sie wohl in Ansehung des Nutzens, den sie so wohl an sich, als in größern Reden hat, erhalten haben. Viele haben ganze Bücher von der Redekunst geschrieben, haben aber nur von Chrien darinn gehandelt. Viele haben die Abhandlung von Chrien gleich im Anfange ihrer rhetorischen Anweisungen gesetzet, und alsdann erst von ausführlichen Reden gehandelt. Allein ich habe mit Bedacht so viel Wesens daraus nicht machen wollen; damit man nicht denken möchte, das Hauptwerk in der politischen Beredsamkeit käme auf die Chrien an. Wer eine gute Chrie macht, der ist darum noch kein Redner: Ja der beste Redner kann seine Stärke in einer Chrie gar nicht zeigen. Ein muntres Pferd kann seine Behendigkeit und seine Kräfte in einem engen Platze nicht sehen lassen: Es gehört eine sehr lange Laufbahn dazu. So ist es auch mit einem Redner beschaffen. Hernach so ist es auch eine solche Kleinigkeit, eine Chrie zu verfertigen, daß man nicht Ursache hat, so viel Wesens davon zu machen.

§. II.

Die älteste Art von Chrien ist diejenige, die man nach ihrem Erfinder Aphthonius die aphthonischen nennet. Diese besteht aus acht Theilen, die nach dem Gutachten dieses alten Redners allezeit nothwendig beybehalten werden müssen. Sie heißen: Laus autoris, Paraphrasis, Aetiologia, Comparatum, Exemplum, Contrarium, Testimonium, Conclusio. Ein jeder sieht wohl ein, daß hier viel willkührliches angenommen worden, welches auch anders hätte gemacht werden können. Denn fürs (1) setzet das Lob eines gewissen Scribenten, welches in dieser Chrie die Stelle des Einganges vertritt, zum Voraus, daß der Hauptsatz allemal ein Ausspruch eines berühmten Schriftstellers, oder sonst die That eines großen Mannes seyn müsse. Warum ist das aber nöthig? Kann denn ein Redner von nichts eigenem eine Rede halten, und muß denn allemal ein anderer etwas gesagt oder gethan haben? Hernach fragt es sich, (2) warum er nothwendig viererley Arten der Erläuterungen, nämlich das Gleichniß, das Beyspiel, das Widerspiel und Zeugniß erfordert? Warum nicht mehrere? Denn es giebt ja noch die Einfälle, die Lehrsprüche rc. Warum auch nicht viel weniger, als die viere? Denn es ist zuweilen schwer, sie alle zu erfinden. Mit einem Worte, man sieht wohl, daß es mit dieser Art der Chrien ein gezwungenes Wesen ist, welches nur zur Marter junger Leute erfunden worden. Wir wollen indessen folgendes Exempel davon geben:

Lob des Verfassers. Unter allen römischen Dichtern ist wohl nicht leicht einer an Schönheit dem Ovidius zu vergleichen: Daher er auch nach seinem Tode einen so großen Ruhm erlanget hat, als irgend ein andrer von den alten Poeten. Seine Art, Verse zu machen, hat so was angenehmes und leichtfließendes, und seine Schreibart ist so zierlich und ungezwungen, daß er jederzeit mit dem größten Vergnügen ist gelesen worden, wenigstens von denen, die einigen Geschmack von schönen Gedichten gehabt haben. Er hat es auch dabey nicht bewenden lassen, daß er selbst die freyen Künste gelernet, und lebenslang mit den Musen umgegangen: Ob er

gleich wegen seiner adelichen Geburt unter den Römern auf eine ansehnlichere Art sein Glück hätte machen können. Nein, er hat auch andern die Gelehrsamkeit bestens empfohlen, und angepriesen, wenn er an einem gewissen Orte geschrieben:

Scilicet ingenuas didicisse fideliter artes,
Emollit mores, nec sinit esse feros.

Umschreibung. Ohne Zweifel ist unsers Dichters Meynung diese gewesen, daß die von Natur wilden, und rauhen Gemüther der Menschen, die von den unvernünftigen Thieren nicht viel unterschieden seyn würden, bloß durch die freyen Künste und Wissenschaften zu einer recht menschlichen Lebensart und tugendhaften Aufführung gebracht werden könnten.

Beweis. Und allerdings hat er darinn recht gehabt. Denn wer die Natur der menschlichen Seele etwas genauer in Betrachtung ziehet, der wird leicht wahrnehmen, daß die ganze Besserung des Willens auf die Verbesserung des Verstandes ankömmt. Soll also jemanden eine aufrichtige Neigung zum Guten, eine Liebe zur Tugend und Gerechtigkeit eingepflanzet werden: So muß er nothwendig vorher einen witzigen Kopf und aufgeklärten Verstand besitzen, sich auch ein mannigfaltiges Erkenntniß vieler Dinge zuwege gebracht haben.

Das Widerspiel. Im Gegentheile, wenn der Verstand eines Menschen noch in einer viehischen Barbarey stecket, weder sich, noch andre um ihn vorhandene Dinge kennet, ja endlich von dem Urheber aller Dinge selbst keinen rechten Begriff hat: So kann es nicht anders seyn, seine Sitten müssen auch sehr verderbt und unartig seyn, ja sie werden den wilden Einwohnern der Wälder weit ähnlicher, als rechtschaffenen Bürgern einer wohl eingerichteten Republik, erfunden werden.

Gleichniß. Denn wie die Edelgesteine ganz roh und ungestalt aus den finstern Abgründen der Berge hervorgezogen werden, und fast gar kein Merkmaal ihrer vortrefflichen Natur und ihres großen Werthes an sich blicken lassen; wo ihnen nicht die arbeitsame Hand eines Künstlers, die grobe Hülse abschleifet, und ihren verborgenen Glanz ans Licht bringet: So ist es auch mit den rohen Gemüthern der Menschen beschaffen. Es gehört viel Fleiß, Mühe und Unterricht dazu, ehe sich die Kräfte der Seelen hervorthun, und ein Zeugniß von der Würde ihrer unsterblichen Natur ablegen können.

Beyspiel. Dieses bezeugen auch die Geschichte aller Zeiten und Länder. Man liest ja, daß fast alle Völker anfänglich den unvernünftigen Thieren, und wilden Bestien ähnlich gewesen, ehe sie durch Künste und Wissenschaften gleichsam gezähmet, und zu rechten Menschen gemachet worden. So sind die ältesten Griechen durch die Musik, Dichtkunst und Weltweisheit; die alten Römer aber durch die griechischen Künste und Wissenschaften aus der vormaligen Barbarey gerissen worden. Selbst unsre Vorfahren haben erst, vermittelst der römischen Colonien, und durch die Gelehrsamkeit, die sie von denselben gelernet, ein etwas menschlichers Ansehen, und die Gestalt eines wohlgesitteten Volkes bekommen.

Zeugniß. Horaz soll hier mein Zeuge seyn. Dieser lehret ausdrücklich, in seinem schönen Werke von der Dichtkunst, daß die alten Völker Thraciens von dem Orpheus und Amphion hauptsächlich zu einer bessern Lebensart angeführt worden. Er schreibt so:

Siluestres homines sacer, interpresque Deorum,
Caedibus & victu foedo deterruit Orpheus;
Dictus ob hoc lenire tygres, rabidosque leones.
Dictus & Amphion, Thebanae Conditor arcis,
Saxa mouere sono testudinis & prece blanda.

Eben das bezeugt dieser Poet auch von seinen Römern in dem langen Schreiben an den Kaiser August im II Buche:

Graecia capta ferum victorem cepit & artes
Intulit agresti Latio : sic horridus ille
Defluxit numerus saturnius, & graue virus,
Munditiae depulere.

Beschluß. Weg also mit allen denen, die, als tapfere Verfechter der Unwissenheit und Barbarey, Künste und Wissenschaften verfolgen und drücken. Weg mit den Grillenfängern, die uns in Fabeln und Träumen erzählen, daß der heil. Hieronymus, vom Satan gezüchtiget worden, weil er den Cicero fleißig gelesen. Sie sind nichts anders als Spott und Verachtung werth, wenn sie behaupten wollen, daß eine Republik ohne Künste und Wissenschaften blühen, daß die Tugend ohne sie ausgeübet, und das menschliche Leben ohne sie glücklich seyn könne. Wir wollen es allezeit für eine große Wohlthat Gottes ansehen, daß wir vor allen andern Thieren eine ver-

nünftige Seele erhalten haben, die weit höhere Kräfte besitzet; und allen Fleiß anwenden, daß wir die erhaltenen Fähigkeiten auch nach Vermögen ausbessern und durch Künste und Wissenschaften auszieren mögen.

§. III.

Doch war es deswegen noch nicht rathsam, die Chrie ganz und gar aus dem Reiche der Wohlredenheit zu verbannen. Daher geriethen verständige Redner auf eine freyere Art derselben, die viel nutzbarer und doch zugleich leichter war, als die aphthonischen. Sie beobachteten, daß einige Stücke derselben nothwendig, einige aber zufällig und willkührlich waren, und sie hielten es also für rathsam, beyde sorgfältig von einander zu unterscheiden. Die nothwendigen waren Propositio, der Hauptsatz, und Ratio, oder Aetiologia, der Beweis; die zufälligen aber Paraphrasis oder Explicatio, die Erklärung, und Illustratio die Erläuterung. Da stellten sie es nun einem jeden Redner anheim, ob er die nothwendigen Theile der Chrie allein brauchen, oder ob er auch einen, oder beyde zufällige Theile sich zu Nutze machen wollte. Folglich konnte diese Art von Chrien mit dem besten Rechte Chria libera heißen. Dieses war um desto vernünftiger, je leichter es sich aus den Schriften der alten Redner erweisen ließ, daß sie auch unvermerkt, mitten in ihren Reden, unzählige Chrien gemacht hatten. Z. E. Cicero in seiner Rede für den Archias schreibet:

Gesetzt aber, daß man keinen großen Nutzen davon aufzuweisen hätte; gesetzt, daß das Studiren bloß zur Belustigung dienlich wäre: Nichts desto weniger würdet ihr doch diese Beschäfftigung des Gemüthes für etwas edles und wohlanständiges erkennen müssen. Alles übrige nämlich schickt sich weder für alle Zeiten, noch für jedes Alter, noch für jeden Ort. Die freyen Künste hergegen nähret die Jugend, und belustiget das Alter. Sie sind eine Zierde im Glücke und eine tröstliche Zuflucht im Unglücke. Sie ergetzen uns zu Hause, und hindern uns auch in der Fremde nicht. Sie übernachten bey uns, reisen mit uns, und verlassen uns auch bey dem Landleben nicht. Könnten wir es nun gleich selbst

so

so weit nicht bringen, noch die Süßigkeit des Studirens schmecken und empfinden: So müßten wir es doch bewundern, wenn wir es bey andern anträfen.

Dieses ist eine Chrie, und besteht aus dem Hauptsatze: Das Studiren ist etwas edles; dem Beweise: Denn es schicket sich für alle Menschen, zu allen Zeiten und an allen Orten; und dem Beschlusse: Daher müssen wir es hoch schätzen. Hier fehlen also die zufälligen Theile, nämlich die Erklärung und die Erläuterung, deren in folgendem Exempel eines vorkömmt. Es ist aus eben der Rede genommen:

Wir haben es ja von den größten und gelehrtesten Leuten gehöret, daß gewisse Gattungen und Wissenschaften auf Regeln ankommen, und als Künste gelernet werden; ein Poet aber von Natur sein Talent hat, durch die eigene Munterkeit seines Gemüths angespornet, und fast von einem göttlichen Triebe gereget wird. Unser Ennius nennet deswegen die Poeten mit Recht heilige Männer: Weil es das Ansehen hat, als ob sie uns durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geschenke verliehen und empfohlen würden. So laßt doch derowegen bey euch, ihr Richter, als bey wohlgesitteten Leuten, diesen Namen heilig seyn, den gewiß noch keine Barbarey verletzet hat.

Auch hier ist ein Hauptsatz, nämlich dieser: Die Poeten sind ehrwürdige Männer. Der Beweis ist dieser: Weil sie ihre Geschicklichkeit schon von Natur haben. Hierzu kömmt eine Erläuterung, die in dem Zeugnisse des Ennius besteht, der die Poeten heilige Männer nennet.

§. IV.

Bey diesen beyden Exempeln kann man sich zugleich einen Begriff machen, was eine gemeine und umgekehrte Chrie (ordinata & inuersa) eigentlich für ein Ding sey. Nämlich wo der Hauptsatz vorangesetzet wird, der Beweis und die Erläuterung aber nachfolgen, da ist es die gemeine und ordentliche Chrie. Und so war das erste Exempel beschaffen. Wo aber der Hauptsatz nicht im Anfange steht, sondern entweder die Erläuterung oder der Beweis vorher

geht, da ist die Chrie verkehrt. Und so war das andere Exempel Cicerons beschaffen; wo der Beweis den Anfang machte. Will man ein Exempel von einer solchen Chrie haben, wo die Erläuterung den ersten Platz einnimmt: So giebt uns eben die Rede für den Archias eines an die Hand. Es heißt:

> Decimus Brutus, jener große Held und Feldherr, hat mit den Gedichten seines Freundes Attius so gar die Eingänge seiner Capellen und Ehrenmäler ausgeschmücket. Ja Fulvius, der in Begleitung des Ennius mit den Aetoliern Krieg geführet, hat kein Bedenken getragen, die Beute, die doch dem Mars gehörete, den Musen zu heiligen. In einer Stadt also, wo auch die gewaffneten Feldherren den Namen der Poeten und die Heiligthümer der Musen verehret haben, da sollten ja wohl die politischen Richter vor der Ehre der Musen und der Wohlfarth der Poeten keinen Abscheu haben.

Hier ist der **Hauptsatz**: Es ist billig, daß die Staatsklugen und richterlichen Obrigkeiten einer Stadt die Poeten hoch schätzen. **Beweis**: Denn die Kriegsobersten haben solches schon gethan. **Erläuterung**: So hats Decimus Brutus und Fulvius gemachet. Von dieser letztern aber ward der Anfang gemacht.

§. V.

Nunmehro kann ich auch sagen, was die berühmten Chrien per Antecedens & Consequens und per Thesin & Hypothesin sind. Das Geheimniß ist so groß aber nicht, als es vielen dünken sollte: Denn Cicero hat in den obigen Exempeln von beyden Muster gegeben, ohne es selbst zu wissen. Beyde Arten der Chrien nämlich sind umgekehrte Chrien, wo der Hauptsatz nicht gleich im Anfange zu stehen kömmt. Nimmt man nun den Beweis gleich zum Anfange, so nennet man ihn das Antecedens; und der Hauptsatz heißt das Consequens. Z. E. Wie oben, **der Name eines Poeten ist sehr hoch zu schätzen**: Denn die Geschicklichkeit eines Dichters kömmt auf das Naturell an. Hier kehre ich es um, und sage:

Antecedens. Die Poeten haben ihre Geschicklichkeit von Natur.

Consequens. Darum muß man sie höher schätzen, als andere Gelehrten, die kein besonderes Naturell nöthig haben.

Wenn man aber die Erläuterung gleich im Anfange nimmt, „ und den Hauptsatz mit seinem Beweise nachfolgen läßt: So „ bekömmt jene den Namen der Thesis, und dieser heißt Hy- „ pothesis. Z. E. in dem obigen Exempel heißt der Satz: „ Die obrigkeitlichen Personen sollten die Dichter hoch schätzen. Die Erläuterung heißt: Das hat Decimus Brutus, das hat Fulvius gethan. Umgekehrt heißt es:

Thesis. Decimus Brutus und Fulvius haben die Musen geliebet.

Hypothesis. Wievielmehr werden solches die Staatsleute und obrigkeitlichen Personen thun müssen?

§. VI.

So sieht nun der erste Grundriß einer Chrie aus, so wie sie von den Meistern in dieser Kunst zu unsern Zeiten sehr häufig gemacht worden. Doch muß man nicht denken, daß deswegen die nothwendigen Stücke allein alles ausmachen. Nur in größern Reden pflegt es dabey mehrentheils sein Bewenden zu haben, wo man die einzelnen Sätze, die von einiger Wichtigkeit sind, als z. E. die Fördersätze der Schlußreden in den Beweisen, etwas zu erweitern gesonnen ist. Auch in Briefen gerathen die Chrien per Antecedens und Consequens, die darinn häufig gebraucht werden, nicht viel weitläuftiger: Denn es kömmt selten, daß man mehr als ein Antecedens, mehr als eine Connexion, oder mehr als ein Consequens, darinn macht. In kleinen Reden, die chrienmäßig ausgeführet werden, ist dieses zur Erweiterung und Verlängerung etwas nöthiger. Auch eine bloße Complimentirrede würde viel zu kurz gerathen, wenn man es bloß bey dem, was unentbehrlich ist, bewenden lassen wollte. Man bringet also fürs erste den Beweis in einen Vernunftschluß. Dann nimmt man den Obersatz davon zum Antecedente,

dente, und den Untersatz zur sogenannten Connexion, die jenes mit dem Hauptsatze verbindet. Jedes davon kann durch Erklärungen erweitert und ausgeführet, auch wohl mit neuen Gründen bestätiget werden. Alsdann folgt der Hauptsatz, der gleichfalls mit etlichen Zusätzen von eben der Art erkläret, erläutert und dem Zuhörer empfohlen wird. Und darauf folget der Beschluß. Der Entwurf einer solchen Chrie mit einem einzigen Antecedente sieht alsdann so aus:

I. Antecedens ist der Obersatz eines Beweises zum Hauptsatze des Redners, und dieser vertritt die Stelle des Einganges in solchen Chrien.
 1. Der Vortrag desselben.
 2. Die Erklärung oder Erläuterung, nachdem es nöthig ist.
 3. Der Beweisgrund dieses Obersatzes, dabey auch allerley Lehrsprüche, Einfälle, Anmerkungen und Folgerungen vorkommen können.

II. Connexion. Ist der Untersatz des Hauptbeweises.
 1. Der Vortrag desselben und
 2. Die Erläuterung oder Erklärung dessen, so darinn dunkel seyn möchte.
 3. Der Beweis.

III. Consequens. Oder der Schlußsatz einer Chrie.
 1. Der Vortrag.
 2. Die Erläuterung oder Erklärung, Einschränkung, oder was sonst nöthig ist.
 3. Die Folgerungen, so daraus fließen.

IV. Beschluß. Dieser emfiehlt dem Zuhörer nochmals die angeführte Sache und machet der Chrie ein Ende.

§. VII.

Doch es kann auch kommen, daß mehr als ein Antecedens gebraucht wird: Wenn nämlich viele Ursachen sind, die einen Satz wahrscheinlich machen. Eben so kann es kommen, daß mehr als eine Connexion statt findet, wenn noch besondere Verbindungen und nähere Ursachen, die das Antecedens mit dem Consequente verknüpfen, vorkommen. Allein dann wird auch nicht ein jedes Antecedens so weitläuftig, als eine Schlußrede, ausgeführet, sondern nur kürzlich mit

seiner

seiner Erklärung und Erläuterung zusammen genommen. Bey der Connexion geht es eben so. Kurz, die Hofleute, die sich mehrentheils mit solchen Complimentirreden behelfen, bedienen sich hier ihrer Freyheit: Und es ist auch nicht nöthig, daß man mit Complimenten gar zu viel Umstände mache. Die Schreibart der Canzleyen ist ohnedem sehr geschickt, vielerley Gründe in einem einzigen Satze zu berühren, und keinen recht in seiner Stärke vorzutragen: Und dieser folgen die Hofleute gemeiniglich. Wir könnten hier leicht ein Exempel davon geben: Allein es wird dergleichen unten schon in dem II Theile dieser Redekunst vorkommen; wo wir die Hofreden ins besondre abhandeln werden.

§. VIII.

Von den Chrien per Thesin & Hypothesin ist es eben „ so leicht, zu zeigen, wie sie gemacht werden. Man nimmt „ erstlich seinen Hauptsatz und erfindet die Theile einer ordentli„ chen Chrie dazu: Nämlich den Beweis und ein paar Erläu„ terungen, auch wohl eine Erklärung, wo es nöthig ist. „ Alsdann nimmt man diejenige Erläuterung, die sich am besten dazu schicket, gleich von forne, und nennt sie die Thesin. Auf diese folgt irgend eine Paraphrasis, ein Lehrspruch, oder ein Einfall, auch wohl eine Art eines Beweises, nachdem die Sache es leidet. Alsdann kömmt die Hypothesis, oder der Hauptsatz der Chrie, mit seinem Beweise. Diesen erkläret, erläutert und bestätiget man so weitläuftig, als man will; und macht endlich den Beschluß ohne alle Erregung der Affecten. Will man auch hier ein allgemeines Muster einer solchen Chrie haben: So mag folgendes dazu dienen.

I. Thesis. Dieses ist eine Erläuterung des folgenden Hauptsatzes Dazu gehört eine
  1. Paraphrasis, die eine Erklärung, durch gewisse Anmerkungen oder Gedanken darüber, enthält; und zuweilen eine
  2. Aetiologie, oder Bestätigung desselben anführt.

II. Hypothesis. Diese ist der Hauptsatz selbst, und da kömmt dann
  1. Der Vortrag und die Erklärung desselben.

2. Der Beweis, der wiederum erläutert und ferner bestätiget werden kann.
3. Eine Erläuterung.

III. Der Beschluß: wie oben gedacht worden.

Besondere Exempel nach dem heutigen Gebrauche sollen auch in dem andern Theile dieser Redekunst vorkommen.

§. IX.

Aus dem allen erhellet, daß mit den Chrien so ein schweres Werk eben nicht sey, als es uns viele bereden wollen, die bloß davon große Bücher geschrieben haben. Imgleichen erhellet daraus, daß man keine sonderliche Stärke, in der Beredsamkeit zeigen kann, wenn man eine Chrie macht. Man bereitet seine Zuhörer durch keinen förmlichen Eingang; man erkläret und beweiset nicht ernstlich genug; man erreget keine Gemüthsbewegungen. Mit einem Worte, man redet so, als ob man nicht einmal Willens wäre, seine Zuhörer zu überreden. Daher werden denn die meisten Chrien mehrentheils ein Gewäsche, das weder Geist noch Leben hat. Kömmt nun noch eine schlechte Schreibart und ein schläfriger Vortrag darzu: So sieht alles vollends sehr elend und mager aus. Da nun aber die meisten neuern Anleitungen zu nichts anders, als zu der Kunst, Chrien zu machen, Regeln und Exempeln in sich gehalten: So ist leicht daraus abzunehmen, warum die wahre Beredsamkeit bisher so wenig in Schwang gekommen ist. An der natürlichen Fähigkeit unserer Landsleute hat es nicht gefehlt. Sie sind vielleicht noch wohl geschickter, als viele Ausländer. Sie haben Witz, Gelehrsamkeit und Feuer genug gewiesen: Wie die Schriften unsrer Dichter sattsam zeigen. Es hat uns bloß an der Anleitung zu den wahren Regeln und Exempeln der Beredsamkeit gefehlet. Man hat die Schüler der Redekunst nicht auf die Alten geführet, und ihnen die rechten Quellen nicht angewiesen. Wir haben Ursache zu hoffen, daß die deutsche Beredsamkeit in kurzem ein ganz anderes Ansehen gewinnen wird, wenn diejenigen Anfänger, so sich bisher hier und dar gezeiget haben, zu ihrer völligen Reife gelangen werden.

Das XII. Hauptstücke.

Von der Ausarbeitung einer Rede.

§. I.

Die allerersten Redner haben ohne Zweifel in ihrer ehrlichen Einfalt nur aus dem Stegreife, das ist, ohne alle Vorbereitung geredet. Nachmals, als die Geschicklichkeit einiger beredten Leute bey andern eine Eifersucht erweckte, hat man sich auch wohl ein wenig zum Reden gefaßt gemacht, wenn man öffentlich hat auftreten wollen. Doch ist es wahrscheinlich, daß man sich mehr auf die Sachen, als auf die Worte vorbereitet hat, weil man mehr durch jene, als durch diese auszurichten hoffete, und wirklich ausrichtete. Endlich, da die Aufmerksamkeit der Leute größer, und ihre Scharfsinnigkeit immer feiner ward: So fieng man auch an, auf die Ausdrückungen zu sehen, womit dieser oder jener Redner seine Sachen vortrug. Da man nun wahrnahm, daß der eine besser als der andre redete, seine Gedanken deutlicher, fließender, prächtiger und sinnreicher ausdrückte, und sowohl die Ohren als den Verstand belustigte: So hub man an, diejenigen zu loben, die andere in solchen Stücken übertrafen. Es war aber nicht eines jeden Werk, gleich aus dem Kopfe schön zu sprechen, daher wollte man durch den Fleiß das ersetzen, was der Fähigkeit des Geistes und Mundes fehlete. Und also fieng man an, auch auf die Worte und Redensarten zu studiren, womit man seine Gedanken vortragen wollte: Das heißt, man hub an seine Reden auszuarbeiten und auswendig zu lernen.

§. II.

Sobald dieses geschah, so ward man auch den Unterscheid der Schreibart gewahr, der sich bey verschiedenen Rednern äußerte. Denn nachdem ihr Naturell, ihre Gelehrsamkeit, Belesenheit und Art zu denken, es mit sich brachte, nachdem

gerieth

gerieth auch ihre Art des Ausdruckes. Zumal da Isokrates eine bessere periodische Schreibart einführte, als man vorhin gewohnt war; da Demosthenes, Aeschines, Xenophon, Plato, Theophrastus, Hyperides, Lysias und Demetrius Phalereus, ihre Schriften in die Hände der Leute kommen ließen, und überall ihre Anhänger fanden: Da fieng man an mit der größesten Aufmerksamkeit auf die Schreibart zu sehen, alle Kleinigkeiten in Regeln zu bringen, und fast eine abergläubische Sorgfalt darauf zu wenden. Aristoteles gedenket in seiner Poetik schon vieler grammatischen und critischen Kunstrichter, die den Homer und die tragischen Poeten vieler Fehler beschuldiget hatten. Er selbst beurtheilet in seiner Rhetorik die Ausdrückungen so vieler ungebundenen Scribenten: Und Longin ist sowohl als Lucian ein strenger Richter der Schreibart gewesen; wie ihre Schriften sattsam zeigen. Daß die Römer dadurch auch endlich, wiewohl sehr spät aufgewecket worden, auf die Schönheit und Zierlichkeit ihrer Sprache Achtung zu geben, das ist kein Wunder. Es ist allemal leichter in fremde Fußtapfen zu treten, als selbst den Anfang zu etwas zu machen. Gleichwohl ist Cicero fast der erste gewesen, der seine Schreibart mit einer critischen Schärfe zu beurtheilen und zu läutern gewußt.

§. III.

Nachdem wir Deutschen auch in unsrer Sprache zu schreiben und zu reden angefangen haben, so hat man auch auf unsre Schreibart genauer Achtung gegeben, als vorhin. Man hat allmählich die alte Rauhigkeit unsrer Ausdrückungen ins Feine gebracht, und solche wohlklingende, zierliche und prächtige Redensarten erfunden, daß wir es nunmehr in allen Gattungen der Schreibart den Ausländern gleich thun können. Wir haben auch an unsern Scribenten bereits eine solche Mannigfaltigkeit des Vortrages bemerket, daß es allerdings nöthig ist, durch Regeln zu bestimmen, welche es gut, und welche es schlecht darinn getroffen haben. Es haben sich daher sehr viele Anleitungen zur guten deutschen Schreibart gefunden, die aber nach Unterscheid der Zeiten, darinn sie ans

Licht

getreten, sehr unterschieden sind. Schon um Luthers Zeiten hat man an verschiedenen Orten Deutschlandes solche Anweisungen geschrieben, daraus man die Kunst, zierliche Reden und Schriften zu machen, lernen soll: Und die Zahl derselben hat sich in neuern Zeiten fast jährlich gemehret. In dem Büchervorrathe der deutschen Gesellschaft ist eine große Menge solcher Bücher vorhanden, wie aus der neuen Auflage ihres Verzeichnisses erhellen wird. Ungeachtet nun die Lehre von der Schreibart in ganz besondern Abhandlungen pflegt vorgetragen zu werden: So kann doch ein Redner dieselbe nicht übergehen. So gewiß es ist, daß gute Stilisten darum noch keine gute Redner sind: So gewiß ist es auch, daß ein Redner seine Schreibart nicht aus den Augen setzen darf. Und eben darum will ich auch hiervon, soviel als meiner Einsicht nach, zu wissen nöthig ist, mit wenigem vortragen.

§. IV.

Denn auch wir halten dafür, daß es nöthig sey, einen wohl ausgesonnenen Entwurf zu einer Rede ausführlich, das ist, von Wort zu Wort auszuarbeiten. Denn so gut auch der Hauptsatz mit allen zu seiner Ausführung gehörigen Zusätzen an sich selbst ist: So wenig Beyfall wird doch ein Redner damit finden, wenn er ihn nicht in einer deutlichen, ordentlichen, angenehmen und nachdrücklichen Schreibart vorträget. Wie ein bloßer Kohlenriß noch keinen in Vergnügen oder in Verwunderung setzet, ob er gleich alle mögliche Verhältniß, Ordnung und Schönheit an sich hat: Die Farben, das Licht und der Schatten geben ihm erst die vollkommene Aehnlichkeit, Schönheit und Lebhaftigkeit. Eben so ist es mit einer Rede beschaffen: Die gute Ausarbeitung muß einem Entwurfe allererst das rechte Leben und Gewichte geben. Denn wenn zehn Gelehrte einerley Materien, die man ihnen zum Inhalte einer Rede vorgegeben, nach ihrer Art ausführen sollten: So würden auch zehn verschiedene Reden herauskommen. Eine würde allemal besser, das ist, anmuthiger und nachdrücklicher gerathen, als die andere:

Und das müßte doch nothwendig von dem unterschiedlichen Ausdrucke herkommen, der ihnen eigen wäre. Nun urtheile man, wenn ein junger Mensch, der noch weder Wissenschaft, noch Uebung, noch Reichthum und Kenntniß in seiner Muttersprache besitzet, und solchen Entwurf, aus dem Stegreife herplaudern sollte: Was würde der für ein ungeschicktes, übel zusammenhangendes und kraftloses Geschwätze zuwege bringen? Wer aber viele Reden mit Fleiß ausgearbeitet hat; wer dieselben auswendig gelernet, und sich dadurch einen Reichthum an Worten, und eine regelmäßige Art im Ausdrucke erworben hat: Der wird sich schon allmählich auch die Fähigkeit erwerben, ohne lange Vorbereitung geschickt zu reden.

§. V.

Wir rathen es folglich allen Anfängern und Schülern in der Redekunst, sich nicht auf die Fertigkeit ihrer Zungen, und auf die Fähigkeit ihres Witzes zu verlassen; sondern alle ihre Reden aufs fleißigste zu Papier zu bringen. Wenn man sich seine Gedanken und Einfälle, so zu reden, vor die Augen gemalet hat: So sieht man viel besser ihren Werth und Unwerth, ihre Mattigkeit oder Stärke, ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit ein. Man hütet sich auch dabey viel leichter vor allem unnützen Geschwätze, vor unnöthigen Wiederholungen, und andern unzähligen Fehlern, die einer, der unbereitet redet, unmöglich vermeiden kann. Man bessert alles viel sorgfältiger aus, man wieget gleichsam alle Worte und Sylben ab, man giebt vielen Stellen mehr Deutlichkeit, andern mehr Nachdruck, andern mehr Feuer und Geist. Durch das alles aber übt man sich in der Scharfsinnigkeit, die allmählich so groß wird, daß man hernach auch in der Geschwindigkeit alles an seinen Ausdrückungen sehen kann, was zu loben oder zu tadeln ist: Ja man lernt endlich so behutsam reden, als mancher nicht schreibet; welches allerdings einem Redner sehr vortheilhaft ist, wenn er ja auch zuweilen aus dem Stegreife reden muß. Denn geübten und gelehrten Männern wollen wir dieses gar nicht verbiethen; vielmehr

wollen wir sie loben, wenn sie es nur geschickt zu thun vermögen.

§. VI.

Wer also seine Reden mit Fleiß auszuarbeiten willens ist, der gewöhne sich nicht eben an einen besondern Ort, es sey nun derselbe, welcher es immer seyn möchte. Wer sich entweder an ein einsames und verschlossenes Zimmer, oder an einen Garten, oder an ein Lustwäldchen, oder sonst an einen gewissen Umstand gewöhnet hat; dem fällt es hernach schwer, ja fast unmöglich, ohne diese Beqvemlichkeit fortzukommen. Nun kann man aber in vielen Fällen in solche Umstände gerathen, da man es unmöglich so gut haben kann, als man es sich wünschet. Und gleichwohl muß man seiner Pflicht im Reden nachkommen, man habe nun seine gewöhnliche Beqvemlichkeit gehabt, oder nicht. Hernach sind einige von den obgedachten Oertern so nicht beschaffen, daß man seine Gedanken sattsam darinnen sammlen könnte. Eine schöne Aussicht, ein Lustwäldchen, ein Garten, u. d. gl. zerstreuen nur die Aufmerksamkeit eines Redners auf seine vorhabende Materie, wenn er ihrer Annehmlichkeit genießen will. Will er aber bey dem allen blind und unempfindlich seyn: So kann er ja in einer verschlossenen Kammer eben so gute Einfälle haben, und mit gleichem Fortgange etwas ausarbeiten. Ich zum wenigsten kann es nicht begreifen, was der jüngere Plinius von seinem Lustwalde, von dem Seeufer, von den Spaziergängen und schattigten Bäumen seines laurentinischen Gartens für Rühmens machet. Alle diese Dinge sind angenehm; ich gestehe es: Aber nur denn, wenn man gar nichts thun, und sich schlechterdings erlustigen will. Hergegen wenn ich studiren will: So hindern sie mich mehr, als sie mir beförderlich sind.

§. VII.

Es giebt Leute, die auch im Absehen auf die Zeit, da sie etwas ausarbeiten sollen, sehr eigensinnig sind. Bald ist ihnen diese, bald jene Stunde nicht recht dazu. Einige wollen allezeit die Frühstunden, andre den Abend darzu haben; und

da soll sie niemand ein einzig mal stören, wo sie nicht ganz aus der gehörigen Gemüthsverfassung kommen sollen. Allein diese Zärtlichkeit taugt gleichfalls nichts. Männer, die mit Aemtern und Geschäfften überhäuft sind, können nicht allezeit, wie sie wollen. Sie müssen sich nach so vielen andern Leuten richten, und sich in so viele verschiedene Umstände schicken lernen, daß sie zu allen Zeiten des Tages, ja bey vielen Hindernissen der Aufmerksamkeit, dennoch studiren können. Man gewöhne sich also beyzeiten darzu; so wird man es weiter bringen, als solche Zärtlinge, die sich in nichts zu finden wissen. Eben so ist es mit der Beqvemlichkeit derer, die sich eines Schreibers bedienen, wenn sie etwas ausarbeiten wollen. Bey andern Arten der Schriften, als bey Briefen und juristischen Aufsätzen läßt man dieses schon gelten: Allein in der Beredsamkeit ist es gar nicht rathsam. Es gehöret gar zu viel Ueberlesens, Ausbesserns und Nachdenkens dazu, wenn man etwas geschicktes machen will. Säße nun ein Schreiber da, so würde man sich vielmals seiner Langsamkeit oder Unentschlossenheit schämen, und oft lieber etwas schlechtes stehen lassen, oder aufzuschreiben anbefehlen, ehe man sich lange besönne, oder alle Augenblicke etwas ausstreichen ließe. Ja vielmals ist es gut, auch dasjenige, was man schon zu Papier gebracht hat, mit einiger Erhebung der Stimme laut herzusagen, und wohl gar die gehörigen Bewegungen dazu zu machen. Wie würde sich nun solches vor den Augen eines Bedienten thun lassen?

§. VIII.

Will man also meinem Rathe folgen, so setze man sich selbst, und wo es seyn kann, an einen einsamen verschlossenen Orte, über seine Arbeit. Man sinne den ersten Satz seiner Rede bey sich selber aus, und wiederhole ihn nochmals laut, um zu hören, ob er gut klinget, oder ob er irgend zu verbessern sey? Wenn er diese Probe ausgehalten, oder nach Gutbefinden ausgebessert worden, so schreibe man ihn auf. So bald er auf dem Papiere steht, überlese man denselben nochmals, theils um ihn noch einmal durch die Musterung gehen

zu

zu fassen; theils aber auch wiederum in die Lebhaftigkeit des Gemüthes zu gerathen, die zur Fortsetzung seiner Arbeit nöthig ist. Denn durch das langsame Schreiben wird das Gemüthe gleichsam kalt und matt; und gleichwohl muß der Witz und die Einbildungskraft in voller Bewegung seyn, wenn man etwas lebhaftes ausarbeiten will. Durch das laute und muntre Vorlesen aber erregen sich die Geister wiederum, und so fällt einem desto leichter der Anfang des folgenden Satzes ein. Diesen prüfet und wiederholt man wiederum, so wie den ersten, bis er die Probe hält: Und alsdann wird er gleichfalls aufgeschrieben. Solchergestalt geht es nun fernet bis zum Ende. Wem diese Art der Ausarbeitung gar zu langsam vorkömmt, der erwege nur, daß wir einem Anfänger Regeln geben. Hier ist nun nichts so schädlich, als die Uebereilung. Wer gar zu schnell die Feder ansetzet, und ungeprüfte Gedanken gleich niederschreibt, der gewöhnet sich unvermerkt eine Unbedachtsamkeit an, die ihm künftig allezeit ankleben wird, und die ihn leicht einmal gereuen kann. Hergegen wer im Anfange hübsch bedächtig verfährt, der kömmt endlich doch zu einer Fertigkeit, nicht allein geschwinde, sondern auch gut zu schreiben.

§. IX.

Dem ungeachtet aber ist es mit der wohlbedächtigsten Ausarbeitung noch nicht ausgerichtet. Denn wenn nun ein Anfänger mit seiner ganzen Rede fertig ist: So muß nun allererst die Verbesserung angehen. Die ersten Gedanken nämlich sind nicht allemal die besten: Man thut also wohl, wenn man sie nochmals durch die Musterung gehen läßt, und sie so scharf auf die Probe stellet, als man nur kann. Zu dem Ende ist es denn gut, wenn man seine Arbeit etliche Tage bey seite legen kann, ohne dieselbe anzusehen; damit sie einem etwas neu und fremde vorkomme, wenn man ihrer wiederum ansichtig wird. So lange einem seine Einfälle noch neu sind, so lange gefallen sie einem gemeinigiich: Weil uns eine gewisse Eigenliebe blendet, und ihre Fehler verbirget. Allein wenn man sie nach einiger Zeit als die Arbeit

eines Fremden ansieht: So ist man schon etwas unparteyischer, als vorhin. Man verzeihet sich keinen Fehler, man läßt nichts schlechtes mehr gelten, sondern wird über sich selbst so ein strenger Richter, als es andre vielleicht nicht seyn würden. In dieser Absicht muß man an seinen ersten Aufsätzen einen hübschen breiten Rand übrig lassen, um hernach zu den Ausbesserungen Platz genug zu haben. Wer gar zu enge schreibet, der kann hernach die bessern Einfälle nicht hinzuschreiben, wenn er gleich gern wollte. Es dauret ihn immer, etwas auszustreichen, wenn er nicht Raum hat, etwas bessers hinzuschreiben. Doch muß auch aus dieser Ausbesserung keine unendliche Arbeit werden: Wie denn wohl gewisse Leute des Aenderns und Besserns gar kein Ende wissen. Was einem zuerst einfällt, das ist darum nicht allemal schlecht: Und wenn das gestrige bloß darum nichts taugt, weil es einem gestern eingefallen ist: So wird einem auch das heutige misfallen, wenn es morgen wiederum vorgenommen wird. Geübten und muntern Köpfen gerathen auch zuweilen die ersten Ausarbeitungen, die sie in der ersten Hitze und in einerley Feuer aufsetzen, so gut, daß sie dieselben hernach, durch viele ängstliche Künsteleyen, nur verstümmeln würden.

§. X.

Da nun in der Ausarbeitung so sehr viel auf die Schreibart ankömmt, die ein Redner schon in seiner Gewalt hat, ehe er sich niedersetzet und zu schreiben anfängt: So müssen Anfänger sich um dieselbe bemühen, noch ehe sie, ernstliche Reden zu halten, auftreten dörfen. Es würde viel zu spät seyn, alsdann allererst auf die Schreibart zu studiren, wenn man sich schon in wichtigen Angelegenheiten hören lassen soll. Nun kann aber die Uebung allein nicht alles thun. Die Naturelle gleichfalls, so viel sie auch zu einer vernünftigen Art des Ausdruckes beytragen: So unzulänglich sind sie doch, wenn man ganz ohne Tadel schreiben will. Es geht hier wie in der Musik. Das Naturell ist zwar sehr nöthig und nützlich; die Uebung ist unentbehrlich: Aber die Anführung eines Meisters und die beständige Aufsicht desselben sind bey

dem allen doch noch nothwendig. So ist es auch mit der Geschicklichkeit wohl zu schreiben. Man muß sich auch theoretische Lehrsätze von der guten Schreibart geben lassen. Man muß die wahren Schönheiten des Ausdruckes von den scheinbaren unterscheiden können. Man muß die verschiedenen Arten der Schreibart am rechten Orte zu brauchen wissen. In allen diesen Stücken fällt durchaus kein Meister vom Himmel. Mancher große Mann, der in den Sachen, die er vortrug, ohne Tadel war, ist gleichwohl durch seine Art des Ausdruckes vielmals unerträglich und lächerlich geworden. Dieses aber hat ihn in Erreichung seiner Absichten gehindert; und nichts ist für eine Kleinigkeit zu halten, was so wichtige Folgerungen nach sich ziehet. Zu dem Ende lasse man sich die Mühe nicht dauren, die folgenden Regeln von der Schreibart, die wir aus den innersten Gründen der Vernunft- und Sprachkunst hergeleitet haben, einzusehen und auszuüben.

§. XI.

Ueberhaupt ist die Schreibart ein Ausdruck unserer Gedanken durch solche Worte, daraus man ihre ganze Beschaffenheit einsehen kann. Es verhält sich mit derselben als mit einem Gemälde, welches sein Vorbild vorstellet: Doch ist dieses der Unterscheid. Ein Bild ist schon gut und schön, wenn es dem Originale nur vollkommen ähnlich ist, so garstig auch dasselbe an sich selbst seyn möchte. Der Maler erweiset alle seine Kunst in der natürlichen Nachahmung dessen, was er abgeschildert hat. Aber ganz anders ist es mit der Schreibart. Denn ob es gleich wahr ist, daß eine Schreibart auch darum schlecht und verwerflich seyn kann, weil sie nicht alle Schönheit ihres Originals, das ist, der Gedanken, sattsam darstellet und zu verstehen giebt: So ist sie doch mehrentheils bloß deßwegen schlimm und verwerflich, weil sie ihrem Originale so ähnlich ist. Wenn die Gedanken eines elenden Scribenten noch so genau ausgedrücket werden, so werden sie darum doch keine schöne Schreibart geben: Denn je genauer die Worte mit dem Sinne des Schreibers über-

übereinstimmen; desto närrischer, verwirrter, niederträchtiger und abgeschmackter werden sie lauten. Es kömmt folglich bey der Schreibart mehr auf die Gedanken als auf die Worte und Redensarten an. Wer lauter phantastisches Zeug, lauter ungereimte Einfälle und thörichte Fratzen im Kopfe hat, der kann unmöglich etwas kluges schreiben. Die allerschönsten Ausdrückungen, darauf er sich befleißigen möchte, würden ihn nicht zu einem erträglichen, geschweige denn zu einem guten Scribenten machen. So wahr ist es, was Horaz saget:

Scribendi recte *sapere* est & principium & fons.

Und Boileau gleichfalls hat recht, wenn er schreibt:

Avant donc que d'ecrire, aprenez à penser.

§. XII.

Besteht nun die Schreibart mehr in Gedanken, als in Worten, so sieht man wohl, daß man dieselbe nicht aus den Sprachbüchern oder Sammlungen von allerhand auserlesenen Redensarten; sondern vielmehr aus den Wissenschaften und sonderlich aus den philosophischen zu lernen habe. Diese räumen den Kopf auf, bessern die Kräfte des Verstandes, üben die Vernunft, und reinigen den Witz. Sie geben auch die Materien an die Hand, davon man schreiben und reden kann: Davon in allen Anweisungen zur guten Schreibart, in allen Rednerschätzen und Sammlungsbüchern nichts stehet. Doch schließen wir hier die Erfahrung und den Umgang mit vernünftigen und wohlgesitteten Leuten nicht aus. Hieraus lernt man oft eine anständige und edle Art des Ausdruckes, eine sinnreiche Art zu reden, einen artigen Scherz, eine höfliche Schmeicheley, und dergl. weit besser, als aus Büchern. Ein Redner muß sich so auszudrücken wissen, wie man in der Welt, nicht aber wie man in der Schule redet. Er muß also die Sprache derer, die am besten zu leben wissen, kennen, und sich dieselbe recht geläufig machen. Sie muß ihm so eigen werden, daß es ihn keine Mühe mehr koste, dieselbe zu beobachten. Ohne Zweifel

redete Cicero in seinen Reden so, wie die geschicktesten und vornehmsten Römer seiner Zeit redeten: Wie solches die Briefe und andere Schriften seiner Zeit zur Gnüge zeigen. Wer sich aber als ein Schulfuchs immer zwischen seinen vier Wänden einschließen wollte, der würde eine Sprache in seine Rede bringen, die niemand mit Vergnügen hören würde, weil sie keine von den Artigkeiten der wohlgesitteten Welt an sich hätte.

§. XIII.

Indessen ist es nicht zu leugnen, daß das Lesen wohlgeschriebener Bücher nicht einem Redner noch weit nöthiger seyn sollte, eine gute Schreibart daraus zu lernen. Im täglichen Umgange pflegen auch die größesten Meister, in ihrer Sprache zuweilen, aus Unachtsamkeit, kleine Fehler zu begehen, die wider die genaueste Richtigkeit der Sprachlehre und wider die Regeln von der Wortfügung verstoßen. Auch die Wahl der Wörter und Redensarten kann im gemeinen Leben nicht allemal so sorgfältig geschehen, als wenn man die Feder in der Hand hat, und mit Fleiß alle Ausdrückungen überleget, die man zu Papier bringet. Daher kann man sich weit sicherer darauf verlassen, was man lieset, als auf das, was man nur reden höret. Doch setze ich zum Voraus, daß man die Schriften der besten Scribenten in jeder Art lese, die sich vor andern einer reinen und richtigen Schreibart beflissen haben. Indem man sich nun täglich mit denselben unterhält, so gewöhnt man sich unvermerkt eine eben so regelmäßige, vernünftige, deutliche, sinnreiche und lebhafte Art des Ausdruckes an, als sie in ihrer Gewalt gehabt haben. Ich schließe von dieser Anzahl guter Scribenten auch so gar die Schriften der besten Poeten nicht aus. Diese sind zu allen Zeiten für Meister in ihren Sprachen gehalten, und selbst von prosaischen Schriftstellern zu Mustern erwählet worden. Plato hat den Homer überall nachgeahmet, und daher eine so schöne Schreibart bekommen, die von allen bewundert worden. Cicero hat den Ennius und andere alte

Poeten seines Vaterlandes so fleißig gelesen, daß er sie fast auswendig gekonnt hat. Und wer kann wohl daran zweifeln, daß nicht die Poeten einen großen Reichthum auserlesener Gedanken, Worte und Redensarten in sich halten sollten?

§. XIV.

Bey dem allen ist es doch mit dem Lesen nicht ausgerichtet, wenn man nicht auch critische Gründe der guten Schreibart hat. Auch die besten Scribenten sind nicht ganz ohne Fehler: Und ohne die Kenntniß derselben würde man sie nicht vermeiden können. Weil aber die Schreibart ein Ausdruck der Gedanken ist, so müssen sich auch die critischen Regeln auf die logischen Lehren von dem Unterschiede der Gedanken gründen. Nun hat man dieselben längst in drey Gattungen abgetheilet, nämlich in Begriffe, Urtheile und Schlüsse; und wir müssen diese drey Arten in allen unsern Schriften nothwendig brauchen. Jede davon muß auch in der Schreibart etwas haben, dadurch sie angedeutet wird, und dadurch man dem Leser oder Zuhörer die Gedanken des Schreibers oder Redners zu verstehen giebt. In der Vernunftlehre nennt man es Wörter, Sätze und Schlußreden: Aber in der Redekunst heißen eben diese Dinge Ausdrückungen, Perioden und Aufsätze. Die **Ausdrückungen** nämlich deuten nur einzelne Begriffe eines Scribenten an, ohne etwas davon zu bejahen oder zu verneinen; sie mögen nun einfach oder zusammen gesetzt seyn. Z. E. wenn ich sage: **Die Redekunst; der gute Geschmack; die durch Vernunft und Uebung gebesserte Schreibart.** Die **Perioden**, die man auch, nach Art der Vernunftlehrer, zuweilen schlechtweg Sätze nennet, sind ganze Aussprüche von gewissen Dingen, darinn man entweder zween oder mehr Begriffe mit einander verbindet, oder von einander trennet. **Z. E. Fürsten sterben zwar eben so, als andere Menschen; doch haben sie auch hierinn vor andern ein vieles voraus.** Endlich ein **Aufsatz** ist ein Innbegriff vieler zusammenhangender Sätze, die eine ausführlichere

Vor-

Vorstellung von einer gewissen Wahrheit in sich enthalten. Ich sage mit Bedacht vieler zusammenhangenden Sätze, oder Perioden: Denn viele einzelne Aussprüche, die gar nicht zusammen hiengen, würden zwar etliche Blätter anfüllen, aber niemals einen Aufsatz machen, der eine Schrift, oder eine Rede heißen könnte. Und wie also die Verbindung vieler Perioden eigentlich die Schreibart eines Scribenten anzeiget: So kann man aus dem ersten gar nicht, aus dem andern aber sehr unvollkommen urtheilen, was jemand für eine Schreibart habe.

§. XV.

Von diesen dreyen Stücken müssen wir nun ausführlicher handeln. Bey dem Hauptstücke von den Worten und Redensarten müssen wir auch von den verblümten Ausdrückungen einen Unterricht geben. Bey dem Unterrichte von den Perioden werden wir auch von den Figuren und ihrem Gebrauche handeln. Und bey der Lehre von ganzen Aufsätzen werden wir auch von den verschiedenen Gattungen der guten und bösen Schreibart das Nöthige vortragen.



Das XIII. Hauptstücke.

Von den Wörtern und Redensarten, imgleichen von verblümten Ausdrückungen.

§. 1.

Die Wörter an sich selbst sind willkührliche Zeichen unserer Begriffe. Nachdem nun diese einfach oder vielfach und zusammen gesetzt sind: Nachdem werden auch jene entweder einzeln, oder als Redensarten in Verbindung mit andern gebraucht. Von beyden sind oben schon Exempel vorgekommen, und von beyden muß hier gehandelt werden. Die Wörter sind von den Sprachlehrern in acht Arten unterschieden worden, nämlich in Nennwörter, zu welchen auch die Beywörter gehören, in Fürwörter, Zeitwörter, Mittelwörter, Nebenwörter, Vorwörter, Bindewörter und Zwischenwörter. Im Deutschen pfleget, so wie in einigen andern Sprachen, auch noch der Artikel hinzuzukommen. Von der Natur dieser Wörter überhaupt und insbesondere; von ihrem guten und schlimmen Gebrauche; imgleichen von ihren Abänderungen und Verbindungsarten könnte hier, nach dem Beyspiele des berühmten P. Lami, ein vieles gesagt werden. Allein weil es hier unser Vorhaben nicht ist, eine deutsche Sprachkunst zu schreiben: So verweisen wir hiermit unsre Leser zu unsern Sprachlehrern, Schotteln, Clajus, Bödickern, dem Spaten, Steinbachen, Hentscheln, u. a. m. die davon nach der Länge gehandelt haben. Wir loben keinen davon mit Ausschließung aller übrigen; verachten auch keinen ganz und gar. Man kann aus allen viel lernen, wenn man seine Sprache noch nicht anders weis, als aus der Uebung. Kann man sich aber nicht überall mit ihnen befriedigen: So ist dieses kein Wunder. Die Sache ist so leicht nicht, als sichs viele einbilden, eine vollkommene Sprachkunst zu schreiben. Die Zeiten und Oerter, darinn eini-

einige geschrieben haben, entschuldigen auch manches. Es ist allemal viel besser, eine unvollkommene, als gar keine Grammatik gelesen zu haben.

§. II.

Wir haben hier ohnedem noch auf eine andere Art von den Wörtern zu handeln. Man kann dieselben in Absicht auf ihren Gebrauch noch auf vielfältige Art unterscheiden. Denn da giebt es verständliche, und unverständliche, ehrbare und schandbare, ernsthafte und possirliche, alte und neue, fremde und einheimische, edle und pöbelhafte, wohl- und übelklingende Wörter. Alle diese ohne Wahl und ohne Unterscheid zu brauchen, das würde sehr übel gethan seyn. Ein Redner muß seine Beurtheilungskraft zwar sonst überall, doch sonderlich auch hier allezeit zeigen. Man kann seine Absichten so wohl durch bequeme Wörter befördern, als durch ungeschickte hindern. Was an einem andern Orte sehr gut und brauchbar seyn würde, das ist hier oft sehr ungereimt. Was in Lobreden schön ist, das kann in dogmatischen Reden und Complimenten sehr übel angebracht seyn und verkehrt lauten. Wir müssen also die obgedachten Arten der Wörter etwas genauer ansehen und kennen lernen.

§. III.

Was die verständlichen Wörter betrifft, so hat sich ein Redner auf dieselben sonderlich zu befleißigen: Weil er seine Absicht gar nicht erreichen kann, wofern er nicht verstanden wird. Es sind aber alle Wörter verständlich, die bey dem Volke, wo man redet, durchgehends üblich sind, und die der Redner in der gewöhnlichen Bedeutung nimmt. Hergegen unverständlich pflegen oft zu seyn 1) die Provinzialwörter, die nur in gewissen Mundarten gelten, oder gar nur in gewissen Städten gebrauchet werden. 2) Die gar zu alten Wörter, dergleichen in der Bibel noch einige vorkommen, als z. E. **raunen**, **läcken**, (die Lahmen werden läcken wie ein Hirsch) **endelich**, u. d. gl. 3) Fremde Wörter, die aus der griechischen, lateinischen, italienischen oder französischen Sprache entlehnet werden, und die nicht ein jeder Deutscher

versteht. 4) Die neugemachten Wörter, die zuweilen sehr seltsam klingen, und nicht ohne Erklärung verstanden werden können. 5) Die Kunstwörter aus allerley Künsten und Wissenschaften, die nicht ein jeder weis. Aller solcher Wörter nun muß sich ein Redner enthalten, wenn er verstanden werden will. Er muß sich stellen, als wenn er nichts anders, als die gemeine Sprache seiner Mitbürger, wüßte, und weder in den alten Sprachen, noch in ausländischen Mundarten, noch in den Wissenschaften geübt wäre. Er muß sich auch nicht merken lassen, was er für ein Landsmann ist, und sich zu dem Ende vor allen Provinzialwörtern hüten. Was man in ganz Deutschland versteht, das ist allererst recht gutes Deutsch. Endlich muß er sich auch vor allen zweydeutigen Reden in Acht nehmen. Denn jede doppelsinnige Redensart kann eine Undeutlichkeit verursachen. Es geschieht ohnedem wohl, daß einem, wider alles Vermuthen, zuweilen ein Wort oder ein Ausdruck unrecht verstanden wird: Wie viel mehr wird man sich hüten müssen, daß es einem nicht durch seine Schuld wiederfahre.

§. IV.

Doch auch unter den verständlichen Wörtern ist noch ein großer Unterscheid zu machen. Einige davon sind in ehrbaren Gesprächen, und bey wohlgesitteten Leuten gebräuchlich: Andere aber gehen nur bey schändlichen Unterredungen, und bey lasterhaften Leuten im Schwange. Bloß jene, nicht aber diese darf ein Redner brauchen. Er muß sich allezeit in dem Character eines tugendliebenden Mannes, dem alles unehrbare Wesen misfällt, erhalten. Er muß also auch durch seine Sprache zeigen, daß er gute Sitten liebet. Man kennt den Vogel am Gesange, wie das Sprüchwort sagt, und ein Redner verliert sehr viel von seiner Hochachtung, wenn man ihn die Sprache der Ruchlosen, der Ueppigen, der Tückischen und Boshaften reden höret. Er hüte sich also vor dem Umgange solcher Leute, damit er nicht etwa ihre Redensarten unvermerkt annehme. Er halte sich hergegen zu den Freunden der Ehrbarkeit und Tugend; in deren Umgange

gange er die Kunst lernen wird, entweder von allen unanständigen Dingen zu schweigen, oder doch auf eine unanstößige und schamhafte Art davon zu reden. Die Höflichkeit der Sitten aber hat es eingeführt, daß man auch von natürlichen, obgleich an sich selbst ganz unsträflichen Dingen, nicht reden darf. Man nennet gewisse Theile des Leibes, imgleichen gewisse Verrichtungen entweder gar nicht, oder doch allezeit durch gewisse Umschweife, die das schändliche derselben bemänteln. Diese löbliche Behutsamkeit muß sich ein Redner bestens empfohlen seyn lassen.

§. V.

Auch darinn pflegt ein großer Unterscheid zu seyn, von was für Stande die Leute sind, die sich gewisser Wörter und Redensarten bedienen. Personen von gutem Herkommen und von edler Auferziehung pflegen ganz anders zu sprechen, als gemeine Leute. Der Pöbel hat immer gewisse niederträchtige Ausdrückungen, deren sich Vornehmere nicht bedienen mögen, weil sie ihnen zu schlecht sind. Die guten Redensarten sind dem ungeachtet dem niedrigen Volke doch wohl verständlich, ob sie ihm gleich in seiner täglichen Sprache nicht geläufig sind: So wie auch die Edlen wohl die Ausdrückungen des Pöbels wissen, ob sie gleich selbige nicht brauchen. Es bedarf hier keiner Exempel, weil ein jeder sich selbst darauf besinnen kann. Ein Redner indessen hat Ursache, sich allezeit zur Zahl der Vornehmern zu halten, und sich nur der unter ihnen gebräuchlichen Wörter zu bedienen. Denn wollte er nach Art des untersten Pöbels sprechen: So würde er sich bey den Edlen verächtlich machen; und selbst des Volkes Gunst nicht einmal erwerben. Dieses würde ihn nämlich alsdann nicht höher schätzen, als einen andern aus ihren Mitteln: Da es hingegen gegen einen Redner, der besseres Standes ist, doch eine gewisse Hochachtung haben würde. Deswegen darf aber ein Redner nicht eben lauter hochtrabende Ausdrückungen suchen, oder immer auf Stelzen gehen. Nein, auch die Erhabenen dieser Welt reden natürlich, und nennen tausend Dinge bey ihren gemeinen

nen Namen: Und es scheinet eine gezwungene Hoheit zu seyn, wenn jemand lauter ungemeine und auserlesene Redensarten brauchen will. Seine natürliche Niedrigkeit scheinet noch immer dabey hervor: So wie kleine Leute, die gern groß wären, mit allen ihren Absätzen und aufgereckten Hälsen nichts mehr ausrichten, als daß man ihre Kleinigkeit desto mehr wahrnimmt.

§. VI.

Alte Wörter in seinen Reden zu gebrauchen, wenn sie nicht mehr gewöhnlich sind, das ist eben so wenig rathsam, als ganz neu gebackene zu sammlen. So nachdrücklich manche veraltete Redensart zu ihrer Zeit geklungen haben mag: So rauhe und dunkel kömmt sie uns heute zu Tage vor; wie wir dieses in den alten Kirchenliedern wahrnehmen. Es ist in diesem Falle mit unsrer Sprache ganz anders, als vormals mit der griechischen. In derselben blieben die alleraltesten Wörter, deren sich Homer bedienet hatte, noch immer gewöhnlich; und alles, was neu erdacht wurde, das war gleich willkommen, wenn es nur verständlich war. Bey uns hergegen will keins von beyden ekeln Ohren recht anstehen. Man tadelt alles, was gar zu altfränkisch und was gar zu neu ist; daher muß ein Redner das rechte Mittel halten. Nun kommen zwar freylich auch bey uns allmählich gar viele Wörter auf, die man vor hundert und zwey hundert Jahren nicht gekannt hat. Allein sie müssen erst sehr gänge und gäbe seyn, ehe sie ein Redner brauchen darf. Doch wenn er sich ja genöthiget sähe, dergleichen anzuwenden: So müßte er gleichsam um Vergebung bitten, daß er es thäte, wie Cicero es mit dem Worte Beatitudo und Beatitas gemacht hat, welche zu seiner Zeit noch neu waren. Gleichwohl wollte ich es niemanden rathen, mit den Geburten der fruchtbringenden Gesellschaft aufgezogen zu kommen, oder z. E. mit dem Pegnitzschäfer Floridan, aus seiner seligentseelten Margaris, einen **Lustwandelweg**, einen **Schmerzensthau** und **Herzregen**, das **Tireliren**, die **geflügelten Lustharfen**, die **Engellerchen**, das **Fluthen**-

thenglas, das Prachtgelümpe, die Danz- und Schwanzdocken, einen Zeitblick, die Bankschwestern, die Ehrnamen, und das heilige Gottesbuch, rc. in seinen Schriften anzubringen.

§. VII.

Was die einheimischen und fremden Wörter anlanget, so ist es einem Redner gleichfalls nicht anständig, seine Reden und Schriften mit vielen von andern Völkern entlehnten Ausdrückungen zu putzen. Weder Demosthenes, noch Cicero, haben dieses vormals gethan: Und dennoch ist dieß ein Fehler, der schon von vielen Sprachverständigen an unsern gemeinen Scribenten und weltlichen Rednern, sonderlich bey Hofe, getadelt worden. Es ist ein ungegründetes Vorgeben, daß unsre Muttersprache gar zu arm seyn; und nothwendig von ihren Nachbarn Wörter erborgen müsse. Wer sein Deutsches nur recht kann, der wird es gewiß nicht nöthig haben, aller Welt Zungen zu Hülfe zu nehmen, um deutlich, nachdrücklich und angenehm zu reden und zu schreiben. Es ist nur eine thörichte Liebe zu fremden Sprachen gewesen, die unsern Landsleuten das Vorurtheil in den Kopf gebracht hat, auch das Deutsche klinge schöner, wenn etwas italienisches, französisches oder doch lateinisches mit untermenget wäre. Man läßt den Sprachen der Ausländer gern ihre Vorzüge: Aber es fehlt unsrer deutschen gewiß an den ihrigen auch nicht. Opitz und Andreas Gryphius haben dieses schon im vorigen Jahrhunderte geglaubet und bezeuget, wenn sie die Liebhaber der Sprachenmengerey ausgelachet haben. Jener hat solches in seiner deutschen Poeterey, dieser aber in seinem Horribilicribrifax bewerkstelliget. Sempronius, der Schulfuchs, redet immer halb griechisch und Latein im Deutschen: Und die beyden großsprecherischen Officier, Daradiridatumtarides und der obgedachte Horribilicribrifax plaudern noch immer mehr italienisch, spanisch und französisch, als deutsch in ihren Reden. Es scheint mir daher, als wenn diese Mengesucht damals im dreyßigjährigen Kriege, mehr als vorhin müsse eingerissen seyn. Rachelius ist ebenfalls nebst Laurenbergern

übel darauf zu sprechen, daß man sich in das Ausländische so verliebt gehabt. Dem ungeachtet haben die Weisianer, ja wohl gar Ziegler, Pufendorf, Fuchs und Thomasius sich nicht gescheuet, noch immer die Sprachenmengerey beyzubehalten: Bis sie endlich zu unsern Zeiten von neuem angegriffen und fast unehrlich gemacht worden. Man sehe, was hiervon in dem Patrioten, in den Tadlerinnen und dem Biedermanne hin und wieder vorkömmt.

§. VIII.

Noch ein Unterscheid kann unter den Wörtern in der Absicht gemacht werden, daß sie entweder ernsthaft oder possirlich sind. Von diesen schicken sich die ersten am besten für einen Redner. Ein Mann, der von wichtigen Dingen redet, der scherzet nicht gerne. Das Lachen schicket sich mehr für Lustigmacher, als für Männer von Verdiensten und Ansehen. Leichtsinnige Leute pflegen auch nicht viel Glauben zu finden, wenn sie gleich wieder ganz ernsthaft zu reden anfangen. Cicero ist hier anderer Meynung gewesen und hat einem Redner die Regel gegeben, den Zuhörer zuweilen mit einem lustigen Einfalle zu vergnügen. Er hat es auch selbst fleißig gethan, sonderlich in der Rede für den Murena: Allein er hat es auch leiden müssen, daß Cato von ihm gesagt: Bone Deus, quam ridiculum habemus Consulem! Er hätte freylich hier auch die Bürgermeisterwürde bedenken sollen, die er eben ablegte, und darzu sich ein so spöttisches Wesen nicht sonderlich schickte. Gleichwohl kann man es einem Redner überhaupt nicht verbiethen, zuweilen einen lustigen Einfall zu haben, und heraus zu sagen. Es thut solches oft eine bessere Wirkung, als der bündigste Beweis. Denn

— — — Ridiculum acri
Fortius, & magnas melius plerumque secat res. *Horat.*

Nur muß es nicht auf eine so niederträchtige Art geschehen, daß alles lustige auf possirliche Worte ankomme. Auch die Zweydeutigkeiten sind in gar zu übelm Ruffe, als daß man sie einem Redner erlauben könnte. Gemeine Lustigmacher mögen

mögen den Pöbel damit vergnügen: Leute von besserm Geschmacke schämen sich derselben. Hat gleich Cicero einmal dergleichen Spielwerk (Jus Verrinum) in seinen verrinischen Anklagen gemacht: So hat ers auch leiden müssen, daß es ihm in dem alten Gespräche von Rednern, hundert und zwanzig Jahre hernach, als ein Fehler angerechnet worden.

§. IX.

Es fehlet noch der Unterscheid zwischen den wohlklingenden und übelklingenden, oder unangenehmen Wörtern, den ein Redner zu beobachten hat: Und ein jeder begreift leicht, daß er Ursache habe, es mit jenen zu halten. Nun ist es zwar gewiß, daß der Wohlklang sich mehr in dem Zusammenhange ganzer Sätze und Perioden, als in einzelnen Worten beobachten läßt. Allein dem ungeachtet klingen auch gewisse Wörter und Redensarten an sich schon gut oder übel. Ohne Zweifel kömmt dieses theils von den Begriffen, die darunter liegen, oder von den Nebenideen, die damit gemeiniglich verknüpft sind, oder von der bloßen Vermischung der lauten und stummen Buchstaben her. Im Absehen auf das erste muß freylich ein Redner alle Sorgfalt anwenden, daß er nichts sage, was dem Zuhörer unangenehme Begriffe und widrige Gedanken in den Sinn bringen kann. Doch weil dieses theils schon bey den obigen Abtheilungen vorgekommen, theils in dem folgenden noch vorkommen wird: So halte ich mich dabey nicht auf. Aber der eigentliche Wohlklang, den die Ohren empfinden können, kömmt doch auf die Vermischung solcher Buchstaben an, die entweder rauh oder angenehm klingen. Darinnen sind nun sonderlich unsre deutschen Wörter in üblem Ruffe, indem man dafür hält, daß sie der stummen Buchstaben zuviel hätten. Allein dieses ist im Absehen auf die französische und englische Sprache so wahr nicht, als im Absehen auf die italienische. Wenn wir nur die unnützen Verdoppelungen gewisser Buchstaben in der Rechtschreibung weglassen, die man nicht ausspricht, und

sonst keine Lautbuchstaben verschlucken: So werden unsre Wörter an sich selbst so gar rauhe nicht klingen.

§. X.

So sind nun die Wörter und Redensarten ordentlicher Weise beschaffen, deren sich ein Redner bedienen muß. Allein die größte Schönheit des oratorischen Ausdruckes besteht in den verblümten Redensarten, die man sonst Tropos nennet. Es sind aber diese nichts anders, als Wörter, die man in andern Bedeutungen nimmt, als die sie gemeiniglich haben: So daß theils dieselben, theils aber auch die ganze Rede einen neuen Glanz bekömmt.* Z. E. Fleschier sagt in seiner Lobrede: **Durch was für unsichtbare Ketten band er ihre Neigungen?** Hier ist das Wort **Ketten** und das Wort **band** in verblümtem Verstande genommen: Denn mit eigentlich sogenannten Ketten kann man die Neigungen nicht binden. Hätte der Redner schlechtweg reden wollen, so würde es geheißen haben: durch was für unvermerkte Mittel lenkte er ihre Neigungen? Allein dieses würde so zierlich nicht geklungen haben. Die unsichtbaren Ketten machen die Sachen weit lebhafter, und stellen gleichsam der Einbildungskraft einen lebendigen Abriß von der Sache vor. Zu allererst mag wohl die Armuth der Sprachen zu solchen tropischen Redensarten Gelegenheit gegeben haben. Man hub allmählich an, mehr zu denken, als man in der gewöhnlichen Sprache mit eigentlichen Worten auszudrücken vermochte. Man nahm also in der Noth eines von den bereits gewöhnlichen Wörtern, dessen Bedeutung aber der vorhabenden Sache etwas ähnlich war; und dieses brauchte man an statt eines eigenen. Z. E. Man wollte die Wirkung der Seele nennen, dadurch sie die verstandenen Sachen recht einsieht oder fasset. Es war aber noch kein Wort von solchen geistlichen Wirkungen vorhanden: Darum borgte man

* Quintilian im VIII B. 6 Cap. sagt: Tropus est verbi, vel sermonis a propria significatione in aliam cum virtute mutatio.

man eins von dem Körper, und nannte es begreifen. Die Aehnlichkeit ist hier leicht zu finden: Und so gieng es fast bey allen geistlichen Begriffen; wie denn auch das obige einsehen und fassen nur in verblümten Verstande von der Seele gelten kann.

§. XI.

Allmählich aber merkte man an, daß Leute, die auch sonst von gewissen Dingen ganz wohl in eigentlichen Worten reden konnten, dennoch in gewissen Leidenschaften, die sie in einige Verwirrung setzeten, sich nicht gleich auf die gewöhnlichen Redensarten besinnen konnten; oder doch die Sachen etwas stärker, als gemeiniglich, ausdrücken wollten, sich auch verblümter Redensarten bedieneten. Z. E. Man wollte sagen, einer sey so zornig, daß er des andern Tod wünsche, und zu befördern geneigt sey: So könnte man dieses sehr kurz und nachdrücklich sagen, wenn man spräche: Er dürstet nach seinem Blute; oder, er ist recht blutdürstig. Man weis nämlich, wie stark die Begierde zu trinken in einem heftigen Durste ist. So bald man dieses wahrgenommen hatte, fing man an, mit Fleiß die verblümten Redensarten zu suchen, und einen Zierrath der Rede draus zu machen. Man gefiel auch den Zuhörern damit um so viel besser, jemehr man ihren Witz und ihre Scharfsinnigkeit damit beschäfftigte. Denn weil eine jede verblümte Redensart ihnen nicht nur eine, sondern zwo Sachen auf einmal, und die Aehnlichkeit derselben noch dazu in die Gedanken brachte: So gefiel es ihnen zum Theil, daß sie so vielerley auf einmal denken konnten; zum Theil aber auch, daß ihnen der Redner so viel Verstand zugetrauet hatte, seine verblümten Worte recht einzusehen. Sie gaben ihm daher das Lob einer sinnreichen Schreibart; und zwar mit Recht. Denn solche Ausdrückungen sind allerdings reicher an Sinn und Bedeutung, als die gemeinen Worte: Und wer sie verstehen will, der muß mehr nachsinnen können, als wer nur eigentliche Redensarten vernehmen kann. Dadurch wurden nun die Tropi als ein Mittel, die Schreibart schöner zu machen, in der Redekunst eingeführet. Man sehe,

was Cicero in seinem III Gespr. von Rednern davon geschrieben hat.

§. XII.

Aristoteles wirft oft alle tropische Redensarten in eine einzige Classe, und nennet sie die Metaphore; das ist, eine Uebertragung oder Versetzung eines Wortes in eine neue Bedeutung. Dieses ist auch in der That das allgemeine, so in allen verblümten Redensarten stecket: Man ändert nur den Sinn der Wörter. Allein die nachfolgenden Meister der Redekunst haben mit der Zeit genauer Achtung gegeben, und verschiedene andere Classen erfunden, die tropischen Redensarten einzutheilen. Sie haben, außer der Metaphore, die Metonymie, die Synekdoche, und die Ironie angemerket, die gewisser maßen von jener unterschieden sind. Die Metonymie heißt nichts anders als eine Namenänderung, die Synekdoche ist ein Auszug, und die Ironie ist eine Spötterey. Andere sind auch damit nicht zufrieden gewesen, und haben noch mehr Arten hinzugesetzt, die sie Allegorien, Antonomasien, Tapeinosin, oder Litoten, und Hyperbolen oder Auxesin genennet haben. Alle diese Kunstwörter zu behalten und sie erklären zu können, das ist fast schwerer, als die verblümten Redensarten selbst zu erfinden, oder zu brauchen. Die Natur selbst und ein lebhafter Kopf lehret einen jeden zu rechter Zeit tropisch reden, ob er schon die Namen der Tropen nicht weis. Man darf sie also in der Redekunst deswegen nicht vortragen, damit man sie machen lerne: Nein, lange zuvor, ehe eine Rhetorik geschrieben worden, hat man schon verblümte Redensarten von allen Arten gemacht. Wir wollen sie nur unterscheiden und benennen lernen, damit wir in bedürfendem Falle ohne Verwirrung davon reden können. Hernach pflegen ihrer viele Fehler darinn zu begehen, die man ihnen, ohne einen genauen Unterricht von allen verblümten Worten, nicht aus dem Sinne bringen kann. Selbst diejenigen, die hierinn geschickt sind, versehen sich zuweilen, und begehen lächerliche Ausschweifungen, die man durch gute Regeln im Zaume halten muß.

Wir wollen also ein ganzes Register von den tropischen Redensarten hieher setzen und mit Exempeln erläutern.

§. XIII.

Die erste Art verblümter Redensarten ist also die Metaphore. Diese enthält allemal in einem Worte ein Gleichniß, welches sich aber zu der vorhabenden Sache, und zu den Absichten des Redners schicken muß, wenn die Redensart gut seyn soll. Z. E. Fleschier sagt von dem Turenne:

> Er erblickte die Schlingen und Fallgruben, die ihm seine Vorurtheile bisher ganz verdecket hatten. Er fieng an mit Vorsichtigkeit und Furcht auf denen Irrwegen zu wandeln, darauf er einmal gerathen war.

Hier sind viel metaphorische Wörter beysammen. Die Schlingen, die Fallgruben, das Verdecken, die Irrwege, das Wandeln sind lauter verblümte Ausdrücke: Denn keins hat seine gewöhnliche, sondern eine neue Bedeutung, wegen der Aehnlichkeit mit den Sachen, davon der Redner handelt. Er redet aber von der Religionsveränderung des Marschalls von Turenne; da er die reformirte Partey verlassen, und die römische angenommen. Sie sind aber alle seiner Absicht gemäß, denn sie stellen die protestantischen Lehren unter lauter verhaßten Bildern vor. Quintilian theilet die Metaphore in vier Classen ein. I. Wenn man unter lebendigen Dingen eins fürs andre nimmt. Z. E. Livius schreibt: Cato habe den Scipio oft angebellet. II. Wenn man ein lebloses Ding für das andre setzt. Z. E. Da ein Poet saget: **Er wirft der Flotte Zügel an.** III. Wenn man für was lebendiges ein lebloses Ding setzet. Z. E. Wenn man von einer Schönen sagte: **Die Krone des Frauenzimmers ist abgefallen.** IV. Wenn man für was lebloses die Metaphore von lebendigen Dingen entlehnet. Z. E. Cicero für den Ligar spricht:

> Was machte dein entblößtes Schwerdt in der pharsalischen Schlacht? Nach wessen Leibe sehnte sich deine Degenspitze? Wohin zielten alle deine Waffen?

§. XIV.

Damit man aber die Metaphore von einem Gleichnisse unterscheiden lerne: So ist zu merken, daß jene weit verwegner ist, als dieses. Denn wenn das Gleichniß nur sagt, die Stücke hätten wie ein Donnerschlag geknallet; der Held hätte wie ein Löwe gefochten; die Armee wäre dem Feinde so schnell, wie ein Adler seinem Raube, auf den Hals gekommen: So sagt die Metaphore weit kühner. **Die ehernen Donner knalleten; dieser Löwe schlug alles nieder; dieser Adler übereilte seinen Raub.** Man kann leicht sehen, daß in dieser Art sich auszudrücken sehr was edles und erhabnes steckt. Wenn man aber eine angefangene Metaphore länger fortsetzet, als in einer Redensart: So bekömmt sie den Namen einer Allegorie. Z. E. Fleschier schreibt bald nach der obigen Stelle:

> Wie oft hat er aus brünstigem Verlangen nach dem lebendigen und kräftigen Lichte, welches einzig und allein über die Irrthümer des menschlichen Gemüthes triumphiret, zu seinem Heilande geseufzet: Herr, hilf daß ich sehen möge! Wie oft suchte er mit unvermögender Hand die verdrüßliche Binde abzureißen, die seine Augen vor der Wahrheit verschloß.

Hier stellet der Redner seinen Held unter dem Bilde eines Blinden vor, und setzet die Vergleichung bis ans Ende fort. Er meynet aber die Unwissenheit in der römischkatholischen Lehre dadurch, welches denn seiner Absicht vollkommen gemäß ist; ob es gleich in unsern Augen falsch ist.

§. XV.

Vermittelst dieser Metaphoren und Allegorien nun kann ein Redner seiner Schreibart einen großen Zierrath geben. Er kann von den schlechtesten Dingen auf eine anständige und edle Art reden; er kann von einerley Sache oft auf eine andre Art sprechen, und dadurch den Ekel der Ohren vermeiden; er kann endlich dadurch seine Sprache bereichern, und da, wo sie mangelhaft schien, ihr einen Ueberfluß zuwege bringen. Man nehme sich nur in Acht, daß man große Dinge nicht mit Metaphoren, die von schlechten Dingen hergenommen worden,

den, ausdrücke. Z. E. Einen Helden, den ich loben will, muß ich nicht mit einem Geyer oder Habichte vergleichen: Diese Vögel sind in keinem Ansehen. Ein Adler aber und ein Falke werden für edler gehalten. Hergegen wenn ich etwas verachten will: so muß ich die Metaphore nicht von gar zu hohen, schönen oder vollkommenen Dingen entlehnen. Z. E. Den Cartousche muß ich nicht einen Phönix seiner Zeiten nennen; ob er gleich an Büberey nicht seines gleichen gehabt: Denn dieser Vogel steht in gar zu gutem Ansehen. Endlich muß eine Allegorie nicht aus einer Metaphore in die andre fallen; sondern in einerley Gleichnisse fortfahren. Z. E. Wenn Fleschier schreibt:

> Die ehernen Donne, welcher die Hölle zum Verderben der Menschen erfunden hat, knalleten schon von allen Seiten.

So ist die Allegorie von dem Donnerwetter beybehalten. Wenn er aber an statt **knalleten** gesagt hätte, sie **brülleten**: So hätte er alles verderbet; weil hier zweyerley Gleichnisse, vom Donner, und von einem Löwen mit einander vermenget wären. Endlich so würde die Vermengung ungleicher Metaphoren lauter Räthsel zuwege bringen. Aristoteles giebt das Exempel: Ich sah einen Menschen, der Metall mit Feuer an eines andern Körper klebete: d. i. der ihm Köpfe setzte. Hierinn pflegen es schwülstige Scribenten leicht zu versehen.

§. XVI.

Die andre Art der verblümten Redensarten heist die **Metonymie**, deutsch der **Namenwechsel**, oder wie Longolius sie genennet, das **Namenlehn**. Dieselbe hat fünferley Arten unter sich: Denn man setzt zuweilen

I. Die Ursache für die Wirkung. Z. E. Xenophon und Plato sind angenehm zu lesen: Oder wie Fleschier sagt: **Gott allein ist der Lohn christlicher Tugenden.**

II. Die Wirkung für die Ursache. So sagt z. E. wiederum Fleschier: **Man krönet sich mit eigner Hand, man richtet sich**

einen heimlichen Triumph an, und sieht die Lorbern, die man mit Mühe gesammlet, und oft mit seinem eignen Blute befeuchtet hat, als sein Eigenthum an.

III. Das Subject für das Adjunct. Z. E. Mosheim in seiner Rede wider die Religionsspötter sagt: Man meynt genug gesagt zu haben, wenn man eine Menge von Worten hervor stößt, die weder Salz noch Ordnung haben. Hier ist das Salz genennt, und die Schärfe, als die Eigenschaft desselben, gemeynet. Diese Art der Metonymie begreift noch viel besondre Arten unter sich.

1) Das Enthaltende für das Enthaltene. Z. E. Fleschier sagt: Aber nichts war fürchterlicher anzusehen, als da das ganze Deutschland, dieser große und ungeheure Körper, alle seine Fahnen fliegen ließ, und an unsre Grenzen rückete. Denn er nennet das Land, und meynet die Völker, die darinn wohnen.

2) Der Besitzer für das Eigenthum. Hiervon ist im Deutschen nicht leicht ein Exempel zu finden. Qvintilian gesteht, daß sich außer den Poeten sonst nicht leicht jemand dessen unterfänget; und führt das bekannte: Jam proximus ardet Ucalegon an; welches auch bey uns wohl gesaget wird, wenn es heißt: Mein Nachbar ist abgebrannt.

3) Der Feldherr für seine Soldaten. Z. E. Fleschier sagt: Er marschirt drey Tage, setzt über drey Ströme, findet den Feind, greift ihn an, und macht ihm viel zu schaffen. Hier wird von dem Marschall von Turenne das gesagt, was doch sein Kriegsheer gethan hat.

4) Das Bezeichnete für sein Zeichen. Z. E. Man sagt bey dem Anblicke eines Bildes: Das ist Opitz; das ist Canitz; und nennt also den Mann, da es doch nur ein Gemälde von ihm ist.

5) Die Sache, die in der Zeit geschieht, für die Zeit selbst. Z. E. Demosthenes in seiner ersten philippischen Rede sagt: Die Jahrszeit anlangend, wenn ihr unter Segel gehen, und eine Landung unternehmen sollet, das wird leicht zu ermessen seyn, nämlich wenn die Winde nach der Gegend wehen, und wenn von den Kaufmannsschiffen

nichts zu besorgen ist. Denn ohne Zweifel meynt er den Frühling und Sommer.

IV. Das Adjunct anstatt des Subjects, und zwar

1) Das Enthaltene fürs Enthaltende. Z. E. Man sagt: Er ist in die ewige Ruhe eingegangen, und meynt den Himmel, darinn sie anzutreffen ist. Es heißt: Er lebt im Schulstaube, und meynt die Schule, darinnen der Staub zu seyn pflegt. Er vertreibt sich die Zeit mit dem Lateine; das ist, mit den Büchern, die darinn geschrieben sind, u. d. gl.

2) Das Zeichen für das Bezeichnete. Z. E. Gundling sagt von seinem Könige: Er zeigt, daß er, wie der Bienenkönig keinen Stachel, und wie der Delphin keine Galle habe, d. i. keinen Zorn und keine Rachgier, deren Zeichen jene sind.

3) Die Zeit für die Sachen, die darinnen geschehen. Z. E. Wenn Cicero sagt: O tempora! O mores! Wenn man die Zeiten eisern nennt, und dadurch die bösen Leute und ihre Sitten versteht. Imgleichen wenn dort Jacob sagt: Die Zeit seiner Wallfahrt sey wenig und böse.

4) Die Tugend oder das Laster für diejenigen, die demselben ergeben sind. Z. E. Fleschier sagt: Das Glück, das von allen gelobet wird, und am allerbescheidensten ist, hat sich niemals von dieser schnöden und boshaften Gemüthsneigung (dem Neide) befreyen können. Denn ist das Glück gleich keine Tugend und kein Laster, so ist es doch hier anstatt der glücklichen Leute gebrauchet.

5) Der Affect für den Gegenstand desselben. So sagt Fleschier: Der Verlust eines einzigen Mannes ist eine allgemeine Trübsal: Da er doch nur die Ursache und Veranlassung dazu gab. Eben so wäre es, wenn man den Prinzen Eugen das Schrecken der Türken, und die Furcht der Franzosen nennen wollte. Hieher gehört auch

V. Die Metalepsis, der Zustandswechsel, und dieser ist zweyerley:

1) Das Vorhergehende fürs Nachfolgende. Z. E. Man sagt: Er hat gelebet, anstatt, er ist gestorben: Er ist reich gewesen, für, er ist verarmet: Er hat wohl studiert, an

statt, er ist sehr gelehrt: Er hat nichts gelernet, anstatt, er versteht nichts.

2) Das Nachfolgende fürs Vorhergehende. Er hat nicht viel vergessen, anstatt, er hat nicht viel gelernet: Er wird seinen Erben die Processe ersparen; das ist, er verzehrt alles, was er hat: Er wirds nicht lange machen; das heißt, er ist todtkrank.

§. XVII.

Zum dritten kömmt die Synekdoche, oder der Auszug, wie Longolius sie benennet. * Man zählt insgemein folgende Arten dazu:

I. Das Ganze anstatt des Theiles. Z. E. Mosheim schreibt auf der 1075 S. des III Th. s. h. R. Diesem Geiste der Lügen ist daran gelegen, daß dergleichen gottlose Meynungen nicht in der Seele eines einigen, oder etlicher weniger von seinen Unterthanen bleiben, sondern in der Welt, zum Untergange vieler tausenden, ausgebreitet werden. Hier wird doch durch die Welt nur das menschliche Geschlecht, und doch wohl lange nicht das ganze verstanden.

II. Der Theil anstatt des Ganzen. Z. E. Man sagt die Klinge und meynt den Degen. Man nennt die Faust eines Helden, und meynt den ganzen Arm. Man spricht auch: Unsere Mauren sind sicher, unsre Thore sind voll Friedens; und meynet doch die ganze Stadt und ihre Bürger. Man verspricht jemanden, seine Thür solle ihm allezeit offen stehen, und verstehet das Haus, u. d. gl.

III Die Gattung anstatt einer Art. Z. E. Wir haben Früchte, Kraut oder Wurzeln gegessen, und man meynt doch besondere Arten des allen. Die Gelehrsamkeit ist mein Zeitvertreib, da es doch nur eine besondere Art der Wissenschaften ist.

IV. Die Art anstatt der Gattung. Z. E. Der tockeyer, oder champagner Wein hat es gethan, d. i. der Wein überhaupt. Die Thaler sind ausgeflogen, das ist, das Geld. Er hat kein Hemde auf dem Leibe, das ist, keine Kleidungen. Er hat Haus und Hof verzehret, das ist, sein Vermögen.

V. Die

* Qvintilian sagt: Quidam συνεκδοχὴν vocant, quum & id in contextu sermonis, quod tacetur, accipimus. L. VIII. c. 6.

V. Die einzelne Zahl anstatt der mehrern. Z. E. Mosheim schreibt auf der 659 Seite seiner heil. Reden:

Sie (die Begierden) machen Götzen aus den Geschöpfen, die unsrer Erhaltung dienen, und dienen oft einem Staube mehr, als dem Herrn der Herrlichkeit. Verkehrtes Herz! Und doch meynt er viele Herzen.

VI. Die mehrere Zahl anstatt der einzelnen. Z. E. Mosheim auf der 677 Seite:

Könnten wir die Ströme von Blut abbilden, die jene erste Zeugen unsers Erlösers vergossen! Könnten wir ihr Blut heute für euch redend machen, eure Halsstarrigkeit zu beschämen! Könnten wir ihre Unruhe, ihre Schmach, ihre Leiden, ihre Marter mit den rechten Worten vorstellen! Und doch meynt der Redner sich allein.

VII. Eine gewisse Zahl für die ungewisse. Z. E. Gundling in seiner Lobr. auf den König in Pr.

Kluge Leute haben schon längst Spanien beklaget, daß darinnen über eine Million Pfaffen sich aufhielten, welche bey ihren starken Bäuchen nichts arbeiten, und bey ihren mannfesten Schultern nichts anders thun, als daß sie Tag und Nacht plerren und schreyen.

VIII. Eine gerade Zahl für eine ungerade, die entweder größer oder kleiner ist. Z. E. Gundling sagt eben daselbst:

Churfürst Friedrich Wilhelm der Große hat, unter andern Erinnerungen, auch diese seinen weisen Nachfolgern hinterlassen, daß sie mitten im Frieden den Degen angürten, und sich jederzeit nicht anders stellen sollten, als wenn sie mit 24 bis 30000 streitbaren Soldaten ins Feld ziehen wollten.

IX. Ein eigener Name anstatt einer gemeinen Benennung. Z. E. Wenn man einen Helden den Alexander seiner Zeiten; den hochsel. König in Pohlen den deutschen Herkules; den Herrn von Leibnitz einen Plato oder Pythagoras hieße.

X. Eine gemeine Benennung für einen eigenen Namen. Z. E. Fleschier sagt von dem Marschall von Turenne:

Es sollte ein Haupt kosten, welches ein jeder von uns durch sein eigenes hätte retten wollen.

Und bald darauf:

> Die sterbenden Väter schicken ihre Söhne, den entseelten Feldherrn zu beweinen; anstatt den Marschall von Turenne zu beweinen.

NB. Diese beyden letztern Arten werden sonst Antonomasien genennet.

§. XVIII.

Endlich werden zur Synecdoche auch noch die Hyperbole, und Litote gerechnet. Jene ist eine Vergrößerung; diese aber eine Verkleinerung des Dinges, davon die Rede ist. Sie sagen also entweder mehr oder weniger, als in der That wahr ist, und bestehen also allemal aus einer Unwahrheit. Doch ist die Absicht dabey nicht, die Zuhörer zu betrügen, oder in Irrthum zu stürzen. Man muß auch die Unwahrheiten allezeit so einkleiden, daß man die Wahrheit dadurch gewahr werde, und den Zusatz, oder die Verminderung merken könne. Nun bedienen sich zwar die Poeten dieser Vergrößerungen und Verkleinerungen viel häufiger, als die Redner: Allein sie sind auch im gemeinen Leben sehr gebräuchlich. Z. E. Einen magern Menschen zu beschreiben, sagt man: Er hat nichts als Haut und Knochen. Einen Armen anzuzeigen, spricht man: Er hat keinen Heller. Einen großen Menschen nennt man einen Riesen, und einen kleinen einen Zwerg; obgleich beyde noch ziemlich mittelmäßig sind. Cicero sagt von dem Verres recht hyperbolisch:

> Es befand sich eine ziemliche Zeit in Sicilien nicht etwa jener Dionysius, auch nicht Phalaris; sondern ein neues Ungeheuer, ein Abkömmling von derjenigen Grausamkeit, die vor Zeiten daselbst ihren Aufenthalt gehabt. Denn ich glaube, daß weder Charybdis noch Scylla den Schiffen jemals so gefährlich gewesen, als eben dieser.

Hierbey ist nur zu merken, daß man eine gewisse Mäßigung zu brauchen Ursache habe, damit man die Sache weder gar zu groß, noch gar zu unmenschlich klein mache. Die Panegyristen versehen es hierinn gemeiniglich, wenn sie die Großen

dieser Welt auf eine unvernünftige Weise erheben. Da ist alles übermenschlich, unaussprechlich, ja göttlich: Wie z. E. Lehms immer von dem österreichischen Götterhause, von irdischen Göttern, von der spanischen Welt, u. s. w. redet. Königsdorf, in seiner Lobrede auf den Kaiser Leopold, nennet ihn den Atlas, der bisher die sinkende Welt aufgehalten. Er sagt: Der Ocean sey mit so vielem Blute gefärbet worden, daß er dem rothen Meere seinen Namen streitig machen könne, u. d. gl. Ja man hauet oft alle alte Helden in die Pfanne, um einen einzigen neuen daraus zusammen zu schmelzen: Welcher Fehler denn entweder lächerlich wird, oder doch bey allen Vernünftigen einen Ekel erwecket.

§. XIX.

Wir kommen endlich auf die **Ironie** oder auf die Verspottung, als die vierte Gattung der verblümten Redensarten. Auch hier hat es Statt, daß die Wörter neue Bedeutungen bekommen, indem man in der Ironie gerade das Gegentheil von dem sagt, was man denket. Der Zuhörer muß es aber aus den Umständen schon wissen, oder aus dem Tone der Sprache abnehmen können, wie es gemeynet ist. Z. E. Wenn man einen Verzagten einen Achilles; einen Einfältigen einen andern Ulysses; einen Häßlichen einen andern Adonis nennen wollte. Imgleichen, wenn man einen unnützen Menschen eine Stütze der Republik; einen Lasterhaften die Krone der Ehrbarkeit hieße. Man theilt aber die Ironie in etliche Arten, und da heißt die erste

I. Sarcasmus, das Hohngelächter gegen einen Sterbenden, ist ein sehr giftiges und beissendes Gespötte. Z. E. dient die Schmährede der Juden gegen Jesum am Kreuze: Wie fein brichst du den Tempel ab, und bauest ihn in dreyen Tagen? Nun steige herab vom Kreuze ꝛc.

II. Diasyrmus wird gegen einen noch lebenden Feind als eine Spötterey ausgestoßen. Wie z. E. Cicero den Clodius anredet: Deine Redlichkeit hat dich entschuldiget! glaube mir, deine Schamhaftigkeit hat dich errettet! dein voriges Leben hat dich erhalten!

III. Mi-

III. Mimesis. Ist eine spöttische Wiederholung der Worte dessen, den man verspotten will. Z. E. Es hätte jemand gesagt: Bin ich nicht ein ehrlicher Mann? Und man antwortete darauf: Ja, ein ehrlicher Mann!

IV. Charientismus. Ist eine höfliche scherzende Antwort auf eine harte Rede.

V. Asteismus. Ist ein artiger Scherz, als z. E. Wenn Cicero in einem Schreiben an den Brutus sagt: Wir habens dem Volke weis gemacht, daß wir Redner wären.

Doch dieser ironischen Arten, sich auszudrücken, kann sich heute zu Tage ein Redner selten bedienen; da man selten mit Gegnern zu streiten hat, derer man füglich spotten könnte. Doch daß es nicht unmöglich sey, dieselbe zuweilen zu brauchen, zeiget das Exempel des Herrn Abt Mosheims, der, in seiner Rede von der Thorheit der Religionsspötter, sich derselben mit besonderer Geschicklichkeit bedienet hat.

§. XX.

Von allen diesen verblümten Redensarten überhaupt muß ich noch einmal die Regel geben, daß man sie zwar brauchen, aber nicht misbrauchen müsse. Eine Schreibart, die davon ganz entblößet ist, wird gar zu mager aussehen: Die aber gar zu sehr damit beschweret ist, sieht gar zu schwülstig und hochtrabend aus. Dieses ist nämlich die Quelle aller Scribenten, die auf Stelzen gehen, die niemals natürlich denken oder schreiben; sondern lauter seltsame und ausschweifende Redensarten brauchen. Sie suchen mit Fleiß die allerunerhörtesten Gleichnißreden auf. Sie finden Aehnlichkeiten, wo der hundertste keine sehen kann; alles nennen sie anders, als andere Leute; alles kömmt ihnen größer oder kleiner vor, als andern Menschen. Die gemeinsten Dinge werden unerhört und fremde, wenn sie aus ihrem Munde gehen. Kurz, sie reden ganz phantastisch, wenn sie am schönsten zu reden meynen; und wenn sie sich recht zierlich ausdrücken wollen, so sind alle ihre Sätze lauter Räthsel. Die Spanier und Italiener haben auch einige der Unsern dazu verführet,

und ihre Schule hat eine gute Weile in Deutschland gedauret. Z. E. mag folgendes dienen, so in der Sammlung auserlesener Reden auf der 45 S. stehet:

> Doch der Glanz des Purpurs hatte ihm dergestalt unter die Augen geleuchtet, daß er den türkischen Bluthund Solymann reizte, dessen erblaßte Röthe in Christenblut zu färben. Diese Aftersonne entlehnte nunmehr ihr Licht von dem türkischen Monden. Dieser gieng in dem ungarischen Königreiche blutroth auf, und sein entsetzlicher Lauf erstreckte sich bis an das Herz der kaiserlichen Erblande. Er erregte viel ein größer Ungestüm auf dem christlichen Boden, als das natürliche Gestirn in seiner Fülle auf dem Ocean: Und diese blutige Fluth drang an die österreichische Hauptstadt Wien. Hier hatten die ottomannischen Zirkel ein Ende, und die Macht des erzürnten Solymanns fieng wieder an den Krebsgang zu gehen ꝛc.

§. XXI.

Noch zweyerley Gattungen von Worten sind übrig zu betrachten, ehe wir dieses Hauptstücke schließen; und zwar erstlich die synonimischen Redensarten. Es fragt sich nämlich, ob auch ein Redner die gleichgültigen Ausdrückungen brauchen solle, und ob darinn ein besonderer Reichthum seiner Sprache bestehe, daß er einerley Begriff auf vielerley Art zu verstehen geben kann? Nun ist es zwar überhaupt gewiß, daß es kaum zwo vollkommen gleichviel bedeutende Wörter in einer Sprache giebt. Man versuche es in Exempeln, so wird man finden, daß immer das eine Wort mehr oder weniger andeutet, etwas edlers oder etwas niedrigers zur Nebenbedeutung hat, als das andere. Z. E. Hand, Faust, Arm, Schulter bedeuten nicht einerley. Kopf, Haupt, Scheitel, Nacken sind auch sehr unterschieden, und können nicht überall ohne Unterscheid gebrauchet werden. Fuß, Fersen, Schenkel, Bein und Knie sind gleichfalls mit einander verwandt, aber darum nicht einerley. Leib, Körper, Rumpf, Rücken und Bauch sind ebnermaßen sehr unterschieden. Folglich ist es denn nicht gleichviel, welches ein Redner braucht. Allein gesetzt, es gebe Gelegenheiten, wo man

gewisse Wörter für gleichgültig ansehen könnte: So wäre es doch nicht rathsam, sie alle zugleich zu brauchen. Z. E. ersuchen, bitten, anflehen, und seufzen, scheinen zwar fast einerley zu seyn: Allein wie würde es klingen, wenn man sie zugleich brauchen wollte? Die Urtheilskraft muß einen Redner lehren, wo sich dieses oder jenes am besten hin schicket. Ließen sich aber ja zwey Wörter zugleich brauchen, die dem Grade nach mehr oder weniger bedeuten, so müßte man allezeit das schwächeste voran, das stärkeste aber hinter hersetzen. Z. E. Ich bitte und flehe dich an, das zu thun. Ich versichere und betheure es hoch! Ich ermahne dich, und beschwere dich bey allem, was dir lieb ist, deine Lebensart zu ändern.

§. XXII.

Die andre Art sind die Beywörter, die man sowohl den Nennwörtern als den Zeitwörtern beyzufügen pflegt, ihre Bedeutungen zu bestimmen. Z. E. Ein Mensch, ein vernünftiger, ordentlicher, sterblicher Mensch; leben, vernünftig, klüglich, armselig, tugendhaft leben. Nun fragt es sich, ob man dergleichen Beywörter in der guten Schreibart sehr nöthig brauche? Viele bilden sich ein, dadurch sey eben der Ausdruck eines Redners von der gemeinen Sprache unterschieden, daß jener mit häufigen Beywörtern prange, dieser aber davon entblößet sey. Daher beschweren sie alle ihre Nennwörter und Zeitwörter mit unzähligen solchen Zusätzen, und erweitern dadurch ihre Perioden nicht wenig. Wenn es einem Redner nur um ein weitläuftiges Geschwätze ohne Nachdruck, und einem Scribenten nur um viele Bogen voller Nichts, zu thun wäre: So möchte dieses gelten. Allein es verhält sich ganz anders damit. Die Beywörter bedeuten die Eigenschaften und zufälligen Beschaffenheiten der Dinge. Wenn es nun dem Redner um diese oder jene Eigenschaft oder Beschaffenheit der Dinge ausdrücklich zu thun ist: So muß er freylich das dazu erforderliche Beywort nicht vergessen. Z. E. Gundling schreibt in der oftgerühmten Rede:

> Wir verachten unsere eigene Waaren, und verlieben uns in dasjenige, was andre Völker daraus durch ihre Kunst erzwingen. Wem gefällt doch ein deutsches Tuch? ein einheimischer Zeug? ein bey uns gemachter Stoff, Hut oder Strumpf?

Hier sieht man, wie der Redner die Beywörter nicht zum Ueberflusse, sondern aus Noth gebraucht hat, weil es sein Satz also erforderte. Und dieses ist also die Richtschnur der Stilisten; Man brauche Beywörter, wenn die Absicht der ganzen Rede sie erfordert; und lasse sie weg, wenn man sie nicht vermissen würde.

§. XXIII.

Hiervon noch mehr überzeugt zu werden, so wollen wir eine Rede von guter Art nehmen, und überall, wo der Redner keine Beywörter gebrauchet hat, eines hinzusetzen, wie dieses gewisse Schullehrer in ihren deutschen Rhetoriken erfordert haben: So wird man sehen, was für ein abgeschmacktes Wesen daraus entstehet. Es sey solches die canitzische Rede, auf die brandenburgische Churprinzessinn, aus dem Hause Hessen. Sie fängt an:

> Fürsten sterben zwar eben so, wie alle Menschen; doch haben sie zu solcher Zeit vor andern ein großes voraus. Was ihr Tod nach sich ziehet, giebt nicht nur eine Veränderung in einem Hause oder Geschlechte, sondern auch zugleich in unzählich vielen Seelen. Man weis, daß oft, durch das Absterben eines einzigen hohen Hauptes, die Welt in solche Unordnung gesetzet worden, daß aller Menschen Klugheit und Macht dieselbe kaum wieder zurechte bringen können. Es sind die Zeugnisse davon in mehr als einem Reiche und Lande mit Blut und Thränen angeschrieben: Und wenn es ungewiß ist, ob Gott, ihren Fall vorher anzudeuten, Cometen am Himmel aufstecket; so ist doch dieses gewiß, daß von ihrem Falle oft ein großer Theil des Erdbodens erschüttert wird.

So vernünftig, gesetzt und männlich nun alle Sätze dieses Redners klingen, wenn sie fast von allen Beywörtern entblößet sind: So ungereimt, frostig und kindisch wird es klingen,

gen, wenn man alle Sätze mit unnöthigen Beywörtern aufschwellet.

> Mächtige Fürsten sterben zwar eben so, als alle hinfällige Menschen; doch haben sie auch zu solcher traurigen Zeit vor andern ein großes voraus. Was ihr schmerzensvoller Tod nach sich ziehet, giebt nicht nur eine erstaunende Veränderung in einem thränenvollen Hause oder beraubten Geschlechte, sondern zugleich in unzählich vielen höchstbestürzten Seelen. Man weis, daß oft, durch das plötzliche Absterben eines einzigen glorwürdigen hohen Hauptes, die erschrockene Welt in solche unaussprechliche Unruhe gesetzet worden, daß aller sterblichen Menschen vereinigte Klugheit und angewandte Macht sie nicht vollkommen wieder zurecht bringen können. Es sind die kläglichen Zeugnisse davon in mehr als einem bejammernswürdigen Lande mit purpurrothem Blute und heißen Thränen aufs deutlichste angeschrieben ꝛc.

Doch ich kann mich nicht überwinden, dieser lächerlichen Schreibart länger nachzuahmen. Will man dagegen sagen, daß vielleicht niemand im Ernste so thöricht seyn würde, dergleichen überflüßige und unnütze Beywörter zu brauchen: So kann ich diesen Einwurf gleich mit der oft angezogenen lehmsischen Rede widerlegen; daraus ich in dem folgenden noch mehr als ein Exempel anführen werde.



Das

Das XIV. Hauptstücke.

Von den Perioden und ihren Zierrathen, den Figuren.

§. I.

Ein Periodus ist eine kurze Rede, die einen völligen Verstand hat. Die natürliche Nothwendigkeit, im Reden Athem zu holen, scheint die Redner und Schreiber zuerst darauf gebracht zu haben, daß sie ihren Vortrag in gewisse Theile abgesondert, die an sich selbst schon verständlich wären, und dabey man etwas stille halten könnte, ohne der Meynung des Scribenten, oder des Redenden, einigen Abbruch zu thun. Die alten Lateiner hießen einen solchen Satz *Versum*, nach Art der Poeten, die eine jede Zeile ihrer Gedichte, dabey sie wieder mit dem Griffel umkehrten, und von forne zu schreiben anfiengen, so nannten. Dahero schreibt Cicero im III Gespr. vom Redner Cap. 44.* „Die Alten hätten dafür gehalten, man müßte auch in ungebundner Rede bey nahe Verse machen, das ist, einen gewissen Wohlklang beobachten. Denn sie forderten, daß in „Reden gewisse Ruhestellen zum Athemholen seyn sollten, die „nicht nur durch unsre Ermüdung im Aussprechen, auch „nicht durch die Zeichen der Abschreiber, sondern durch das „eigene Maaß der Wörter und Gedanken abgetheilet wären. „Und dieses soll vornehmlich Isokrates eingeführet haben, „damit

* Versus enim veteres illi in hac soluta oratione propemodum, hoc est, numeros quosdam nobis esse adhibendos, putauerunt. Interspirationis enim, non defatigationis nostrae, neque librariorum notis, sed verborum & sententiarum modo interpunctas clausulas in orationibus esse voluerunt: Idque princeps Isocrates instituisse fertur, vt inconditam antiquorum dicendi consuetudinem, delectationis atque aurium caussa, numeris adstringeret.

„damit er die ungeschlachte Art der Alten im Reden, den „Ohren zu gefallen, angenehmer und wohlklingender machen „möchte. Diese Stelle nun redet zwar auch von dem Wohlklange der Perioden: Doch sieht ein jeder, daß der Periodus selbst nicht ausgeschlossen ist. Denn er will, daß in ganzen Reden clausulae interspirationis seyn sollen, und zwar solche, die verborum & sententiarum modo, durch das Maaß der Worte und Gedanken, nicht aber nur durch die Zeichen der Schreiber, abgetheilet wären. Was sind nun dieses anders als Perioden? Die Alten sind in dieser Kunst noch ungeübt gewesen. Sie redeten und schrieben in einer unabgetheilten, stets aneinander hangenden Rede, ohne an einem andern Orte Athem zu holen, als wo er ihnen von ohngefähr vergieng; der Verstand mochte nun daselbst geendiget seyn oder nicht: Bis Isokrates diesen Misbrauch abgeschaffet, und die Griechen periodisch schreiben gelehret.

§. II.

Und in der That lehrt es die Erfahrung, wie ungereimt, verdrüßlich und dunkel eine Schrift oder Rede klinget, die in keine Perioden abgetheilet ist. Man sieht diese Art zu schreiben bey den Halbgelehrten noch hier und da, die sich dem Strome ihrer Phantasie überlassen, und von demselben in einer Menge von Worten hingerissen werden, darinn sie kein Ende finden können. Sie hängen an einen jeden einfachen Gedanken einen Zusatz nach dem andern, und flechten unzählige Umstände, Einschränkungen, Bedingungen, Folgerungen und Anmerkungen verwirrt durch einander, daß man sich darinn wie in einem Labyrinthe verirret, und endlich gar nicht mehr weis, was sie haben wollen. Die Juristen sind insgemein in ihren gerichtlichen Aufsätzen diesem Fehler unterworfen: Aber es giebt auch wohl Leute, die sich für geistliche und weltliche Redner halten, und es doch nicht besser machen. Ja was das lächerlichste ist, auch solche eingebildete Kunstrichter, (Critici) die sich für große Sprachverständige, für Verfechter der lateinischen Reinigkeit und Zierlichkeit ausgeben, haben noch diese inconditam antiquorum

dicen-

dicendi consuetudinem, wie Cicero schreibt, an sich; indem sie ganze dichte Blätter, ja Bogen voll schreiben, ohne jemals einen Punct zu machen. Wie seltsam eine solche Schreibart aussieht, das kann ich nicht besser, als durch folgendes Exempel darthun. Es ist aus dem ersten Theile des Biedermannes auf der 177 S. genommen.

Wie, welchergestalt und was maßen neulich Eu. Hochedl. an einem, und einer von deroselben geschickten Correspondenten am andern Theile, in einem von diesem letztern abgefaßten, von ihnen hergegen in ihren Blättern ans Licht gestellten Briefe, den seit undenklichen Zeiten, in allen kaiserlichen, königlichen, und fürstlichen Canzelleyen, auch Rathhäusern und Gerichtstuben in Städten, wie nicht weniger bey Juristenfacultäten und Schöppenstühlen angenommenen, völlig eingeführten und durchgängig bey jedermännlichen gar üblichen Canzelley- und Hof-Stilum unbefugter, ja recht unverantwortlicher weise anzutasten, und zu verkleinern sich ganz widerrechtlich erkühnet und unterstanden, solches wird verhoffentlich ihnen und allen dero wehrtesten Lesern, wes Standes, Alters und Geschlechts sie seyn mögen, überall, wo ihre Schriften bisher hingekommen, noch in frischem Gedächtnisse und gutem Andenken schweben; anerwogen die so freventliche Begünstigung eines das bonum publicum ganzer Staaten, Länder und Städte, die Wohlfahrt so vieler bey den Canzelleyen und was dem abhängig, engagirten rechtschaffenen Leuten, so vieler anderer Secretarien, Copisten und Schreiber vorizo nicht zu gedenken, so nahe angehenden alten Herkommens, durch dessen Abstellung gewiß so mancher ehrliche Mensch sein Stücke Brodt verlieren, mancher in Rechtsprocesse verwickelte Kläger und Beklagte hingegen die Hälfte seines Geldes in der Tasche behalten würde, (welches doch der bisherigen Gewohnheit nach für höchst unbillig zu halten wäre) nothwendig zum Ruin der Republik und zur Wiederherstellung einer Gottlob! längst abgeschafften pedantischen, und auf Academien bey den Herren Gelehrten allein herrschenden Schreibart abzielen, und wo diesem verwegenem Unternehmen nicht beyzeiten gesteuret wird, nothwendig und unfehlbar gereichen dörfte: Wann dann &c.

Wie nun dieses allererst die kleine Hälfte eines weit längern

Satzes ist; also kann man leicht denken, wie das übrige klingen muß. Gleichwohl könnte diese große Weitläuftigkeit leicht ersparet worden seyn, wenn der Verfasser hätte schreiben wollen:

> Mein Herr, sie haben letzlich ein Schreiben drucken lassen, darinn die Canzleyschreibart verworfen wurde, und zugleich die Liebhaber desselben eingeladen, die Vertheidigung derselben zu übernehmen. rc.

§. III.

Nunmehro wird man im Stande seyn, zu urtheilen, ob der so genannte Hof- und Canzley-Stilus, womit sich gewisse Leute so breit machen, dasjenige große und einzige Muster sey, das sich vernünftige Scribenten zur Nachahmung vorzustellen haben? Wer kann doch ohne Verdruß und Ekel in gewissen Zeitungen die regenspurgischen Reichsangelegenheiten, und die deswegen verfertigten öffentlichen Schriften, durchlesen? Gleichwohl bilden sich insgemein die deutschen Hofleute wer weis wie viel darauf ein, und verachten alles, was nicht so weitschweifig, athemraubend, und verwirrt aussieht und wirklich ist. Allein dieses ist kein Wunder. Die meisten unter ihnen haben keinen Fleiß auf ihre Muttersprache gewandt, die freyen Künste nicht gelernet, und die Regeln der guten Schreibart so wenig, als die Kunst wohl zu denken, gefasset. Sie sind Copisten und Schreiber gewesen, die aus der bloßen Uebung den alten Schlendrian der Canzelleyen gelernet, und die schlimmen Muster der Alten eher zu verschlimmern, als zu verbessern, geschickt gewesen. Was man nun von Jugend auf gelernet, womit man sein Brodt verdienet, und was alle andre Leute von dieser Lebensart auch nicht besser machen, das vertheidigt man hernach bis an sein Ende. Es würde ja vornehmen, alten und erfahrnen Hofleuten eine Schande seyn, von geringern, jungen und in Welthändeln unerfahrnen akademischen Lehrern oder Schulmännern, die man allesammt mit dem verächtlichen Namen der Schulfüchse abfertiget, etwas anzunehmen!

Vel quia turpe putant, parere minoribus, aut, quae
Imberbes didicere, senes perdenda fateri.

Horat.

Sie sollten sich aber nur ein wenig in Frankreich umsehen, wo die geschicktesten Hofleute, als Büssi Rabütin, St. Evremond, u. a. m. eine ganz andre Schreibart in ihrer Gewalt gehabt und gebrauchet haben, als die elenden Canzellisten in Paris in den königlichen Edicten, Befehlen, Rescripten und Patenten zu brauchen pflegen; wie man in so vielen Büchern, wo königliche Befreyungsbriefe stehen, gedruckt wahrnehmen kann.

§. IV.

Doch indem wir eine periodische Schreibart einem jeden bestens angepriesen haben: So wollen wir damit nicht behaupten, man müsse lauter kurze Sätze von sehr wenigen Worten, als so viel Orakelsprüche, abfassen. Nein, dieses würde freylich gar zu gezwungen heraus kommen, und nichts, als eine gebrochene kraftlose Rede zuwege bringen. Die Poeten machen alle ihre Verse gleich lang, wenn sie ein Gedichte machen: Die Redner aber dörfen und müssen sich in ihren Perioden so sehr nicht zwingen; ob sie gleich die Kunst, periodisch zu schreiben, und einen Wohlklang zu beobachten, von ihnen gelernet haben. Die gar zu große Gleichförmigkeit der Sätze erweckt dem Gehöre des Lesers oder Zuhörers einen Ueberdruß: Und die Abwechselung längerer und kürzerer Perioden ist weit angenehmer und ungezwungener. Man vermische also in seiner Rede und in seinen Aufsätzen die Perioden, so daß bald etliche kurze, bald etliche mittelmäßige kommen, bald auch wohl ein recht langer mit unterlaufe, dabey man etliche mal Athem holen muß. Denn, überhaupt zu reden, so ist auch dieses kein Fehler, wenn es nur nicht gar zu oft kömmt. Man nehme sich nur in Acht, daß auch diese sich so beqvem in gewisse Stücke zerfällen, daß man jedes davon für sich in einem Athem hersagen kann. Sonderlich aber können die langen Perioden oft in

der Hitze eines heftigen Affects eine gute Wirkung thun: Wie der Anfang von des Cicero I catilinarischen Rede sattsam zeiget. Es gehört aber alsdann auch eine starke Brust und ein langer Athem dazu, der mit genugsamer Heftigkeit alles miteinander herausstoßen, und bis ans Ende aushalten kann.

§. V.

Man hat wahrgenommen, daß die kurzen Perioden nur einen logischen Satz in sich fassen, der entweder nur ein Subject oder ein Prädicat, oder zu einem Subjecte zwey Prädicate, oder zu einem Prädicate zwey Subjecte hat. Diese Perioden nennt man noch einfache, und folgende Exempel können dieß erläutern. Z. E. Cic. für Lig.

> Dem Tubero fiel sein Looß, als er abwesend war, ja krank darnieder lag. Er hatte sich vorgenommen, sich zu entschuldigen. Dieses weis ich, wegen meiner Blutsfreundschaft mit dem Tubero.

Dieses sind drey einfache Perioden mit einem Subjecte und einem Prädicate. Er fährt fort:

> Denn wir sind zu Hause mit einander unterrichtet, im Felde Cameraden gewesen, hernach Schwäger geworden, und allezeit vertraute Freunde geblieben.

Hier ist nur ein Subject mit mehr als einem Prädicate verbunden. Bald darauf heißt es:

> Tadle ich dich deswegen? Mit nichten. Eure Familie, euer Name und Geschlecht, und selbst eure Lebensart ließen es nicht anders zu. Eben daselbst.

Hier ist mehr als ein Subject, aber nur ein Prädicat, und also ist ein solcher Satz noch unter die einfachen zu zählen. Folgender hergegen hält zween logische Aussprüche, oder ganz verschiedene Sätze, in sich:

> Er reisete mit denen zugleich ab, die von seiner Partey waren: Die Reise aber gieng so langsam fort, daß er nicht eher nach Africa kam, als bis selbiges schon von andern eingenom̃en war.

Fol-

Folgender hält gar drey logische Sätze in sich:

> Antwortet Tubero, daß sein Vater Africa, wohin ihn der Rath geschicket hatte, dir würde übergeben haben: So werde ich kein Bedenken tragen, ihm deswegen vor deinen Augen einen Verweis zu geben: Ob dir gleich solches damals zuträglich gewesen wäre.

§. VI.

Hier wäre es nun Zeit, alle die Arten der zusammengesetzten Perioden namhaft zu machen, und zu erklären; davon manche Schulrhetoriken so viel Wesens machen, als ob das Wesen der ganzen Beredsamkeit darinn bestünde. Denn man hat nicht nur bey den einfachen Perioden eine rechte Kunst daraus gemacht, aus einem logischen Satze, durch allerley künstliche Zusätze und Erweiterungen, oratorische Perioden zu machen: Sondern auch bey den zusammengesetzten hat man sich viel Mühe gemacht, solche allgemeine Formeln vorzuschreiben, darnach man periodos concessiuas, aduersatiuas, exclusiuas, u. s. w. machen könne. Ich will doch zur Lust etliche davon hersetzen, um die grosse Weisheit solcher Meister in der Redekunst daraus zu beurtheilen. In der Periodo concessiua heißt es:

> Obgleich dieses Subjectum auch andere Praedicata hat: So hat es doch auch dieses Praedicatum. Oder auch: Obgleich dieses Praedicatum auch andern Subjectis zukömmt: So kömmt es doch vornehmlich auch diesem Subjecto zu.

Periodus aduersatiua heißt so:

> Es stehen zwar viele in den Gedanken, daß diesem Subjecto ein ganz andres Praedicatum zugehöre: Allein dem ungeachtet halte ich dafür, daß ihm vielmehr dieses zukomme. Oder so: Dieses Prädicat pflegt zwar auch jenem andern Subjecto zuzukommen: Gleichwohl wird es viel besser von diesem behauptet.

Periodus exclusiua.

> Ich will nicht behaupten, daß dieses Subjectum nicht sonst auch andre Praedicata habe: Ich will voritzo nur erwähnen, daß ihm dieses Prädicat hauptsächlich zukomme rc.

Und so auch mit der Conditionali, Caussali, Copulatiua, Comparatiua, Consecutiua und Explanatiua periodo, als die alle ihre eigene Leisten hatten, darnach sie zugeschnitten werden mußten. Ja man gab zum Ueberflusse noch eine Menge Verbindungsformeln an, deren man sich in solchen Perioden wechselsweise bedienen könnte. Allein wir befinden es für überflüssig, solche läppische Künste denen vorzutragen, die sich, nach den obgemeldeten Vorbereitungen, die Redekunst zu fassen bemühen. Kindern und Unwissenden mag man solche Gängelwagen im Reden und Schreiben darbiethen. Erwachsenen Leuten, und die vernünftig denken gelernet haben, darf man solche kindische Kunstgriffe nicht an die Hand geben.

§. VII.

Denn überhaupt ist dieses die Regel im guten Schreiben, daß man erst seine Sache recht verstehen, hernach aber die Gedanken davon so aufsetzen muß, wie sie einem beyfallen; ohne daran zu denken, ob man es mit einfachen oder zusammengesetzten Perioden verrichtet. Je mehr man darum bekümmert ist, desto gezwungener und unnatürlicher wird die Schreibart werden. Es läßt nichts lächerlicher, als wenn sich einfältige Stilisten immer mit ihrem Obwohl, Jedoch; Gleichwie, also; Nachdem so; Alldieweil, dahero; Sintemal, und allermaßen behelfen: Gerade als ob man nicht ohne diese Umschweife seine Gedanken ausdrücken könnte. Doch wenn man ja diese Schulkünste noch wissen und brauchen will: So bemühe man sich doch, mehr einfache als zusammengesetzte Perioden zu machen. Man rede und schreibe nur, wie man im gemeinen Leben unter wohlgesitteten Leuten spricht: Als woselbst man solche Verbindungsformeln gar nicht brauchet. Man wird auch dergestalt viel deutlicher reden und schreiben, als wenn man immer eine ganze Menge von Gedanken in einen weitläuftigen Satz zusammen bindet. Je mehr Sachen der Zuhörer oder Leser auf einmal denken soll: Destoweniger kann er auf jedes ins besondere Acht haben; und desto schlechter versteht

er auch den Redner oder Schriftsteller. Einfache Perioden hergegen überhäufen ihm den Verstand nicht zu sehr. Sie halten wenig Begriffe in sich, die sich leicht übersehen lassen, und daher versteht man sie viel besser. Muß man aber ja zuweilen, wegen des natürlichen Zusammenhanges der Gedanken, auch weitläuftigere Perioden machen: So setze man wenigstens alle Theile derselben so auseinander, daß man sie einzeln ohne alle Mühe verstehen, und ihre Verbindung deutlich einsehen kann. Z. E. Fleschier schreibt in der bekannten Rede so:

> Damals ist sein Verstand und Wille am allergeschäfftigsten gewesen. Er mochte nun entweder die Händel anfangen, oder entscheiden, muthig nach dem Siege streben, oder ihn geduldig erwarten; er mochte entweder dem Vorhaben der Feinde mit Herzhaftigkeit zuvorkommen, oder die Furcht und Eifersucht der Bundsgenossen durch Klugheit zerstreuen; er mochte sich entweder im Glücke mäßigen, oder in unglücklichen Kriegen standhaft bleiben: So war doch seine Seele allezeit gleichmüthig. Veränderte das Glück seine Blicke, so that er nichts anders, als daß er neue Tugenden ausübete: Glücklich ohn Stolz; unglücklich und doch ansehnlich; fast eben so wunderwürdig, wenn er mit Vernunft und Kühnheit die Ueberbleibsele der zu Marienthal geschlagenen Trouppen erhielt, als da er selbst die Kaiserlichen und die Bayern schlug, und mit seiner siegenden Armee ganz Deutschland nöthigte, Frankreich um Frieden zu bitten.

§. VIII.

So sehen nun die Perioden aus, wenn sie natürlich und schlechtweg gemachet werden. Allein sie können auch mit gewissen Zierrathen ausgeschmücket, und, so zu reden, aufgeputzet werden. Nun geben zwar die verblümten Redensarden, davon wir oben gehandelt haben, schon Zierrathen der Perioden ab; wenn sie nur mit Verstande angebracht werden: Allein die Perioden haben doch noch ihre eigne Zierlichkeiten, die von Verbindung der Wörter ins besondre herrühren. Daß dieselben nach syntaktischen Regeln richtig und ohne Tadel seyn müssen, das darf man hier wohl nicht erinnern.

Die Sprachkunst wird von einem Redner überall zum Voraus gesetzt. Es giebt aber noch gewisse oratorische Schönheiten, deren ein Periodus fähig ist, und die auf eine glückliche, neue, lebhafte, und durchdringende Art zu denken ankommen. Ein und derselbe logische Satz kann von verschiedenen Leuten auf verschiedene Weise ausgesprochen werden. Es kömmt dabey sehr viel auf die Ordnung der Begriffe, und die davon herrührende Stellung der Wörter an. Der eine fängt seinen Satz mit dem Subjecte, der andere mit dem Prädicate, der dritte mit einem Nebenumstande an. Alle sagen zwar einerley: Aber ein jeder sagt es anders, und eine Art, die Sache auszudrücken, hat immer gewisse Vorzüge vor der andern. Es kömmt dabey alles auf einen von Natur muntern, und durch freye Künste und Wissenschaften in Ordnung gebrachten Kopf an. Man muß weder gar zu sclavisch an der gemeinen Art zu denken und zu sprechen kleben bleiben, noch gar zu frech von allen Regeln der ordentlichen Sprache abweichen. Bey jenem würde man nichts neues, nichts artiges sagen; bey diesem aber lauter Ausschweifungen begehen. Z. E. Aulus Apronius, in der Zueignungsschrift seiner Reisebeschreibung, will recht neu und schön denken und schreiben, darum hebt er so an:

Allerdurchl. Königinn in Preußen, Churfürstinn zu Brandenburg, Friedrich Wilhelms des größern majestätische Gemahlinn, höchste Königs-Tochter, Erbinn von Großbritannien, Frankreich und Irrland, zwoer römischen Kaiserinnen Verwandte, höchstfkralender Carfunkel an der Stirne der Tugendköniginn von Europa. Die Zeiten, so niemals die Durchlauchtigkeit der Chur-Brandenburg werden mit ihrer Verwunderung versäumen, gereizet durch die Triumphe Friedrich Wilhelms des Großen, Friedrichs, ersten Königes in Preußen, unvergleichliche Conduite, und Friedrich Wilhelms des größern, Zierde der Welt, und großen Diamants an dem Finger der itzigen Zeit, auch alle Posterität wendet von der ganzen Welt ihre Anmerkung auf dieses Papier, so die Erhöhung des allerdurchlauchtigsten Hauses Brunschwyk in der Churwürde, und nunmehro zu dem Throne von Großbritannien verursachet, darinn der großmächtige König Georg der

Wage

Wage von Europa präsidirt, zum tiefsten Reverenz und Devotion getrieben.

§. IX.

Um nun alle dieses ungereimte und phantastische Zeug zu vermeiden, so merke man sich überhaupt die Regel an: Ein jeder Periodus muß einen deutlichen, vernünftigen und wahren Gedanken zum Grunde haben. Ein seltsames Mischmasch vieler Ideen macht einen Satz nicht schön, wenn keine Wahrheit, kein gegründeter Ausspruch darinnen enthalten ist. Was helfen in dem vorigen Exempel dem Scribenten alle die prächtigen Wörter, deren er sich bedienet, da er mit allen seinen Carfunkeln und Diamanten, Triumphen und Thronen rc. dem Leser nichts gesundes zu verstehen giebt. Ein Satz kann unmöglich schön seyn, der noch nicht einmal vernünftig ist: So wenig ein menschlicher Körper schön werden kann, wenn er höckricht und gebrechlich ist; so sehr man ihn auch ausputzen und schminken möchte. Der innere Bau der Gebeine muß den wahren Grund zur äußerlichen Schönheit legen, obgleich hernach noch viel mehr dazu gehöret: Und die logische Richtigkeit eines Gedankens muß aller Perioden innerliche Schönheit ausmachen, die hernach durch den Ausdruck nur geputzet wird. Dieses haben alle die wunderlichen Stilisten nicht beobachtet, die nur durch die äußerlichen Putzwerke der Worte, und durch ihre seltsame Verbindung den Ruhm beredter Leute haben erhalten wollen. Ich muß hiervon noch ein ausnehmendes Muster geben, um Anfängern einen Abscheu vor einem so sinnlosen und thörichten Geschwätze zu machen. Es soll der Abriß seyn, den Lehms in der Zueignungsschrift an die Gräfinn von Königsmark gemacht hat, und die vor seinen galanten Poetinnen stehet. Es heißt:

> Wollen wir die hohe Person der unvergleichlichen Aurora in etwas genauere Betrachtung ziehen, so ist sie weder zu groß, noch zu klein, sondern hat eine ganz extraordinaire Statur.

NB. Dieses kann unmöglich wahr seyn, denn die mittelmäßigen Staturen sind die allergemeinsten.

Ihre

Ihre Augen sind groß und voller Geist, ja die angenehmen Stralen, der des Morgens aufgehenden Aurora blitzen ihr vollkommen aus selbigen; so daß man wohl sagen kann: Es sey daselbst der Sitz der liebreichesten Majestät anzutreffen.

NB. Ich kann mirs nicht einbilden, daß rothe Augen schön sind. So müssen aber der Gräfinn Augen gewesen seyn, wenn anders der Redner die Wahrheit saget.

Der Mund trotzet mehr an seinen beredten Lippen der Göttinn der Weisheit, als den berühmtesten und kostbarsten Corallen. Doch könnten sich auch die accuratesten Maler daran ein schönes Modell nehmen.

Der Pallas hat man noch nie beredte Lippen beygeleget, vielweniger aber den Corallen. Denn will Lehms dieß letzte von der Farbe verstehen, so schilt er ja die Gräfinn, daß sie keine rothe Lippen habe. Er hätte es auch ganz anders ausdrücken müssen, wenn er das hätte sagen wollen. Als an Farbe, hätte er sagen sollen.

Die Haare leisten den geistreichen Augen eine völlige Huldigung, weil sie sich gleichfalls mit ihnen in die angenehme schwarze Farbe eingekleidet.

Vorhin waren die Augen roth, und nun sind sie schwarz. Warum leisten aber nicht die Augen den Haaren die Huldigung? Vielleicht weil die Augen von Natur schwarz waren, die Haare aber nicht. Dieses scheint der Verfasser auch durch das einkleiden sagen zu wollen. Ist das aber ein Lob für ein Frauenzimmer, wenn man sagt, daß sie sich die Haare färbet? Hernach ist die Huldigung ein seltsamer Ausdruck. Leistet denn alles das dem andern die Huldigung, was einerley Farbe damit hat? So würden ja die Haare der Gräfinn auch den Furien eine völlige Huldigung leisten, weil auch diese die angenehme schwarze Farbe haben.

Die Stirne ist fast der Aufenthalt aller Freundlichkeit und aller Ernsthaftigkeit zu nennen.

Es ist keines von beyden möglich. So wohl die Freundlich-

keit als die Ernsthaftigkeit muß in dem Munde ihren Sitz haben. Und wenn der Redner ein gut Gewissen hat, warum setzt er sein fast dazu? Denn das heißt so viel, als nicht recht.

> Die Venus scheinet ihre Taille gemacht zu haben, und die Modestie ihrer holdseligen Minen spielet auf eine magnifique Art herfür.

Wenn ist doch Venus eine Schneiderinn geworden? Oder wenn ist sie dem Prometheus ins Handwerk gefallen, Menschen zu bilden? Sie hat wohl andre Dinge mit der Gräfinn gemein gehabt. Wer hat aber ferner jemals aus der Taille einer Person die holdseligen Minen derselben hervorspielen gesehen? Warum erwähnte der gute Lobredner derselben nicht bey dem Munde? Und was heißet das: Die Modestie der holdseligen Minen spielet auf eine magnifique Art hervor? So viel ist gewiß, daß die Unvernunft eines armseligen Geistes aus dieser Abbildung und ganzen Zueignungsschrift auf eine weit magnifiquere Art hervorspielet.

§. X.

Die gewissesten und sichersten Zierrathen der Perioden sind ohne Zweifel die Figuren. Diese sind nichts anders, als lebhafte Arten des Ausdruckes, dadurch wir unsre Gemüthsbewegungen zu verstehen geben. Man könnte noch kürzer sagen, sie wären die Sprache der Leidenschaften: Weil alle Menschen, die im Affecte sind, von Natur, und ohne daran zu denken, Figuren machen; und niemand seine Affecten ohne Figuren recht ausdrücken kann. Die Sprache ist eine Abbildung der Seelen und dessen, was in ihrem Innersten vorgehet. Ist nun in derselben alles ruhig, so drücket sie auch alle ihre Gedanken auf eine gewöhnliche Art aus. Ist aber das Gemüthe gestört, das Herz aufgebracht und in voller Bewegung; alsdann bringet auch die Zunge Wörter hervor, die diesen verwirrten Zustand der Seelen an den Tag legen. Man kann die Figuren einer Rede auch mit den Minen, oder veränderlichen Gesichtszügen vergleichen. Ein

ruhiges Gemüthe zeiget sich durch eine ordentliche Stellung des Antlitzes. Aber ein frölicher, trauriges, zorniges, hönisches, neidisches, mitleidiges, u. s. w. malet sich auch in den Minen ganz sichtbarlich ab. Wie sich nun geschickte Maler bemühen müssen, diese verschiedene Züge, die jeder Leidenschaft eigen sind, zu kennen und nachzuahmen: So muß sich auch ein Redner bestreben, die Charactere der Gemüthsbewegungen in einer Rede wahrzunehmen, und selbst bey Gelegenheit auszudrücken. Und lehrt uns gleich die Natur selbst alle diese Arten, seinen Affect zu verstehen zu geben; indem auch die Unstudierten dieselben ungelernt brauchen: So ist es doch deswegen nicht unnütze, in der Redekunst davon zu handeln. Nicht alle Menschen haben ein so lebhaftes Naturell, daß sie von sich selbst oft genug darauf kommen sollten. Es ist also gut, daß man sie auf die Exempel der feurigen Gemüther aufmerksam macht, und zur Nachahmung derselben anreizet.

§. XI.

Es ist aber nicht zu sagen, was eine Rede voller Figuren für ein Feuer in sich hat, und was für eine Stärke und Gewalt über die Gemüther sie dadurch erhält. Wie ein Fechter, der in Lebensgefahr ist, nicht mit starrem Leibe ganz unbeweglich da stehet, und dem Feinde seinen Degen vorhält; sondern sich bald beuget, bald aufrichtet, bald vorwärts dringet, bald rückwärts zieht; den Kopf senket, oder erhebet, die Hand vorwirft, oder wegschleudert u. s. w. Eben so ist die Seele auch beschäfftiget, wenn sie in einer Leidenschaft steht. Und wie jener eben durch die geschickten Stellungen seinem Gegner viel zu schaffen macht, ja durch die Menge und Behendigkeit derselben ihn oft gar überwältiget: So kann auch ein Redner durch die heftigen Figuren der Rede seine Zuhörer schrecken, betrüben, erfreuen, erzürnen, und ihnen ihren Beyfall recht abdringen. Man sehe nur die Exempel der größten Redner an, die sich zu Meistern über die Gemüther ihrer Zuhörer haben machen wollen; und bemerke, ob sie es nicht durch den häufigen Gebrauch der Figuren gethan haben?

ben? Von dem Demosthenes und Cicero ist hier gar kein Zweifel, und wir wollen hernach die meisten Exempel von ihnen entlehnen. Voritzo will ich nur aus einem neuern Redner ein Muster einer recht feurigen und gewaltigen Rede hieherseßen, welche bloß durch die häufigen und heftigen Figuren so stark und durchdringend geworden. Es ist aus des Herrn Mosheims Rede, von der Betrachtung des Todes, auf der 1231 S. u. f. genommen. Hier ist eine Epizeuxis, Anaphora, Distributio, Interrogatio, Apostrophe, Exclamatio, Symploce und abermal eine Interrogatio hintereinander angebracht, die eben der ganzen Stelle alle ihren Nachdruck geben. Ich kann aber nur die Hälfte herseßen.

Der Tag rücket heran, an dem ich nichts von allem, was ich besitze, mehr besitzen, und mit Verdruß sehen werde, daß ich meinen Samen für andre ausgestreuet. Bald, bald werde ich es recht begreifen, daß ich über Güter hausgehalten, die mir eigentlich nicht gehöret, und ein geliehenes Vermögen wie mein eigenes angesehen. Die Stunde kömmt, und wer weis, wie bald? die Stunde kömmt, in der ich meinen Liebsten eine Ursache des Schreckens, der Traurigkeit, der Angst und der Thränen seyn werde. Wie wird mir zu Muthe seyn, wenn meine Wittwe, meine Wäysen, meine Anverwandte, meine Vertraute, um mein Lager stehen, und bald sich selbst, bald mich und meinen Schmerz beweinen werden? Wie standhaft werde ich den Anblick und die Thränen derjenigen ertragen, die ich vielleicht durch meinen Abschied elend machen werde? Itzt bin ich vergnügt, und gebrauche mich der Güter dieser Erden. Aber die Zeit ist nahe, in der ich einen Ekel vor allen Wollüsten haben werde. Der Tag ist nicht weit, an dem mir vielleicht meine heutigen Vergnügungen zur Qvaal und zur Vermehrung meiner Unruhe dienen werden. Wie werde ich diesen Zustand ertragen? Was wird bey mir vorgehen, wenn der Arzt mir verdeckt, ein Diener des Evangelii deutlich, die Ankunft des Todes ansaget? Was werde ich denken, wenn man mir meldet, daß ich mich der Welt entschlagen, meiner Ehren vergessen, meine Aemter niederlegen, und an die Ewigkeit allein gedenken müsse? Und wie werde ich bereitet seyn, wenn es heißt: Die Stunde sey vor der Thüre, in der der Herr Gericht über mich halten werde? Herr! wie schrecklich ist es, vor deinem Throne zu stehen? Herr! wie zittert die Natur, wenn sie an dein Auge denket, das nichts von

Fin-

Finsterniß weis! Herr! wie muß ein Sünder gerühret werden, der unrein von Mutterleibe ist, und nichts, als Fehler in der Welt gesammlet hat, wenn er auf einmal vor den Thron gerücket wird, auf dem die Heiligkeit und Gerechtigkeit selbst sitzet rc.

§. XII.

Die Figuren sind zweyerley, nämlich Dictionis und Sententiarum; d. i. entweder in einzelnen Worten, oder in ganzen Sätzen. Die ersten sind nicht alle von gleichem Werthe, denn die meisten darunter sind nichts als kahle Wortspiele, die nichts, als ein kindisches Geklapper in den Ohren machen, aber kein Feuer eines Affectes in sich halten. Unter diese gehört:

1. Antanaclasis, wo ein Wort bey einerley Sylben zweyerley Bedeutungen bekömmt: Z. E. Wer ewig leben will, der muß sich in diesem Leben dazu gefaßt machen.

2. Ploce, wenn das wiederholte Wort zwar grammatisch dasselbe bleibt, aber doch seinen Verstand ändert. Z. E. Kinder sind Kinder.

3. Polyptoton, wenn ein Wort in seiner grammatischen Abänderung wiederholet wird. Z. E. Man kann wohl zagen, darf aber darum nicht verzagen.

4. Paronomasia, wenn sich die Worte nur reimen. Z. E. Zur Pfarre gehört eine Qvarre; Scheiden bringt Leiden.

5. Parechesis, wenn in ein paar Worten etliche Sylben übereinkommen. Z. E. Es giebt viel ungelehrte Lehrer; denn sie sind in Wissenschaften unwissend.

6. Homoeotelevton und Homoeoptoton, wenn man mit den letzten Sylben, oder mit den Fallendungen spielet. Z. E. Man kann wohl was schönes lieben, aber man muß sich nicht verlieben. Ein guter Prediger lehret schriftreich, geistreich, und trostreich.

7. Paregmenon, wenn von einander hergeleitete Wörter nahe auf einander folgen. Z. E. Wer seinen Aeltern fluchet, der ist verflucht: Denn der Fluch Gottes folget ihm überall rc.

Alle diese sieben Arten, und wo es ihrer noch mehrere giebt, taugen nicht das geringste, indem sie nichts, als läppische Tändeleyen, an die Hand geben, damit sich ein Inscriptionskünstler, aber kein rechtschaffener Redner breit machet. J. E. Rose im richtigen Unterricht von deutschen Inscriptionen schreibt auf der 102 Seite auf einen sächsischen Fürsten:

Steh stille, Wandersmann,
tritt zur Abkühlung in diesen kühlen Schatten;
hier hat die Sterbligkeit
der unsterblichen Tapferkeit
ein Dank und Denkmaal aufrichten wollen ꝛc.

Und der obenangeführte Floridan in dem Lieb und Lobandenken seiner selig- entselten Margaris, so er bey frölliger Frühlingszeit traurig angestimmet, spielt auch gerne dergestalt, wie dieser Titel schon zeiget. Auf der 3 S. heißt es:

Also sagte und klagte der betrübte Schäfer Floridan von seinem gewöhnlichen Lustwandelweg sich forttragen lassend ꝛc.

Und auf der 5 Seite:

Ach ja Zeichen und Zeugen, daß es um mich und in mir finster worden sey. Zeuch auf, du mir itzund viel zu güldene Sonne! diesen Schmerzensthau, diesen Herzregen, mache Wolken daraus, und verhänge deinen saphirnen Himmel, mit schwarzen Cartinen.

§. XIII.

So gemein nun diese Spielwerke auch wohl in ziemlich ernsthaften und wichtigen Reden eine zeitlang in Deutschland gewesen und noch sind: So kindisch sind sie endlich befunden worden, seit dem die gesunde Vernunft bey unsern Landesleuten die Augen aufzuthun angefangen. Von weit besserm Nachdrucke sind folgende Wortfiguren, die uns die Natur selbst in starken Affecten in den Mund zu legen pflegt.

Ellipsis. Wenn etwas ausbleibt, was sich aber leicht verstehen läßt. Z. E. Mosheim auf der 1163 S. f. h. R. Wollen wir denn klüger seyn, und uns eine Gemeine vorstellen, in welche der Feind immer einen Eingang finden kann, Unkraut zu säen? O Schwachheit! Das ist, o welch eine Schwachheit ist das! Imgleichen Cicero in seiner 1 cat. R. O tempora, o mores!

Asyndeton. Ein Mangel der Bindewörter. Eben der Redner schreibt auf der 1165 S. Dort ist kein Feind, kein Unkraut, kein Land, das Unkraut annehmen will: Für und kein Land, oder auch kein ꝛc. Und auf der 1181 S. Israel klagte, murrete, zankte, stritte auf dem Wege zu dem verheißenen Lande, als wenn kein Gott und kein Gesandter Gottes unter ihnen wäre.

Synonymia. Wenn man etliche gleich vielheißende Wörter setzt. Z. E. Cicero für den Ligar. Sie mögen begierig, sie mögen zornig, sie mögen eigensinnig gewesen seyn: Man beschuldige nur den todten Pompejus, man beschuldige auch so viel andre nur keines Lasters oder Verbrechens, keiner Raserey, keines Vatermordes. Oder auch sein bekanntes: Abiit, excessit, euasit, erupit.

Exergasia. Wo man viel gleichgültige Redensarten oder Sätze brauchet, die Sache desto lebhafter einzuschärfen. Z. E. Mosheim an obgedachtem Orte. Ist es denn hier gut, Hütten zu bauen? Ist es gut, hier lange in Unfrieden zu wohnen? Ist es gut, hier unter den Verkehrten zu bleiben? Nein, nein!

Polysyndeton. Wenn man gar zu viel Bindewörter braucht. Es fällt mir nicht gleich ein Exempel eines Redners ein, darum soll ein Poet eins geben:

Allein ich seh und weis,
Wie viel Geduld, Verstand, und Müh, und Kunst und Fleiß
Ein solches Werk begehrt, das Kluge lüstern machen,
Der Wahrheit Dienste thun, der Neider Grimm verlachen,
Und ewig leben soll.
Günther.

Pleonasmus. Wenn man überflüssige Beywörter braucht, die Sache noch desto nachdrücklicher zu geben. Z. E. Die heiße Glut, der große Riese, der kleine Zwerg; oder wie dort beym Terenz die pisciculi minuti.

Anaphora. Wenn viele Absätze eine Rede auf einerley Art anfangen. Z. E. Fleschier auf den Turenne: Willstu nebst seinem

guten Willen auch Werke haben: Siehe die Liebesbezeugungen an, die er theils schon ausgeführet, theils zum Heile und Troste seiner Brüder bereits bestimmet hatte. Siehe die verirrten Seelen an, die er durch seinen Beystand, durch seine Rathschläge, durch sein Exempel wieder zurecht gebracht hat. Siehe das Blut deines Volkes an, welches er geschonet; siehe sein eigenes an, welches er so großmüthig für uns vergossen hat. Und damit ich noch mehr sage, siehe das Blut an, welches Jesus Christus für ihn vergossen hat.

Epiphora. Welche das Ende eines Absatzes in der Rede etliche mal wiederholet. Z. E. Was braucht man heute zu Tage am nöthigsten in der Welt fortzukommen? Geld. Was bedarf man, sich bey Leuten beliebt zu machen? Geld. Was muß man haben, bey Hofe empor zu kommen? Geld. Was macht klug? Was macht schön? Was macht gelehrt? Geld. Kurz, was ist das sicherste Mittel, alles in allem zu werden? Nichts anders, als das liebe Geld.

Epizeuxis. Wenn dasselbe Wort gleich hinter einander im Anfange eines Satzes wiederholet wird. Z. E. Demosthenes in seiner ersten phil. Rede. Es geht nicht an, ihr Athenienser, es geht gar nicht an, daß ein einziger Mensch alles mit einander ausführe. Und Mosheim auf der 1225 S. Es ist nichts, es ist nichts mit dem Verlangen nach der Unsterblichkeit in dieser Welt!

Anadiplosis. Wenn dasselbe Wort am Ende, und im Anfange des folgenden Satzes zu stehen kömmt. Z. E. Nichts spornet edle Gemüther mehr zum Guten, als die Ehre. Die Ehre allein reizet sie zu den schwersten Thaten an, die sie sonst nimmermehr unternommen hätten.

Epanalepsis, wenn derselbe Ausdruck, der den Anfang zu einem Satze gemacht hat, denselben auch beschließet. Z. E. Packe dich fort, mit deinem unnützen Gewäsche; ich sage dirs noch einmal: Packe dich fort!

Symploce. Wenn Anfang und Ende vieler auf einander folgender Absätze einerley sind. Z. E. Mosheim auf der 1233 Seite. Und wüßte ich es noch, wenn dieser große Tag einbrechen werde; wüßte ich es noch, in welcher Beschaffenheit des Geistes der Tod mich antreffen werde; wüßte ich noch die Art der Zufälle und Schmerzen, die meinen Leib zu seiner Verwesung bereiten werden; wüßte ich noch, wie lange oder kurz mein Lager währen werde: So könnte ich mich doch in Zeiten schicken rc.

Epanodos. Wenn man zwey Wörter nach einander besonders wiederholt; doch so, daß das letzte zuerst, und das erste zuletzt kömmt. Ein Weiser kann in der Welt täglich lachen und weinen. Weinen mit dem Heraklit über die Thorheit der meisten Menschen; lachen aber mit dem Demokritus über die Eitelkeit und Unvernunft derselben.

Endlich kömmt noch Gradatio oder Climax, da man stufenweise von einem Worte auf ein anders, und von diesem noch auf ein stärkeres fortschreitet. Z. E. So reichet dar in eurem Glauben Tugend, in der Tugend Bescheidenheit, in der Bescheidenheit Mäßigkeit ꝛc.

Und das mag von dieser Art der Figuren genug seyn.

§. XIV.

Wir kommen auf die Figuren in ganzen Sätzen, deren auch von verschiedenen eine große Menge gezählet werden. Wir wollen uns aber an die vornehmsten halten, die nämlich einen Affect auszudrücken, oder zu erwecken dienen können. Und da kömmt nun erstlich:

Occupatio, oder die Benehmung eines Einwurfs, den etwa jemand machen möchte. Z. E. Demosthenes in seiner 1 phil. R.

> Ja, wird mancher hier fragen, wo soll unsre Flotte anlanden? Der Krieg, ihr Athenienser, der Krieg selber wird es uns schon sagen, und sattsam lehren, wo unser Feind am schwächsten ist; laßt uns nur erst den Angriff wagen.

Concessio. Wenn man seinen Zuhörern zwar etwas einräumet, aber doch eine Antwort dagegen hinzusetzet. Z. E. Cicero für Ligar:

> Aber gesetzt, er wäre zu Felde gezogen; gesetzt, er hätte sich nicht nur von dir, sondern auch von seinen Brüdern getrennet: Dem ungeachtet bitten diese, die dir anhangen, für ihn.

Confessio ist sehr damit verwandt, denn auch da giebt der Redner seinen Zuhörern etwas zu, welches ihm zuwider zu seyn scheint. Z. E. Demosth. in der 1 phil. R.

> Steht jemand unter euch, ihr Athenienser, in den Gedanken,

daß

daß Philippus, in Betrachtung so vieler Völker, die er auf den Beinen hat, und so vieler Städte, die unsre Republik verlohren hat, sehr schwer zu bezwingen seyn werde: So muß ich ihm zwar recht geben. Doch gebe ich es ihm zu bedenken ꝛc.

Communicatio. Wenn man die Zuhörer selbst zu rathe zieht, und die ganze Sache auf ihren Ausspruch will ankommen lassen. Z. E. Cicero in der Rede für den Lig.

Man bedenke es nur, wäre es ihm nur einigermaßen möglich gewesen, sich davon zu machen: Würde er nicht lieber in Rom, als in Utica; lieber bey seinen liebsten Brüdern, als bey dem P. Accius; lieber bey den Seinigen, als in der Fremde gelebet haben? ꝛc.

Distributio. Wenn man etwas vielfaches in seine Theile zergliedert, um seinem Leser einen ausführlichen Begriff von der Sache zu geben. Z. E. Fleschier auf den Turenne.

O daß ich die Kunst nicht kann, euren Gemüthern einen sichtbaren Entwurf von Deutschland und Flandern einzuprägen! Dadurch würde ich in euren Gedanken alles dasjenige ohne Unordnung entwerfen können, was dieser große Feldherr verrichtet hat, und kürzlich bey jedem Orte sagen: Hier hat er Bollwerke erobert, und einer belagerten Stadt beygestanden. Da erschreckte er die Feinde, oder schlug sie im offenen Felde. Diese Städte, wo ihr die Lilien sehet, sind entweder durch seine Wachsamkeit beschützet, oder durch seine Standhaftigkeit und durch seinen Heldenmuth eingenommen. Dieser mit Wald und Strom bedeckte Ort ist der Platz, wo er nach einer rühmlichen Zurückziehung die bestürzte Armee wieder anfrischete. Hier trat er aus den Linien, um eine Schlacht zu liefern, und gewann auf einmal eine Stadt und eine Feldschlacht. Dort theilte er den Rest seines eigenen Geldes aus, und vollendete dadurch nicht nur eine Belagerung, sondern gieng auch zu gleicher Zeit weiter, eine andre feindliche aufzuheben und zu verhindern.

Hypotyposis s. descriptio. Darinn man eine ausführliche Abbildung von einer Sache giebt, und sie dem Zuhörer gleichsam vor Augen malet. Z. E. Fleschier eben daselbst:

O könnte ich ihnen doch hier eine von den wichtigen Gelegenheiten erzählen, da er mit weniger Mannschaft die Kriegsmacht

des ganzen Deutschlandes angegriffen. Er marschirt drey Tage, setzt über drey Ströme, findet den Feind, greift ihn an, und macht ihm viel zu schaffen. Da die Menge auf einer, und die Tapferkeit auf der andern Seite ist, so ist das Glück lange sehr zweifelhaft. Endlich hemmet der Heldenmuth die Menge: Der Feind wird irre, und fängt an zu weichen. Es erhebt sich eine Stimme: Gewonnen! Hier hemmet der Feldherr alle Regungen, die ihm die Hitze des Treffens erwecket, und ruffet mit ernsthafter Stimme: Haltet ein! Unser Schicksal steht nicht in unsern Händen. Wir werden selbst überwunden, wenn uns der Herr nicht gnädig ist. Bey diesen Worten hebt er die Augen gen Himmel, daher seine Hülfe kömmt. Er fährt fort seinen Befehl zu geben, und erwartet in Demuth, zwischen Furcht und Hoffnung, daß die Verordnungen des Himmels erfüllet werden sollen.

Antitheton. Wenn man viel widrige Dinge neben einander setzet, um sie durch die Gegeneinanderhaltung desto mehr zu erheben. Z. E. Fleschier schreibt eben daselbst:

Sie finden kein Hinderniß, das sie nicht überwältigen; keine Schwierigkeit, die sie nicht überwinden; keine Gefahr, die sie erschrecket; keine Arbeit, die sie ermüdet; kein Unternehmen, das sie in Erstaunen setzet; keine Heldenthat, die ihnen zu schwer scheinet. Was hätten sie einem Feldherren abschlagen können, der seinen Beqemlichkeiten absagete, um ihnen den Ueberfluß zu verschaffen; der ihrer Ruhe halber seine eigene verlohr; der sie in ihren Bemühungen aufrichtete, und selbst keine von sich ablehnete; der sein eigenes Blut verschwendete, und nur das ihrige verschonete.

Praeteritio. Wenn man sich stellet, als wollte man von einer Sache gar nichts sagen; aber eben damit eine Nachricht davon giebt. Ein recht schönes Exempel giebt abermal Fleschier am angezogenen Orte:

Erwarten sie nicht, meine Herren, daß ich ihnen hier eine Trauerbühne eröffnen soll; daß ich ihnen diesen großen Held auf seinen Siegeszeichen entseelet vorstellen werde; daß ich ihnen noch den blassen und blutigen Körper zeigen solle, bey welchem der Blitz noch rauchet, der ihn getroffen hat; daß ich sein Blut schreyen lasse, wie das Blut Abels, und ihren Augen

die traurigen Bilder der klagenden Religion und des bethränten Vaterlandes zeigen werde.

Incrementum s. Gradatio. Wenn man stufenweise von einer geringern Sache zu einer größern hinauf steiget. Z. E. Cicero für den Ligar.

Du nennest es ein Verbrechen, Tubero. Warum denn das? Denn bisher hat man die Sache noch nicht so genennet. Einige nennen es ein Versehen; andre eine Blödigkeit; die es hart benennen wollen, heißen es eine Hoffnung, eine Begierde, einen Haß, eine Standhaftigkeit. Die es am allerhärtesten benamen, nennen es eine Verwegenheit. Ein Verbrechen aber hat es noch niemand genennet.

Epanorthosis oder Correctio. Wenn man gleichsam aus Uebereilung etwas saget, was nicht wahr ist; aber es sogleich wiederruffet und verbessert. Z. E. Fleschier ebendaselbst.

Ward die Frechheit gezäumet, der öffentliche und heimliche Haß gestillet; bekamen die Gesetze ihre alte Kraft wieder; war Ordnung und Ruhe in Städten und Landschaften wieder hergestellet; wurden die Glieder mit ihren Häuptern wieder vereiniget: So hast du es ihm zu danken, o Frankreich! ich irre mich! Gott hast du es zu verdanken, der nach seinem Wohlgefallen, aus den Schätzen seiner Fürsehung, große Seelen hervorbringet, die er zu sichtbaren Werkzeugen seiner Macht brauchet.

Interrogatio. Wenn man vielmal hinter einander seiner Zuhörer Gedanken mit Fragen herauszulocken bemühet ist. Z. E. Demosthenes in seiner 1 phil. R.

Es ist auch offenbar, daß Philippus damit nicht nachlassen werde, dafern ihn nicht eine größere Macht eintreiben sollte. Wollen wir nun darauf warten? Wollen wir uns mit vergeblicher Hoffnung speisen? Wollen wir ihm ledige Galeeren entgegen schicken, und uns dabey schmeicheln, daß wir unserer Pflicht aufs heiligste nachgekommen? Wollen wir uns nicht zum Thore hinauswagen? Wollen wir ihm nicht mit einem Theile unsrer Stadtsoldaten entgegen rücken, wenn es gleich bisher nicht geschehen ist? Wollen wir endlich nicht in Macedonien eine Landung unternehmen?

Apostrophe. Wenn man die Rede gegen abwesende, verstorbene, oder gar leblose Dinge richtet, und sie anredet, als ob sie zugegen wären und uns verstünden. Z. E. Fleschier an oftgemeldtem Orte:

> Ihr Städte! die unsre Feinde schon unter sich getheilet hatten; ihr seyd noch in dem Umkreise unsers Reichs. Ihr Landschaften, die sie in Gedanken schon verheereten, ihr habt eure Erndte noch halten können. Ihr von Natur und Kunst befestigten Plätze, die sie zu verwüsten entschlossen waren, ihr stehet noch itzo, und ihr habt nur vor den verwegenen Anschlägen eines eingebildeten Siegers gezittert, der nur die Zahl unserer Soldaten gezählet, aber die Klugheit ihres Heerführers nicht in Betrachtung gezogen.

Exclamatio. Wenn man aus einer starken Gemüthsbewegung einen Ausruff thut. Z. E. Cicero für den Ligarius.

> O der wunderwürdigen Gnade und Gelindigkeit, die gewiß so rühmlich und preiswürdig ist, daß sie in Schriften und Ehrenmaalen erhoben werden sollte!

Und Fleschier schreibt:

> O gar zu plötzlicher Tod, den man aber durch die Gnade Gottes längst vorher gesehen! Wie viel erbauliche Reden, wie viel heilige Exempel hast du uns entrissen! Wir hätten mitten unter Siegen und Triumphen einen demüthigen Christen sterben gesehen: Und welch ein Anblick wäre das nicht gewesen!

Admiratio. Wenn man über eine unvermuthete Sache seine Verwunderung blicken läßt. Z. E. Demosthenes in seiner ersten phil. Rede.

> Ich muß mich in der That wundern, daß niemand unter euch es weder wahrnimmt, noch übel empfindet, daß der Krieg so schlecht von statten geht. Ists nicht so? Er wird in der Absicht angefangen, daß wir uns am Philippus rächen wollen: Itzo aber ist es schon so weit gekommen, daß wir uns kaum sattsam gegen ihn vertheidigen können.

Parrhesia. Wenn man eine verhaßte Sache zwar frey

heraus saget, aber doch auf eine erträgliche Art vorträgt und etwas zu lindern suchet. Z. E. Cicero für den Ligar.

> Siehe doch, o Cäsar, wie frey oder wie verwegen uns vielmehr deine Gnade macht! Antwortet Tubero, daß sein Vater Africa, wohin ihn der Rath geschicket hatte, dir würde übergeben haben: So werde ich kein Bedenken tragen, ihm deßwegen vor deinen Augen einen Verweis zu geben; ob dir gleich solches dazumal zuträglich gewesen wäre. Denn darum, daß es dir angenehm gewesen seyn würde, wäre es noch nicht zu billigen gewesen.

Jusjurandum. Wenn der Redner eine sehr hohe Betheurung brauchet, daß seine Worte wahr sind. Z. E. Demosthenes hat in seinen Reden sehr oft bey allerley Sachen geschworen. In der andern philippischen Rede heißt es so:

> Aber warum sage ich solches? Und warum verlange ich, daß diese Leute vorgefordert werden sollen? So wahr Gott im Himmel lebt, ich will es frey heraus sagen, und nichts verheelen. - : : Denn ich sehe schon, wo es hinaus will, und wiewohl ich wollte, daß meine Muthmaßungen falsch wären: So fürchte ich doch, daß ihre Erfüllung nicht bereits vor der Thüre sey.

Votum. Oftmals ist auch ein brünstiger Wunsch mit unter die Zahl der Figuren zu zählen. So macht Z. E. Fleschier dergleichen in der oft belobten Rede bald anfangs.

> O wenn der göttliche Geist, der Geist der Stärke und der Wahrheit, meine Rede mit solchen lebhaften und natürlichen Vorstellungen erfüllet hätte, welche die Tugend nicht nur abschildern, sondern auch ins Herz drücken könnten: Mit was für edlen Gedanken würde ich nicht eure Seelen anfüllen, und was für einen Eindruck würde nicht die Erzählung so vieler erbaulichen und preiswürdigen Thaten in euren Herzen machen.

Epimone Wenn man sehr heftig mit allerley Figuren auf seinen Gegner losstürmet, und ihn verwirrt zu machen sucht. Dergleichen kommen in der ersten catilinarischen Rede beym Cic-

Cicero oft vor. Wir wollen aber aus der R. für den Ligar dieses Exempel nehmen.

Denn sage mir, Tubero, was machte dein entblößtes Schwerdt in der pharsalischen Schlacht? Nach wessen Körper sehnte sich deine Degenspitze? Wohin zielten alle deine Waffen? Wohin giengen alle deine Gedanken, deine Augen, deine Hände, deine brennende Begierden? Was wünschtest du? Was verlangtest du? Ich dringe gar zu scharf auf ihn ein: Es scheint, der junge Mensch sey gerührt worden. Ich will nur wieder auf mich selbst kommen: Ich bin selbst auf deiner Partey gewesen.

Cumulus. Wenn man viele Dinge zusammen häufet, und eine Menge kurzgefaßter Vorstellungen geschwinde hintereinander, gleichsam in einem Othem, heraus stößt, seine Zuhörer desto stärker zu rühren. Z. E. Demosth. in der 1 phil. R.

O wenn wir doch lieber anstatt des allen klüglich erwegen wollten, daß Philippus unser Feind ist; daß er uns alles Unsrige nimmt; daß er sich schon eine geraume Zeit so trotzig erwiesen; daß alles, worauf wir uns bisher verlassen haben, uns nunmehr zuwider ist; daß wir uns ins künftige auf nichts, als auf uns selbst Hoffnung zu machen haben; und daß wir, die wir itzo dort nicht mit ihm Krieg führen wollen, vielleicht ehestens, hier, wo ich rede, werden fechten müssen: Wenn wir dieses alles, sage ich, erwegen wollten; denn würden wir klüglich handeln, und uns aller thörichten Fabeln entschlagen.

Sermocinatio. Wenn man verstorbene Personen redend einführt. Z. E. D. Mayer in seiner II Mordpredigt schreibt so:

Aber wie ist mir? Mich dünkt, es richten sich zween ermordete Körper auf, die ein jämmerliches Geheule und Gewinsel hören lassen: Heißt das friedsam, wo mörderische Waffen wüten und unschuldig Blut vergießen? Wo wir durch tägliche Mordstiche um unser junges Leben gebracht werden? Wir suchten unter deinen Flügeln Schatten, o Wittenberg! Aber unter deinem Schatten hast du uns tödten und umbringen lassen.

Proso-

Prosopopoeia. Wenn man leblosen Dingen die Eigenschaften lebendiger Personen giebt. Z. E. Eben der D. Mayer schreibet am angezogenen Orte:

> Diese Kanzel sey vor Gott im Himmel Zeuge! Und bald darauf: Ich beschwere dich, du unglückselig Entleibter, der du bereits vor Gottes Gerichte gestanden! Laß dein Gewissen reden, du Mörder! : : : Wollt ihr schweigen, so wird mein Saal, so werden meine Bücher zu Gott im Himmel schreyen.

Dialogismus. Wenn ein Redner mit seinem Gegner gleichsam streitet, ihn redend einführet, und ihm gleich darauf antwortet. Z E. Cicero für den Archias:

> Ja wirst du sagen: Er hat kein Haus in Rom gehabt. Ist das wohl wahrscheinlich, da er so viele Jahre vor seinem erlangten Bürgerrechte, Rom, für sich und für sein ganzes Vermögen, zum Aufenthalte erwählet hatte? Aber, sprichst du, er hat sich deswegen nicht gemeldet. Freylich hat er sich gemeldet, wie aus dem Verzeichnisse erhellet, welches unter allen, die bey den Stadtgerichten vorhanden sind, die größeste Gültigkeit hat.

Aposiopesis, oder Reticentia. Wenn man den Anfang macht, etwas heraus zu sagen: Aber mitten in der Rede inne hält und abbricht. Z. E. Demosthenes in der Rede für den Ktesiphon:

> Erstlich streiten wir nicht von einerley Sache: Denn es ist mir nicht so wenig daran gelegen, wenn ich eure Gewogenheit verliere, als dem Aeschines, wenn er seinen Proceß nicht gewinnet. Was nämlich mich anlangt, : : : doch ich will gleich zu Anfange meiner Rede nichts trauriges vorbringen. Er aber hat mich nur aus Uebermuth angeklaget.

§. XV.

So viel mag von den Figuren genug seyn. Und obgleich diese noch lange nicht alle diejenigen sind, die man in andern Büchern von der Redekunst erzählet findet: So sind es doch die vornehmsten und lebhaftesten, die einer Rede das

größeste

größeste Feuer geben. Denn giebt es gleich bey andern eine weit größere Anzahl unter dem Titel der Figuren: So gehören sie doch zum Theil weit besser unter einen andern Titel. Z. E. Gnome, Noema, Chria, deren jene ein Lehrspruch, diese ein Exempel, und die letztere ein Zeugniß bedeutet, die alle drey zu den Erläuterungen gehören. Aetiologia ist keine Figur, sondern ein Beweis; Imago begreift ein Gleichniß, Paradigma abermal ein Exempel in sich. Comparatio ist wiederum ein Gleichniß, Collatio ist oben als ein Antitheton vorgekommen. Dissimilitudo ist eben das. Paradiastole und Antimetabole sind wohl Arten zu denken und zu reden, aber keine Figuren. Z. E. wenn ich sage, er ist wohl verschmitzt, aber nicht klug: Oder, wir essen, um zu leben, aber wir leben nicht, um zu essen. Oximoron und Epiphonema, sind auch nur sinnreiche Lehrsprüche, die entweder in der Mitte oder am Ende vorkommen. Auxesis und Tapeinosis, sind schon unter den Tropen vorgekommen. Praefiguratio ist nichts, als die obige Hypotyposis. Obsecratio und Exsecratio sind nichts, als Arten der Apostrophe: und so weiter. Wir begnügen uns also an den bisher erklärten, und bemühen uns bey gegebener Gelegenheit dieselben in Uebung zu bringen. Hierzu wird nun sehr viel beytragen, wenn man die Schriften der besten Redner mit Aufmerksamkeit liest, und sich die Figuren selbst im Zusammenhange der Rede fleißig anmerket.



Das XV. Hauptstücke.

Von der Schreibart, ihren Fehlern und Tugenden.

§. I.

Nachdem wir nun die Theile einer Rede oder Schrift, nämlich die Wörter, Redensarten und Perioden, absonderlich erwogen haben: So müssen wir nun auch die Schreibart selbst in Betrachtung ziehen. Wollen wir die Redekunst auch hier mit der Vernunftlehre in Vergleichung stellen: So müssen wir die Schreibart mit der dritten Wirkung des menschlichen Verstandes, oder mit den Vernunftschlüssen vergleichen. Denn wie diese aus dreyen oder mehr verschiedenen Urtheilen oder Sätzen, die aber zusammenhangen, bestehen: So gehören auch zur Schreibart viele zusammenhängende Perioden. In der That hält sie auch fast lauter Vernunftschlüsse in sich; wenn nämlich keine Erzählungen vorfallen. Denn was für einen Zusammenhang der Sätze wollte man sonst angeben, wenn weder die Verbindung der Begebenheiten, noch der vernünftigen Urtheile und Aussprüche von Dingen darinn vorkäme? Einzelne Perioden machen keine Schreibart aus, wenn sie nicht eine Verknüpfung unter einander haben, die aus der Sache selbst entsteht. Z. E. Zehn einzelne Sprüche aus einem Poeten, oder aus andern Büchern, die von verschiedenen Materien handeln, geben keine Schrift oder Rede ab, von deren Schreibart man urtheilen könnte. Man sieht also hier abermal, daß die Schreibart mehr auf die Gedanken des Scribenten, als auf seine Worte ankömmt; wie wir schon oben erinnert haben. Wie aber bey den Sätzen oder Perioden nur der Verstand sein Werk hatte: Also kömmt es in ganzen Aufsätzen, oder Perioden, hauptsächlich auf die Vernunft an. Denn so

so schwach oder stark dieselbe bey einem Scribenten ist, so schlecht oder gut pflegt auch seine Schreibart zu gerathen.

§. II.

Es theilet sich daher die Schreibart erstlich überhaupt in eine schlechte und gute Schreibart ein. Jene ist der Ausdruck schlechter und übel zusammenhangender Gedanken, in einer Schrift oder Rede: Diese hergegen ist ein Ausdruck guter und wohlverbundener Gedanken in einer Schrift oder Rede. Die Erfahrung lehrt es, daß nicht alle Menschen, ja nicht einmal alle Gelehrten, gleiche Köpfe zum Denken, das ist zum Begreifen, Urtheilen und Schließen haben. Theils rührt dieses von ihrer verschiedenen natürlichen Fähigkeit her; theils haben auch ihre Auferziehung und Anführung, ihre Art zu studieren, ihre Vorgänger und Lehrer Schuld daran. Man kann sichs kaum einbilden, wie ungleich die Gemüthskräfte der Menschen von Natur schon sind; wenn man nicht Gelegenheit gehabt hat, an der Auferziehung junger Leute Theil zu nehmen. Auch bey gleichem Unterrichte werden sie sehr ungleiche Arten und Fertigkeiten zu denken erlangen. Der eine wird lebhafter, der andere schläfriger in seinen Gedanken seyn. Der eine wird sehr ordentliche Verbindung klarer Begriffe haben, und im Reden ausdrücken: Der andre wird seine dunkle Vorstellungen von Sachen, durch die Verwirrung der Worte, noch unverständlicher machen. Der eine wird sich durch viel fremde Einfälle, so zu reden, selbst stören: Der andre wird in seiner Ordnung unverrückt fortfahren. Dem einen wird von jedem Dinge sehr viel in den Sinn kommen: Dem andern wird gar nichts beyfallen wollen. Allein das meiste trägt wohl zur guten und bösen Schreibart die Anweisung und die Nachahmung bey. Die Kinder lernen von ihren Aeltern und Vorgesetzten nicht nur reden, sondern auch denken. Wie man aber andre urtheilen und schließen hört: So lernet man endlich selbst urtheilen und schließen. Darum will auch Qvintilian, daß man Kindern keine unwissende, abergläubische oder phantastische Wärterinnen und Lehrmeister geben soll. Ja darum ist es einem

jeden, der ein guter Scribent werden will, nicht einerley, was und wie er studiert, oder was er für Bücher liest.

§. III.

Doch weil ich schon oben davon gehandelt habe, so will ich hier die Mittel, zu einer guten Schreibart zu gelangen, nicht abermal wiederholen. Ich muß vielmehr die Fehler und Tugenden der Schreibart mit Regeln und Exempeln erklären. Die Fehler der Schreibart sind vielerley, und daher wird auch die schlechte Schreibart nicht von einer Gattung seyn. Ich will hier bey denjenigen Classen derselben bleiben, die Benjamin Neukirch in seiner Anleitung zu deutschen Briefen schon abgetheilet hat: Aber weil meine Absichten anders sind, so will ich auch andre Exempel aus wirklichen Schriften unsrer Landesleute zur Erläuterung hinzusetzen. Fürs erste hat ein Redner alle Arten der schlechten Schreibart zu vermeiden, ob sie gleich auch oft bey Leuten angetroffen werden, die keine Redner sind. Man hat also auch an den Poeten oft etwas getadelt, was einem Redner noch viel unanständiger seyn würde, wenn er es brauchen wollte. Ich habe schon oben des P. Bouhours Manier, in sinnreichen Schriften wohl zu denken, bestens angepriesen, und diese will ich hier auch allen Liebhabern der Beredsamkeit nochmals angepriesen haben. Nicht minder kann man des gelehrten Herrn Werenfels Rede von den Meteoris Orationis hier mit großem Vortheile brauchen: Zumal, da wir sie in der deutschen Gesellschaft eigenen Schriften und Uebersetzungen 1 B. auch deutsch lesen können. Hiernächst kann man auch des Herrn Prof. Bodmers Urtheile und Gedanken von der Beredsamkeit nachlesen. Ferner ist des berühmten Svifts Tractat περι βαθους, der unter dem Titel *Antilongin* deutsch übersetzt worden, hier mit Nutzen zu gebrauchen. Endlich kann man auch Longins Tractat von dem Erhabenen mit großem Nutzen zu rathe ziehen; als worinn gleichfals unzählige Fehler schlechter Scribenten getadelt werden.

§. IV.

§. IV.

Die erste Gatttung der schlechten Schreibart ist die dunkle, undeutliche, oder unverständliche, Schreibart. Denn da die Absicht eines jeden Scribenten oder Redners ist, daß er verstanden werden will: So hat er nichts so sehr zu vermeiden, als die Dunkelheit. Es entsteht aber dieselbe anfänglich aus altfränkischen Wörtern und Wortfügungen, die wir schon oben verworfen haben. Doch damit man ein Beyspiel solcher Schreibart haben möge, so will ich aus Nicolai von Weil Deutschungen etlicher Bücher Aeneä Silvii, rc. die 1536 zu Augspurg in Folio gedruckt worden, die Abbildung eines schönen Frauenzimmers hersetzen. Es heißt auf der 1 Seite:

Die Frauen naygten jre augen gegen der erden, und als vil sie schämiger wurden, als vil wurdenn sie schöner und hüpscher gesehen: Dann von röthe zwischen jren wenglin außgebräyt, gaben sie solche farben: als da gybt das Indisch helffenbain, gerötet inn dem blut des ostrums, oder als gebend die weyssen lilien, vermischt mit purpurfarben rosen. Aber under denen leychtet für die anderen mit vil sonder schöne Lucretia: Ein jüngelingin under zwayntzig jahren: geboren von dem geschlecht Camillorum, vermähelt dem obertreichen mann Menelao: Der unwyrdig was, das im ein soliche zierd zu seinem bett und tisch dienen solt, aber wol wyrdig den sein hausfrau betrieg, und machte, als man spricht zu einem gehörnten hyrsen, derselben glidmaß an gerede und länge die andern frauen übertraff: Jr har was dück und lang: von farben geleich dem gold: das sie nit nach sitten der junckfrawen hinden ab flügen liese: sonder mit gold und edlem gestayn, zierlich hett geflochten und aufgebunden. Jr styrn was zymlicher braytte, mit kayner runzel entschöpfft. Jre augbrawen in böglin weyß gestellet, waren mit wenig und nicht dückem schwartzem har in rechter weyte von einander geschayden. Jre euaen mit solchem schein laychtend: das ehs gleich wie die Sonn, die gesichten der anschawenden menschen rhete letzen, und bekrenken. Mit wölchen augen sie auch, wenn sie wolt, möcht tödten: und dieselb getödten (ob sie g lust) wieder ins leben bringen. Jr nase recht in mitten gesetzt,

setzt, thet die rosenfarben wenglin mit gleicher mensur und mas underschayden. Nichts was lieplichers noch der Gesicht lustlichers, denn diese wenglin, als die fraw lachet, so vil mer wurden darinn kleine grüblin zu bayden seyten gesellet. Niemand sahe die, der sie nicht von herzen innerlich begehrte zu küssen. Ir mund was zymlicher Klayne: vnd roter Corallenfarb, auf das allerlustsamlichst geschickt darein zu beyssen. Jre zeen klayn in gleicher ordnung gesetzt, als aus cristallen gemacht: dadurch ir bewegbar zung lauffend: nicht allein lieplich red, sonder auch gespräch, gleich allersüssestem gesang ließ hören vnd lauten.

§. V.

So, wie nun die alten Wörter und Redensarten eine Schreibart dunkel machen, so thun es auch die neuen; davon man in den Schriften der fruchtbringenden Gesellschaft Exempel genug finden kann. Es ist dieses um so viel nöthiger, heute zu Tage zu erinnern, da es bey einigen, die sich sonst einer schönen und reinen deutschen Schreibart befleißigen, sehr aufkömmt, daß sie ohne alle Noth eine Menge seltsamer Wörter und Redensarten aushecken, und sich nicht eher einbilden, schön zu reden, als bis sie etliche Dutzend seltsame und unerhörte Misgeburten angebracht haben. Ich kann diese nicht besser mit ihrer ungereimten Neugierigkeit beschämen, als wenn ich ihnen aus dem deutsch übersetzten Pantagruel des Rabelais ein kauderwelsches Exempel hersetze. Die Zueignungsschrift fängt so an:

An alle klugkröpfige nebelverkappte Nebelnebuloner, witzersaufte Gurgelhanthierer, ungepalierte sinnversauerte windmüllerische Durstaller oder Pantagruelisten. Großmächtige hoch und wohl gevexirte, tief und ausgelärte eytele ohrenveste, ohrenfeiste, allerbefeistete, achrenhafte und hasfähren, Ohrenhasen Hasenohren, oder Hasenasinohrige insondere liebe Herrn, Gönner und Freunde. Ewrer Keinnad und Dunst sollen wissen, daß die alten Spartaner das Sprüchwort, (Ein Vnflat erleydets dem andern) wahr zu machen, keine bessere Weise gewußt haben, ihrer jungen Burgerschaft die Trunkenheit zu erleyden, als daß sie zu gewissen Festtagen an offenen Platz, in beyseyn ihrer Kinder, ihre Knechte sich red-

lich voll und toll sauffen liessen, auf daß, so sie die also hirntobig und schnellhörnig, und hörnschnellig vom Wein rasen, balgen, schelten, gauckeln, fallen, schallen, burtzeln, schreyen, gölern, prüllen, wüten, sinken, hinken, speyen und unflätig genung seyn sähen, sich vor solcher viehischen Unweise forthin zu hüten wüßten. rc.

§. VI.

Die dritte Art der Unverständlichkeit rühret von den Provinzialwörtern her, die nur in gewissen Landschaften üblich sind, und also nicht allenthalben gelten oder bekannt sind. Eine iede Gegend von Deutschland hat die ihrigen, die Franken und Schlesier, die Oesterreicher, Bayern und Schwaben, die Ober- und Niedersachsen: Und die Scribenten von allen diesen Orten pflegen sich daher allemal, durch ein gewisses Schiboleth zu verrathen; wenn nur ein Kenner darüber kömmt. Zur Probe soll mir die Aramena dienen, darinnen sehr viel niedersächsische Provinzialwörter vorkommen. Z. E. im 5 Theil auf der 270 S. steht folgendes:

> Sie ließe ein paar dunkelblauer Augen auf uns schiessen, und zwar mit solcher Kraft, daß wir beyderseits die andre Wunde von ihr entfingen, und dieser in unsern Herzen den Fürzug für ihrer vorigen Gestalt zu geben begunten. Ich gebrauche mich dieser Redensart, weil wir, als ganz verbast, diese beyde damals für eine Person gehalten. rc. Und bald darauf kömmt auf der 121 S. dieser Vers:
>
> Droben, wo die Sternen glasten,
> Meine Seele wünscht zu rasten.

Doch nicht nur Wörter, sondern auch Redensarten gehören hieher. Z. E. Ein Niedersachse wird sagen: **Ich bin bange**, welches doch ganz unrecht geredet ist, indem es heißen muß: Mir ist bange. Man lese nur Joh. Ad. Hoffmanns oder auch Amthors Schriften: So wird man unzähliche Exempel antreffen. Will man schlesische Provinzialwörter haben: so lese man den Lohenstein, darinn man auf der 98 Seite etzeln, 164 S. beeinsiget, für beschäftiget, 187 S. **Bereglichkeit**, für Hurtigkeit; 282 S. **einweniger**, für eini-

einiger. 309 S. verreden, für einen vertheidigen. 333 Seite, zier vergoldet, für künstlich vergoldet, 435 S. Schalaster, für Aglaster, 501 S. heimlich, für gut, hell, klar, beym Wetter. 562 S. aufreden, für anhetzen. 600 S. Knichel, für Knöchel, 603 S. Kutze, für ein grobes Kleid. 702 S. Knispel, für Püschel, 908 S. Perske, für Parsch. 1094 Seite Feuersorge, für Kohlpfanne. 1104 S. Ersuchung, für Besuch. 1547 S. zusagen, für übereinstimmen. 1625 S. Mächsel, für das, was eine Speise schmackhaft macht. 1899 Seite, Litte, für löte, 2110 S. wöller, für besser. 2211 S. schlimm, für krumm. 2248 Seite, mit Wußte und Wille, für mit Vorbewust. 2276 S. Rampricht, für rauh und uneben. 2358 S. Gelosen, für los werden. 2364 S. bey jemand aushaben, für jemands Gunst verliehren. 2444 S. Besitzthum, für Besitz. 2559 S. Schnüchze, für Schnauze. 2567 S. ausdünken, für sich entziehen.

§. VII.

Andere Arten der Undeutlichkeit entstehen aus fremden Wörtern, die man auf eine seltsame Art durch einander menget, oder auch aus bekannten, die in einer fremden Bedeutung genommen werden. Hierinn sind sonderlich die mystischen Scribenten, und ihre Brüder, die Goldmacher, große Meister, die oft so schreiben, daß es keine menschliche Vernunft erreichen kann, was sie haben wollen. Das seltsamste ist, daß diese Meister der Dunkelheit noch von ihren Anhängern für hocherleuchtete Männer gehalten worden sind. Z. E. Jacob Böhme, der weil. begeisterte Schuster in Görlitz, schreibt auf der 2255 S. im Buche de Signatura rerum c. 8 §. 22 um das Wachsthum der Pflanzen zu erklären, also:

> Also dringet die äussere Sonne in die Sonne ins Kraut, und die innere Sonne dringet in die äussere, und ist ein eitel Geschmack und Liebhaben, eine Essentz die andre, Saturnus macht sauer, Jupiter macht lieblichen Geschmack, Mars macht bitter von seiner peinlichen Art, Venus macht süsse, Mercurius unterscheidet den Geschmack, Luna fassets in ihren

ren Sack und brütets, denn sie ist irdischer und himmlischer Eigenschaft, und giebt ihnen das Menstruum, darinn die Tinctur liegt: Also ists ein Treiben im Geschmacke, jede Gestalt eilet dem süssen Wasser und der Sonne nach; Jupiter ist freundlich, und gehet mit der Liebebegierde oben aus, im süssen Quallwasser, darinnen wütet Mars, und denket, er sey Herr im Hause, weil er den Feuergeist im Sulphur führet, dessen erschrickt Mercurius, daß ihm Mars Unruh macht, und Saturnus machet den Schrack nach seiner strengen Impression leidlich, das sind die Knoten am Halme, und ist der Schrack salnitrisch nach der dritten Gestalt in der ersten Impression zum Geistleben, als in der Angstgestalt, davon der Sulphur urständet; und im Schrack gehet Mercurius im Salniter auf die Seite, und nimmt in sich mit die Venus, als die Liebebegierde, davon wachsen Zweige und Aeste am Halme, Stengel oder Bäume, und was das dann ist, Kräuter, Bäume oder Halmen, und ist jeder Ast alsdann gleich dem ganzen Gewächse.

§. VIII.

Es giebt noch eine Art der Undeutlichkeit, wenn man nämlich mehr oder weniger sagt, als man sagen wollte. Z. E. wenn Aulus Apronius sagt, daß Schloß bey Paris, Madrit genannt, sey **von Fenstern aufgebauet**; welches ja den Worten nach unmöglich ist. Ferner giebt es eine Dunkelheit, wenn man die Hülfswörter und Schlußwörter ausläßt. Z. E. eben der schreibt auf der 292 Seite:

> Inspruck folgete hierauf, ein kleiner Ort, sonst wegen der messingenen sehr großen Statuen, so in der Kirche der Capuciner (die zur rechten Hand, wenn man aus dem Thor gehet,) in zwey Rangen oder Streifen gegen einander überstehen, und sehr herrlich, an der Zahl 28 oder 30 zu sehen; dergleichen nicht in Europa anzutreffen.

Eben so dunkel wird die Schreibart durch die vielfältigen Einschaltungen und Parentheses ganz fremder Dinge, die den Verstand verwirren. Z. E. eben der Aulus Apronius in seiner Reisebeschr. auf der 193 Seite:

> Wie Peregrinant besagten Jesuiten wegen der Margana fragte, davon beym Kirchero in mundo subterraneo,

nämlich die natürliche Präsentation großer Städte, in der See der sicilianischen Meerenge, vieler Thieren, als wenn sie auf dem Lande gesehen werden, und Wälder, auch andre Erscheinung, so mußte er mit Verdruß (sintemal ihn dieses und der Aetna die Lust nach Sicilien getrieben) hören, daß wohl zehen und mehr Jahre vorbey giengen, ehe solches zu merken.

Nicht minder Undeutlichkeit erwächst aus solchen Wortfügungen, die an sich selbst zweydeutig sind, und auf verschiedene Art verstanden werden können. Auch hier soll mir Apronius das Exempel geben. In der Zueignungsschrift dieses Buches heißt es:

In der Mitte fügt sich ein dero allerdurchlauchtigste Frau Muhme, Sophia Charlotte, Königinn in Preußen und Schwiegermutter, Friedrich Wilhelms des großen, Königs in Preußen, großen Diamants an dem Finger der itzigen Zeit, hochseligen Frau Mutter, die da gleich bey der ganzen künftigen Welt einem großen Stern, so bey ungewölkter Nacht den weiten Himmel zieret, funkelnde beyde von Edelsteinen königlicher Tugenden, welcher Glanz, dero königlichen Majestät keinesweges an der andern Seite ihr lebtage nachzugeben vermeynet rc.

Doch genug hiervon. Man merke sich nur die Regeln an: Daß ein Scribent sich nicht auf den Verstand seines Lesers verlassen, sondern so schreiben müsse, daß es der Einfältigste verstehen muß.

§. IX.

Die andere Gattung der schlechten Schreibart ist die pedantische, deren sich Leute, die nur nach der altväterischen Art studiret haben, im Schulstaube erwachsen sind, und die Lebensart der Welt gar nicht kennen, zu bedienen pflegen. Diese messen alles nach ihrem Schulleisten. Und ob sie gleich die besten Schriften der Lateiner und Griechen täglich in Händen haben: So ahmen sie doch die Artigkeit derselben im Schreiben nicht nach; sondern bleiben immer bey ihrem Schulschlendrian. Doch auch diese Gattung hat ihre Arten. Die erste davon entsteht, wenn man immer mit lateinischen und griechischen Wörtern, Sprüchen und Zeugnissen der Scri-

benten um sich wirft. Ein schönes Exempel giebt mir A. Gryphius, in seinem Horribilicribrifax. Denn da tritt Sempronius, ein Schulmeister, mit folgender Rede auf:

> Αιων παντα φερει, Sed omnia vincit amor; omnia, id est, omnes homines & omnia pecora campi, & nos cedamus amori, saget das Wunder der lateinischen Poeten, Virgilius. Wer sollte geglaubet haben, daß ich, der ich ein Wunder bin inter eruditos huius seculi, und nunmehro meine fünf und sechzig Jahr cum summa reputatione erreichet, mich aufs neue sollte per faces, atque arcus cupidinis haben überwinden lassen? Ach Coelestina! Ach Coelestina! tu mihi spes voti, tu mihi summus amor! Wenn ich deine rosenliebliche Wangen betrachte, werde ich verjünget, als ein andrer Phönix. Aber quid haec suspiria solus montibus & sylvis? Virgilius Ecloga 2. Warum greife ich nicht zu Mitteln, und versuche, was zu erhalten ist? Hasce amoris mei interpretes epistolas, Cicero ad Atticum, habe ich heute frühe, (Aurora musis amica) mit höchstem iudicio und ingenio zusammen gesetzet, und warte nur auf Gelegenheit, ihr selbiges durch ein bequemes subiectum, welches sie kennet, zu überantworten. Hier in der Nähe wohnet eine gute Frau, die alte Cyrille, die sich gar gern zu solchen Legationen brauchen läßt, & nisi me fallit animus, so ist dieses ihr Haus. Sed eccum! illa ipsa prodit, laßt uns hören in hoc angulo, was vor excursus sie vorbringen werde.

Man denke nicht, daß dergleichen Schreibart nur erdichtet sey. Man findet sie in der That vielmals eben so: Und selbst in den Reden großer Herrn fehlt es nicht an den Spuren dieser Pedanterey. Man lese z. E. Die 49ste auf der 104 S. des ersten Theils, ferner die 97ste auf der 232 S. I Th. ferner die 158ste auf der 466 S. I Th. u. a. m. Imgleichen im andern Theile die 167ste auf der 541 S. die 171ste auf der 567 S. die 177ste auf der 599 Seite; der übrigen Theile, und andrer oratorischen Sammlungen nicht zu gedenken.

§. X.

Eine andre Art pedantischer Schreibart ist diejenige, da man seine Belesenheit in Anführung allerley ausländischer

Selten-

Seltenheiten, als Thiere, Pflanzen, Steine, Gebäude, ja menschlicher Sitten und Kleidungen, zu zeigen suchet. Diese Art ist in Deutschland zu Lohensteins Zeiten allererst aufgekommen, der sie in seinem Arminius fast durchgehends gebrauchet hat. Doch hat dieser auch die Alterthümer und Geschichte der Griechen und Römer sehr häufig angeführt, und einige seiner Nachfolger und Bewunderer haben dieses noch höher getrieben, als er. Männling kann uns hier zum Beyspiele dienen, der gewiß in seinen Zueignungsschriften und Vorreden alle Theile der Welt geplündert hat, um ein elendes Nichts damit auszuputzen. Z. E. Die Zuschrift vor seinem Arminio enucleato hebt sich so schulfüchsisch an:

> Was Artemisia vor ein lebendig Grabmahl ihrem geliebten Mausolo aufgerichtet, welches auch die Kostbarkeit des künstlich erbaueten Mausolei, wie das Gold den Messing, das reiche Peru die arabische Sandwüsten, und der Tag die Nacht übertraf, indem sie dessen verbrannte Asche mit dem Perlenwasser ihrer heißen Thränen vermischt, ihren täglichen Labetrunk seyn ließ, um auf diese Art den Todten in sich einzuscharren, und wie Tancredo das Herz Guiscardi in ein güldenes Grab, sie ihren Mausolum, welcher ihr im Leben über alles das vollkommenste gewesen, unter ihr Herz zu legen, sich auf die Weise bemühete; dieß ist ein Heiligthum der Alten, ein Wunder der Welt, und ein Gedächtniß der unvermoderten Liebe, welche keine Livia wird übertreffen, kein Awacer in Gugana verbessern, kein Zeitenschwamm auslëschen, und kein Andenken vergessen heißen, so gar, daß wann schon alle Marmelseulen der Alten, alle Pyramiden Egyptens, alle Prachtgräber Siniens werden ein Ziegelgraus der Einäscherung werden, hier doch das Echo der Liebe unvergeßlicher soll ausruffen, was bey dem Grabe Cœciliae an der Via Appia es vormals ertönt: Coecilia, semper honor nomenque tuum, laudesque manebunt; geliebter Mausolus, dein Ruhm, dein Name, dein Lob soll nimmermehr untergehen.

§. XI.

Andre bringen zwar auch gern viel sogenannte Realien im Schreiben und Reden an, aber sie haben sich sonderlich in die Münzen, Sinnbilder, und Ueberschriften verliebet.

Diese Schreibart hat Christian Weise in seinem politischen Reden auf die Bahn gebracht, auch an Talandern, u. a. m. einen getreuen Nachfolger darinnen gefunden. Diese Leute können kaum zehn Worte sagen: So heißt es: Jener ließ eine Münze prägen ꝛc. Jene gelehrte Feder schrieb dieß, oder jenes an eine Pyramide ꝛc. Jener baute eine Ehrenpforte ꝛc. Jener malte eine Sonne, und setzte drüber, ꝛc. So seltsam nun ein solches Mischmasch gesammleter Lappen ist, wo man ernstliche Dinge zu sagen hat, und gründliche Wahrheiten vortragen sollte: So unerhört ist solches bey den Alten gewesen. Und diese Art der pedantischen Schreibart könnte man die weisische nennen. Z. E. kann mir Talander in seinen lebenden Todten, oder Trauerreden dienen; denen er gar aus Picinelli mundo symbolico, als dem Tröster aller dieser oratorischen Maler und Münzmeister, einen Auszug angehänget hat. Auf der 132 S. hebt die XV. Abd. so an:

Als der tapfere Römer, Marcus Antonius Columna, viele Verfolgungen des Glückes ausstehen mußte, und gleichwohl seine Tugend davon so wenig als das Corallenbäumlein von den stets anschlagenden Meereswellen zernichtet, sondern vielmehr befestiget wurde, wählete er sich, zu Bemerkung seiner Gemüthsstandhaftigkeit unter allen widrigen Zufällen, ein gar artiges Sinnbild, indem er eine Steineiche malen ließ, davon unterschiedliche Aeste und Zweige mit scharfen Barten und Beilen abgehauen wurden, und über diesen waren die Beyworte, aus des Horaz seiner vierten Ode zu lesen:

Per damna per caedes.
Bey Verlust und scharfem Hauen
Wird man doch mein Wachsthum schauen.

Ein löblicher Entschluß eines Tugendhaften; aber dazu gewiß ein nicht verzagtes Herze gehöret. Wir haben gemeiniglich nicht die Art der Eichen, sondern der Sonnenblumen, an uns. Scheinet die Sonne des schmeichelnden Glücks, da richten wir unsre Häupter ganz munter in die Höhe, und könnte man uns die Ueberschrift geben:

Sursum te lucente,
Der Stralen helles Licht,
Hält aufwärts uns gericht.

Wo

Wo aber diese untergeht, und die Nacht der Trübsal einfällt, da heißt es:

Deorsum te latente.
Will sich mit uns die Sonne nicht mehr gatten,
So müssen wir verwelken und ermatten. ꝛc.

§. XII.

Es giebt der Pedantereyen so viel, daß ich nicht fertig werden kann, alle Arten der pedantischen Schreibart zu erzählen. Dahin gehöret unter andern auch die Kunst im Deutschen lateinisch zu reden, und lauter solche Wortfügungen, Einschaltungen und Versetzungen der Wörter zu brauchen, dergleichen die Lateiner sonst gebraucht haben. Z. E. Nicolaus von Weil, dessen Deutschungen ich oben angeführt, übersetzt diese Worte: Senes amantes vidi permultos, amatum nullum: **Ich habe gesehen viel liebhabend Mann, aber liebgehabten keinen.** Ja gemeiniglich geht es denen so, die alte römische Scribenten deutsch übersetzen wollen. Man sehe nur Gottschlings übersetzte Officia Ciceronis, und eines andern Rectors sechs Reden dieses großen Römers die nur neulich im deutschen heraus gekommen: So wird mans gewahr werden. Es wäre leicht, sie zu beschämen, wenn man einige Stellen davon hieher setzen wollte. Allein ich will sie schonen, und lieber ein Stücke aus der schönen Schäferinn Juliana, einem alten deutschübersetzten Romane anführen. Der 1 Tag des II Buchs hebt so an:

Des hochtragenen und stolzen Phaetons Vater, welcher die krummen und gebogenen Gewölber des Himmels umspazierende, aller Athem schöpfenden Thieren Leben, nachdem er ihnen selbiges verliehen, verzehret, ließ allbereit seine lebendige Streimen durch viel dicke Wolken, welche die Nacht über den Himmel und die Sternen bedecket und verblichen, herfürkommen, und wiederbrachte das Geschwätz und Getöse seiner Creaturen, welches die Nacht durch ihre finstere Stille niedergeleget und verborgen gehalten hatte, da die göttliche Schäferinn Juliana, mit ihrem Bogen und Köcher, in die Wiesen kam, welche der Lust und das Verlangen nach schwarzen Wildpret zu jagen, also frühe dahin zu kommen verursachet, weil solches, (ebenmäßig, wie andre, die Schul Amoris, oder der Liebe) ihr tägliche Uebung ware.

§. XIII.

„ Endlich giebt es noch eine Gattung der pedantischen Schreib„art, die man die spielende oder kindische nennen kann. Es „sucht dieselbe alle ihre Zierlichkeiten, in läppischen Gegensätzen, (Antithesibus) in frostigen Anspielungen, in verwerflichen Wortfiguren, und andern dergleichen Schnörkelchen, die einfältigen Leuten und Schulknaben zu gefallen pflegen. Hier spielet nur die Einbildungskraft, und man suchet nur die Ohren mit gleichklingenden Wörtern zu belustigen. Die Pegnitzschäfer sind große Meister in dieser Kunst gewesen, wiewohl sich der Italiener Emanuel Thesaurus in dem Tr. de dictione arguta für den Urheber und Erfinder dieser sogenannten scharfsinnigen, oder vielmehr spitzfindigen Schreibart ausgeben kann. Nun haben zwar einige nur in den Aufschriften die falsche sinnreiche Art des Ausdruckes leiden wollen. Allein es haben sich auch Redner gefunden, die lieber mit den Kindern zu spielen, als mit Männern zu reden, Lust gehabt. Z. E. In der Sammlung auserlesener Reden, auf der 20 S. steht eine Rede, die 1716 auf die Geburt eines kaiserlichen Prinzen zu Altdorf gehalten ist. Sie hebt sich so an:

> Was wir großes haben, ist einmal klein, oder nichts gewesen. Die höchsten Cedern heben ihre Gipfel aus der Erden, und die größten Eichen sind anfangs zarte Stauden. Die Natur ist in diesem Stücke am vollkommensten, daß sie nichts gleich vollkommen herfür bringt; und das größte Wunder ist, daß sich vieles erst zum Wunder macht. Die unschätzbaren Perlen zeitigen nicht alsobald in ihrer Muschel, und die kostbaren Corallen nehmen erst in der Luft Farbe und Härte an. Kleine Quellen werden nach und nach zu großen Flüssen, öde Dörfer zu bevölkerten Städten, niedrige Geschlechter zu mächtigen Häusern.
>
> Das schwache Macedonien kam durch seinen Alexander zu solchen Kräften, daß es die dauerhafte Monarchie der Perser entkräftete. Der herrschende Orient sahe bey diesem Könige den Niedergang seiner Herrlichkeit. Dessen Gebieth reichte so weit, als seine Waffen; nur das große Weltmeer durfte seinen Siegen und Herrschaft ein Ziel setzen. Das menschliche Geschlecht

schlecht hätte vor ihm niemals Ruhe gehabt, wenn er vor dem Tode Ruhe gehabt hätte; und seine Regiersucht würde eine neue Welt gesucht haben. Rom wäre nicht so groß worden, wenn es alsobald wäre groß gewesen: Und seine Hoheit würde nicht über alle Völker gestiegen seyn, wenn man anfangs nicht über seine Mauren hätte steigen können.

§. XIV.

Ich komme nunmehr auf die dritte Gattung der schlechten oder verwerflichen Schreibart, und dieses ist die affectirte oder gezwungene. Auch diese hat ihre vielfältige Arten, davon wir die hauptsächlichsten anzeigen und mit Exempeln erläutern wollen. Die erste ist die nachäffende, dadurch sich nämlich gewisse Schriftsteller bemühen, eines berühmten Scribenten seine Art des Ausdruckes zu erreichen, dessen Naturell, Gelehrsamkeit und Verstand sie doch nicht haben. So haben im Lateinischen viele neuere den Cicero, J. Lipsius den Tacitus, und noch andere den Plinius nachzuahmen gesucht. Bey uns Deutschen sind sonderlich Lohenstein und Lassenius so glücklich, oder so unglücklich gewesen, viel ungereimte Nachfolger zu bekommen. Dieser hat sonderlich Cobern zum Affen gehabt, der alle seine Schriften nach der lassenischen Schreibart abgefasset: Wie er denn selbst sagt, er habe seine Frühglocke aus dem besten Metall der lassenischen Schriften gegossen. Jener aber hat sonderlich oftgedachten Lehms und Männling, sonderlich aber auch Christian Schrötern als Nachahmer aufzuweisen. Seine Anweisung zur deutschen Oratorie nach dem hohen und sinnreichen Stilo des vortrefflichen Herrn von Lohenstein rc. ist hier in Leipzig 1704 heraus gekommen; und lehret lohensteinisch complimentiren, lohensteinische Briefe schreiben, lohensteinische Chrien, und lohensteinische Reden machen. Ein Exempel von der andern Art wird zeigen, wie glücklich der Verfasser in der affectirten Schreibart gewesen.

Wohlgebohrner, rc.

Das Leben des Menschen ist einer Zuguhr nicht unähnlich. Diese läuft vielmals ab, ehe der Zeiger noch Mittag gewiesen hat; und

jenes wird nicht selten auf die Bahre gelegt, wenn es in dem anmuthigsten Lenzen der Jahre, wie eine Rose in ihrem Purpur blühen, soll. Dessen ist meines hochgeehrtesten Herrn Bruders verblichene Fräulein Tochter zwar eine betrübte, doch unverwerfliche Zeuginn. Denn ihre Schönheit ist, da sie in vollen Knospen gestanden, verwelket und nunmehr zu Grabe getragen. Hierüber wird sein Herz mit finsterer Traurigkeit, wie die Augen mit Thränen umhüllet, und sein Gesichte sieht nicht weniger bestürzt aus, als des Agamemnons, da seine Iphigenia ein Opfer des Todes werden mußte. Wie dem allen, ein gesetztes Gemüthe, muß sich nicht aus den Angeln der Großmüthigkeit heben lassen, sondern alle Ambosschläge des drückenden Verhängnisses unerschrocken ertragen. Aeltern müssen bey dem Ableben der Kinder so wenig im Trauren, als bey ihrer Geburt in der Freude über die Schnur hauen. Denn der übrige Kummer durchnaget nicht weniger das Herz, als die Würmer das Holz.

§. XV.

Die andre Art der affectirten Schreibart ist die gelehrtscheinende. Denn gewisse Leute wollen, bey aller ihrer Unwissenheit dennoch für gelehrt angesehen seyn. Daher äffen sie die Schreibart deren nach, die den Ruhm gelehrter Leute erlanget haben. Sie stümpeln hier und dar etwas zusammen, was ihnen das Ansehen einiger Belesenheit erwerben kann. Sie suchen eine Menge Namen von Gelehrten zusammen, sie erzählen viele Büchertitel mit den Jahrzahlen und Verlegern derselben. Sie mengen auch wohl gar etwas Lateinisches mit unter, um durch alle diese Künste den Unwissenden ein Blendwerk zu machen, und für gelehrt angesehen zu werden. Der Exempel von dieser Art giebt es mehr, als uns lieb ist: Doch will ich eins aus der obgedachten Sammlung auserlesener Reden beybringen. Es steht auf der 693 S. So lautet es:

> Vor solch ingenium, wie seines war, gehörten keine Xenocrates, die ihren Zuhörern vorrechnen, wie viel 100000 mal die Buchstaben im Alphabeth sich versetzen lassen: noch Aristomachi, die mit der Anatomie einer Fliege ganzer 60 Jahre zubringen, noch Barbonii, die an der Keule Herculis die Aeste, in dem Barte Ajacis die Haare, und an der Mütze Ulyssis die Falten auf den Fingern herzusagen wissen. Nein, sondern für einen aufgeweckten Sohn Ciceronis ist nur Athen, und in

Athen Cratippus gerecht, propter summam doctoris auctoritatem, & vrbis, quorum alter scientia augere potest, altera exemplis; hierdurch verstehe ich die zu der Zeit in Helmstädt lebende vortreffliche Polyhistores, Oratores, Politicos, Jurisconsultos, die mit zusammen gesetzten Kräften diesen ihnen anvertraueten Academicum in den auserlesensten Wissenschaften nach Wunsche bald fertig machten, ich sage, in den auserlesensten Wissenschaften, womit dem Fürsten, der Kirche, dem Lande, der Familie, und ihm selbst gedienet war. Denn ist die Erudition entweder phantastisch oder zänkisch, oder praleri̇sch, wie Verulamius die verdorbene Gelahrte entscheidet, (de augmentis scient. T. I. p. m. 5.) so ist keinem Menschen damit gedienet.

§. XVI.

Die dritte Art der affectirten Schreibart ist die sogenannte **galante**, die sich nach den Redensarten der Hofleute richten soll, welche halb französisch, italienisch und lateinisch reden, und gern ein Mischmasch von allen Sprachen machen, ob sie gleich die allermeisten Wörter gar wohl deutsch geben könnten. Diese Pest ist bey uns Deutschen durch die Reisen in fremde Länder eingerissen, und würde endlich unsre Muttersprache völlig verderbet und ausgerottet haben, wenn nicht critikverständige Liebhaber ihrer Muttersprache, als Opitz in seiner Poeterey, Gryphius in seinem Horribilicribrifax, Rachelius in seinen Statiren, Laurenberg in seinen Scherzgedichten, der Patriot, die Tadlerinnen und der Biedermann darwieder geeifert, und die Mengesucht lächerlich gemacht hätten. Es würde nicht schwer fallen, aus den Reden grosser Herren unzählige Exempel dieses Galantissimi Oratorii anzuführen; Doch ich will lieber folgendes darzu brauchen. Es stehet in der Vorrede zu der Probe einer boileauischen Uebersetzung, die Theod. Lud. Lau 1728 herausgegeben hat:

Ich guarantire aber, wenn mir, wie gehörigst, bey vorzunehmenden Financial-Arbeiten, nach meinem angeführten Proportional-Cirkel, die uneingeschränkte Activität gelassen wird, ich gar zu gewiß über ihre Projecten und Grundregeln le dessus emportiren werde. Ob ich dieses von mir öffentlich hierdurch engagirte Wort zu halten capable und in der

That der Cabinet-Financen-Director bin, den meine Bestallung, Bücher und Vorträge mit ernsthaftigem Nachdruck laudiren, mögen meine Antagonisten mit der brutalesten Effronterie ihres Pedantismi und Ignorantismi in der Großmachtskunst-Wissenschaft, immerhin zu beprüfen, sich durch ihren Hochmuths-Kützel zwar verleiten lassen: Wenn aber sie mit der schändlichsten Schamröthe von der Schaubühne der Ehren, einen Abtritt unter einem Accompagnamento einer sie auszischenden und aushischenden Musik der Hohngelächterey werden nehmen müssen : : : : : mögen sie dergleichen Fatalität ihrem thörichten Eigenwillen, und der gar zu sehr prædominirenden Selbstliebe einzig und allein zur Last legen.

§. XVII.

Ich gestehe, daß dieses Exempel mit besserm Rechte zu der folgenden Gattung der Schreibart, nämlich zu der phantastischen, gerechnet werden könnte. Diese ist Leuten eigen, die im Kopfe nicht gar zu wohl verwahret sind, und deswegen ganz anders schreiben wollen, als andre Menschen. Ihre Einbildungskraft ist zu hitzig, und ihr Urtheil hergegen zu schwach. Jene reißet sie, gleich Phaetons wilden Pferden, dahin: Diese aber ist nicht vermögend, sie auf der rechten Bahn der gesunden Vernunft zu erhalten. Daher geben sie allen Dingen andre Namen, sie häufen unzählige Nennwörter und Beywörter zusammen, sie wollen alles sehr oratorisch, ja wohl gar poetisch sagen; sie machen auch unerhörte Wörter und Redensarten, und ersinnen die seltsamsten Metaphoren, Gleichnisse und Allegorien. Daß der oben angeführte Jacob Böhme, Pordätsch, und andere dieses Gelichters, mit unter solche Phantasten zu zählen seyn, das wird wohl kein vernünftiger in Abrede seyn. Darum sind aber diejenigen noch nicht davon ausgeschlossen, die es nicht vollkommen so arg gemacht haben. Z. E. Lehms gehört mit seiner Lobrede auf des itzigen Kaisers Vermählung allerdings hieher. Ich will aber einen andern Helden, nämlich Joh. Christoph Wenzeln, hier anführen, der 1691 in Jena eine Leichenrede gehalten, daraus folgende Stelle genommen ist. Siehe die Samlung auserlesener Reden auf der 576 Seite:

Jene

Jene Luftbilder bey Sicilien, spielen in noch früher Morgendemmerung mit dem Glanz ihrer künstlich vermengten Farben; unser Lustbild trat wie in der ersten Morgenröthe seiner Zeit, ich sage in den ersten Jahren des noch zarten Alters, mit ganz unvergleichlichen Seltenheiten hervor, so daß die Gemüther von den entzückten Augen versichert wurden, es würde auf diesen so überherrlichen Morgen ein noch weit herrlicher Tag zu sehen seyn. Und freylich fande die Hoffnung allhier einen festern Grund, als jene Lustgemälde an denen im Schatten aufgethürmten Seewolken.

Die Ehrenpalläste, die Thürme der Zuversicht waren nicht auf leichte Dünste, wie die mamertinische gesetzet: Sondern Gott, Glücke und Natur ließen sattsam hervorleuchten, daß sie zu diesem Lustbau selbst die ersten Steine geleget. Die Trefflichkeit der hohen Geschlechte, aus welchen unser Lustbild vorgestiegen, machte gleich anfangs eine beständige Versicherung, weit vor jenen Morgenbildern, weil hier keine verwerfliche Nebel, sondern die unvergleichliche Goldstrahlen so erlauchter Ahnen, dem künftigen Gemälde zum Grunde dieneten.

Gewiß ist es, wir pflegen nicht leicht zu fragen, wo und auf was vor einem Boden die Frucht gewachsen? und vergnügen uns, wann sie an sich selbst einer lobbaren Eigenschaft. Ist es doch nicht seltsam, daß die Natur aus eben dem Erdreich, woraus sie vor diesem den kräftigen Rosmarin gelocket, ein ander Jahr gifthauchende Napellen zeuget. Ja wir erblicken öfters, daß an denen Himmelsstellen, da die holdselige Venus gestralet, bald darauf ein röthliches Zorngesichte des Kriegsplaneten hervorblitzet.

Die Donnerkeile der Welt, die römische Tyrannen, haben schon längst zu großem Nachtheil der Länder gelehret, daß die königliche Wiege öftermals alle königliche Trefflichkeiten einschläfere. Dem africanischen Scipioni haben seine Freunde den Ring, in welchem sich des verstorbenen Vaters Bildniß präsentirte, von dem Finger abgezogen, weil er wegen verschiedener Laster, womit er sein Geschlecht verunehret hatte, solchen zu tragen ganz unwürdig schien. Allein was dürfen uns solche Wechselbälge der Aeltern und des Geschlechts hindern?

§. XVIII.

§. XVIII.

Ich müßte die ganze Rede hierher setzen, wenn ich alle Proben eines ausschweifenden Geistes daraus anführen wollte. Der Verfasser desselben kann nichts auf eine gemeine Art sagen. Wenn er sagen will, daß zwey Dinge beysammen seyn: So sagt er, sie wachsen auf einem Stengel. Z. E.

So wächset Schaden und Vergänglichkeit wie auf einem Stengel!

Will er lehren, daß unser Leben mit Lust und Freude abgewechselt wird: So nennet ers eine Dosin der bittersten Pillen.

Unser Leben, heißt es, ist nichts anders, als eine starke Dosis der bittersten Pillen, welche dann und wann von einer scheinbaren Ehre und Lust vergüldet werden, daß man doch gleich mit dem ersten Bisse den unannehmlichen Geschmack verfluchen muß.

Des König Eduards Bruder vergleicht er mit einer Lamprete:

Eduardi Bruder mußte, wie sonst den Lampreten wiederfährt, in Malvasier ersticken: Anders nicht geht es mit den irdischen Lustreizungen.

Und wenn er recht was schönes vorbringen will: So ist es nichts, als ein glänzendes Nichts, ein Galimatias verworrener Ideen, die keinen rechten Verstand haben: Z. E.

Die lucinischen Austern, das Phasangehirn, die Lampretenmilch und Phönicopterzungen, und was der thörichten Lust des Caji mehr zu Dienste stehen mußte, wurde diesem Vielfraß doch endlich zu den Schaugerichten Heliogabals, welche, weil sie steinern waren, von keinem Menschen konnten genossen werden.

Und kurz vorher hieß es mit allerley weitgesuchten Einfällen und kindischen Wortspielen:

" Belisar wurde gezwungen, mit ausgestochenen Augen erst recht zu sehen, wie schädlich die Hofluft sey; da er doch vorhero selbst des Justinians Auge gewesen. Spinosa erwarb bey der spanischen Regierung mehr nicht, als einen blutigen

Kopf. Cromwells und Morus Blut spritzete von dem unglücklichen Chavot in manches Gesichte, welches von schmeichelnder Weltehre verkleistert worden. Niemand war in höherer Bewunderung durch ganz Famagust, als Paragadin; doch wurde auch hernach niemand schimpflicher belohnet, als er; dieweil er auch nicht einmal die Haut mit in den Tod nehmen konnte. rc.

§. XIX.

Ich komme nun auf die hochtrabende oder schwülstige Schreibart, die man auch die allzuhohe zu nennen pflegt: Wiewohl das schwülstige niemals eine wahre Hoheit an sich hat. Die Franzosen nennen diesen Fehler l'Enflure, und die Engländer Bombast, deutsch könnte man ihn auch den Schwulst nennen. Die Griechen haben die gar zu hochsteigenden Reden und Gedanken Μετεωρα genennet, welchen Titel auch Herr **Werenfels** in seiner Abhandlung, im Lateinischen behalten hat. Wer diesen und den oftbelobten Longin lesen wird, der wird sehr viele Regeln und Exempel davon antreffen. Bey uns Deutschen hat Lohenstein zuerst die Exempel des Schwulstes gegeben, die so viele andere angesteckt haben. Was bey Andr. Gryphio nur ein großsprecherischer Windmacher Horribilicribrifax oder Dirivaridatumtarides im Munde führt, das ist nach der Zeit auch bey ernsthaften Scribenten Mode geworden. Ich übergehe die Poeten, die sich dergestalt haben verführen lassen, und die im deutschen Antilongin gezüchtiget worden. Ich will nur der prosaischen Schreibart erwähnen: Und da ist sonderlich Ziegler in seiner Banise ein großer Meister der hochtrabenden Schreibart. Z. E. Der Anfang heißt so:

> Blitz, Donner und Hagel, als die rächenden Werkzeuge des Himmels, zerschmettere den Pracht deiner mit Gold bedeckten Thürme, und die Rache der Götter verzehre alle Besitzer der Stadt, welche den Untergang des königlichen Hauses befördert, oder nicht solchen nach äußerstem Vermögen, auch mit Darsetzung ihres Blutes gebührend verhindert haben. Wollten die Götter! es könnten meine Augen zu donnerschwangern Wolken und diese meine Thränen zu grausamen Sündfluthen

werden: Ich wollte mit tausend Keilen, als ein Feuerwerk rechtmäßigen Zorns nach dem Herzen des vermaledeyten Bluthundes werfen, und dessen gewiß nicht verfehlen; ja es sollte alsobald dieser Tyranne, sammt seinem götter- und menschenverhaßten Anhange überschwemmet und hingerissen werden, daß nichts als ein verächtliches Andenken überbliebe.

§. XX.

Nun könnte ich noch wohl viel andre Exempel von der hochtrabenden Schreibart anführen; und da würde die lohensteinische Lobrede auf den Herrn von Hofmannswaldau, des Herrn von Königsdorfs Lobrede auf den Kaiser Leopold, und so manches andre Stück, das in Deutschland eine zeitlang sehr bewundert worden, nicht vergessen werden. Allein es ist unnöthig, mich länger dabey aufzuhalten. Man merke nur, daß die falsche erhabene Schreibart dreyerley Art ist. Die erste braucht von niedrigen Sachen wirklich erhabene Ausdrückungen. Die andere braucht von großen Dingen nur schwülstige, aber nicht wirklich hohe Redensarten. Die dritte bedient sich, bey gemeinen Dingen, einer aufgeblasenen nicht aber wahrhaftig erhabenen Art des Ausdruckes. Herr Werenfels hat diesen Unterschied in seiner ofterwähnten Abhandlung de Meteoris ausführlicher erkläret. Hauptsächlich entsteht die falsche Hoheit aus ungeheuren Vergrößerungen, aus unerhörten Gleichnißreden, oder Metaphoren, und Allegorien, aus wunderbaren auf ungewöhnliche Art zusammen gesetzten Wörtern, und endlich aus überflüssigen Beywörtern. Alles dieses zeiget das obige Exempel aus der Banise. Die rächenden Werkzeuge des gerechten Himmels, der Pracht der mit Gold bedeckten Thürme, die donnerschwangern Wolken, die grausamen Sündfluthen u. s. w. gehören dahin. In der Königsdorfischen Rede kommen gleich im Eingange eben dergleichen Blumen vor. Die Regiersucht hat die Königreiche wider einander gestoßen. Sie will aus ihrer Zerdrümmerung ein Reich bauen, dessen Beherrscher die Borbonier, ihre Unterthanen aber das menschliche Geschlecht seyn sollen. Die See wird von versunkenen Flotten

seicht,

seicht, und der Ocean wird dem rothen Meere bald seinen Namen streitig machen, weil so viel Menschenblut hinein geflossen. Der Atlas, der bisher die fallende Welt aufgehalten, ist gesunken ꝛc. Das heißt ja wohl recht:

Dum vitat humum, nubes & inania captat. *Hor.*

§. XXI.

Ich komme auf die gar zu niedrige oder niederträchtige Schreibart, oder auf die pöbelhafte Art des Ausdruckes. Diese entsteht aus gemeinen Sprüchwörtern, abgeschmackten Gleichnissen, einfältigen Wortspielen und posirlichen Scherzreden, die Handwerksburschen und Mägden ein Gelächter erwecken können. Mit einem Worte, alles, was unter dem tiefsten Pöbel im Schwange geht, von wohlgesitteten Leuten aber vermieden wird, das gehört hieher. Eulenspiegel und Clausnarr sind ein paar gute Muster von dieser Schreibart. Doch man darf nicht denken, sie wärens allein. Schupp und Riemer sind auch solche Helden, die aus Begierde, den Pöbel an sich zu locken, Lustigmacher abgegeben haben, da sie doch geistliche Redner hätten seyn sollen. Es ist wahr, daß auch einige alte Gottesgelehrte sich nicht allezeit ohne Lachen lesen lassen. Allein vieles kömmt uns darinnen nur so lustig vor, weil es zu unsern Zeiten nicht mehr gewöhnlich ist. Doch ich will ein Exempel aus dem P. Abraham von Sancta Clara erborgen, um dieses alles zu erläutern. So schreibt er in s. Judas, der Erzschelm, auf der 69 S. des II Th.

Ein manche, die weniger Zähn im Maul hat, als ein dreyßigjähriger Baurenkämpl, wird in allweg den Abgang dieser ihrer helfenbeinerner Beiszang verbergen, oder auch, so selbige wegen übermäßiges Zuckerkiffeln die weisse Farbe verlohren, und also ein Gebiß wie ein alter Beer in Moskau hat: So wird sie auf das genaueste die Leszen und das Maul wissen inne zu halten, damit solcher Mangel verhüllter und unbekannt verbleibe. Willstu aber deren vermantlete Hoffart in etwas entdecken und einem jeden kundbar machen, was diese für eine finstre Nacht im Maul logire, so fange nur an, nach Art eines fallen Hunds zu gaimetzen und das Maul ziemlich aufzusperren,

alsdenn wirst du erfahren, daß diese gleich und ebenmäßig das Freßthor in alle Weite aufreißt, und also einem jeden ganz leicht aus diesem eröffneten Krämerladen zu sehen, was für ein verpaffelte Waar darinnen: Denn ein Gaimetzer macht den Nächsten auch gaimetzen, als wären die Mäuler in einander geschraust.

Und auf der 57 S. heißt es so:

Wer klopft? ein Bettler. **Es ist nichts da!** Ist nichts da? Deine Kästen hangen voller Kläyder, und ist gleichsam des Teufels sein Quarda Robba; der Samson hat seine Füchs gar genau gezählet, es ist ein große Frag, ob du deine Belz kannst zählen, der Zwiffel hat viel Deckmäntel, aber du weit mehrere, der Krumpschnabel verändert seine Federn alle Jahr zweymal, du aber schier alle Tag, und schleicht kein Wochen hin, wo nicht neue Modi-Kläyder, und Nodi-Kläyder ins Haus kommen, da heißt es wohl, non est modus in rebus, deine Finger klecken nit für die Zahl deiner Kläyder, ein Hauskläyd, ein Raißkläyd, ein Sommerkläyd, ein Winterkläyd, ein Frühlingskläyd, ein Herbstkläyd, ein Kirchenkläyd, ein Rathkläyd, ein Hochzeitkläyd, ein Galakläyd, ein Klagkläyd, ein Feyertagkläyd, ein Werchtagkläyd, ein Oberkläyd, ein Unterkläyd, ein Wetterkläyd, ein Strapazirkläyd, ein Spanierkläyd, holla! auch ein Narrenkläyd, für die Faßnacht ꝛc. Elias hat mit einem Mantel nit können in Himmel fahren, wo wirst du mit so viel Kläydern hin? Des reichen Prassers sein Purpurkläyd wird dermahlen ausgelacht, dann es müssen weit mehrere und neuere Farben auf die Bahn kommen, und muß sich die Seiden auf Vertumni-Art, in alle Gestalten schicken. Hoch-Indianisch Zorn-Leibfarb, das ist eine fremde Farb; cyprianisch Tauben-Halsfarb, das ist ein neue Farb; arabischer Cypressen-Rinden-Haarfarb, das ist eine rare Farb; elsassischer Rubenschällen halb Aurorafarb, das ist eine angenehme Farb; lucernischer Hosenfalten-Dunkelfarb, das ist ein theure Farb, der schöne Regenbogen selbst ist nit so vielfärbig, wie der Zeit die Kläyder.

§. XXII.

Eine neue Art der schlechten Schreibart ist die allzuweitläuftige. Es fehlt dieser Schreibart an guten abgetheilten Perioden, an deutlich auseinander gesetzten Gedanken, und deutli-

chen Sätzen. Hergegen hat sie einen Ueberfluß an Einschiebseln, als da sind Einschränkungen, Bedingungen, Ursachen, Folgerungen, u. d. gl. Sie verwirft die Zeitwörter gar zu weit von den Nennwörtern, braucht unnöthige und altväterische Beywörter und viel gleichgültige Redensarten, und was dergleichen mehr ist. Nun ist diese Schreibart zwar unter denen, die Redner seyn wollen, nichts seltsames; wie die Reden großer Herren und andre solche Sammlungen, zumal in Hofreden, Huldigungs und Landtagsreden, sattsam zeigen. Doch ist sonderlich die Canzelley der rechte Sitz dieses weitgespannten und ausgedehnten Wesens. Die regenspurgischen Reichsacta, und fast alle kaiserliche, königliche chur- und fürstlichen Patente, Befehle und Verordnungen legen in allen Theilen Deutschlandes Proben genug davon ab. Wir wollen hier aus Lünigs Reichsarchiv von der 292 Seite des zehnten Th. einen Vergleich zwischen dem königl. dänischen und herzogl. holsteinischen Hause zur Probe hersetzen. Er hebt so an:

Wir Friedrich der dritte von Gottes Gnaden zu Dännemark, Norwegen, der Wenden und Gothen König, und von desselben Gnaden Wir Friedrich, Erbe zu Norwegen, beyderseits Herzogen zu Schleßwig, Hollstein, Stormarn und der Dithmarsen, Grafen zu Oldenburg und Delmenhorst 2c. Gevettere, Brüder und Gevattern, bekennen und thun kund mit diesem Briefe gegen jedermänniglich; Nachdem von dem allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten und unüberwindlichsten Fürsten und Herrn, Herrn Maximilian dem andern, weyland römischen Kaisern, Erzherzogen zu Oesterreich, glorwürdigsten Angedenkens, unser in Gott ruhender Anherr, Herr Friedrich der andere zu Dännemark, Norwegen, König, auch Herr Johann, der ältere, und Herr Adolph, allerseits Erben zu Norwegen, Herzoge zu Schleßwig, Hollstein 2c. hochseliger Gedächtniß, auf den Fall, welchen doch Gott der Allmächtige lange verhüten wolle, wann unsere besonders geliebten Vettern, gräflichen oldenburgischen und delmenhorstischen Stammes, kurz oder lang, ohne einzige Leibs- oder Lehns-Erben mit Tode abgehen würden, als die nähesten Agnaten und anwartende Lehns-Erben, und deren Lehnfolger und Nachkommen, dergestalt

expectiviret und versehen, daß alsdann derjenige, so von vorgedachten königlichen und fürstlichen gottorpischen Linien, bey Entstehung itztberührten Falls ermangelnder Leibs-Lehns-Erben und Sippschaft halber, im nächsten Grad, oder im gleichen Grad der älteste seyn wird, und sonsten niemand anders, mit obgedachten Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, mit allen ihren Herrschaften, Obrigkeiten, Lehnschaften, Schlössern, Märkten, Flecken, Dörfern, hohen und niedren Gerichten, Wasserströmen, Renthen, Zinsen, Gülten, Zöllen und Gefällen, so viel deren vom römischen Reiche zu Lehn gehen oder rühren, gnädiglich gereichet und verliehen werden soll: Und dann wir bey uns freund- vetter- und brüderlich erwogen und betrachtet, daß durch dergleichen Vorziehung und Präferenz des Senioris bey unsern allerseits Erben und Nachkommen Zwistigkeit, Unfriede und Widerwärtigkeit erwecket oder erreget werden könnte und möchte, auch aus gleichmäßiger Consideration, zwischen weiland der zu Dännemark, Norwegen königlichen Majestät und weiland unsern in Gott ruhenden gnädigen vielgeliebten Herrn Vatern und Vettern, christseligsten Angedenkens, und uns Herzog Friedrichen, wegen dieser künftigen Succession den 27sten Octobr. An. 1646 ein beständiger Receß und Vergleich getroffen, daß wir denselben zu Unterhaltung stetiger Einigkeit und gutem väterlichen Vertrauens, zwischen uns und unsern Erben, unter uns aufs neue wohlbedächtiglich renoviren, approbiren und erneuern wollen. Thun auch solches hiermit und Kraft dieses aufs beste, kräftigste und bündigste, wie solches von Rechtswegen geschehen soll, kann oder mag, bey königlichen und fürstlichen Ehren, wahren Worten, Treu und gutem Glauben, dergestalt, daß, wann nach Gottes, des Allerhöchsten, Willen der unverhoffte Fall über kurz oder lang entstehen, und unser geliebter Vetter, Herr Anthon Günther, Graf zu Oldenburg und Delmenhorst ꝛc. (so doch der Allerhöchste noch viele Jahre verhüten wolle) oder dessen Erben und Nachkommen, ohne einzige Leibes-Lehns-Erben ableiben, auch wir und unsern Erben oder Nachkommen, mit den Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst hinwieder von Ihrer königlichen Lbd. und Majestät belehnet worden, daß alsdann wir oder unsere Erben und Nachkommen ꝛc. Ich muß abbrechen, noch ehe ein Punct kömmt; weil ich sonst die ganze Schrift einrücken müßte.

§. XXIII.

§. XXIII.

Die allzu kurze Schreibart hingegen ist eine gezwungene Art des Ausdruckes, den gewisse Stilisten sich aus Eigensinn angewöhnen. Sie hat einen Mangel an allen Bindewörtern, läßt viele Theile der Rede aus; spielet mit Wörtern, und liebt die räthselhaften Redensarten, die viel Nachdenken erfordern, wenn man sie verstehen will. Die Griechen nannten diese Schreibart die lakonische, weil die Lacedämonier, wo die Beredsamkeit am wenigsten getrieben ward, so sparsam im Reden waren, daß sie fast nur in einsylbigten Wörtern redeten. Bey den Lateinern haben sonderlich Tacitus, auch wohl zuweilen die beyden Plinii dergleichen kurze Schreibart geliebt. Von den Deutschen haben Müller und Lassenius in ihren Erquickstunden sich bemühet, dergleichen gezwungene Schreibart zuwege zu bringen: Wiewohl dieser letzte fast in allen seinen Schriften eine gewisse Kürze geliebt hat. Ich tadele die attische Kürze hiermit gar nicht: Nur die lakonische schickt sich für keinen Redner. Ein Exempel soll die Sache klar machen: Es steht in Lassenii Sion. Erqv. II Th. auf der 15 Seite:

Ein Christ sieht den Tod in diesem Kleide nicht an. Was häßlich an ihm ist, läßt er ihm. Das Beste wählet er. Sein Grausen trägt der Tod nur forne. Hinten ist er ganz lieblich. Er ist ein Wagen, der zu Gott führet. Die Rosse sind schnaubende wilde Thiere: Gleichwohl sitzet man wohl drauf. Ist der Weg gleich krumm! führet er doch zum rechten Zwecke. Ist der Wagen nicht beqvem genug? der Führer ungestüm? Wie bald gehts über! Ist man einmal daheim? Man achtet der Fuhrleute nicht mehr. Der Tod, Gottes Both. Bringt er gleich sein Gewerb nicht mit süßen Worten an? Was schadets. Er rede, wie er wolle. Ein getreuer Knecht thut nicht mehr, als ihm sein Herr befohlen hat. Ein Gesandter auch nicht. Was Gott dem Tode befohlen, muß man für genehm halten.

Vorhin war der Tod mein Feind. Itzt ist er mein Freund worden. Vorhin mein Henker. Der Tod der Sünden Sold. Itzt ist er mein Erlöser. Mit ihm werde ich alles meines Jammers in der Welt entbunden. Vorhin war er mein Teufel. Er führet mich zur Finsterniß. Itzt mein Engel. Er

führet mich zum Licht. Vorhin war er mein strenger Gläubiger. Ich sein Schuldner. Itzt ist die Handschrift bezahlt. Ich bin frey rc.

§. XXIV.

Die übel zusammenhangende Schreibart rührt hauptsächlich von Leuten her, die mehr in fremden Sprachen zu reden gewohnet sind, als in ihren eigenen; oder doch sonst so unwissend in derselben sind, daß sie sich nicht gehörig auszudrücken wissen. Gemeiniglich schreiben Kaufleute, Frauenzimmer, und überhaupt alle Unstudirte so: Wiewohl es auch zuweilen geschickte Personen darunter giebt, die es vielen Gelehrten darinnen gleich, ja zuvor thun. Denn auch unter diesen finden sich Leute, die weder die rechten Verbindungswörter brauchen; noch die Formeln, die eine Verhältniß zu einander haben, recht zusammen paaren; noch den Vorwörtern ihre rechte Abfälle der Nennwörter zuordnen, u. s. w. Diesen nun ist dergleichen Schreibart eine desto größere Schande; je sorgsamer und eigensinniger sie gemeiniglich im Lateinischen sind. Da würden sie einem das für den allerschändlichsten Schnitzer erklären, was sie im Deutschen für eine nichtswürdige Kleinigkeit halten. Ein Exempel soll mir folgender Brief geben, der wirklich von jemanden so geschrieben worden:

Insonders hochzuehrender Herr,
Werther Freund,

Da nun mit gestrigen Post E. E. dero gottlob glückliche Ankunft angezeuget, ist mir solches von Herrn N. N. zugleich auch notificiret, da denn zugleich mit E. E. werthen Frau Liebsten Haus von E. E. beyderseits glücklichen Ankunft, in N. Part genommen, und habe also die Ehre mich mit zu gratuliren, daß die Begleitung der werthen Freunden zu dero Reise gottlob so beglückt, daß E. E. beyderseits durch zum Theil passirten Gefahr glücklich in N. eingetroffen; welches denn täglich von allen guten Freunden gleichen von mir E. E. eine glückliche Reise von Gott herzlich ist gewünschet worden. So habe ich denn auch in guter Hoffnung dero glückliche Reise täglich in Gedanken ein Gläschen auf E. E. Gesundheit nachgetrunken. Mein lieber Herr Oheim ich wünsche E. E. gleichen der sehr werthen Frau Liebsten von Herzen, daß alle das Glücke so E. E. durch die Güte

dessen, der alles regiert überkommen zu späten Jahren blühen und im Vergnügen genießen mögen; womit göttlicher Gnade empfohlen verbleibe

Mhhrn. Oheims

N. N.

§. XXV.

Nichts ist übrig, als die übelpunctirte Schreibart, als die letzte Art der verwerflichen Gattung des Ausdruckes. Eben diejenigen, die zu der vorigen Art schlecht zu schreiben, geschickt und geneigt sind, pflegen auch hier zu fehlen. Und es ist nicht anders möglich, als daß Leute, die ihre Gedanken nicht richtiger zu ordnen wissen, auch in der Art, dieselben zu unterscheiden, irren müssen. Denn wer keinen förmlichen Satz machen kann, und nicht einmal weis, welche Gedanken zusammen gehören, oder nicht; der kann auch die Unterscheidungszeichen nicht auf gehörige Art brauchen. Daher kommen denn so viele Schriften, darinn man fast keinen Punct siehet, und wo man die übrigen Unterscheidungszeichen auch sehr sparsam, und doch noch wohl an unrechten Stellen antrifft. Daher kommen auch andere, die fast bey jedem Worte ein Strichlein, und noch andere, welche die Doppelpuncte gleichfals sehr häufig machen. Zu der ersten Art sind die Juristen und Canzelleybedienten sehr geneigt, die meistentheils ganze Schriften mit einem punctirten Strichlein beschließen: Gleich als ob nur der vierte Theil von einem Satze erst zum Ende wäre. Zu den andern Arten gehören ganz besondere Grillenfänger, deren ich einige gekannt zu haben glaube. Es ist nicht nöthig, Exempel davon herzusetzen: Da das bey dem kurz vorhergehenden §. schon geschickt ist, eine Probe der übelpunctirten Schreibart abzugeben. Die Sache ist auch überhaupt so gemein, daß ein jeder sich leicht auf solche Schriften besinnen wird. Das Merkmaal dieser Schreibart ist, wenn man rechte Mühe hat, eine Schrift recht zu lesen. Denn ob man gleich ihre Unterscheidungszeichen genau beobachtet: So kömmt doch lauter Verwirrung, und oft ein ganz verkehrter Verstand heraus.

§. XXVI.

Ob wir nun wohl bisher die Arten der verwerflichen Schreibart sorgfältig von einander unterschieden haben: So sind sie doch bey schlimmen Stilisten nicht allemal so unterschieden. Es menget mancher wohl zehnerley Fehler in seinen Schriften durch einander, und desto schlechter wird seine Schreibart. Wir haben es oben an vielen Exempeln gesehen, daß sie sich wohl zu zwoen oder dreyen Arten gleich gut hätten zählen lassen: Und daher fällt es bisweilen schwer, von gewissen Stilisten zu sagen, zu welcher Classe sie gehören. Jemehr es aber Arten der Abwege in der Schreibart giebt, desto sorgfältiger hat man sich davor in Acht zu nehmen. Wie leicht kann man unversehens in eine oder die andere fehlerhafte Art verfallen? Daher kömmt es nun eben, daß in den Augen eines scharfen Kunstrichters oder Critici, so wenige Scribenten eine ganz untadelhafte Schreibart haben. Versehen sie es in einem Stücke nicht: So können sie sich doch in vielen andern Stücken vor Fehlern nicht genug hüten. Ja oft geschieht es, daß man, in der guten Absicht, ein gewisses Laster der Schreibart zu vermeiden, in das entgegen gesetzte fällt. Wer sich vor dem hochtrabenden Wesen hüten will, der geräth oft ins niederträchtige. Wer sich vor dem pöbelhaften fürchtet, der wird oft schwülstig schreiben. Wer das weitläuftige Geschwätze meiden will, der schreibt vielmals dunkel und unverständlich, u. s. w. So wahr ist es, was Horaz schreibt:

Decipimur ſpecie recti. Breuis eſſe laboro:
Obſcurus fio. Sectantem leuia, nerui
Deficiunt animique. Profeſſus grandia, turget.
Serpit humi tutus nimium, timidusque procellae.
Qui variare cupit rem prodigialiter vnam,
Delphinum ſiluis adpingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpae fuga, ſi caret arte.

* * *

Das

Das XVI. Hauptstücke.

Von dem Unterschiede der guten Schreibart und ihrem Gebrauche in einer Rede.

§. I.

Nachdem wir nun die verwerfliche Schreibart nach allen ihren Arten beschrieben und mit Exempeln erläutert haben: So kann es nicht schwer fallen, auch von der guten eine Beschreibung zu geben. Es ist nämlich dieselbe eine Art, seine Gedanken ohne alle oben erzählte Fehler auszudrücken. Wenn man an einem Baume alle wilde Aeste abgeschnitten hat: So sind die übrigen Zweige gut. Wenn man aus einem Garten alles Unkraut ausgejätet hat: So ist alles übrige, so darinn hervorschießet, gut. Eben so ist es mit unsern Gedanken, nach der Vernunftlehre davon zu urtheilen. Wer alle Arten falscher Urtheile und Schlüsse vermeidet, bey dem sind alle übrige Gedanken richtig und wahr. Und wie nach der Sprachlehre derjenige recht schreibet, der alle Schnitzer wider die Regeln vermeidet: So hat man auch in der Redekunst eine gute Schreibart in seiner Gewalt, wenn man alle Fehler der schlimmen vermeiden kann. Es läßt sich daher sehr leicht sagen, welches denn eigentlich die Eigenschaften der guten Schreibart sind. Sie muß 1) deutlich, 2) artig, 3) ungezwungen, 4) vernünftig, 5) natürlich, 6) edel, 7) wohlgefaßt, 8) ausführlich, 9) wohlverknüpft und 10) wohlabgetheilet seyn. Dieses sind nämlich die den oben erzählten Fehlern entgegen gesetzten Tugenden der Schreibart.

§. II.

Wer also recht deutlich schreiben will, der bediene sich I. überall bekannter, üblicher und nicht zweydeutiger Wörter. II. Nehme er sie in ihrem gewöhnlichsten Verstande. Muß er

er aber ja von der gemeinsten Bedeutung derselben abweichen, so mache er III. eine solche Verbindung der Redensarten, daß man es aus dem Zusammenhange selbst sehen könne, wie er sie verstanden haben wolle. Zum IV. erinnere man zuweilen gleich anfangs, wie man dieses unbekannte oder doppelsinnige Wort genommen haben wolle. V. Weiche man von der einmal bestimmten Bedeutung nicht wieder ab; ohne es ausdrücklich zu erinnern. VI. Bediene man sich solcher Wortfügungen und Verbindungen, die gewöhnlich, leicht und unverworren sind. VII. Vermeide man die vielen Einschiebsel fremder Dinge, die nicht eigentlich zum Verstande gehören, oder doch füglich am Ende des Satzes in einem besondern Anhange erinnert werden können. VIII. Beobachte man auch die Ordnung der Wörter, die im Lesen am zuträglichsten ist, den rechten Verstand des Satzes zu befördern; weil ein Zuhörer sonst aus dem Tone der Aussprache viel Hülfe haben kann, der ein Leser entbehren muß. Endlich IX. bediene man sich der kleinen Füllwörterchen oder Partikeln, als: **denn, noch, nun, nur, gar, sehr, so, sonst, anders, als,** u. d. gl. auf eine geschickte Art, als welche sehr viel zur Verständlichkeit beytragen können, wenn sie am rechten Orte eingeschaltet werden. Es muß niemanden überflüssig dünken, daß ich so viele Regeln der Deutlichkeit halber gebe: Denn ohne dieselbe würden alle andere Schönheiten der Schreibart nichts helfen.

§. III.

Soll die Schreibart artig werden, so richte man sich in derselben, nach der Art zu sprechen, die unter den artigsten Leuten itziger Zeit im Schwange geht. Ich verstehe aber durch diese nicht etwa diejenigen, die sich einer gezwungenen Galanterie befleißigen, oder auf eine lächerliche Weise dem Hofe nachahmen. Auch nicht, die sich in die französische Sprache so verliebt haben, daß sie fast ein Wort ums andre das Französische ins Deutsche mengen. Ich verstehe wohlerzogene, wohlgesittete, und wo nicht ganz ordentlich gelehrte, doch nicht ganz unwissende Leute; die wenigstens in ihrer Mutter-

sprache viel gelesen haben: Kurz, Leute, die sich so wohl in Gedanken und Worten, als in Kleidungen und Sitten vom Pöbel unterscheiden. Wie nun diese reden, so schreibe man auch: Nur die offenbaren Fehler ihrer Mundart, oder der Uebereilung sind ausgenommen, als die kein Scribent nachmachen muß. Man zwinge sich aber durchaus nicht, sehr gelehrt zu reden, oder dafür angesehn zu werden, als ob man sehr belesen, in alten Sprachen sehr erfahren, oder sehr scharfsinnig wäre. Denn alles dieses würde nur ein pedantisches Wesen verrathen. Vielmehr verberge man seine Gelehrsamkeit gewissermaßen. Denn es ist viel besser, wenn man sie hat, und doch nicht damit pralet; als wenn man bey einer mäßigen Gelehrsamkeit seine Belesenheit aus Sammlungsbüchern borget. Gescheidte Zuhörer nämlich wissen beydes leicht wahrzunehmen.

§. IV.

Will man ungezwungen schreiben, so nehme man sich kein eigentliches Muster vor, welches man nachzuahmen suchen wollte. Man bemühe sich weder so hoch, noch so gelehrt, noch so galant, noch so lustig, noch so kurz, noch so sinnreich, als gewisse Scribenten, zu schreiben. Vielmehr denke man seiner Materie selber nach, und drücke seine Gedanken nach seinem eigenem Begriffe, und seinem Naturelle gemäß, aus. Man setze sich nichts anders vor, als seinen Zuhörer oder Leser von seiner Meynung zu überreden; und bediene sich also nur solcher Redensarten und Sätze, die dessen Beyfall zu gewinnen geschickt sind. Ich widerrathe es hiermit nicht, gute Scribenten zu lesen, die Schönheit ihrer Schreibart wahrzunehmen, auf alle ihre Ausdrückungen, Verbindungen, Figuren und verblümte Redensarten Acht zu haben. Alles dieses ist gut im Lesen, und wenn man solches fleißig thut, so wird man freylich unvermerkt etwas von ihrer Art zu denken, oder zu schreiben annehmen. Aber wenn man selbst die Feder ansetzet, dann muß man alle andere Bücher der guten Stilisten bey Seite legen, und alles aus seinem Kopfe schreiben. Ja man darf nicht einmal in Gedanken bey sich sagen:

Wie würde hier Lassenius, wie Lohenstein, wie Mosheim reden und schreiben? Man muß sich vielmehr selbst vornehmen, ein Original zu werden, und andern zum Muster zu dienen. Denn wer dazu nicht Muth genug hat, der wird selten etwas großes unternehmen.

§. V.

Was die **vernünftige** Schreibart anlanget, die der phantastischen entgegen gesetzt ist: So hüte man sich vor den Ausschweifungen seiner Phantasie oder Einbildungskraft, und mäßige die Einfälle derselben durch die Beurtheilung. Man fordere alle ihre Eingebungen vor den Richterstuhl der Vernunft. Und wenn ja jene zärtliche Mutter ihre Kinder, so lange sie noch jung und neu sind, aufs eifrigste vertritt: So schone man sie dennoch nicht, wenn sie die Prüfung nicht aushalten. Man bediene sich hier der Vernunftlehre an statt eines Probiersteins, und forsche, ob auch alle Begriffe, Urtheile und Schlüsse richtig sind? Hernach frage man auch, ob alle tropische Redensarten der Wahrheit, oder der Natur und Gewohnheit zu reden, gemäß sind; oder ob sie über die Schnur hauen? Halten sie nicht völlig die Probe, so verwerfe man sie, ob sie gleich etwas glänzendes an sich haben. Man denke nicht: Es klingt doch hübsch, oder neu, oder hoch! Denn was nicht vernünftig ist, das taugt gar nicht. Man sage auch nicht: Meine Zuhörer verstehens nicht, und werdens wohl gar für was schönes halten! Denn wenn es der Redner selbst nicht dafür erkennet; so kann ers nicht mit gutem Gewissen sagen. Man denke endlich nicht: Habens doch andre Scribenten auch wohl eben so tolle, oder wohl gar noch ärger gemacht! Diese habens vielleicht nicht verstanden, und also entschuldiget sie die Unwissenheit ihrer Zeiten. Wer es aber besser weis, und in unsern Zeiten lebet, der kann sich durch nichts auf der Welt entschuldigen, wenn er Thorheiten schreibet.

§. VI.

Ich komme auf das **natürliche**, so dem schwülstigen entgegen gesetzt ist. Dieses zu erreichen, so lese man keine hochtraben-

trabende Scribenten; es wäre denn in der Absicht, die Ungereimtheit ihrer Schreibart zu bemerken. Man setze sich im Denken kein ander Bild in den Kopf, als die Sache selbst, davon die Rede ist. Man zwinge sich zu keinen hochsteigenden Gleichnissen und Allegorien; wo sie nicht mit der Hauptsache auf das genaueste zusammen hängen, und ihr ganz eigen sind. Man kläre sich durch philosophische Wissenschaften den Verstand auf, daß man die Natur einer jeden Sache, so viel als möglich ist, einsehe. Man frage sich bey jedem prächtigen Ausdrucke, den man brauchet: Was man dabey denke, und ob er der Sache auch recht angemessen sey? Man suche seinen Zuhörern kein Blendwerk zu machen, sondern setze sich aufrichtig vor, nur von großen Dingen groß, von mittelmäßigen aber mittelmäßig, von kleinen und niedrigen aber nur klein und niedrig zu reden. Man mache sich daher die Schriften der Alten bekannt, die in der natürlichen Schreibart berühmt sind: Als die lateinischen Scribenten des besten Alters; sonderlich Cicerons, und in Lobreden des Plinius. Man lese auch von den Neuern lieber die französischen Lobredner, zum Ex. den Fleschier, als alle andre deutsche oder italiensche Scribenten. Man kehre sich endlich nicht an das Lob, das Unverständige dem hochtrabenden Zeuge gewisser Scribenten zu geben pflegen. Denn der Pöbel bewundert allezeit das, was er nicht versteht, wie Lucrez saget:

Semper enim stolidi magis admirantur amantque
Inuersis quae sub verbis latitantia cernunt.

§. VII.

Nun folget auch der edle Ausdruck, als das Widerspiel der niederträchtigen Schreibart. Denn darum, daß ein guter Scribent nicht hochtrabend schreiben soll, darf er noch nicht mit dem Pöbel reden. Wir haben schon oben gerathen, daß man sich nach den Mundarten der vornehmsten Leute, die am besten zu leben wissen, richten müsse. Dieses wiederholen wir nochmals, und rathen es einem jeden Redner, lie-

ber die Gesellschaften solcher Leute zu besuchen, wo er der unterste ist, als diejenigen, wo er der vornehmste seyn würde. Dabey vermeide er noch alle gar zu gemeine Redensarten, alle Sprüchwörter des Pöbels, alle Scherzreden, alle Zweydeutigkeiten, und was sonst seine Person verächtlich machen könnte. Denn die niedrige Sprache verräth auch niedrige Sitten, und eine schlechte Ankunft des Redners. Wir verstehen aber durch die edlen und erhabenen Ausdrückungen nicht eben diejenigen, da man von lauter Sonnen und Sternen, Bliz und Donner, Adlern und Löwen, Gold und Silber, Perlen und Edelgesteinen, Marmor und Helfenbein, Weltmeeren und Strömen, Gebirgen und Pyramiden, Colossen und Labyrinthen, Kronen und Zeptern, Purpur und Sammet, Kürassen und Schwerdtern, Mörsern und Karthaunen rc. einen Ueberfluß antrifft. Dieses sind die elenden Spielwerke kleiner Geister, die ohne dergleichen äußerlich erborgten Anstrich nichts sonderliches zu erdenken wissen. Ein Mann, der die wahre Größe einer vernünftigen und tugendhaften Seele einsehen gelernet hat, der wird solche Nothhelfer gar nicht nöthig haben, und doch, wie Plinius in seiner Lobrede auf den Trajan, tausend edle Sachen zu sagen wissen.

§. VIII.

Nicht minder soll die Schreibart **wohlgefaßt** seyn, und darinnen muß sie der gar zu weitläuftigen entgegen gesetzt seyn. Zu dem Ende muß denn ein Scribent erst seine Gedanken wohl verdauet und eingerichtet haben, ehe er die Feder ansetzet. Denn viele versehen es darinn, daß sie zu schreiben anfangen, ehe sie noch wissen, was sie sagen wollen. In währendem Schreiben fällt ihnen nun allerley ein: Und weil sie befürchten, es möchte ihnen selbiges entwischen, so rücken sie alles mit in ihre Sätze; und schalten also überaus viel fremde Sachen ein, die ihre Rede nur verlängern und verwirren. Am besten ist es, man überleget vorher den ganzen Satz, von Anfang bis zum Ende, in Gedanken. Wenn man das thut, so wird das Gedächtniß nicht zulangen, einen gar zu weitläuftigen Satz abzufassen. Wollen ja die Materien

terien gar zu sehr aneinander hangen, so trenne man sie mit Gewalt. Dieses geschieht, wenn man im Anfange die Bindewörter, weil, wenn, dafern, nachdem, demnach, obwohl, rc. und in der Mitte die Formeln, sintemal, immaßen, angesehen, vornehmlich, bevorab, ungeachtet, u. d. gl. sorgfältig vermeidet. Eben so muß man es mit den sogenannten Beziehungswörtern (relativis) machen. Manche Leute verbinden ihre Gedanken sehr gern mit welcher, womit, wodurch, wovon, wohin, woher, weswegen, welchergestalt, u. s. w. und dadurch wird ihre Schreibart ohne Noth langweilig; weil auf einen Schwanz und Anhang des ersten Hauptsatzes immer noch ein neuer folget. Wenn sie aber an deren Stelle, dieser, damit, dadurch, davon, dahin, daher, deswegen, solchergestalt rc. brauchen wollten: So könnten sie allemal neue Sätze damit anfangen, und das vorhergehende mit einem Puncte schließen.

§. IX.

Was nun ferner die Ausführlichkeit der Schreibart anlanget, welche der übermäßigen Kürze entgegen gesetzt ist: So merke man sich folgende Regeln an. I. Muß man nichts im Sinne behalten, was man denket. Gewisse Leute behalten allemal die Hälfte von ihren Gedanken für sich, und meynen, der Leser werde schon alles errathen können. Daher reden sie fast in lauter Räthseln: Entweder weil sie nicht glauben, daß sie andern dunkel seyn werden; oder weil sie gern für scharfsinnige Redner und Scribenten angesehn seyn wollen. Diesem nun vorzubeugen, verschweige man ja keinen Umstand, ja kein Wort, was zu desto besserm Verstande der Sachen gehöret: So wird gewiß kein Satz zu kurz gerathen. II. Muß man die Hülfswörter, seyn und haben, in allen ihren Beugungen und Abänderungen nicht leicht auslassen. Ich weis wohl, daß es zuweilen gar wohl angeht, daß man dergleichen Wörterchen ersparet, wenn es der Wohlklang erfordert, oder sonst die Rede durch ihre übrige Ordnung schon deutlich genug ist. Allein ich weis auch, daß viele ein Handwerk daraus machen, und endlich der Sache so gewohnt wer-

den, daß sie auch alsdann diese Wörter ersparen, wenn sie rechte Hauptwörter abgeben. Z. E. Glaube mir, daß ich dein Freund (scil. bin oder sey): Wer kein Geld (scil. hat) kann nichts kaufen. III. Muß man das Fürwort, ich, niemals auslassen, wie einige aus einer seltsamen Höflichkeit in ihren Briefen thun. Denn keine Nation in Europa thut es, ob sie gleich noch so höflich wäre: Und bey uns Deutschen ist es ein offenbarer Latinismus; da es doch unsre Sprache gar nicht verstattet, in einem Zeitworte, z. E. lese, das ich mit zu verstehen.

§. X.

Ferner auf den Zusammenhang der Schreibart zu kommen, so entsteht derselbe zwar hauptsächlich aus der Verbindung der Gedanken: Doch haben auch die Bindewörter etwas dabey zu thun, die den Zusammenhang anzuzeigen gebraucht werden. Im Absehen auf jenes bemühe man sich, seine Einfälle erst recht zu ordnen, so daß sie sich zu einander schicken. Denn da muß die Ursache mit ihrer Folgerung, die Bedingung mit der Aussage, ein Gegentheil mit dem andern, u. s. w. unzertrennt beysammen stehen, damit man beydes bald hintereinander gewahr werde, und von ihrer Verknüpfung desto leichter urtheilen könne. Hernach muß man auch, diese Verknüpfung anzudeuten, sich der rechten Bindewörter bedienen; damit nicht die Worte eine Verwirrung anrichten mögen, wo die Gedanken an sich ganz ordentlich sind. Wenn sich gewisse Nebenwörter aufeinander beziehen, so muß man sie, dem Gebrauche gemäß, recht mit einander zu paaren wissen, damit nicht die unrechten zusammen kommen. Hier kann die Lehre von den zusammengesetzten Perioden in etwas nützen. Doch muß man nicht denken, als ob alle Verbindung der Sätze durch ausdrückliche Bindewörter geschehen müsse: Es giebt auch eine Verknüpfung der Schreibart bloß durch die Gedanken. Diese verbindet alle ihre Sätze durch die Sachen selbst, davon sie handeln. Sie meidet alle unnöthige Umschweife. Die Scharfsinnigkeit ihrer Zuhörer oder Leser soll es von sich selbst schon errathen, ob der eine

Satz

Satz eine Folge, oder ein Grund des andern ist. So tiefsinnig diese Schreibart klinget, so viel Verstand erfordert sie bey ihrem Urheber: Doch kann man niemals alle und jede Verbindungswörter entbehren.

§. XI.

Endlich und zuletzt muß die gute Schreibart auch wohl abgetheilet seyn. Die heutigen Völker haben darinn vor den alten Griechen und Römern etwas zum Voraus. Diese schrieben anfänglich ganze Zeilen in einem Stücke fort, und theileten nicht einmal die Wörter von einander ab. Hernach hub man an, zu mehrer Bequemlichkeit der Leser, zwischen jedes Wort einen Punct zu machen. Allein die Sätze gingen noch in einem fort, und wurden durch kein merkliches Unterscheidungszeichen von einander abgesondert. Endlich hat man sich besonnen, daß die Wörter, durch die bloße Abrückung, von einander getrennet werden könnten, und daß ein Punct dienen könnte, ganze Sätze von einander zu sondern. Die Sätze aber waren zuweilen zusammengesetzt: Und da fand man es gut, diejenigen Stücke derselben, die ganze logische Aussprüche, die ein eigen Subject und Prädicat hatten, mit zween übereinander stehenden Puncte zu unterscheiden; die kleinern aber, die nur ein neues Subject, oder nur ein neues Prädicat hatten, mit einem punctirten Strichlein abzutheilen. Endlich bediente man sich noch eines bloßen Strichleins, um die kleinsten Abtheilungen der Gedanken, die zur Deutlichkeit etwas beytragen konnten, zu verstehen zu geben. Außer diesen gemeinen Theilungszeichen hat man noch das Zeichen der Frage? und das Zeichen des Ausruffes! das Zeichen der Einschiebsel (—) und das Zeichen eingerückter fremder Worte „ eingeführet: So daß itzo ein Leser nur halbe Mühe hat, wenn ein Scribent seine Schrift recht abzutheilen gewußt hat. Doch es ist zu beklagen, daß so wenige Leute die gehörige Aufmerksamkeit und Geschicklichkeit darzu haben.

§. XII.

Außer diesen bisher erklärten Eigenschaften einer guten Schreibart, hat man noch zwo andre auf die Bahn ge-

bracht; nämlich die Gleichheit, und den Wohlklang. Es ist so leicht nicht zu sagen, worinn diese beyde Stücke bestehen. Denn was das erste betrifft, so gehört dazu eben nicht, daß alle Sätze gleichviel Sylben oder Wörter haben müssen: Nein, dieses würde ein gezwungenes und unnatürliches Wesen geben. Auch ist es nicht nöthig, daß eine gleiche Schreibart allezeit durchgehends gleich tropisch, oder gleich schlecht einher laufe. Nein, die verblümten Redensarten sind nur eine Würze, die nicht durchgehends gleich häufig angebracht werden kann. Auch können die Figuren nicht überall in einer Rede herrschen: Denn man kann nicht allezeit im Affecte reden oder schreiben. Alles, was man von der Gleichheit der Schreibart sagen kann, das ist dieses, daß ein Redner und Scribent sich allemal in einerley Character erhalten muß, den er in dieser oder jener Schrift vorstellen will. Ein Geistlicher muß in einer Predigt durch und durch geistlich; ein Hofmann politisch; ein Weltweiser philosophisch; ein artiger Weltmensch artig; ein Trauerredner traurig; ein Lobredner erhaben und edel schreiben. Dieses alles aber ist leichter zu sagen, als in allen besondern Fällen zu beobachten: Daher kömmt es denn, daß so viele darwider verstoßen, und ehe man sichs versieht, mitten in einer Rede, so zu sagen, eine neue Rolle zu spielen anfangen. So übel aber dieses steht, so sehr hat man sich zu üben, daß man entweder seinen wahren natürlichen Character allemal behalte, oder seine Person recht spiele.

§. XIII.

Das andere ist der Wohlklang in der Schreibart; davon es auch schwer fällt, einen recht deutlichen Begriff zu machen. Fürs erste schreibt man es gewissen Sprachen überhaupt zu, daß sie wohl oder übel klingen. Man sagt die italienische klinge zart und weibisch, die französische klinge männlich, die spanische prächtig, die polnische hart, und die deutsche aus gewissen Landschaften, z. E. als Schwaben, Bayern, Oesterreich, Steyermark und Salzburg, sehr grob und rauhe. Allein auch in derselben Mundart hat der eine Scribent einen

bessern Wohlklang in seiner Schreibart, als der andre. Dieses kann nicht von den Werkzeugen der Stimme und Sprache herrühren, als welche nur im Reden statt finden. Es muß also theils von den Buchstaben der Wörter; theils von der Länge und Kürze der Sylben, und von ihrer Vermischung herkommen. Eine Sprache, wo viel selbstlautende Buchstaben und wenig mitlautende vorkommen, ist sehr gelinde anzuhören: Hergegen ist sie hart, wo der letztern viel, und der erstern wenig sind. Unter den Doppellauten sind etliche lieblich, als ie, ei, eu, ey, au, å, ǒ, ů: Andre hergegen sind hart, als ai, oy, oa, ue, uy, u. d. gl. Von den Mitlautern sind auch einige gelinde, als b, d, f, g, h, l, m, n, p, t und w. Andre aber sind hart und rauh in der Aussprache, als c, k, q, r, s, x, z, nebst den doppelten ck, qv, rr, ss, sch, st, tz. Diese muß man also vermeiden, so viel man nur kann, jene aber desto häufiger brauchen, wenn man einen sanften Wohlklang in seine Schriften bringen will. Endlich muß man nicht gar zu viel lange Sylben hintereinander in seiner Rede brauchen, sondern sie mit den kurzen fleißig abwechseln. Doch muß solches nicht nach einer beständigen Regel, nach Art der Poeten, geschehen, sondern auf eine allezeit veränderte Art. Diese aber muß mehr durch das Gehör selbst, als nach gewissen Regeln beurtheilet werden; obgleich Cicero sich deswegen viel Mühe gegeben hat.

§. XIV.

Die gute Schreibart, so wie man dieselbe in der Beredsamkeit nutzen kann, ist dreyerley, nämlich die natürliche, die sinnreiche, und die bewegende. Ich weis wohl, daß sie von andern anders eingetheilet zu werden pflegt. Denn da gerathen einige auf die Arten der alten griechischen Beredsamkeit, darinnen man die lakonische, die attische, die rhodisische und die asiatische Schreibart zu unterscheiden pflegte. Diese wollen sie nun auch im Deutschen angemerkt haben: Allein, gesetzt, daß es wahr wäre; so würde uns dieser Unterschied, nicht viel helfen. Er geht doch nur auf den äußerlichen Unterschied, nicht aber auf den innerlichen: Und auf diesen hat

man hauptsächlich zu sehen. Andre haben uns gar einbilden wollen, es gäbe im Deutschen auch 4 Gattungen der Schreibart, nach Verschiedenheit derjenigen Landschaften, darinn man sich am meisten aufs Schreiben geleget hat. Sie reden also von einer schlesischen, fränkischen, meißnischen, und niedersächsischen Schreibart. Wiewohl auch hier ist es nicht ausgemacht, daß alle Schriftsteller aus einem Lande einerley Schreibart haben. Wie mancherley Proben haben uns nicht die benannten Provinzen schon gewiesen? Und warum könnten die Brandenburger und Preußen nicht auch noch eine Classe unter den Scribenten bekommen? Endlich hat man auch die Schreibart in die niedrige, mittlere und erhabene eintheilen wollen: Aber auch diese Eintheilung kann uns nicht viel helfen. Es ist sehr schwer, die Grenzen dieser drey Arten recht zu bestimmen; und die erste von der niederträchtigen, die letzte aber von der hochtrabenden recht zu unterscheiden.

§. XV.

Es besteht aber die natürliche Schreibart in der gemeinen Art des Ausdruckes, deren man sich im täglichen Umgange bedienet. Man denkt in derselben mehr an die Sachen, als an die Wörter; man redet deutlich, leicht, und verständlich; man sinnt auf keine Zierrathen seiner Redensarten; man bemüht sich nichts sonderbar scharfsinniges oder nachdenkliches zu sagen, sondern ist zufrieden, daß man wahre und ordentliche Gedanken vorbringet. Doch hütet man sich unter wohlgesitteten Leuten, wie billig ist, vor allen pöbelhaften Ausdrückungen, und solchen Worten, die wider die Regeln der Ehrbarkeit laufen. Alles dieses ist nun die Art der natürlichen Schreibart gleichfalls. Sie zwinget sich in nichts: Außer, daß sie etwa in der Ordnung der Wörter, und im Zusammenhange der Perioden etwas sorgfältiger ist, als man in der gemeinen Sprache zu seyn pflegt, wo die Uebereilung zuweilen etwas unregelmäßiges hervorbringet. Will man Exempel dieser Schreibart haben, so muß man sie in dogmatischen und historischen Büchern suchen; doch in solchen, deren

Verfasser ihre Pflicht verstanden und beobachtet haben. Bey uns Deutschen sind die bünauischen und mascovischen Historien, und Reinbecks Erkl. der Augsp. Confession so geschrieben. Ja selbst dieses Hauptstück unsrer Redekunst kann zum Beyspiele dienen. Wir könnten, auch aus dem Patrioten, dem Biedermanne, und den Tadlerinnen solche Stellen in Menge anführen, wenn es nöthig wäre. Man merke nur, daß auch in dieser natürlichen Schreibart bey verschiedenen Schriftstellern ein großer Unterscheid angetroffen wird, indem die Naturelle, die Fähigkeiten, die Grade ihrer Einsicht in die Sachen, und andere Umstände mehr, vielfältige Veränderungen darinnen hervorbringen.

§. XVI.

Die sinnreiche Schreibart ist von ganz andrer Beschaffenheit. Sie entsteht aus den Gedanken eines scharfsinnigen und witzigen Kopfes, der viel neue, schöne und nachdenkliche Einfälle hat, und dieselben mit anständigen Worten auszudrücken weis. Daher klingt sie denn weit künstlicher als jene, weil sie mit wenigen, doch auserlesenen Worten, ihrem Leser, oder Zuhörer viele und unerwartete Gedanken erweckt. Sie besteht also aus den edelsten Begriffen, die man nur haben kann, und die mit den kräftigsten Wörtern ausgedrückt werden. Der Zusammenhang ihrer Sätze geschieht nicht so wohl durch die gewöhnlichen Bindewörter; als durch die Sachen und Materien selbst. Weitschweifige Beywörter taugen hier nichts: Die Kürze ihrer Sprüche zieret sie weit besser. Daher haben gewisse Arten des Erhabenen darinn statt, die von vielen Kunstrichtern so sehr angepriesen werden. Z. E. Das mosaische: Gott sprach: Es werde Licht; und es ward! welches Longin so gelobet hat: Das davidische: Wie er spricht, so geschichts ꝛc. Des Ajax Bitte an den Jupiter im Homer; Alexanders Antwort an den Parmenio im Curtius; Cäsars Aufmunterung an einen zaghaften Schiffer, u. d. gl. mehr, geben hier bequeme Exempel des Sinnreichen, in so weit es erhaben ist, ab. Nur merke man, daß man in den Worten eher etwas nachläßig, als gar zu künstlich

verfahren muß: Die meiste Schönheit muß in den Gedanken bestehen. Der Anfang der canitzischen Rede auf die brandenburgische Prinzeßinn, imgleichen die Lobrede des Plinius geben die besten Exempel dieser Schreibart ab: Wiewohl auch Fleschiers Rede auf den Turenne zum Muster derselben dienen kann.

§. XVII.

Drittens folgt die bewegende Schreibart, sonst auf griechisch die pathetische, auf lateinisch die affectuöse genannt. Diese ist eine Art des Ausdruckes, die den Leidenschaften eigen ist. Ein Mensch, der in einer heftigen Gemüthsbewegung steht, pflegt gemeiniglich auch heftig und beweglich zu reden. Diesem Muster ahmet ein Redner in dieser Schreibart nach. Er sucht sich, so viel möglich ist, erst selbst in den Affect zu setzen, den er ausdrücken und erregen will: Alsdann läßt er seiner Einbildungskraft den Lauf, so hitzig, so nachdrücklich und einnehmend zu reden, als es ihr nur möglich ist. Ist aber ein Redner wirklich in einer Leidenschaft, so ist es ihm desto leichter, seinen innerlichen Regungen zu folgen. Er darf nur ohne Verstellung und mit einer völligen Freyheit reden, wie es ihm ums Herz ist. Dadurch wird er gewiß die Herzen seiner Zuhörer so bewegen, als ob er nicht geredet, sondern gedonnert, oder geblitzet hätte. Denn

Vt ridentibus arrident, ita flentibus adsunt
Humani vultus. Si vis me flere, dolendum
Est primum ipse tibi. *Hor.*

Es ist schwer, noch andre Regeln von dieser Schreibart zu geben. Denn ich kann weder sagen, daß man keine, noch daß man viel verblümte Redensarten; kurze, noch lange Sätze darinn brauchen müsse. Man kann nämlich, nach Beschaffenheit der Leidenschaften, bald dieses bald jenes thun. Nur das ist gewiß, daß man viel Figuren in einer solchen bewegenden Rede anbringen muß, wie die Natur dieses in der That selbst lehret. Die Muster davon kan man nirgend besser, als bey den Alten suchen. Des Demosthenes 1 phil. R. ist fast durchgehends

gehends voll von dieser Schreibart. In des Cicero philippischen und verrinischen, auch seinen catilinarischen Reden trifft man gleichfalls die schönsten Exempel davon an: Wie wir denn oben auf der 184 S. eine Stelle daraus zum Muster gegeben haben. Die kleinen Reden, die Sallustius, Livius und Curtius in ihre Historien gemenget haben, können hier gleichfalls zu Exempeln dienen.

§. XVIII.

Nun wird sichs fragen, welche von diesen Gattungen der guten Schreibart man in einer Rede vor andern brauchen solle? Oder wo man sie eigentlich anbringen müsse? Fürs erste behaupte ich, daß man keine ganze, nur etwas lange Rede in einer einzigen von diesen Gattungen abfassen könne. Die natürliche Schreibart muß zwar freylich in allen unsern Reden herrschen. Aber wer sie allein und durchgehends brauchet, und niemals etwas sinnreiches oder bewegendes mit untermischen wollte, der würde eine sehr matte und schläfrige Rede zuwege bringen. Die sinnreiche Schreibart allein kann man auch nicht in einer ganzen Rede brauchen. Denn sie ist zu nachdenklich, und für die meisten Zuhörer zu tiefsinnig, als daß sie allenthalben statt finden könnte. Sie ist nur eine Würze, in einer an sich nahrhaften Speise. Lauter Würze aber setzt man nicht in ganzen Schüsseln, vielweniger in völligen Trachten auf. Wo wollte auch ein Redner alle die schönen Einfälle hernehmen, eine ganze Rede damit anzufüllen; ohne viel abgedroschenes Stroh mit einzumengen, oder eine Menge alter Gedanken wieder aufzuwärmen, die schon hundertmal in andern Schriften vorgekommen wären? Endlich läßt sich auch die bewegende Schreibart nicht durchgehends in einer Rede brauchen. Denn sie schicket sich nur in einem Affecte, und wer kann in einer ganzen Rede immer in voller Bewegung stehen? Alle heftige Leidenschaften dauren nicht lange: Und wenn sie ja etwas lange anhalten, so lassen sie doch zuweilen etwas nach. Selbst in der ersten catilinarischen Rede Cicerons herrschet der Affect nicht durch-

gehends, sondern ist hier und da durch andere Betrachtungen unterbrochen.

§. XIX.

Will man also die rechte Schreibart in einer Rede heraus bringen: So muß man eine Vermischung der obigen drey Gattungen in einer Rede vornehmen. Dieses recht geschickt ins Werk zu richten, muß man jede Art an ihrem gehörigen Orte anbringen. Es schicket sich aber die natürliche 1) sonderlich in die Eingänge. Denn dadurch bekömmt eine Rede das Ansehen, als ob sie gleich aus dem Stegreife und ohne Vorbereitung gehalten würde. Ein gar zu sinnreicher Anfang macht den Zuhörer argwöhnisch, als ob ihn der Redner, mit seiner gar zu großen Kunst, überrumpeln wollte. In vollem Affecte den Eingang anzufangen, das will sich auch nicht thun lassen, es wäre denn in ganz besondern Fällen. 2) Schicket sich die natürliche Schreibart in die Erklärungen und Beweise. Denn dort will man etwas deutlich machen, und hier den Verstand von einer Wahrheit überzeugen. In beyden muß man sich also der Deutlichkeit und Verständlichkeit der Ausdrückungen befleißigen. Die sinnreiche Schreibart schickt sich in die Erläuterungen, in die Lehrsprüche und guten Einfälle, die aber als ein Zierrath in der ganzen Rede zerstreuet werden können. Endlich die bewegende Schreibart gehört hauptsächlich in die Erregung der Gemüthsbewegungen; es mögen nun dieselben vorkommen, wo sie wollen. Wer seine Schreibart dergestalt in einer Rede einzurichten weis, der wird seine Zuhörer gewiß nicht schläfrig werden lassen, sondern ihre Aufmersamkeit durch die Abwechselung des deutlichen, tiefsinnigen und lebhaften Ausdruckes nach Wunsche zu unterhalten vermögend seyn.

§. XX.

Ich weis wohl, daß in einigen Arten der Reden, als z. E. in förmlichen Lehreden, die sinnreiche Schreibart fast ganz allein herrschet. Ich weis auch, daß in Complimentirreden die natürliche durchgehends die Oberhand behalten muß. Allein es sind gleichwohl die andern Arten darum nicht gänzlich

lich ausgeschlossen. Es bleibt dem ungeachtet bey den obigen Hauptregeln; indem z. E. auch Plinius den Eingang zu seiner sinnreichen Lobrede in der natürlichsten Schreibart gemacht hat. Was sonst noch von der Schreibart für Gattungen vorkommen, als z. E. die historische, die theologische, juristische, poetische, satirische, u. d. gl. das gehört eigentlich nicht für uns. Erzählt gleich ein Redner zuweilen einige historische Umstände, die zum Verstande seines Hauptsatzes nöthig sind: So kann er dabey schon fortkommen, wenn er nur den Regeln der natürlichen Schreibart folget. Die theologischen Reden müssen zwar einen biblischen Ausdruck haben, als der den Leuten weit heiliger und kräftiger vorkömmt, weil er von der heutigen Art, deutsch zu reden, abweichet. Allein davon wollen wir bey andern Gelegenheiten handeln. Die juristische, so wie sie in Canzelleyen und vor Gerichte üblich ist, wird zwar eine Rede schlecht zieren: Doch pflegt sie oft in Hofreden und einigen besondern Fällen noch statt zu finden; mehr, weil ihre Verfasser keine bessere in ihrer Gewalt haben, als weil sie unentbehrlich wäre. Daher geht sie uns denn hier nicht viel an. Was die poetische und satyrische insonderheit betrifft: So gehören sie gar nicht für uns, und können also leichtlich übergangen werden.



Das

Das XVII. Hauptstücke.

Vom guten Vortrage einer Rede überhaupt und im Absehen auf die Aussprache insbesondre.

§. I.

Wir sind mit allem demjenigen fertig, was zur Erfindung, Einrichtung und Ausarbeitung einer Rede überhaupt gehörig ist: Und nichts ist übrig, als der gute Vortrag. Daß derselbe einem Redner höchstnöthig sey, das ist sehr leicht zu begreifen. Die schönste Rede auf dem Papiere thut bey dem Zuhörer keine Wirkung, und befördert die Absicht des Redners noch gar nicht, wenn sie nicht recht vorgetragen wird. Die Erfahrung lehrt es ja täglich, wie verdrüßlich gewisse Leute anzuhören sind, ob sie gleich lauter vernünftige Sachen vorbringen; und wie gerne man andern aufmerksam zuhöret, ob sie gleich nichts sonderliches sagen. Das Gesicht und Gehör hat viel Eindruck in die Gemüther der Menschen. Wer beydes gewinnen kann, der hat auch bey der Vernunft selbst fast alles gewonnen. Das haben die alten griechischen Redner beyzeiten wahrgenommen, und zu ihrem Vortheile zu brauchen gewußt. Demosthenes ward von dem ganzen atheniensischen Volke ausgelachet, als er sich unterstund auf öffentlichem Markte zu reden; ehe er noch auf seinen äußerlichen Vortrag Fleiß gewandt hatte. Daher begab er sich, auf den Rath eines guten Freundes, in die Unterweisung dreyer geschickter Comödianten, des Andronicus, Neoptolemus, und Satyrus, welche rechte Meister in der guten Aussprache und Vorstellungskunst waren. Von diesen lernte er die Kunst, seinen an sich guten und gewaltigen Reden, durch den guten Vortrag, den rechten Nachdruck und das nöthige Gewichte

zu geben. Es war also kein Wunder, daß er nachmals auf die Frage, welches das wichtigste Stücke der Beredsamkeit wäre, dreymal nacheinander die Antwort gab: Ὑποκρισις! der äußerliche Vortrag! Auch Cicero sagt an einem Orte actionem ubique dominari in oratione. *

§. II.

Ein Redner darf also gewiß in diesem Stücke seiner Pflicht nicht saumselig seyn; sondern er muß mit gleichem Fleiße darauf denken, wie er seine Rede wohl halten, als wie er sie wohl ausarbeiten wolle. Mit dem bloßen Naturelle, darauf man es gemeiniglich allein ankommen läßt, ist es gewiß nicht ausgerichtet. Es thut zwar bey einigen viel, allein es muß auch durch Regeln geleitet, und durch die Nachahmung guter Muster gebessert werden. ** Cicero, ob er wohl von Natur eine besondre Geschicklichkeit dazu gehabt, auch in seiner Jugend in Rom die besten Muster, als z. E. den Hortensius fleißig gehöret hatte: So hat er doch nicht unterlassen, auf seinen Reisen durch Griechenland und Asien die größesten Redner zu hören, sich unter ihrer Aufsicht zu üben, und durch ihre Regeln und Anmerkungen seinen Vortrag zu bessern. Er merket selbst an, daß er in den ersten öffentlichen Reden, die er vor seiner Reise, in Rom gehalten, noch viele Fehler in der Stimme, Aussprache und Heftigkeit des

* Und Quintilian im 3 Cap. des XI Buchs schreibt: Habet autem res ipsa (pronuntiatio) miram quandam in orationibus vim ac potestatem. Neque enim tam refert, qualia sint, quae intra nosmetipsos composuimus, quam quomodo efferantur: nam ita quisque, vt audit, mouetur. Quare neque probatio vlla, quae modo venit ab oratore, tam firma est, vt non perdat vires suas, nisi adiuuetur asseueratione dicentis. Affectus omnes languescant necesse est, nisi voce, vultu, totius prope habitu corporis, inardescant.

** Verum illa persuasione sua fruantur, qui hominibus, vt sint Oratores, satis putant nasci: nostro labori dent veniam, qui nihil credimus esse perfectum, nisi vbi natura cura iuuetur. Quint. l. c.

des Vortrages an sich gehabt, die er aber in der Fremde ganz abgeleget hat. Solch einem Muster nun zu folgen darf sich niemand schämen. Der natürlichen Fehler giebt es überaus viele, und der angewöhnten noch mehrere, die man selbst an sich so gut nicht wahrnehmen kann, als ein andrer. In Ermangelung dessen aber mache man sich nur folgende Regeln bekannt, die einen zum wenigsten aufmerksamer auf sich selbst machen werden, als man insgemein zu seyn pflegt. Der erste Theil derselben betrifft die Aussprache; der andre wird von den Bewegungen des Leibes handeln, die ein Redner geschickt brauchen muß: Beyde werden unter dem guten Vortrage begriffen. Man lese hier auch Quintilians ganzes XI Buch, und die beyden oben gerühmten französischen Tractätchen nach, De l'Action d'un Orateur, und Methode nouvelle pour bien animer un discours.

§. III.

Fürs erste muß sich ein angehender Redner prüfen, ob er von Natur eine laute, klare und reine Stimme habe. Wer damit nicht versehen ist, dem fehlet schon sehr viel. Ein rauher, dumpfigter Hals, oder eine gar zu grobe Stimme, die mehr rasselt, als redet, ist sehr unangenehm. Wie denn auch eine gar zu helle Kehle, die mehr schreyet, als spricht, verdrüßlich ist. Doch ist es so ganz unmöglich nicht, seine natürliche Ungeschicklichkeit ein wenig zu bessern, und dadurch seine Sprache, wo nicht angenehm, doch etwas erträglicher zu machen. * Fürs andre sehe man, ob man eine deutliche und vollkommen reine Aussprache habe. Das Lispeln, Stammeln und Poltern in der Rede ist ein großer Uebelstand. Sonderlich aber ist es ärgerlich, wenn ein Redner das R nicht sprechen kann; sondern es entweder herausgurgeln, oder mit den Lippen herschnattern muß. Solche Leute thäten besser, daß sie entweder gar nicht öffentlich redeten; oder sich doch mit dem Demosthenes die Mühe nehmen möchten, erst-

lich

* Nam ad vocem obtinendam nihil est vtilius, quam crebra mutatio: nihil perniciosius, quam effusa sine intermissione contentio. Cic. de Orat, L. III. c. LX.

lich das R aussprechen zu lernen. Zum dritten muß ein guter Redner auch eine starke Lunge und einen langen Athem haben. Ohne diesen würde es ihm viemal an Kräften fehlen, seinen Worten den rechten Nachdruck zu geben, und in Erregung der Affecten manchen langen Satz mit dem gehörigen Feuer auszusprechen.* Wer nun diese Gabe nicht in hohem Grade empfangen hat, der kann sie zwar, durch die Uebung, noch in etwas erlangen; doch wird er niemals große Wunder thun, und gleichwohl in Gefahr stehen, zuweilen Blut auszuwerfen.

§. IV.

Wenn es nun mit diesem natürlichen Geschicke seine gute Richtigkeit hat: So ist die Hauptregel der guten Aussprache diese: Man befleißige sich auf eine angenehme Mannigfaltigkeit in der Stimme und Sprache. Nichts ist so ekelhaft, als eine beständige Einförmigkeit in der Rede. Wer immer in einem Tone, immer gleich geschwinde, oder gleich langsam, oder endlich, immer in einer Melodie redet; der macht seine Zuhörer entweder bald schläfrig, oder doch überdrüßig. Bloß die Abwechselung des Tones in Sylben und Wörtern, des lauten und leisen, des geschwinden und langsamen Vortrages, u. dergl. muß diesen Ekel der Zuhörer verhüten und vertreiben. Unsere Sprache muß eine Art von Musik in sich haben: Wie sich denn auch die musikalischen Regeln der Alten bis auf die Rede erstrecket haben. Wer nun weis, was es den Ohren für einen Verdruß erwecket, lauter eintonige Leyern, oder auch lauter gleichlange Noten, oder doch eine gar zu oftmals wiederholte Gesangweise zu hören: Der wird wissen, was ich haben will. Und in der That lehrt uns die Natur unsere Rede sehr verändern, wenn wir ihr nur den Zügel schießen lassen. Die ungelehrtesten Leute könnten hier oft den Rednern Muster geben. Nachdem die Sachen, die Umstände, die Affecten und die Personen sind,

davon,

* Exercendus autem est (Spiritus) vt sit quam longissimus: quod Demosthenes vt efficeret, scandens in aduersum, continuabat quam posset plurimos versus. Quint. l. c.

davon, darinn, und mit welchen sie sprechen: Nachdem ist auch der Klang ihrer Sprache unterschieden.* Diese hergegen haben in öffentlichen Reden die Natur ganz fahren lassen, und sich dagegen eine Art der Aussprache angewöhnet, die das geschickteste Mittel ist, seine Zuhörer in einen süßen Schlummer zu bringen. Man hüte sich daher, so viel als möglich ist, vor diesem Fehler, sonst wird man niemals etwas mittelmäßiges mit seinen Reden ausrichten.**

§. V.

Es muß aber anfänglich die Rede, nach Verschiedenheit ihrer Theile, auch eine verschiedene Aussprache haben. Der Eingang muß mit einer sanften und mäßigen Stimme, mit einer gewissen Langsamkeit und Gelassenheit vorgebracht werden. Denn theils muß ein Redner darinnen noch gegen seine Zuhörer eine Ehrerbiethigkeit bezeigen; theils aber muß er auch seine Stimme aufs folgende noch sparen. Der Hauptsatz muß schon etwas lauter und erhabner ausgesprochen werden: Damit die Zuhörer ihn nicht überhören können. Die Erklärungen erfordern zwar eine deutliche und langsame, aber noch keine heftige und starke Stimme. Die Beweise müssen allererst recht männlich, munter und nachdrücklich vorgetragen werden. Die Sprache des Redners muß es zeigen, daß er selbst von der Wahrheit seines Satzes eingenommen ist, und daß er also eine gute Sache hat. Die Einwürfe muß man gleichsam mit einer fremden, die Beantwortungen derselben aber mit einer sehr lebhaften, gesetzten, auch wohl gar hitzigen Aussprache erheben. Die Erregung der Affecten endlich erfordert die allerstärkste, allerheftigste und mannigfaltigste Aussprache, die ein Redner nur in seiner

Ge-

* Vitemus igitur illam, quae graece μονοτονια vocatur, vna quaedam spiritus ac soni intensio. Quint. l. c.

** Quid ad aures nostras & actionis suauitatem, quid est vicissitudine & varietate & commutatione aptius? vid. Cic. de Orat. L. III c. 60.

Gewalt hat. Kurz, hier muß er alle Leidenschaften selbst annehmen, die er erwecken will.*

§. VI.

Ueberhaupt muß ein Redner gegen das Ende seiner Arbeit immer freyer und muthiger werden: Theils weil er nunmehr mit seinen Zuhörern immer bekannter geworden; theils weil er dadurch eine Zuversicht, auf seine wohlausgeführte Sache, zu verstehen geben kann. Zwar was die Wiederholung der angewandten Beweisgründe betrifft; so darf dieselbe nicht eben viel anders, als oben von der Distributione gesagt worden, ausgesprochen werden. Wenn man sie deutlich und laut genug ausspricht: So hat man alles gethan, was nöthig ist. Aber wenn der Beschluß pathetisch ist, so muß freylich die Sprache den Ton, und die Erhebung der Stimme bekommen, die der Affect an sich haben würde. Z. E. Mayer beschließt seine Mordpredigten so. Die erste zwar endigt sich mit diesen Worten:

> Ach! meine Söhne! ach meine erwünschten Söhne! höret mich, um der blutigen Wunden Christi willen! Höret mich, daß euch Gott wieder höre! Amen.



Die andre aber dergestalt:

> Das unschuldige Blut warnet euch, Trunkenheit stürze in Blutvergießen: Ja die gefangenen Mörder lassen euch durch mich bitten, aus ihrem unglücklichen Exempel klug zu werden. Sie hätten es auch nicht geglaubet, daß es ein solch Ende mit ihrer Trunkenheit nehmen würde. O wenn sie an eurer statt seyn sollten! Wollet ihr denn noch nicht folgen? Wollet ihr noch nicht hören? Wollet ihr euch noch nicht bessern? Ach!

* Summa enim, quantum ego quidem sentio, (schreibt hiervon Qvintilian L. VI. c. 2.) circa mouendos affectus, in hoc posita est, vt moueamur ipsi. - - - Quare in iis, quae verisimilia esse volemus, simus ipsi similes eorum, qui vere patiuntur, affectibus; & a tali animo proficiscatur oratio, qualem facere iudicem (auditorem) volet. An ille dolebit, qui audiet me, cum hoc dicam, non dolentem? Irascetur, si nihil ipse, qui in iram concitat, idque exigit, simile patietur? Siccis agenti oculis lacrimas dabit? Fieri non potest!

Wer sieht es nun da nicht von sich selbst, daß ein solcher Beschluß mit der allerkläglichsten und beweglichsten Stimme ausgesprochen werden müsse? Wäre endlich der Beschluß entweder nur eine Empfehlung seiner eigenen Person, oder eine höfliche Schmeicheley gegen die Zuhörer, oder eine Versicherung von seiner Redlichkeit, wie wir oben auf der 191 und 192 Seite dergleichen Exempel angeführet haben: So muß ein Redner im ersten Falle einen sehr bescheidenen, im andern einen leutseligen und sanften, im dritten aber einen ernsthaften und nachdrücklichen Ton der Sprache anzunehmen wissen.

§. VII.

Ferner muß ein guter Redner seine Aussprache in einer Rede, nach Verschiedenheit der Sachen, zu verändern und abzuwechseln wissen. Die Natur lehret dieses selbst, wenn man nur auf die Muster geschickter Leute Acht haben will.* Nun sind die Sachen, davon ein Redner handeln kann, entweder Werke Gottes in der Natur; oder Handlungen und Werke der Menschen, oder allerley Begebenheiten, die auf das Glück ankommen. Bey der ersten Classe kommen theils schöne und angenehme, theils große und wunderbare, theils schreckliche und fürchterliche Dinge vor: Und da ist nichts natürlicher, als daß auch ein Redner, von der ersten Art mit einer sanften und anmuthigen; von der andern mit einer erhabenen und prächtigen, von der dritten Art aber, mit einer rauhen und ängstlichen Stimme spreche. Bey der andern Hauptclasse begreift man abermals leicht, daß die Handlungen der Menschen, theils gut und tugendhaft, theils böse oder lasterhaft, theils aber sehr groß und kunstreich sind. Was ist nun auch hier billiger, als von der ersten Art mit einer vergnügten und gutheißenden, von der andern mit einer zürnenden und verwerfenden, von der dritten Art aber entweder mit einer bewundernden und erstaunenden; oder wenn man sie verachten und tadeln will, mit einer höhnischen und spöttischen Stim-

* Illud vero maximum, quod secundum rationem rerum, de quibus dicimus, animorumque habitus, conformanda vox est, ne ab oratione discordet. Quint. L. XI. c. 3.

Stimme zu reden. Endlich sieht man auch gleich, daß man von Glücksfällen, die einem, der ihrer würdig ist, begegnen, mit einer freudigen und muntern Sprache; von solchen aber, die einen Unwürdigen betreffen, mit einem bewundernden Tone reden müsse. Von Unglücksfällen ebenfalls muß man anders sprechen, wenn sie einem Tugendhaften begegnen, der sie nicht verdienet hat; als wenn sie einem Lasterhaften zu Theil werden, welcher ihrer wohl würdig ist.

§. VIII.

Wir kommen auf die Affecten, und auch davon ist es höchstvernünftig und naturmäßig, sie alle miteinander in einer verschiedenen Stimme auszudrücken.* Kann man es doch an Leuten, deren Sprache man nicht versteht, aus dem bloßen Tone ihrer Rede, wahrnehmen, in was für einer Leidenschaft sie stehen. Eben dieser Kunst muß sich ein Redner auch befleißigen: Und dieses wird um desto eher angehen, wenn er erstlich selbst die Gemüthsbewegungen in sich fühlet, die er erregen will.** Es ist also zuförderst nöthig, daß er die Liebe mit seiner Stimme und Aussprache recht abzubilden und auszudrücken wisse. Diese ist nun eine in verschiedenen Fällen sehr verschiedene Gemüthsbeschaffenheit. Bald ist sie ganz sanft und gelinde; bald heftig und hitzig; bald etwas traurig und mitleidig; bald lustig und munter; nachdem die Umstände sind, darinn sich das Geliebte befindet. Die letzten Arten, wie ein jeder leicht sieht, sind mit andern Leidenschaften vermischt: Daher wollen wir hier keine Regeln davon geben. Die erste aber, wo die Liebe allein herrscht, zu erläutern, merke man, daß man eine sanfte, gelassene und nach Gelegenheit freymüthige und muntre Stimme dabey brauchen muß. Zur Probe mag folgende Stelle aus der Rede für den Archias dienen.

* Omnis enim motus animi, suum quendam a natura habet vultum, & sonum, & gestum. Quint. l. c.

** Actio, quae per se motum animi fert, omnes mouet: iisdem enim omnium animi motibus concitantur, & eos iisdem notis in aliis agnoscunt, & in se ipsi indicant. Cic. de Or. L. III. c. 59.

Wer ist unter uns von so unempfindlichem und bäuerischem Gemüthe, daß er neulich durch den Tod des Comödianten Roscius nicht wäre gerühret worden; der, ob er gleich ein Greis war, dennoch, wegen seiner herrlichen und beliebten Geschicklichkeit, von rechtswegen gar nicht hätte sterben sollen. Hatte sich nun dieser, durch die Bewegungen des Leibes, bey uns allen so viel Liebe erworben: Wie wollen wir denn die unbegreifliche Geschwindigkeit des Verstandes und die Hurtigkeit aufgeräumter Köpfe verschmähen? Wie oft habe ich nicht, ihr Richter, gesehen, daß Archias, ohne einen Buchstaben aufzuschreiben, eine Menge der schönsten Verse, von allerley vorfallenden Sachen aus dem Stegreife hergesagt? Wie oft hat er nicht, wenn er darinn gestöret worden, wiederum von eben den Materien, doch mit ganz andern Worten und Versen gedichtet? Wenn er sich aber Zeit nahm, mit Fleiß und bey guter Muße zu dichten: So hat er solchen Beyfall dadurch erhalten, daß er fast den alten Scribenten gleich geschätzet worden. Sollte ich nun denselben nicht lieben? Sollte ich ihn nicht bewundern? Sollte ich ihn nicht auf alle mögliche Weise zu vertheidigen suchen?

§. IX.

Der Haß muß mit einer rauhen und verdrüßlichen Stimme ausgesprochen werden. Ja auch wenn man andre zum Hasse bewegen will, muß man, mit einem störrigen und heftigen Tone der Sprache, den Widerwillen seiner Zuhörer zu erwecken wissen. Denn so reden Leute, die wider einen andern wirklich aufgebracht sind. Zum Exempel kann auf der 203. S. das Stücke aus der Rede für den Ligar dienen.

Der Zorn ist noch weit hitziger und gewaltsamer in seinen Bewegungen.* Folglich muß auch die Aussprache eines Zornigen weit geschwinder, und sein Zorn weit erhabener und schreyender seyn. Die Stimme muß sich plötzlich verändern und oft abwechseln. Ein Wort muß kaum vor dem andern Raum haben. Ein Exempel sehe man oben auf der 204 S. im II Theile aus dem Demosthenes; noch bessere aber kann man in der Isten catilinarischen, und II philippischen Rede Cicerons finden.

Das

* Aliud enim vocis genus iracundia sibi sumat; acutum, incitatum, crebro incidens. Cic. l. c.

Das Mitleiden entspringet aus der Liebe, und aus der Traurigkeit: Folglich muß auch der Ton der Stimme sanft und gelinde, doch dabey kläglich und bebend seyn; die Sprache aber muß langsam und gar nicht heftig seyn. Man muß sich selbst nur beobachten, wenn man wirklich diese Leidenschaft empfindet; oder auf andere Acht haben. Ein Muster zur Uebung steht oben auf der 200 S. ja fast die ganze Rede für den Ligar kann dazu dienen.

Die Freude ist eine starke Bewegung der Seelen, die mit vielen Wallungen des Geblütes verbunden ist. Daher muß die Stimme auch stark, etwas geschwinde, und ziemlich erhaben seyn; die Abwechselung des Tones aber muß etwas triumphirendes in sich halten. Die Munterkeit und Lebhaftigkeit muß in allen Sylben herrschen. Ein Beyspiel steht schon auf der 207 u. f. S. wiewohl auch einige andere Affecten darinn vorkommen.

§. X.

Die Traurigkeit ist sehr matt und schläfrig; das Herz klopfet langsamer, und der ganze Leib wird gleichsam halb ohnmächtig. * Daher muß auch die Sprache eines Traurigen gedämpfet, matt und gezogen seyn. Alle Wörter wird ein Betrübter ausdehnen, seine Sätze wird er mit vielen Seufzern unterbrechen, und oft wohl gar mitten in einem Worte gleichsam ersticken wollen. Man sehe ein Exempel hiervon oben auf der 209 u. f. S.

Die Furcht läßt sich gleichfals durch die Sprache sehr wohl ausdrücken.** Sie hat eine bebende, zitternde, aber dabey schwache Stimme. Sie holt oft Athem, weil er ihr gemeiniglich entgeht. Weil ihr aller Muth entfallen ist, so fällt ihr auch die Stimme, so daß man sie oft nicht recht vernehmen oder hören kann. Doch kann es wohl kommen, daß ein Furchtsamer auch unverhofft einmal die Stimme erhebt, und dadurch destomehr die Heftigkeit seiner Leidenschaft anzeiget. Man sehe oben auf der 211 S.

* Aliud miseratio & moeror; flexibile, plenum, interruptum, flebili voce:

** Aliud metus demissum & haesitans & abiectum. Idem ibid.

Die Hoffnung, nebst den übrigen Affecten unterscheiden sich zwar auch durch einen eigenen Ton der Sprache und Stimme. Doch weil es uns theils an Wörtern fehlt, dieselben recht zu beschreiben; und es doch mehr auf die mündliche Anweisung hierbey ankömmt, als auf Regeln: So wollen wir uns hierbey nicht länger aufhalten; sondern lieber durch Muster und mündliche Aussprache der oben im IX Hauptst. auf der 113 u. f. S. angeführten Exempel, als durch weitläuftige Lehren, unsre Meynung davon entdecken.

§. XI.

Endlich sind die Figuren auch dergleichen Stücke, die ein Redner mit besonderer Abwechselung der Stimme muß auszusprechen wissen. Die Affecten erfordern solches unfehlbar, und wer jene recht ausdrücken will, der muß nothwendig auch diese gehöriger maßen zu beleben geschickt seyn. Nun haben wir oben im XIV Hauptstücke erstlich von den Figuren in Wörtern gehandelt. Unter diesen sind einige sonderlich so beschaffen, daß man ihren Nachdruck mit der Stimme erheben kann. Dahin gehört denn I. Anaphora. Hier muß man den ähnlichen Anfang aller Sätze mit einer lautern und deutlichern Stimme hören lassen, als das übrige, wie z. E. auf der 306 S. das Wörtlein Siehe. Eben so ist es II. mit der Epiphora; denn auch hier muß das letzte Wort allezeit mit einer erhabenen Stimme gesprochen werden. Z. E. das Wort Geld am angezogenen Orte. Die Epizeuxis hat III. die Art, daß das zweymal nach einander wiederholte Wort zum andern mal weit stärker ausgesprochen werden muß, z. E. siehe die 307 S. Eben so ist es zum IV. mit der Anadiplosi. Denn das im Anfange des neuen Satzes wiederholte letzte Wort des vorhergehenden muß auch weit stärker gehöret werden, als es zum erstenmal gehöret wurde. Exempel siehe eben daselbst. Nicht viel anders ist es V. mit der Epanalepsi. Denn zuletzt muß sich das Wiederholte weit mehr erheben, als im Anfange. Endlich mag VI. noch die Gradatio kommen. Diese muß in der Stimme eben so steigen oder fallen, als die Sache selbst. Siehe das Exempel auf der 308 Seite.

§. XII.

Die Figuren in ganzen Sätzen können und müssen gleichfalls durch die gute Aussprache verstärket werden. Wir wollen hier eben der Ordnung folgen, die wir oben beobachtet haben, und uns eben der Exempel bedienen; ohne sie nochmals hieher zu setzen.

Occupatio hält Worte eines Gegners in sich, die man beantwortet. Folglich muß der Redner in dem Einwurfe eine ganz andre Stimme annehmen, als er in den vorhergehenden Worten gebraucht hat: In der Antwort aber muß er wiederum mit seiner eigenen, und zwar etwas erhobenen und lauten Stimme, sprechen; damit man um desto besser seinen Ernst daraus sehen möge. Siehe die 308 S.

Concessio. Hier muß dasjenige, was sie einräumet, mit einer sanften und nachgebenden Stimme ausgesprochen werden. Was aber darauf folget, das bekömmt einen desto muthigern Ton; doch nachdem die Sache selbst, oder der Affect es erfordert. Denn es ist natürlich, daß derjenige, der seinem Gegner etwas einräumet, ihm sanftmüthig begegnen muß. S. ebend.

Confessio. Hiermit verhält sichs fast eben so. Doch muß auch hier die Leidenschaft, und die Beschaffenheit der Sache in dem Zusammenhange, betrachtet werden. S. ebend.

Communicatio. Dieses ist auch noch eine von den sanften Figuren, die mit einer gelassenen sanftmüthigen Art vorgetragen werden. Doch ist es ein anders, wenn man sie mit ruhigem Geiste, oder mit heftiger Gemüthsbewegung brauchet. Denn hier kann sie auch hitziger lauten. Siehe die 309 S.

§. XIII.

Distributio. Wer viele Theile einer weitläuftigen Sache recht lebhaft vor Augen stellen will, der muß auch bey dem Anfange jedes Theiles die Stimme gewisser maßen erheben, oder verändern; damit es der Zuhörer auch daran wahrnehme, wie vielerley er zu beobachten habe. Siehe ebend.

Descriptio. Diese Figur wird fast eben so ausgesprochen, als die vorige; nur daß sie ein wenig langsamer und gelassener fortläuft, als die vorhergehende, wo die Geschwindigkeit oft zu einer Tugend wird. Siehe ebend.

Antitheton. Wo man widrige Dinge mit einander vergleicht, und gegen einander setzt, da ist es billig, daß man auch die Stimme ganz widerwärtig hören lasse, und mit einander abwechsele. Siehe die 310. S.

Praeteritio. Wer etwas übergehen will, der muß es auch mit einer etwas gelassenern Stimme sagen, als ob er es ausführlich beyzubringen gesonnen wäre. Siehe ebend.

Incrementum. Hiervon ist schon oben unter den Wortfiguren Meldung geschehen. Denn die Stimme muß in beyden Fällen, eben sowohl als die Sachen, steigen. Siehe die 311 S.

Correctio. Wenn man das bereits gesagte wiederruft, so muß man die natürliche Verwirrung eines Menschen, der sich in der That verredet hat, aufs genaueste nachahmen, und die Verbesserung viel lauter aussprechen, als das vorige. S. ebend.

§. XIV.

Interrogatio. Diese steht unter den heftigen Figuren oben an. Sie kömmt auch gemeiniglich aus einem sehr unruhigen Gemüthe her: Daher muß sie denn recht lebhaft und munter ausgesprochen werden. Die Natur lehrt es jeden schon, wie man den Ton in einer Frage auf gewisse Sylben mehr, als auf andere leget. Dieser folge man. Siehe ebend.

Apostrophe. Weil sich diese Figur bald an abwesende, bald an todte, bald an leblose Dinge richtet: So muß man sie auch mit einem sehr lauten und starken Tone der Stimme aussprechen; als ob man wollte, daß es auch von diesen entlegenen und verstorbenen Personen, oder auch von Tauben verstanden werden sollte. Siehe die 312 S.

Exclamatio. Hier giebt es der Name schon, daß man die Stimme so sehr, als es möglich ist, erheben müsse. Zu dem Ende muß sich denn ein Redner vorsehen, daß er sich kurz vor einem Ausruffe nicht zu sehr angreife. Vielmehr muß er mit Fleiß die Stimme etwas sinken lassen, um das folgende desto mehr zu erheben. Siehe ebend.

Admiratio. Wenn man etwas bewundert, so pflegt man eine zwar etwas männliche, und von dem vorhergehenden unterschiedene, aber doch nicht gar zu laute Stimme anzunehmen.

Doch es wäre ein anders, wenn man auch zugleich einen Ausruff dabey thäte. Siehe ebend.

Parrhesia. Diese Figur erfordert eine sehr starke Stimme. Denn die Kühnheit, die in der Sache selbst ist, muß sich auch durch die Aussprache mit zu erkennen geben. Es würde sehr wunderlich klingen, wenn man sie behend und blöde aussprechen wollte. Siehe ebend.

Iusiurandum. Am allerheftigsten und lautesten muß aber diese Figur sich hören lassen: Denn da ein Redner den Eid nicht eher brauchen darf, als bis er ihm gleichsam durch die höchste Noth abgedrungen worden: So muß man es auch an seiner Sprache hören, daß ihm rechte Gewalt geschehen sey. Siehe die 313 Seite.

§. XV.

Es folgen nunmehro noch Votum, ein Wunsch oder ein brünstiges Verlangen. Dieses muß nun mit einer sehnlichen und etwas angestrengten Stimme vorgebracht werden, damit es dem Zuhörer in die Ohren falle, daß es dem Redner ein Ernst damit ist. Siehe die 313 S.

Epimone. Diese Figur vermenget fast alle Figuren, und darum wird auch die Aussprache so feurig seyn müssen, als jede ins besondere es erfordert. Hierbey kann der Redner ein Meisterstück machen. Siehe die 313 S.

Cumulus. Die Menge der Dinge, die hier zusammen gehäufet werden, erfordert fast eben die Aussprache, die wir oben bey der Distribution angerathen haben. Denn die Stimme muß alle Glieder der Rede deutlich anzeigen. Siehe die 314 S.

Sermocinatio. Hier werden Todte redend eingeführet, und darinn muß ein Redner ihre Worte mit einer ganz andern Stimme aussprechen, als seine eigene Reden. Ja sie muß auch, nach dem Inhalte derselben, kläglich oder munter seyn. Siehe ebend.

Prosopopoeia. Wer leblose Dinge zu Personen macht, der muß fürwahr halb außer sich seyn. Daher muß hier ein Redner gewiß überaus heftig reden; damit er nicht durch seine Kaltsinnigkeit lächerlich werde, solche Verwegenheit zu begehen. S. die 315 S.

Dialogismus. Weil hier gleichsam zwo Personen miteinander sprechen, und Worte wechseln: So muß ein Redner auch zweyerley Stimmen hören lassen; die eine in seinem Namen, die andere im Namen seines Gegners. Siehe die 315 S.

Endlich kömmt Aposiopesis. Weil sich der Redner hier selber ins Wort fällt, und in seiner Rede abbricht: So muß er auch die Stimme plötzlich sinken lassen; als ob er sich anders bedacht hätte. Zu dem Ende ist es auch gut, kurz vorher die Stimme stark zu erheben: Damit der Abfall desto besser ins Ohr falle. Siehe ebend.

§. XVI.

Nächst den Figuren muß ein Redner auch gewisse Wörter mit dem verschiedenen Tone seiner Aussprache vor andern zu erheben wissen. Fürs erste müssen die selbständigen Nennwörter mehr als die andern alle gehöret werden. Denn diese bedeuten die Hauptsachen, davon die Rede ist. Hernach müssen auch gewisse Beywörter und Nebenwörter durch einen stärkern Laut unterschieden werden, wenn etwas auf sie ankömmt. Auch die Zeitwörter sind zuweilen sehr nachdrücklich durch ihre Bedeutung, daher muß man sie denn nicht nachläßig aussprechen. Z. E. Du schlägest sie, aber rc. Selbst die Fürwörter bekommen zuweilen einen Nachdruck, den sie sonst nicht haben. Als z. E. die Rache ist mein; ich will rc. Kurz zu sagen, alle Wörter, auf die ein besonderer Nachdruck in der Sache selbst ankömmt, müssen auch stärker ausgesprochen werden. Hernach müssen Wörter von angenehmer lieblicher Bedeutung auch einen sanften und zarten Laut bekommen; häßliche und schreckliche aber mit einem rauhen und fürchterlichen Halse ausgesprochen werden. Prächtige Wörter endlich, erhabene Redensarten, und die Namen großer Leute, berühmter Städte u. d. g. müssen auch mit einem solchen Tone vorgebracht werden, der ihnen eine Hochachtung zuwege bringen, oder zum wenigsten zeigen kann, daß der Redner selbst sie in besondern Ehren halte: Es wäre denn, daß er sie lächerlich zu machen, oder zu verspotten willens wäre.

§. XVII.

§. XVII.

Zuletzt ist es nöthig, überhaupt zu erinnern, daß die Klugheit im Umgange es einen jeden Redner schon selbst lehren wird, vor was für Zuhörern, oder in was für Reden sich diese oder jene Art der Aussprache wird brauchen lassen? * In Gegenwart großer Herren schicket sichs nicht, daß man mit vollem Halse und aus allen Kräften seine Stimme hören läßt: Man müßte sie denn durch die vorhergehenden Betrachtungen schon so sehr eingenommen haben, daß sie es gegen das Ende der Rede gleichsam vergessen hätten, daß sie Könige und Fürsten wären, gegen die man sich einer größern Bescheidenheit bedienen müßte. In Trauerreden muß durchgehends ein gewisser trauriger Ton, und eine sehr langsame Aussprache herrschen, wenn man nicht alles verderben will. In Lobreden lebendiger Personen muß ein gewisser prächtiger Klang der Stimme, und in scherzhaften Hochzeitreden ein muntrer Ton der Sprache herrschen: Es wäre denn, daß man hier, selbst durch eine angenommene strenge Ernsthaftigkeit, die Zuhörer desto gewisser zum Lachen zu bewegen hoffen könnte. Selbst aber, auch in einer lustigen Rede, zu lachen, das würde sich durchaus für keinen Redner schicken. Was der Redner zuerst selbst belachet, das kömmt gemeiniglich den Zuhörern abgeschmackt vor: Oder es vergeht ihnen doch die Lust, dem Redner durch ihr Gelächter den Beyfall zu geben, den er sich schon selbst ertheilet hat. Man thut am allerbesten, wenn man sichs gar nicht merken läßt, daß man etwas Lustiges sagen wolle: Weil es ohnedem ungewiß ist, ob es allen Zuhörern eben so lächerlich vorkommen wird.

* Neque eadem in voce, gestu, incessu, apud principem, senatum, populum, magistratum &c. actione similiter decent. Quintil. l. c.



Das

Das XVIII. Hauptstücke.

Von den guten Stellungen und Bewegungen eines Redners

§. I.

Die Zuhörer eines Redners haben nicht nur Ohren, sondern auch Augen: Daher muß ein Redner nicht nur jene, sondern auch diese zu befriedigen, zu vergnügen und einzunehmen wissen, wenn er seinen Endzweck glücklich erreichen will. * Die Alten nannten diese Geschicklichkeit die stumme Wohlredenheit, oder die Beredsamkeit des Leibes. ** Und es gab Leute unter ihnen, die bloß dadurch, und ohne ein Wort zu sprechen, alle Gedanken und Leidenschaften auf öffentlichen Schaubühnen zu verstehen geben konnten. Von den Comödianten nahmen sich die Redner oftmals Muster: Und Cicero selbst hat dem Aesopus und Roscius auch in der Absicht fleißig zugesehen, daß er ihnen etwas von ihrer vortrefflichen Geschicklichkeit in diesem Stücke ablernen möchte; wie denn auch diese nicht leicht eine von des Cicerons öffentlichen Reden versäumeten, um auch ihm etwas abzulernen. In den neuern Zeiten ist diese Kunst sehr in Verfall gerathen, und in einigen Ländern fast gar aus der Beredsamkeit verbannet worden: Wie sich der englische Zuschauer in diesem Stücke über seine Engeländer beschweret. Hergegen die Italiener treiben dieselbe mit so vielen Ausschweifungen, daß sie einen Ausländer oft zum Lachen zwingen. Nur die Franzosen haben durch Regeln und Exempel gewiesen, wie man das rechte Mittel darinn halten müsse:

Die

* Ideoque Demosthenes, grande intuens speculum, actionem componere solebat. l. c.

** Namque actionem Cicero alias sermonem, alias eloquentiam quandam corporis dicit. Quint. L. XI. c. 3.

Die Deutschen haben zwar hier und da lebhafte Redner aufzuweisen gehabt; darunter gewiß D. Mayer einer der vornehmsten gewesen. Allein viele unter unsern Lehrern der geistlichen und weltlichen Beredsamkeit haben die Lebhaftigkeit gar für einen Fehler ausgegeben, und es allen Anfängern widerrathen, sich derselben zu bedienen.

§. II.

Wir halten indessen, nach dem Gutachten der größten Männer, dafür, daß die Natur es selbst einen jeden, der nur ein etwas lebhaftes Wesen besitzet, lehret, seine Worte, die ihm ein Ernst sind, mit einer anständigen Mine des Gesichts, und Bewegung des Leibes zu begleiten, um ihnen dadurch einen desto größern Nachdruck zu geben. Man sieht es auch aus der Erfahrung, daß solches z. E. auf der Schaubühne in die Gemüther der Zuhörer keinen geringen Eindruck macht.* Warum sollte sich nun ein Redner eines solchen Hülfsmittels muthwillig berauben, seine Rede durchdringend und kräftig zu machen? Er folget also billig seinem Naturelle, und suchet selbiges, so viel ihm möglich ist, aufzuwecken und zu verbessern. Ich rede hier von dem Naturelle, und zwar nicht ohne Grund. Denn die natürlichen Gaben thun auch in diesem Stücke sehr viel. Ein wohlgewachsener Körper, ein wohlgebildetes Antlitz, eine ungezwungene Freyheit in Minen und Geberden sind freylich eine herrliche Sache dabey: Diese aber kann sich niemand geben. Ein Mensch, der wohl aussieht, hat viel Vorzüge, wenn er redet. Ein Wort von ihm gilt mehr, und wird aufmerksamer angehöret, als wenn eine übelgebildete Person zehn andre sagt. Alcibiades ist die schönste Mannsperson seiner Zeit in Athen gewesen: Darum hat er auch das ganze Volk mit seinen Reden zu lenken gewußt. Wer also etwas widriges im Gesichte hat, das sich auch von weitem sehen läßt, der thut



* Documento sunt vel scenici actores, qui & optimis poetarum tantum adiiciunt gratiae, vt nos infinite magis eadem illa audita, quam lecta delectent, & vilissimis etiam non nullis impetrent aures, vt quibus nullus est in bibliothecis locus, sit etiam frequens in theatris. l. c.

thut am besten, daß er sich nicht zur Beredsamkeit wendet. Eben den Rath muß man denen geben, die sonst einen höckerichten oder verstümmelten Körper haben.

§. III.

Zwey Dinge sind indessen noch, die auch eine mittelmäßige Gestalt erträglich, und wohl gar zuweilen angenehm machen. Das erstere ist eine gute Auferziehung im Absehen auf die Stellungen und Bewegungen der Gliedmaßen. Ein Tanzmeister thut in diesem Falle bey jungen Knaben gute Dienste, wenn er sie den Kopf wohl tragen, den Leib gerade halten, und die Füße wohl setzen lehret. Ferner müssen kluge Aeltern fleißig Achtung geben, daß sich Kinder keine seltsame Minen im Gesichte, oder ungeschickte Bewegungen mit den Händen angewöhnen. Alle diese böse Gewohnheiten verunzieren hernach desto mehr, wenn sie an einem Redner öffentlich ins Auge fallen. Das andere Stück ist eine wohlgemachte Kleidung. Es ist nicht zu sagen, was diese bey den Zuhörern für eine vortheilhafte, oder nachtheilige Meynung von einem Redner erwecken kann. Wer mit einer schmutzigen, zerlumpten, oder nur altväterischen Tracht aufgezogen kommen wollte, der würde sich gewiß verächtlich oder lächerlich machen. Wer aber auch gar zu sonderbar in neuen Moden seyn wollte, der würde sich durch seine Eitelkeit die Zuhörer abwendig machen. * Wir wollen hiermit nicht behaupten, daß ein Redner in einem prächtigen Aufzuge erscheinen müsse. Nein, ein ordentliches und reinliches Kleid, eine saubere Wäsche, und ein nach der Sitte ernsthafter Männer eingerichtetes eignes oder falsches Haar ist hier schon genug. Steht aber ein Redner ganz frey, so muß er auch im Absehen auf die Füße sorgfältig seyn, und sich glatter Strümpfe und reiner Schuhe befleißigen. Cicero hat sich dieser äußerlichen Rein-

* Cultus, non est proprius oratori, sed magis in oratore conspicitur. Quare sit, vt in omnibus honestis debet esse, splendidus & virilis. Nam & toga & calceus & capillus tam nimia cura, quam negligentia sunt reprehendenda. Cic. l. c.

Reinlichkeit so sehr beflissen, daß ihm seine Feinde solche oft für einen weibischen Putz angerechnet haben.

§. IV.

Nunmehro ist es Zeit, die Gliedmaßen des Leibes und ihre Bewegungen selbst nach und nach durchzugehen. Das Haupt steht hier billig oben an, und kann theils überhaupt, theils stückweise betrachtet werden. Ordentlicher weise muß ein Redner es gerade und stille halten, so lange er ruhig und gelassen redet: Es wäre denn, daß er zu beyden Seiten auch Zuhörer hätte, die er zuweilen auch eines Anblickes würdigen muß. Wird aber die Rede etwas lebhaft, so lehret uns die Natur, daß man im Bejahen und Verneinen, im Zweifeln und Bewundern, in der Traurigkeit und Freude, seiner Sprache mit der Bewegung des Hauptes allerdings einigen Nachdruck geben kann. Wenn dieses nur allezeit mit einer gewissen ernsthaften und männlichen Art geschieht; so kann es niemand tadeln: Freylich aber muß man das übermäßige Schütteln und Beben des Hauptes, als einen lächerlichen Uebelstand, vermeiden.* Die Stirne muß ein Redner durchaus nicht in Falten und Runzeln ziehen: Es wäre denn, daß er einen großen Verdruß dadurch auszudrücken willens wäre. Die Augen muß ein Redner nicht zumachen, sondern frey und munter zu erhalten suchen: Außer wenn er die Traurigkeit damit auszudrücken denket; als wo er wohl gar Thränen vergießen mag, wenn er kann, und wenn die Gelegenheit der Mühe wehrt ist. Bey einer Verwunderung und im Schrecken kann er sie, mehr als gewöhnlich, aufthun; denn das lehret die Natur. Ordentlich muß er weder Himmel und Erde, noch Wände und Fenster; sondern seine Zuhörer ansehen, mit denen er redet. Nur wenn er große Standespersonen anzureden hätte, so kann er sie wohl, in währender Beugung, bescheiden zur Erde schlagen. Indessen wenn er von Gott, oder vom Himmel redet, oder dieselben gar anredet, so ist es billig, auch die Augen dahin zu

* Actio paullo agitatior & exigitur, & quibusdam partibus conuenit: ita tamen temperanda, ne dum actoris captamus elegantiam, perdamus viri boni & grauis auctoritatem. Quint. L. XI. c. 3.

zu erheben; und im Gegentheile den Fußboden anzusehen, wenn er von der Erde redet, oder den Affect der Schamhaftigkeit ausdrücken will. Hingegen allezeit mit den Augenliedern zu winken, seitwärts zu schielen, oder immer auf eine Stelle zu sehen, das würde ein großer Fehler seyn.

§. V.

Die übrigen Theile des Angesichts sind geschickt, alle Gemüthsbewegungen eines Redners auszudrücken, und dazu muß er dieselben auch brauchen. Das Zusammenziehen der Augenbraunen, das Rümpfen der Nase, und die Züge der Lippen, können dem Gesichte tausendfältige Gestalten geben: Aber man muß sich durchaus nichts von dem allen angewöhnen; sondern alles nur zur rechter Zeit brauchen. Vielweniger wird es gut stehen, wenn ein Redner sich immer die Lippen lecket, darauf beißet, oder gar den Mund beym Ende eines Satzes offen behält. Manche Leute öffnen das Maul schon, ehe sie noch zu reden anfangen; andre sprudeln im Reden, daß man den Speichel um sie herumspritzen sieht; noch andre räuspern sich zu oft, und speyen fast alle Augenblicke aus. Alles dieses steht sehr übel, und muß fleißig vermieden werden. Bey muntern, freudigen oder lustigen Sachen ein freyes und aufgeklärtes Antlitz zu zeigen, das ist billig: Allein immer lustig und halblächelnd auszusehen, das wollte ich keinem rathen. Ein ernsthaftes Gesicht steht einem wackern Redner weit männlicher an, und macht den Zuhörern einen bessern Begriff von seinem gesetzten und rechtschaffenen Gemüthe, als wenn er sich durch eine gar zu lächelnde Mine der Leichtsinnigkeit halber verdächtig machte. Doch wollte ichs eben niemanden rathen, sich ein gar zu finsteres Gesichte anzugewöhnen. Verdrüßliche Leute gewinnen nicht leicht die Herzen ihrer Zuhörer. Man behalte also allezeit eine gewisse freymüthige Mine, wechsele sie auch wohl zuweilen mit einem etwas leutseligern Antlitze ab: Doch so, daß man auch zu rechter Zeit, nämlich bey verdrüßlichen Leidenschaften, einen strengen und fürchterlichen Blick in seiner Gewalt habe.

§. VI.

Die Hände sind nebst den Armen unfehlbar eins der stärksten

Werkzeuge eines Redners. * Doch fallen auch hier mancherley Fehler vor, die er vermeiden muß. ** Die Schultern muß er nicht zucken, wo es nicht ein Mitleiden, oder sonst eine Leidenschaft anzeigen soll. Auf den Ellbogen muß man sich nicht stützen, wenn man gleich auf einer Catheder oder Kanzel redet. Die Hände im Busen oder im Schubsacke zu halten, mit dem Hute zu spielen, oder den Handschuh herum zu schleudern, das steht eben so wenig hübsch, als sich immer an einer Kanzel oder Catheder zu halten, als ob man fallen wollte. Beyde Hände zusammen zu schlagen, auf dem Pulte zu pauken, sich auf die Brust oder Stirne zu schlagen, daß man es hören kann; das läßt marktschreyermäßig. Auch läßt es gezwungen und kindisch, wenn man immer den Zeigefinger an den Daumen hält, oder auf den Fingern der linken Hand etwas abzählet. *** Hingegen darf und soll ein Redner mit den Bewegungen der Hände drohen, bewundern, bitten, ruffen, versprechen, besänftigen und schwören; ja auch übrigens alles, was sich dadurch einigermaßen ausdrücken läßt, vorstellen, es wäre denn etwas unanständiges oder lächerliches. Im Anfange der Rede muß man die Hände noch ganz stille halten, oder doch sehr sanft bewegen, es wäre denn, daß man den Eingang mit einem Affecte anhübe. Die linke Hand muß viel weniger gebraucht werden, als die rechte: Außer wenn man sie beyde zugleich braucht, oder zur Linken etwas in Gegeneinanderhaltung des Rechten zeigen wollte. Ueberhaupt aber muß man die Hand nicht eher regen, als bis man wirklich zu reden angefangen hat; auch die Hand nicht eher sinken lassen, als bis der Satz völlig zum Ende ist.

* Manus vero, sine quibus trunca esset actio, ac debilis, vix dici potest, quot motus habeant, cum pene ipsam verborum copiam persequantur. Nam ceterae partes dicentem adiuuant, hae prope ipsae loquuntur. Quint. l. c.

** Omnes autem hos motus subsequi debet gestus, non hic verba exprimens, scenicus, sed vniuersam rem, et sententiam, non demonstratione sed significatione declarans. Cic. L. III de Or. c. 59.

*** Manus autem minus arguta, digitis subsequens verba, non exprimens; brachium procerius proiectum, quasi quoddam telum orationis. *ibidem.*

§. VII.

Der ganze Leib eines Redners muß zwar mehrentheils fest und gerade stehen: Doch muß er auch zu keiner starren Bildseule werden, sondern dann und wann ein Leben an sich zeigen. Man hüte sich nur immer einerley wankende Perpendickel-Bewegungen zu machen; oder einem Rohre ähnlich zu werden, das der Wind wehet. Den Bauch muß ein Redner nicht ausstrecken: Aber einen Puckel darf er auch nicht machen. Redet er von sich selbst, so kann er zwar die Hand sanft an die Brust legen: Aber es ist auch eben nicht allezeit nöthig. Redet er vom Himmel, oder von himmlischen Dingen, oder thut er einen Eidschwur: So kann er die Hand bis über den Kopf heben, welches ihm sonst nicht erlaubt ist; denn höher als gegen die Augen, müssen sie nicht kommen. Er muß auch dieselben immer im Gesichte behalten, und nicht gar zu weit nach den Seiten damit ausschweifen. In starken Affecten nimmt diese Bewegung durchgehends sehr zu: Aber die Bescheidenheit muß sie auch sehr mäßigen, wenn er vornehme Zuhörer nahe vor sich hat. In großen Versammlungen beweget sich ein Redner allemal stärker, als in kleinen Zimmern. Die Füße endlich müssen auch nicht unbeweglich auf einer Stelle stehen, als ob sie angewachsen wären. Ein Schritt vor oder hinterwärts steht, nach Beschaffenheit der Sache, nicht übel: Wie man denn auch wohl rechts oder links zuweilen einen Fuß fortsetzen darf. Aber auf den Boden zu stampfen, daß man es höret, oder gar zu viel Schritte hin und her zulaufen, das würde gar zu wilde heraus kommen, ob es gleich bey den alten Römern zuweilen geschehen ist. Und so viel mag auch von dem geschickten Vortrage eines Redners genug seyn. Das übrige muß aus der Uebung und Nachahmung guter Muster, wie auch aus mündlichen Urtheilen, gelernet werden.

Ende des ersten Theils.

❁ ❁ ❁

Aus-

Ausführliche Redekunst.

Besondrer Theil.

Einleitung.

§. I.

Nachdem wir nun die Grundsätze und allgemeinen Regeln der Beredsamkeit aus ihren wahren Qvellen hergeleitet haben: So ist nichts mehr übrig, als noch zur Ausübung derselben den Anfängern die nöthige Anleitung zu geben. Die Erfahrung lehret es, daß die beste Theorie vielen noch nicht zulänglich ist, wenn sie selbst etwas ausarbeiten wollen. Sie wissen die allgemeinen Vorschriften in besondern Fällen noch nicht recht anzuwenden, und zweifeln bey dem geringsten Umstande, der in den Grundlehren der Redekunst noch nicht ausdrücklich vorgekommen ist, wie sie sich zu verhalten haben. So bald ihnen eine neue Art von Reden vorfällt, die sie halten sollen: So wissen sie sich nicht zu helfen; bloß weil in ihrer rhetorischen Anweisung nicht namentlich derselben gedacht worden. Diesen schwachen Lehrlingen zu gut, habe ich es für nöthig erachtet, noch einen besondern Theil der Redekunst beyzufügen, der von den Uebungen der Beredsamkeit handeln, und zu den vornehmsten Arten, der unter uns üblichen Reden, eigene Regeln vorschreiben soll. Stärkere Gemüther werden zwar diese Anleitung so sonderlich nicht brauchen. Diese wissen sich schon selbst in allen Fällen das Allgemeine zu Nutze zu machen. Sie richten sich nach den verschiedenen Absichten ihrer vorfallenden Reden, und nach den besondern Umständen der Zeiten, Personen und Oerter, die sich überall ereignen. Doch vielleicht werden sie auch noch eins und das andre hier antreffen, so ihnen in manchem Falle nicht undienlich seyn wird. Zum wenigsten werden sie aus Neugierigkeit auch die folgenden Blätter durchlaufen können, und nachsehen, ob sie nichts für sich darinn finden können.



§. II.

Das erste, was ich hier zu zeigen haben werde, das sind die Uebungen in der Schreibart. Noch ehe man sich selbst unterfängt, öffentliche Reden zu halten, muß man von rechtswegen schon eine fertige Feder haben. Die Fertigkeit aber kömmt aus der Uebung: Und folglich fragt es sich, wie man dieselbe vorzunehmen habe? Hier kommen nun hauptsächlich zweene Arten der Uebungen vor, nämlich das Uebersetzen, und das Nachahmen. Von beyden wollen wir einige Regeln und Exempel geben. Hernach werden wir von allen bey uns gewöhnlichen Arten der Reden nach und nach handeln müssen; und zwar erst von den größern, hernach aber von den kleinern. Zu den ersten gehören die eigentlich so genannten großen Lobreden, auf große Herren, Helden und Staatsleute; imgleichen auf große Gelehrte, auch wohl andre merkwürdige Personen. Darauf folgen die kleinern Trauerreden oder Parentationen, die auch Personen von mittlerm Stande gehalten werden; von denen nicht eben soviel zu sagen ist, als von den obigen. Alsdann kommen die akademischen Reden, und zwar erstlich solche, die von den Lehrern daselbst bey aller Gelegenheit gehalten werden können. Ferner folgen die Uebungsreden der Studirenden, die theils in den eigentlichen Rednerübungen, theils auch öffentlich bey verschiedenen Gelegenheiten vorkommen. Nunmehro kommen die kleinern Reden, die nur nach Art der Chrien abgehandelt werden, und zwar erstlich die Hof- und Staatsreden; ferner die Standreden und Personalien; und endlich die Verlobungs- Trauungs- und Strohkranz-Reden. Von allem diesem haben wir in diesem andern Theile noch zu handeln: Wir werden es auch ohne alle Weitläuftigkeit thun können, nachdem wir uns bereits sattsam dazu vorbereitet haben, so daß wir uns in den meisten Stücken auf das obige werden beziehen können.

❦ ✡ ❦

Das

Das I. Hauptstücke.

Von den Uebersetzungen.

§. 1.

Daß die Uebersetzungen einem künftigen Redner die nützlichste Uebung in der Schreibart abgeben, das haben wir oben schon erinnert. Wollten wir es durch Zeugnisse großer Kenner und Meister in der Kunst darthun, so würde es nicht schwer seyn, aus dem Cicero, Qvintilian und jüngern Plinius die nachdrücklichsten Stellen davon anzuführen. Allein was bedarf es der Weitläuftigkeit? Ein jeder sieht diese Wahrheit leicht ein, wenn er nur ein wenig Acht haben will, was eine Uebersetzung ist. Sie ist eben das, was einem Anfänger in der Malerkunst das Nachzeichnen eines ihm vorgelegten Musters ist. Man weis, daß die Stücke großer Meister, von mittelmäßigen Künstlern oder Anfängern, die gern weiter kommen wollen, gern und fleißig nachgemalet werden. Indem sie nun dieselben nachzeichnen, schattiren und ausmalen, so beobachten sie, mit der größten Scharfsinnigkeit, alle Kunst und Geschicklichkeit des Urhebers, alle Schönheit und Vollkommenheit ihres Vorbildes. Sie machen sich auch in währender Arbeit selbst hundert kleine Regeln; sie merken sich hundert Kunstgriffe und Vortheile an, die nicht ein jeder so gleich weis, und darauf sie von sich selbst nicht gekommen wären. Ja selbst ihre Hand erlanget eine gewisse Fertigkeit, den Pinsel auf eine gewisse Art zu führen. Eben so ist es mit einem Uebersetzer. Wenn er eine gute Schrift vor sich hat, und dieselbe in seine Muttersprache übersetzen will: So giebt er auf alle Worte, Redensarten, Sätze und Glieder der ganzen Rede weit mehr Achtung, als ein bloßer Leser. Er bemerket alle Zierrathe und Schönheiten einer solchen Stelle, die ein andrer übersehen hätte. Er stiehlt, so zu reden, seinem Origi-

nale die Kunst ab, und erwirbt sich unvermerkt eine Fähigkeit und Geschicklichkeit, eben so zu denken, und seine Gedanken eben so auszudrücken, als sein Vorgänger gethan hat.

§. II.

Ist es nun dergestalt rathsam und nützlich, etwas zu übersetzen, so fragt sichs fürs erste: Wenn man anfangen soll, sich dergestalt zu üben? Ich antworte; so bald man eine fremde Sprache, darinn es wohlgeschriebene Bücher giebt, so gut versteht, daß man sich getrauet, etwas daraus deutsch zu geben. Wenn ein Knabe einen lateinischen oder griechischen Schriftsteller nach der in Schulen gewöhnlichen Art erklären kann: So muß man ihn alsbald zum Uebersetzen anhalten. Oder wenn iemand sonst eine heutige Sprache, als irgend die englische, französische oder italienische gelernet hätte, und sich selbst im guten Schreiben üben wollte: So würde er wohl thun, wenn er sich einige gute Stellen aus den besten Büchern wählete, und sich bemühete dieselbige deutsch zu geben. Je zeitiger man diese Uebung anfängt, und je fleißiger man sie fortsetzet: Desto mehr Nutzen wird man davon spüren. Es ist freylich wahr, daß ein Mensch von reifem Verstande weit besser mit dieser Arbeit zurecht kömmt, als ein Schüler oder junger Anfänger. Allein wer es niemals schlecht machen will, der wird es auch niemals gut machen lernen. Das ist aber der Unterschied, daß Leute von unreifem Verstande und von ungeübter Feder allezeit einen Lehrmeister bey sich haben müssen, der ihnen zurecht hilft, ihre Fehler anmerket und ausbessert, auch wohl selbst eine bessere Uebersetzung von seiner Arbeit dargegen hält, und beyder Unterschied seinem Lehrlinge zeiget. Ein Erwachsener aber braucht dieses alles nicht. Er muß sein eigener Richter werden, seine Arbeit selbst prüfen und ausbessern, bis er sie dem Originale so ähnlich gemacht hat, als es nur möglich ist. Denn auch hier gelingt nicht ein jeder erster Versuch: Und eine gute Uebersetzung erfordert oft mehr Fleiß und Geschicklichkeit, als eine eigene Schrift

§. III.

Zum andern fragt sichs, was man denn eigentlich übersetzen solle? Hier setze ich es nun zum Voraus, daß man nicht aus seiner Muttersprache in eine fremde, auch nicht aus einer fremden in eine andre fremde übersetzen solle. Dieses ist nur eine Arbeit für die, welche eine ausländische oder alte Sprache mehr lieben, als ihre eigene; und lieber bey andern Nationen, als bey ihrem eigenen Volke zu Hause gehören wollen. Uns dünkt es allezeit vernünftiger zu seyn, wenn man in seiner Muttersprache schön, und in einer ausländischen nur mittelmäßig, das ist, so schreibet, daß man verstanden werden kann: Als wenn man in einer fremden noch so sorgfältig alle Fehler vermiede, in seiner eigenen aber tausend Schnitzer begienge, und gar nichts zierliches oder anmuthiges zu schreiben im Stande wäre. Folglich wollen wir denn auf die obige so antworten: Man muß sich diejenigen Scribenten aus einem Volke zu seiner Uebung erwählen, die durchgehends für die besten gehalten werden. Die schlechten verdienen es nämlich nicht, daß man sich so viel Mühe ihrentwegen giebt. Man kann auch von ihnen nichts lernen. Der mittelmäßigen aber giebt es auch bey uns eine so große Menge, daß man es nicht nöthig hat, ihre Anzahl durch Uebersetzungen zu vermehren. Da nun aber auch die guten Schriften von verschiedener Gattung sind, indem einige historisch, andre poetisch, oder oratorisch, und noch andre philosophisch sind: So muß zwar ein jeder diejenigen erwählen, die am nächsten zu seiner Absicht gehören. Doch wer ein Redner werden will, der kann die erzählten Scribenten alle gar wohl nutzen: Er wird allerley Gattungen der Schreibart in seinen Arbeiten brauchen: Die natürliche und scharfsinnige so wohl, als die bewegliche und erhabene, müssen ihm geläufig seyn. Daher thut er wohl, daß er sich Stücke von allen diesen Arten erwählet, und seine Feder darinn übet: Wenn er sich nur nicht eine von erwähnten Arten vor der andern gar zu sehr angewöhnet.

§. IV.

Wenn es sich nun ferner fragt: Wie man sich beym Uebersetzen zu verhalten habe: So müssen wir einige Hauptregeln dabey geben. I. Wähle man sich nichts zum Uebersetzen, darinn man entweder der Sache oder doch der Sprache noch nicht gewachsen ist: Denn was man selbst noch nicht versteht, das wird man unmöglich in andern Sprachen recht auszudrücken vermögend seyn. II. Bemühe man sich nicht so wohl alle Worte, als vielmehr den rechten Sinn, und die völlige Meynung eines jeden Satzes, den man übersetzet, wohl auszudrücken. Denn ob gleich die Wörter den Verstand bey sich führen, und ich die Gedanken des Scribenten daraus nehmen muß: So lassen sie sich doch in einer andern Sprache so genau nicht geben, daß man ihnen Fuß vor Fuß folgen könnte. Daher drücke man denn III. alles mit solchen Redensarten aus, die in seiner Sprache nicht fremde klingen, sondern derselben eigenthümlich sind. Eine jede Mundart hat ihre eigene Ausdrückungen, die sich in keiner andern ganz genau geben lassen. Und da muß ein Redner allezeit etwas gleichgültiges an die Stelle zu setzen wissen, was eben den Nachdruck und eben die Schönheit hat, als die Redensart des Originals. Endlich behalte man IV. so viel als möglich ist, alle Figuren, alle verblümte Reden, auch die Abtheilung der Perioden aus dem Orginiale bey. Denn weil diese sonderlich den Character des einen Scribenten von der Schreibart des andern unterscheiden: So muß man auch, in der Uebersetzung noch, einem jeden Schriftsteller seine Art lassen, daran man ihn zu erkennen pflegt. Doch wollte ich es deswegen nicht rathen, auch alle weitläuftige Sätze eines Schriftstellers, die sich oft, ohne die größte Verwirrung, nicht in einem Satze deutsch geben lassen, in einem Stücke beysammen zu lassen; wie Gottschling, im Anfange seiner Uebersetzung des ciceronischen Buches von den Pflichten, gethan hat. Nein, hier kann sich ein Uebersetzer billig die Freyheit nehmen, einen verworrenen Satz in zween, drey oder mehr Theile abzusondern:

dern: Wie Johann Adolph Hofmann in seiner Uebersetzung eben dieses Buches mit Recht gethan hat.

§. V.

Um sich nun zu diesem allen desto geschickter zu machen: So nehme man die Uebersetzungen andrer Gelehrten zur Hand, und vergleiche dieselben mit ihrem Originale. Man gebe auf alles Acht, was wir oben von einem guten Uebersetzer gefordert haben. Man bemerke den Nachdruck des Grundtextes, und sehe, ob der Dollmetscher ihn auch im Deutschen erreichet hat. Man untersuche die Schönheit und Anmuth aller Ausdrückungen, und prüfe jeden Satz der Uebersetzung, ob er auch mehr oder weniger saget, als der Schriftsteller hat sagen wollen; ob er zu kurz oder zu weitläuftig, zu erhaben oder zu niedrig, zu matt oder zu lebhaft, zu dunkel oder zu deutlich gerathen ist; und ob er endlich im Deutschen eben den Wohlklang, und eben die Richtigkeit in der ganzen Wortfügung hat, die man mit recht von jedem Scribenten fordern kann. Durch solche Prüfungen lernt man gewißlich nicht wenig. Man wird selbst viel aufmerksamer in seinen eigenen Arbeiten, und lernt viele Fehler vermeiden, die man sonst nicht einmal wahrgenommen, oder doch nicht für Fehler angesehen hätte. Dieses in einer Probe darzuthun, wollen wir einen Brief aus dem jüngern Plinius hieher setzen, und theils die Uebersetzung des seligen Professors Sartorius aus Danzig, theils diejenige dagegen halten, die in der ersten Auflage der Nachricht von der deutschen Gesellschaft, von dem Herrn Baron von Seckendorf angehänget ist. Es ist der neunte aus dem siebenten Buche; darinn eben Plinius von der Nutzbarkeit des Uebersetzens gehandelt hat.

EPIST.

EPIST. IX. LIB. VII.

Quaeris, quemadmodum in secessu, quo iam diu frueris, putem te studere oportere. Vtile imprimis & multi praecipiunt, vel ex Graeco in Latinum, vel ex Latino vertere in Graecum: quo genere exercitationis proprietas splendorque verborum, copia figurarum, vis explicandi, praeterea, imitatione optimorum, similia inueniendi facultas paratur. Simul quae legentem fefellissent, transferentem fugere non possunt. Intelligentia ex hoc & iudicium adquiritur. Nihil obfuerit, quae legeris hactenus, vt rem argumentumque teneas, quasi aemu-

Sartorius.

Die alte Uebersetzung.

Er fragt mich, welchergestalt ihm bey seiner schon lang genossenen Beqvemlichkeit auf dem Lande seine Studien einzurichten einräthig wäre? Es ist eine vor andern nützliche, und von vielen angewiesene Sache, entweder aus dem Griechischen was ins Lateinische, oder aus dem Lateinischen ins Griechische zu übersetzen: Als durch welche Uebung man die eigentliche Bedeutung und Pracht der Wörter in den Kopf kriegt, in verblümten Redensarten läufig wird, hinter die Kraft des eigentlichen Nachdrucks kömmt, ja auch bey Abbildung stattlicher Schriften in netten Erfindungen auf gleiche Sprünge kann gebracht werden. Wozu noch dieser Vortheil kömmt, daß, was man sonst im Lesen nicht so genau gemerkt hätte, im Uebersetzen unumgänglich gewahr wird. Dadurch bringt man sich eine fertige Wissen-

B. v. Seckendorf.

Die neuere.

Sie ersuchen mich um mein Gutachten, wie sie in der Einsamkeit, deren sie schon lange genießen, ihr Studiren angreifen müßten? Es ist überaus nützlich, wie viele dafür halten, entweder etwas Griechisches ins Lateinische, oder etwas Lateinisches ins Griechische zu übersetzen. Durch dergleichen Uebung bringt man sich die eigene Bedeutung und Pracht der Wörter, eine Menge von Figuren, die Gabe der Deutlichkeit, ja überdem, durch die Nachahmung der besten Scribenten, ein Vermögen zuwege, eben dergleichen zu erfinden. Ja was ein Leser übersieht, das kann dem Uebersetzer nicht entwischen. Hierdurch wird man geschickt, was einzusehen, und zu beurtheilen. Es kann auch

aemulum scribere, lectisque conferre, ac sedulo pensitare, quid tu, quid ille commodius? Magna gratulatio, si nonnulla tu; magnus pudor, si cuncta ille melius. Licebit interdum notissima eligere, & certare cum electis. Audax haec, non tamen improba, quia secreta, contentio: quanquam multos videmus eiusmodi certamina sibi cum multa laude sumsisse, quosque subsequi satis habebant, dum non desperant, antecessisse. Poteris &, quae dixeris, post obliuionem retractare, multa retinere, plura transire, alia interscribere, alia rescribere. Laboriosum istud & taedio plenum, sed difficultate ipsa fructuosum, reca-

Wissenschaft und geschärftes Nachsinnen zuwege. Es dürfte nicht schaden, wenn er dasjenige, was er zu dem Ende gelesen, um die Sache nebst dem Innhalt sich desto besser bekannt zu machen, auch als ein Nachahmer schreiben, dem gelesenen entgegen halten, und genau bey sich selber überlegen möchte, was an seiner, was an jenes Seite besser gegeben. Hat er irgendwo die Sache näher getroffen, mag er sich darüber erfreuen: Im Gegentheil, so bey jenem alles netter gesetzt, kann ihm das eine Schamröthe abjagen. Unterweilen mag man bekannte Sachen auslesen, u. dem auserlesenen in die Wette nachahmen. Welches ein zwar kühner, doch weil es nur bey uns verbleibt, gar nicht scheltbarer Wettkampf ist: Wiewohl wir viele vor Augen haben, die sich dergleichen Wettstreite freywillig nicht sonder Ruhm unterfangen, und diejenigen, denen sie es auch nur gleich zu thun gnug hielten, da sie den Muth nicht sinken

auch nicht schaden, wenn man das, was man so gelesen hat, daß uns der Innhalt davon völlig bekannt ist, gleichsam mit dem Verfasser um die Wette beschreibet, mit dem gelesenen zusammen hält, und ernstlich überlegt, worinnen er, oder wir es besser getroffen haben. Da freut man sich, wenn man etwas; da schämt man sich, wenn er alles besser gemacht hat. Man kann sich bisweilen etwas gemeines erwählen, und dadurch eine auserlesene Stelle zu übertreffen suchen. Dieß ist ein kühnes, doch kein sträfliches Unternehmen, weil es insgeheim geschiehet: Wiewohl man sieht, daß viele dergleichen Wettstreit mit großem Lobe unternommen, und da sie es unverzagt angegriffen, diejenigen übertroffen haben, denen sie vorhin nur zu folgen wünschten. Man kann auch

recalescere ex integro, & resumere impetum fractum omissumque: postremo, noua velut membra peracto corpori intexere, nec tamen priora turbare. Scio nunc tibi esse praecipuum studium orandi; sed non ideo semper pugnacem hunc & quasi bellatorium stilum suaserim. Vt enim terrae variis mutatisque seminibus, ita ingenia nostra nunc hac, nunc illa meditatione recoluntur. Volo, interdum aliquem ex historia locum apprehendas: volo epistolam diligentius scribas, volo carmina. Nam saepe

ken lassen, gar übertroffen. So kann er auch, dafern er etwas in seinen Reden vergessen, solches wieder verbessern, viel Sachen behalten, viel andre auslassen, nach Belieben etwas darzwischen setzen, oder gar ändern. Es ist zwar eine mühsame und verdrüßliche, doch auch durch ihre Schwierigkeit zuträgliche Sache, von neuen auf eine sinnreiche Ausbildung zu fallen, und den einmal gelegten und unterlassenen Gemüthszug wiederum hervorzunehmen: Ja endlich dem gleichsam schon völlig abgedruckten Satz neue Stücke, sonder Zerrüttung der vorigen, mit einzurücken. Ich weis, sein vornehmstes Studium sey itzt die Rednerkunst, doch wollte ihm nicht immer zu dieser streitenden und gleichsam hadersüchtigen Redensart rathen. Denn gleichwie die Erde durch mannigfaltigen Samen, so wird auch unser Gemüthe bald durch diese, bald durch iene Betrachtung erweckt. Mein Rath wäre, er sollte bald ein Stück aus der Historie heraus ziehen, bald

auch vieles, was man gesetzt, wenn man es fast vergessen hat, wieder ausstreichen, und vieles davon behalten.

Es ist zwar etwas mühsames und verdrüßliches, doch ungeachtet aller Schwierigkeiten sehr nützlich, sich von neuem zu erhitzen, den vorigen und nachgelaßnen Eifer zu erwecken, und endlich gleichsam dem vorhin schon fertigen Körper neue Glieder einzusetzen, ohne die alten zu verrücken. Ich weis, daß sie sich sonderlich auf gerichtliche Reden legen; doch wollte ich ihnen deswegen diese zänkische und beißige Schreibart nicht immer rathen. Denn wie eines Ackers Fruchtbarkeit immer erneuert wird, wenn man mit allerley Samen abwechselt; so werden auch unsre Köpfe bald durch diese, bald durch jene Art des Nachsinnens geübet. Ich wollte also, daß sie zuweilen eine gewisse Begebenheit beschrieben;

saepe in orationes quoque non historicae modo, sed prope poëticae descriptionis necessitas, incidit; & pressus sermo purusque ex epistolis petitur. Fas est & carmine remitti, non dico continuo & longo (id enim perfici nisi in otio non potest) sed hoc arguto & breui, quod apte quantaslibet occupationes curasque distinguit. Lusus vocantur; sed hi lusus non minorem interdum gloriam, quam seria consequuntur. Atque adeo (Cur enim te ad versus non versibus adhorter?)

Ve

bald einen Brief aufsetzen, bald sich an ein Gedicht machen. Denn öfters trifft sich in denen Reden nicht nur eine Historie, sondern da fällt man zuweilen unumgänglich auf poetische Beschreibungen, und man muß einen reinen und eingezogenen Wörter-Satz aus Briefen herholen. Man kann sich auch einmal mit einem Gedicht ergetzen, nicht zwar eben mit einem weitläuftigen und langen, (denn das nähme viel Zeit weg,) sondern kurzen und scharfsinnigen, welches, wenn es zu rechter Zeit angebracht wird, auch die wichtigsten Geschäffte und Sorgen an den Nagel hängt. Sie werden sonst Scherzgedichte genannt, aber solche Scherzgedichte tragen manchmal größern Ruhm, weder ernsthafte davon: Daß freylich, wie man spricht, (denn warum sollte ich ihn zur Poesie nicht durch Verse anhalten?)

ben; ich wollte, daß sie mit Fleiß Briefe schrieben; ja ich wollte, daß sie Verse machten. Denn öfters müssen auch in Reden nicht nur historische, sondern fast poetische Beschreibungen vorkommen: Die kurze und natürliche Schreibart muß man aus Briefen lernen. Billig ists auch, sich bisweilen durch einen Vers zu ergetzen. Ich meyne kein weitläuftiges Gedichte; denn dazu gehöret viel Zeit: Sondern ein sinnreiches und kleines, womit man allerley ernsthafte Sorgen und Geschäffte abwechseln kann. Man nennt das Spielwerke: Aber diese Spielwerke erlangen bisweilen nicht geringern Ruhm, als was ernsthaftes. Derowegen, (denn warum sollte ich dich zur Poesie nicht poetisch ermahnen?)

Vt laus est cerae, mollis cedensque sequatur
Si doctos digitos, iussaque fiat opus;
Et nunc informet Martem, castamque Minervam,
Nunc Venerem effingat, nunc Veneris puerum;
Vtque sacri fontes non sola incendia sistunt,
Saepe etiam flores vernaque prata iuuant:
Sic hominum ingenium flecti ducique per artes,
Non rigidas docta mobilitate decet.

Itaque

So wie ein gelbes Wachs alsdenn den Preis erhält,
Wenn es dem Künstler kann weich durch die Hände gehen;
Und bald den Kriegesgott in seine Rüstung stellt,
Wie Donnerwolken sich um seinen Würbel drehen;
Bald mit dem Schlangenkopf die Weisheitsgöttinn zeigt;
Bald gar die Venus läßt mit ihrem Sohne spielen.
Wie ihr gewölbter Schooß sich seinen Seufzern neigt,
Und beyde einen Zug entbrannter Herzen fühlen:
So wie ein halber Bach, der durch die Felsen fließt,
Wenn sich ein Fichtenwald von starkem Blitz entzündet,
Nicht nur durch Dampf und Gluth mit wilden Fluthen schießt,
Und selbst dem Jupiter die Donnerhände bindet,
Besonders auch den Strohm durch Blumenthäler zieht:
So muß auch Menschenwitz sich zu der Weisheit schwingen,
Und weil noch sein Verstand in Frühlingsjahren bluht,
Nicht fort mit Ungestüm auf schwere Künste dringen.

Dero=

Ist es dem Wachs ein Lob, daß es geschmeidig weicht,
Sich nach des Künstlers Hand und Einfall anzuschicken,
Und bald dem Kriegesgott, bald Pallas Bilde gleicht,
Bald Venus und ihr Kind geschickt ist auszudrücken;
Löscht ein geweyhter Qvell nicht nur die Feuersbrunst,
Und nützt auch seine Kraft den Auen auf der Erden:
So muß auch das Gemüth, durch Züge sanfter Kunst,
In edler Wissenschaft zu allem fähig werden.

Darum

Itaque summi oratores, summi etiam viri sic se aut exercebant aut delectabant, immo delectabant exercebantque. Nam mirum est, vt his opusculis animus intendatur remittaturque. Recipiunt enim amores, odia, iras, misericordiam, urbanitatem, omnia denique, quae in vita, atque etiam in foro caussisque versantur. Inest his quoque eadem, quae aliis carmininibus, vtilitas, quod metri necessitate deuincti, soluta oratione laetamur, & quod facilius esse comparatio ostendit, libentius scribimus. Habes plura etiam fortasse, quam requirebas; vnum tamen omisi. Non enim dixi, quae legenda arbi-

Derohalben haben sich die stattlichsten Redner und größten Leute dergestalt geübt und ergetzt, ja auch andre ergetzt und geübet. Denn es ist zu bewundern, wie das Gemüth durch solche Sachen geschärft und zugleich belustiget werde. Maßen sie auf alle Leidenschaften verfallen, bald auf die Liebe, bald auf Haß, bald auf Zorn, Mitleiden, höfliche Scherze, ja alles, was im Leben einer Privatperson, und im Gerichte bey Rechtssachen vorgehet. Und hat diese Art Gedichte gleichen Vortheil mit andern, daß da wir sonsten an die Reimmaaß gebunden sind, es in ungebundener Reden geben, und diejenige Schreibart, die uns nach Beschaffenheit der Sachen leichter fürzukommen scheinet, erwählen können. Nun hat er einen so überflüßigen Bericht, als er vielleicht selbst nicht einmal verlanget: Doch eines habe ich noch ausgelassen. Denn ich hab nicht gesagt, was ich zu lesen rathsam hielte:

Darum haben die größten Redner und vornehmsten Männer sich auf solche Weise entweder geübt oder ergetzt, ja vielmehr sowohl geübt als ergetzt. Denn es ist zu bewundern, wie durch solche kleine Bemühung das Gemüth zugleich angestrengt und erquickt wird. Sie sind nämlich fähig Liebe, Haß, Zorn, Barmherzigkeit, Scherzreden; kurz, alles, was im gemeinen Leben, ja so gar in Gerichtshändeln vorkömmt, in sich zu fassen. Man hat auch dabey, wie in andern Gedichten, diesen Nutzen, daß man sich an statt des Zwanges bey dem Sylbenmaaße über die ungebundene Rede freuet, und dasjenige am liebsten schreibet, was man bey ihrer Gegeneinanderhaltung am leichtesten zu seyn befunden hat. Ich schreibe ihnen vielleicht wohl mehr, als sie ver-

arbitrarer: quanquam dixi, quum dicerem, quae scribenda. Tu memineris, sui cuiusque generis auctores diligenter eligere. (Aiunt enim, MVLTVM LEGENDVM ESSE, NON MVLTA.) Qui sint hi, adeo notum prouocatumque est, vt demonstratione non egeant: & alioqui tam immodice epistola me extendi, vt dum tibi, quemadmodum studere debeas, suadeo, studendi tempus abstulerim. Quin ergo pugillares resumis, & aliquid ex his, vel istud ipsum, quod coeperas, scribis. Vale.

hielte: Wiewohl ichs oben schon angedeutet, da ich gemeldet, was zu schreiben dienlich erachtete. Er geruhe nur einen jeden Scribenten nach dem Innhalt seiner Schriften genau zu unterscheiden. Denn man pflegt im Sprüchwort zu sagen, man muß zwar viel lesen, aber nicht von vielem. Welche nun diejenigen seyn, so ist bekannt und gleichsam ausgeschryen, daß es keiner Anzeigung bedarf. Zudem hat sich mein Brief auch so lang verzogen, daß, da ich ihm die Art und Weise zu studiren rathen will, ihm fast die Zeit selbst zum Studiren benehme. Lieber nehme er seine Codicillbücher zur Hand, und schreibe entweder das, worzu ihm gerathen, oder, was er sonst bereits angefangen. Er lebe wohl.

verlangten: Doch eines habe ich vergessen. Ich habe ihnen nicht gemeldet, was sie meiner Meynung nach lesen sollen: Ob ich ihnen gleich in meinem Briefe gesagt habe, was sie schreiben sollen. Sehen sie nur zu, daß sie in jeder Art die hauptsächlichsten Scribenten wählen. Denn man sagt, man müsse viel, aber nicht vielerley lesen. Wer sie aber sind, ist so bekannt und ausgemacht, daß ich sie auch nicht nennen darf. Ich habe ohnedem den Brief so weitläuftig geschrieben, daß ich sie der Zeit zum Studiren werde beraubt haben, da ich ihnen rathen wollen, wie sie studiren sollten. Was gilts, sie nehmen ihre Schreibetafel wieder zur Hand, und schreiben etwas davon auf; oder fahren in dem fort, was sie angefangen haben?

§. VI.

§. VI.

Bey diesen beyden Briefen wird zuförderst einem jeden die verschiedene Art der Höflichkeit ins Auge fallen, womit beyde Uebersetzer die alte römische Einfalt im Reden ausgedrücket haben. Der erste redet seinen Fuscus in der dritten Person der einzelnen Art: der andre aber in der mehrern Zahl an: Beyde nach der Art ihrer Zeiten, die doch kaum zwanzig Jahre von einander abgehen. Beyde aber hätten meines Erachtens besser gethan, wenn sie das edle Du der Alten beybehalten hätten. Hernach hat Sartorius viel altväterische, viel kanzelleymäßige, und viel niederträchtige Redensarten. Z. E. Einträchig seyn, in den Kopf kriegen, läufig werden, auf gleiche Sprünge gebracht werden. rc. Er läßt viele Hülfswörter aus, die doch zur Deutlichkeit nöthig gewesen wären. Er mengt viel lateinische Redensarten ins Deutsche, und verwirrt also die deutsche Wortfügung nach der lateinischen. Er macht oft mit solchen Worten den Anfang zu neuen Sätzen, die sich darzu gar nicht schicken. Er macht neue Wörter, die man nicht nöthig gehabt hätte, oder die nicht recht deutsch klingen. Er hat endlich den Grundtext nicht überall verstanden, wie, z. E. am Ende, die Codicillbücher zeigen, dabey man nichts denken kann: Dafür auch der neue Uebersetzer weit besser eine Schreibetafel gesetzet hat Dieser hergegen hat sich in einem weit edlern Ausdrucke erhalten. Er schreibt rein, und nach der angenehmen Art der itzigen Zeit: Doch drücket er dem ungeachtet die Meynung seines Grundtextes überall vollkommen aus. Es ist daher kein Zweifel, daß nicht alle Leser sich von den plinischen Briefen lieber eine Uebersetzung von dieser, als von jener Art wünschen sollten.

§. VII.

Wollte man auf gleiche Weise die Uebersetzung Johann Adolph Hofmanns, von dem ciceronischen Buche von den Pflich-

Pflichten, gegen die gottschlingische halten: So würde man eben dergleichen Unterschied wahrnehmen. Man sehe auch die critischen Beyträge im V. Stücke nach, wo ein Stücke aus der erstern mit einer neuern Probe gegeneinander gehalten wird. Imgleichen kann man auch die Abhandlung von den Eigenschaften eines guten Uebersetzers daselbst nachlesen, und die Beurtheilung der neuen Dollmetschung einiger ciceronischen Reden im X. und XIII. Stücke nachlesen. Will jemand Proben von meiner Art haben, so kann er die fontenellischen kleinern Werke zur Hand nehmen, die ich aus dem Französischen übersetzet habe; ferner ein paar Reden Demosthenis, ingleichen ein paar aus dem Cicero, die bey diesem und folgendem Hauptstücke angehänget sind, und was ich sonst hier und da eingerücket habe. Um nun auch hier ein paar kleine Proben davon zu geben, will ich die Rede des Hannibals an den Scipio aus dem Livius, und des scythischen Gesandten an den Alexander aus dem Curtius hersetzen. Bey der erstern will ich die Verdollmetschung eines vornehmen und gelehrten Hofmannes, die mir gütigst mitgetheilet worden, und die zu meinem Versuche Anlaß gegeben hat, beyfügen; bey der andern aber die französische Uebersetzung des berühmten Vaugelas hinzusetzen. Ueberhaupt bitte ich die Leser und Richter dieser Arbeiten, die schönen Worte Rapins allezeit vor Augen zu haben, die in seinen Comparaisons de Demosth. & de Ciceron, gegen das Ende stehen: Car ce n' a pas été mon dessein, de satisfaire aux Pedans, ni aux Grammairiens, qui portent quelques fois les choses à des raffinemens de Critique, tout à fait ridicules.

Hannibal an den Scipio. Liv. Lib. XXX.

Meine Uebersetzung.

Hat es das Verhängniß gewollt, daß ich, der ich zuerst die Römer bekrieget, und oftmals den Sieg fast in Händen gehabt habe, doch endlich von

freyen

Die fremde.

Wenn es das Schicksal also beschlossen, daß ich, der zuerst das römische Volk mit Krieg angegriffen, und öfters den Sieg bey nahe in Händen gehabt,

nun-

freyen Stücken habe um Frieden bitten sollen: So freue ich mich doch, daß eben du zu demjenigen erkohren worden, von welchem ich denselben erbitten muß. Dir selbst wird, nebst andern herrlichen Thaten, dieses gewiß nicht einen geringen Ruhm bringen, daß Hannibal, der doch so viel andre römische Feldherren bezwungen hat, endlich vor dir gewichen ist; und daß du demjenigen Kriege ein Ende gemacht hast, der viel eher durch eure, als durch unsre Niederlagen bekannt geworden ist. Auch darinn hat das Glück gleichsam sein Spiel haben wollen, daß ich die Waffen zuerst ergriffen, da dein Vater Bürgermeister war; daß ich zuerst mit ihm als einem Feldherrn der Römer gefochten; und daß ich nunmehro ganz wehrloß zu seinem Sohne komme, denselben um Gnade zu bitten. Freylich wäre es am besten gewesen, wenn die Götter unsern Vorfahren den Sinn gegeben hätten, daß ihr mit Italien, wir aber mit Africa zufrieden gewesen wären: Denn weder Sicilien noch Sardinien sind von zulänglichem Werthe, den Verlust so vieler Flotten, so vieler Kriegsheere, so vieler trefflichen Feldherren zu ersetzen. Wiewohl, das Vergangene ist allezeit leichter zu tadeln, als zu verbessern. So heftig haben wir nach fremden Ländern gestrebet, daß wir endlich die unsrigen haben verfechten müssen; und

nunmehro aus eigener Bewegniß, um Frieden zu suchen, kommen sollen; so erfreuet mich doch sonderlich, das Glück zu haben, solchen von keinem andern, als dir, zu bitten. Wie denn unter andern deinen rühmlichen Verrichtungen auch dir dieses kein geringes Lob bringen wird, daß Hannibal, welchen die Götter über so viele römische Heerführer mit Sieg beglücket, dir gewichen; und du diesen Krieg, der mehr durch eure als unsre Niederlagen bekannt worden, völlig zu Ende gebracht. Wo dann das Glück auch noch hierinnen sein Spiel haben wollen, daß, wie ich unter deines Vaters Bürgermeisteramt die Waffen ergriffen, und mit ihm als römischen Feldherren zuerst geschlagen, ich itzo unbewaffnet zu seinem Sohne, um Frieden zu suchen, kommen müsse. Es wäre zwar sehr gut gewesen, wenn die Götter unsern Vätern diesen Sinn gegeben, daß ihr mit Italien, und wir mit der Herrschaft über Africa hätten wollen zufrieden seyn: Maßen weder Sardinien noch Sicilien hinlänglich genug, euch den Verlust so vieler Flotten, Kriegsheere und trefflicher Feldherrn zu ersetzen. Geschehene Dinge aber sind leichter zu tadeln, als zu verbessern. Wir haben erst andern wollen das Ihrige nehmen, und hernach für unser Eigenes fechten müssen. Nicht allein

und daß ihr nicht nur in Welschland, wir nicht nur in Africa Kriege zu führen gehabt: Sondern, daß ihr so gar in euren Thoren und Mauren die Fahnen und Waffen der Feinde gesehen habt; wir aber itzo mitten in Carthago das Geräusche des römischen Heerlagers hören können. Was wir also aufs äußerste verabscheuen würden; und was ihr euch vor allen Dingen wünschen würdet: Mitten in eurem besten Glücke machen wir itzt Frieden; wir beyde, sage ich, denen wohl gewiß am meisten daran gelegen ist, und deren Tractaten unsre Republiken gewiß billigen werden. Nichts mehr ist dazu vonnöthen, als ein Gemüthe, welches vor friedlichen Anschlägen keinen Abscheu hat. Was mich betrifft, so bin ich theils durch mein Alter, darinn ich nunmehro als ein Greis nach Hause kehre, von wannen ich als ein Knabe ausgezogen bin; theils durch glückliche, theils durch widerwärtige Schicksale, so klug gemacht worden, daß ich lieber der Vernunft, als dem Glücke folgen will. Aber sowohl deine Jugend, als dein beständiges Glück, jagen mir einige Furcht ein: Denn beyde machen dich viel muthiger, als es zu Friedensvorschlägen nöthig ist. Derjenige hat billig den Wechsel aller Dinge in Erwegung zu ziehen, den das Glück noch niemals betro-

allein ihr in Italien, und wir in Africa; sondern ihr habt so gar für euren Mauren und Pforten die feindlichen Fahnen und Waffen gesehen, und wir hören anitzo aus unsrer Stadt das Lerm des römischen Kriegesheers. Was uns aber kranken, euch hingegen erfreuen kann, ist dieses; daß zu einer solchen Zeit von Frieden gehandelt wird, da eure Sachen nicht besser stehen können. Uns nun, die wir sothane Handlung unternehmen, ist an deren Beförderung höchstens gelegen, sind auch nicht minder versichert, daß unsre Städte keine Bedingung des von uns errichteten Vergleichs verwerfen werden. Fehlet demnach weiter nichts, als daß auch unsere Absichten auf eine wahrhafte Vereinigung zielen. Ich meines Orts gieng sehr jung von Haus, komme nun alt zurücke: Habe aber durch Gut und Böses so viel erlernet, daß ich lieber der Vernunft, als dem wechselbaren Glücke folgen will; ob nun deine Jugend und beständige Glückseligkeit dir, dergleichen friedsame Gedanken zu hegen, auch erlauben, stehet sehr zu besorgen. Maßen diejenigen nicht leicht an Unglück denken, die noch keins erfahren. Bey der tarsimenischen See, und dem Flecken Canná, war ich in eben dem Zustande, als du heute bist. Ich kunte kaum den Degen führen, da man mir das Kriegesheer anvertraute. Ich wagte alles kühn und

trogen hat. Was ich bey Trasimenum und bey Canna war, das bist du anitzo. Kaum war ich zum Soldaten alt genug, als ich Feldherr ward, und so verwegen ich alles anfieng, so verließ mich doch das Glücke niemals. Du hast den Tod deines Vaters und Vetters gerächet, und dir aus der Trübsal deines Geschlechtes einen Preis der Tapferkeit und kindlichen Pflicht zubereitet. Spanien hast du wieder erobert, nachdem du vier punische Heere heraus geschlagen. Da man dich zum Bürgermeister machte, weil die übrigen kein Herz mehr hatten, Welschland zu schützen; bist du nach Africa geschiffet, hast daselbst zwo Armeen geschlagen, zwey Läger in einer Stunde gewonnen und verbrannt, den mächtigen König Syphax gefangen genommen, so viele von seinen, so viele von unsers Reichs Städten erobert; ja mich selbst endlich aus Italien gerissen, wo ich schon sechszehn Jahre lang meinen Sitz gehabt hatte. Wie leicht könntest du nun mehr Lust haben, ferner zu siegen, als itzo einen Frieden zu schließen! Ich kenne die Geister schon, die mehr nach Hoheit und Größe, als nach Vortheil streben. Auch mich hat sonst das Glück also angelachet. Wenn uns die Götter im Glücke auch Verstand geben möchten; so würden wir nicht nur das Vergangene, sondern auch was künftig geschehen kann, in

und keck, und das Glück verließ mich nimmer. Dir hat deines Vaters und Vetters Tod, das Unheil eures Hauses, den ersten Weg zur Tapferkeit gewiesen. Deine Liebe und Pflicht ermunterte dich, selbige zu rächen, und dein Arm richtete es rühmlich aus. Du eroberst das verlohrne Spanien, jagest vier carthagische Kriegesheere daraus. Du wirst Bürgermeister, und da kein anderer Römer, Italien zu vertheidigen, das Herze hat, schiffest du über nach Africa, schlägst daselbst zwey Kriegsheere, eroberst und verbrennest in einer Stunde zwey Lager, nimmst den mächtigen König Syphax gefangen, viele von seinen und unsern Städten ein, und nöthigest mich dadurch das schon sechzehn Jahr beständig besessene Italien zu verlassen. Alles dieses mag dir wohl mehr Lust zu fernerm Sieg, als zum Frieden machen. Mir ist nicht unbekannt, daß eure Absichten größer sind, als es der wahre Nutzen erfordert; wie mich denn ehemals das Glück auf eben dergleichen Art geblendet. Wenn uns die Götter nebst der Glückseligkeit auch zugleich gute Vernunft bescheren wollten; so würden wir nicht allein das Vergangene, sondern auch das Zukünftige in Erwegung ziehen. Fremde Beyspiele sind hier nicht vonnöthen. Daß alles unbeständig sey, leget das meinige sattsam an Tag. Wie lange

in Erwegung ziehen. Du kannst aller andern Beyspiele entbehren: Ich selbst bin dir in allen Zufällen Exempels genug. Denjenigen, den du vor kurzem zwischen Anio und eurer Hauptstadt gelagert, und die römischen Mauren schon fast ersteigen sahest, den siehst du itzo, nachdem er zween wackre Männer und Feldherrn eingebüßet, hier an den Mauren seiner fast belagerten Vaterstadt; der muß itzo um die Abwendung dessen bitten, womit wir vormals eure Stadt in Furcht und Schrecken gesetzet haben. Dem allergrößesten Glücke ist gemeiniglich am wenigsten zu trauen. Da es dir itzo wohl geht, mit uns hergegen zweifelhaft aussieht: So kannst du uns durch den Frieden ein sehr ansehnliches und sehr herrliches Geschenke geben; wiewohl dasselbe uns lange nicht so rühmlich, als nöthig und unentbehrlich ist. Doch besser und sicherer ist ein gewisser Friede, als ein Sieg in der Hoffnung. Jenes steht in deinen, dieses aber in der Götter Händen. Setze doch das Glück so vieler Jahre nicht in einer Stunde auf das Spiel. Erwege sowohl deine eigene Kräfte, als die Macht des Glückes, und die gemeine Beschaffenheit der Kriege. Von beyden Seiten sind Waffen, und menschliche Körper. Nirgends ist der Ausgang so ungewiß, als in Feldschlachten. Gesetzt aber, du siegtest, so wirst du doch außerdem,

lange ist es, da du mein Lager zwischen eurer Stadt und dem Anio gesehen, und Rom alle Augenblicke sich eines Angriffs vermuthen mußte? Nachdem ich aber meine zwey tapfern Brüder, und zugleich vortreffliche Feldherrn, eingebüßet, stehe ich nun vor den Mauern meiner beynahe belagerten Vaterstadt, und suche durch Bitten dasjenige von uns abzuwenden, womit ich euch zuvor bedrohet. Je günstiger uns das Glück anscheinet, desto weniger ist ihm zu trauen: Itzo da du ihm im Schooße sitzest, wir hingegen dessen Unbeständigkeit empfinden, und um Friede bitten, ist aller Ruhm und Vortheil auf deiner Seite; wir aber finden uns genöthiget, diejenigen Bedingungen einzugehen, welche dir uns vorzuschreiben belieben wird, wie nahe es uns auch gehe. Ein sicherer Friede ist allezeit besser, dann ein ungewisser Sieg: Jener stehet in deinen, dieser aber in der Götter Händen. Setze demnach nicht auf einmal aufs Spiel, was du in so vielen Jahren gewonnen; sondern erwege wohl, daß nicht minder das Glück als die Tapferkeit im Kriege den Ausschlag geben. Beyde Heere haben Fäuste und Waffen. Es läuft aber öfters weit anders ab, als wir es uns vermuthen. Itzo kannst du mit den größten Ehren Friede machen, durch eine unglückliche Schlacht aber vielmehr verliehren, als durch eine glückliche gewinnen. Eine böse Stun-

dem, was du durch einen Friedensschluß schon haben kannst, bey weitem so viel Ehre nicht erwerben können, als Schande dich treffen würde, wenn es unglücklich ablaufen sollte. Eine einzige böse Stunde kann ja alle erfochtene und verhoffte Siegeskränze zu nichte machen. Itzo, Publ. Cornelius, steht der ganze Friedensschluß in deiner Gewalt: Alsdann aber wirst du damit vorlieb nehmen müssen, was dir die Götter geben werden. M. Atilius würde vorzeiten eins von den seltenen Exempeln des Glückes und der Tapferkeit gewesen seyn, wenn er, als Ueberwinder, unsern Vätern, die ihn um Friede bathen, Gehör gegeben hätte. Indem er aber seinem Glücke keine Grenzen steckte, und den daher abstammenden Stolz nicht dämpfte, so fiel er auch desto schändlicher, je höher er gestiegen war. Zwar muß der Sieger und nicht der Besiegte, die Friedensbedingungen vorschreiben: Vielleicht aber sind wir selbst nicht ganz unwürdig, uns eine Strafe aufzulegen. Wir wegern uns ferner nicht, das alles, worüber wir Krieg geführet haben, an euch abzutreten; Sicilien, Sardinien Spanien, alle Inseln, die zwischen Italien und Africa liegen. Gefällt es den Göttern, so müsset ihr auch andre auswärtige Reiche zu Wasser und Lande beherrschen! Wir Carthaginenser wollen in den africanischen Grenzen eingeschlos-

Stunde kann alles Glück und die beste Hoffnung auf einmal zu Wasser machen. Itzo stehet es in deiner Macht, Publius Cornelius, durch Zustehung des Friedens allen bisherigen Vortheil zu behaupten: Kommt es aber wieder zum Treffen, so muß man sich gefallen lassen, wen die Götter begünstigen wollen. Wer hätte sich wohl vormals in eben diesem Lande glücklicher preisen können, als der tapfre Marcus Attilius, wenn er, nach befochtenem Siege, unsern Voreltern auf ihr Verlangen den Frieden zugestanden? Da er sich aber mit seinem Glücke weder in Schranken zu halten, noch dessen raschen Lauf zu hemmen wußte, fiel er endlich so viel schändlicher als hoch er gestiegen. Sonst bescheide mich auch wohl, daß derjenige, so den Frieden giebet, nicht aber der ihn suchet, die Bedingungen vorzuschreiben Macht habe; wenn wir uns aber unser eigenes Urtheil selbsten ehrlich sprechen, so meyne, daß uns auch dieses erlaubet sey. Solchem nach sind wir zufrieden, daß alle Orte und Lande, warum wir bishero gekrieget, euer verbleiben. Sicilien, Sardinien, Spanien, nebst allen Eylanden zwischen Africa und Italien. Wir Carthaginenser begnügen uns hingegen mit dem Besitz von Africa bis an die Seeküsten, und überlassen euch, nach dem Willen der Götter, alle Herrschaft der aus-

schlossen bleiben. Ich leugne es nicht, die punische Treue und Redlichkeit wird euch, wegen des neulich nicht gar zu aufrichtig gesuchten, oder erwarteten Friedens etwas verdächtig seyn. Es ist aber, zu Beobachtung der Friedensschlüsse, sehr viel daran gelegen, o Scipio, durch wen dieselben gesuchet worden. Haben doch eure Vorfahren gleichfalls, wie ich vernehme, gewisser maßen auch deswegen andern den Frieden versagt, weil die Gesandschaft nicht ansehnlich genug gewesen. Hier bitte ich Hannibal um Frieden; und würde solches nicht thun, wenn ich ihn nicht für ersprießlich hielte: Ja eben des Vortheils halber, weswegen ich darum bitte, werde ich ihn auch zu erhalten wissen. Und wie ich es bloß gemacht, daß der Krieg, den ich selbst angefangen habe, niemanden gereuen darf, in so weit uns die Götter nicht beneidet haben: So will ich auch sorgen, daß der durch mich erworbene Friede niemanden gereuen solle.

ländischen Reiche zu Wasser und Land. Ich kann nicht in Abrede seyn, daß weil letzthin der Friede weder redlich genug gesuchet noch erwartet worden, unsre Aufrichtigkeit bey euch etwas in Verdacht gerathen. Einen Frieden heilig zu halten, können diejenigen viel beytragen, welche darum bitten. Ich höre auch, daß sich eure Rathsherrn deswegen in nichts einlassen wollen, weil unsre Gesandschaft nicht eben aus den würdigsten Männern bestanden. Aber nun bitte ich Hannibal um Friede, und würde es nicht thun, wenn ich ihn nicht vor nützlich hielte, und eben der Nutzen, welcher mich solchen zu suchen beweget, soll auch ihn heilig zu halten mich vermögen; und gleichwie ich den von mir angefangenen Krieg, so lange mir die Götter beygestanden, also geführet, daß Carthago damit zufrieden gewesen; also werde auch bemühet seyn, alles in solche Wege zu richten, daß keiner über den von mir erlangten Frieden zu klagen jemals Ursache finden möge.

Rede des scythischen Gesandten an Alexandern, aus des Curtii VII. Buche.

Si les Dieux t' avoient donné un corps proportionné à ton ambition, tout l' univers seroit trop petit pour toy: d' une main tu toucherois l' Orient,

Wenn dich die Götter so groß von Leibe geschaffen hätten, als unersättlich du an Begierden bist: So würde dir die Welt zu enge seyn. Mit einem Arme würdest du Osten, und mit dem an-

ent, & de l' autre l' Occident; & non content de cela, tu voudrois suivre le Soleil, & savoir où il se cache. Tout tel que tu es, tu ne laisses pas d' aspirer où tu ne saurois atteindre. De l' Europe tu passes dans l' Asie, & de l' Asie tu repasses dans l' Europe, & quand tu auras subjugué tout le genre humain, tu feras la guerre aux rivieres, aux forêts, & aux bêtes sauvages.

Ne sais tu pas, que les grands arbres sont longtems à croître, & qu'il ne faut qu'une heure pour les arracher? C' est une folie d'en penser cueillir le fruit, & n'en considerer pas la hauteur, & prens garde qu'en voulant monter jusques à la cime, tu ne tombes avec les branches où tu te seras pris. Le Lion sert quelque fois de pâture aux plus petits oiseaux, & le fer est consumé par la rouille; enfin il n'est rien de si fort, que les choses les plus foibles ne puissent détruire.

Et qu'avons-nous a démêler avec toy? Jamais nous n'avons mis le pied dans ton païs. N'est-il pas permis à ceux qui vivent dans les bois d'ignorer qui tu es, & d'ou tu viens? Nous ne voulons ni obéir ni commander à personne, & afin que tu saches quel-

es

andern, Westen berühren, bey dem allen aber doch noch zu wissen verlangen, wo denn der Glanz eines so herrlichen Gestirnes, als die Sonne ist, sich verbirget. Dergestalt strebst du itzo nach Dingen, die dir doch viel zu groß sind. Aus Europa fällst du in Asien ein: Aus Asien gehst du nach Europa zurücke: Und wenn du zuletzt das ganze menschliche Geschlecht wirst überwältiget haben, so wirst du endlich mit Wäldern und Strömen, ja mit wilden Bestien Kriege führen. Wie aber? Weist du denn nicht, daß ein großer Baum sehr langsam wächst, aber in einer Stunde ausgerottet wird? Derjenige ist thöricht, der nach seinen Früchten zwar siehet, aber seine Höhe nicht in Betrachtung zieht. Hüte dich also, daß du nicht, in dem Vorhaben, den höchsten Gipfel zu ersteigen, mit eben den Aesten, die du ergriffen hast, herab stürzen mögest. Auch der Löwe ist mehrmals von den verächtlichsten Vögeln verzehret worden; auch das Eisen frist der Rost: Und nichts ist so dauerhaft, welches sich nicht auch von dem schwächsten Feinde etwas besorgen müßte.

Und was haben wir doch mit dir zu schaffen? Deinen Grund und Boden haben wir nicht betreten: Müssen wir denn auch in unsern wüsten Wäldern lernen, wer du bist, und woher du kömmst? Wir verlangen weder jemanden zu dienen, noch über andre zu herrschen. Und damit

du

les gens ce sont que les Scythes, nous avons reçû du ciel comme un riche present, un joug de bœufs, un soc de charruë, une fléche, un javelot & une coupe. C'est de quoi nous nous servons & avec nos amis & contre nos ennemis. A nos amis nous leur donnons du bled provenu du travail de nos bœufs, avec eux nous offrons du vin aux dieux dans la coupe, & pour nos ennemis, nous les combattons de loin à coups de fléche, de prés avec le javelot. C'est avec quoy nous avons premierement vaincu le Roy de Syrie, puis celui de Perse & des Medes, & nous nous sommes ouvert le chemin jusques dans l'Egypte.

Mais toy, qui te vantes de venir pour exterminer les voleurs, tu es toy même le plus grand voleur de la terre ; tu as pillé & saccagé toutes les Nations que tu as vaincuës, tu as pris la Lydie, envahi la Syrie, la Perse, la Bactriane; tu as penetré jusqu' aux Indes, & tu viens encore ici pour nous enlever nos troupeaux. Tes mains ont beau être pleines, elles cherchent toûjours nouvelle proie ; & qu'as-tu que faire de tant de richesses, qui ne font qu'accroître ta soif? Tu es le premier qui as trouvé la disette dans l'abondance; comme si tout ce que tu as ne servoit, qu'à te faire desirer plus ardemment ce que tu n'as pas. Ne

du die Art der Scythen kennen mögest; so wisse, daß uns der Himmel ein Joch Ochsen, einen Pflug, einen Pfeil, und eine Schale zum Geschenke verliehen. Das sind Dinge, deren wir uns gegen Freunde und Feinde bedienen. Guten Freunden setzen wir Feldfrüchte vor, die wir mit Mühe und Arbeit gebauet haben. Mit der Schale opfern wir den Göttern den Wein. Die Feinde greifen wir von ferne mit Pfeilen, in der Nähe mit Spießen an. So haben wir Scythen den König der Syrer, hernach auch die Perser und Meder bezwungen; so daß uns der Weg bis nach Aegypten offen gestanden.

Du aber, der du dich rühmest, daß du die Räuber zu verfolgen hierher gekommen, bist der ärgste Räuber aller Völker, wohin du gekommen bist. Lydien hast du erobert, Syrien eingenommen; Persien hast du inne, die Bactrianer stehen auch unter deiner Gewalt; ja du bist gar nach Indien gezogen. Nunmehro streckest du deine geizige und unbeständige Fäuste auch nach unserm Viehe aus. Was nützet dir aber ein Reichthum, der dir doch nur neue Begierden erwecket? Du bist der erste, dem das Sattseyn den Hunger unterhalten hat. Denn je mehr du allezeit hast, je mehr wünschest du dir dasjenige, was du nicht hast.

Erin-

Ne songes-tu point combien il y a que les Bactriens t'arrétent ? pendant que tu domptes ceuxci, les Sogdiens se revoltent, & la victoire n'est pour toi qu'une semence de nouvelle guerre. Car je veux que tu sois le plus puissant & le plus grand Prince du monde, on n'est pas bien aise d'avoir un Etranger pour Maître. Passe seulement le Tanaïs, & tu verras l'étenduë de nos plaines ; tu as beau suivre les Scythes, je te défie de les atteindre. Notre pauvreté sera toûjours plus agile, que ton armée chargée des dépouilles de tant de Nations ; & quand tu nous penseras bien loin, tu nous verras à tes trousses ; car c'est avec la même vitesse que nous poursuivons, & que nous fuions nos ennemis.

J'apprens que les Grecs font passer en proverbe & en raillerie, les solitudes des Scythes. Oui, nous aimons mieux nos deserts, que vos grandes villes & vos fertiles campagnes. Crois-moi, la fortune est glissante, tiens-la bien qu'elle ne t'echape, encore auras-tu de la peine à la retenir, si elle a envie de te quitter ; au moins donne-lui un frein, de peur qu'elle ne t'emporte. Nos gens disent qu'elle n'a point de pieds, & qu'elle n'a que des mains & des aîles, mais qu'elle

Erinnerst du dich denn nicht, wie sauer es dir bey Bactra schon geworden ist? Indessen, daß du dieselben bändigest, haben die Sogdianer einen Krieg angefangen. Selbst der Sieg gebiehrt dir lauter neuen Streit. Denn wenn du gleich allen an Größe und Macht überlegen bist: So will doch kein einziger einen Fremden für seinen Herrn erkennen. Setze nur über den Tanais; so wirst du zwar sehen, wie weit sich die Scythen erstrecken, aber sie niemals ergreifen können. Unsre Armuth wird viel schneller seyn, als dein Heer, welches die Beute von so vielen Völkern bey sich führet. Doch wenn du dir einbilden wirst, daß wir noch so weit von dir sind; so wirst du uns miten in deinem Lager gewahr werden: Weil wir eben so schleunig zu folgen, als zu fliehen pflegen.

Ich vernehme daß die scythischen Wildnisse bey euch Griechen fast zum Sprüchworte geworden. Und es ist wahr; wir halten vielmehr auf wüste, und unangebaute Plätze, als auf Städte und reich besäete Felder. Aber eben deswegen halte dein Glück feste; es ist schlüpfrig, und läßt sich nicht wider Willen halten. Folge dem heilsamen Rathe, den dir die itzige Zeit giebt: Und wirf deinem Glücke einen Zügel an, so wirst du es desto leichter regieren können. Bey uns sagt man sonst, das Glück habe keine Füsse, sondern nur Hände und Flü-

qu'elle ne veut pas qu'on touche à ses aîles quand elle tend les mains.

Enfin si tu es un Dieu, tu dois faire du bien aux mortels, & non pas leur ravir ce qu'ils ont: mais si tu es homme, songe toûjours à ce que tu es; car c'est folie de ne penser qu'aux choses qui nous font oublier nous-mêmes. Ceux que tu laisseras en paix te seront bons amis, parce que les plus fermes amitiés sont entre persones égales, & ceux-là sont estimez égaux, qui n'ont point éprouvé, leurs forces l'un contre l'autre. Mais ne t'imagine pas que ceux que tu auras vaincus te puissent aimer: il n'y a jamais d'amitié entre le maître & l'esclave; au milieu de la paix, le droit de faire la guerre demeure toûjours.

Au reste, ne pense pas que les Scythes pour faire alliance fassent aucun serment, ils n'ont point d'autre serment, que de garder la foi sans la jurer: c'est à faire aux Grecs d'y apporter ces precautions & ces solemnités, de signer leurs contracts, & d'appeller les Dieux à têmoins de leurs promesses; mais pour nous, la bonne foi fait toute notre religion. Qui n'a pas honte de manquer de parole aux hommes,

Flügel; und wenn es gleich jemanden die Hände biethe, so lasse es sich doch die Flügel nicht ergreifen.

Bist du endlich eine Gottheit, wie du vorgiebst: So mußt du den Menschen Wohlthaten erweisen, nicht aber ihnen das Ihrige nehmen. Bist du aber ein Mensch, o so denke doch ohn Unterlaß daran, daß du einer bist. Es ist etwas thörichtes, an Dinge zu denken, darüber du dein selbst vergissest. Die du nicht feindlich überziehest, wirst du als gute Freunde brauchen können: Denn die Freundschaft ist da am festesten, wo es eine Gleichheit giebt; und diese hält man für gleich stark, die niemals ihre Kräfte miteinander versucht haben. Halte nicht dafür, daß dein Ueberwundener jemals dein Freund seyn werde; Denn zwischen Herren und Knechten hat keine Freundschaft statt. So gar im Friede werden sie nach Kriegsrechte mit einander umgehen.

Du darfst dir auch nicht einbilden, daß die Scythen ihre Bündnisse durch Eide bestätigen: Sie beobachten dieselben; und das ist eben so viel, als hätten sie selbige beschworen. Das ist eine griechische Behutsamkeit, die ihr Versprechen schriftlich aufzeichnen, und die Götter dazu anruffen. Wir suchen unsre Gottesfurcht in der Redlichkeit selbst zu erweisen. Wer sich vor Menschen nicht scheuet, der wird gewiß auch die Götter betrie-

mes, ne fait pas conscience de tromper les Dieux, & tu n'as pas besoin d'amis dont l'affection te soit suspecte.

Considere que nous veillerons pour toi à la garde, & de l'Europe & de l'Asie; nous nous étendons jusqu' à la Thrace, & la Thrace, à ce que l'on dit, confine â la Macedoine; il ne s'en faut que la largeur du Tanaïs que nous ne touchions à la Bactriane, ainsi nous sommes tes voisins des deuy côtez. Regarde lequel tu aimes le mieux, de nous avoir pour amis, ou pour ennemis.

triegen: Und du hast in Wahrheit keinen Freund von ungewisser Treue vonnöthen.

Im übrigen wirst du an uns Beschützer von Europa und Asien haben. Wir reichen bis an Bactra, denn der Tanais scheidet uns und euch. Jenseits des Tanais reichen wir bis an Thracien, und an Thracien soll Macedonien anstossen, wie die Rede geht. Erwege es also wohl, ob du die Nachbarn deiner beyden Reiche lieber zu Feinden oder zu Freunden haben wollest.

Des Demosthenes erste Rede wider den Philippus.

Wäre diese Versammlung, ihr Männer von Athen, irgend einer neuen Angelegenheit halber beruffen worden; so würde ich gewartet haben, bis die meisten von den gewöhnlichen Rednern ihre Gedanken davon hätten eröffnet gehabt: Ja ich würde ganz und gar geschwiegen haben, wenn dasjenige, was sie vorgetragen hätten, nach meinem Sinne gewesen wäre; widrigenfalls aber würde ich mich bemühet haben, euch auch meine Meynung zu entdecken. Da sichs aber zuträgt, daß man eben diejenigen Sachen, davon sie schon so oft geredet haben, itzo nochmals in reifliche Erwegung ziehen muß: So hoffe ich, man werde mirs leicht vergeben, daß ich zuerst aufgestanden bin. Denn hätten jene in voriger Zeit schon vortheilhafte Anschläge gegeben; so würde es gar nicht nöthig gewesen seyn, diese Berathschlagungen nochmals anzustellen.

Zuförderst nun so verzaget nur nicht, ihr Athenienser, über den gegenwärtigen Zustand eurer Republik, ob er gleich

in

in der That sehr gefährlich zu seyn scheint: Denn das allerärgste aus den vergangenen Zeiten wird noch ins künftige das allerbeste werden. Was verstehe ich aber dadurch? Dieses, daß alle eure Widerwärtigkeiten bloß von eurer Trägheit und Nachläßigkeit den Ursprung haben. Dieses muß euch muthig machen, so betrübt es auch an sich selbst ist: Denn wäret ihr ohn alle eure Schuld in diese Noth gerathen; so würde auch nicht einmal die geringste Hoffnung mehr übrig seyn, daß es sich wieder bessern würde.

Ferner, erweget nur alles, was ihr zum Theil von andern höret, zum Theil aber selber wisset; und erinnert euch, wie ihr euch vor nicht gar langer Zeit, als die Macht der Lacedämonier so groß war, so klüglich und tapfer erwiesen, als es rechtschaffenen Athenienſern zustund; indem ihr zu Vertheidigung eurer Rechte recht männlich wider dieselben gefochten. Aber warum erwähne ich dieses? Darum, ihr Athenienser, damit ihr es wissen und begreifen möget, daß ihr euch vor nichts zu fürchten habet, wenn ihr nur auf eurer Hut stehet; und daß euch hingegen nichts nach Wunsche gelingen werde, wenn ihr eure Pflicht aus den Augen setzet. Ihr seht dieses aus Exempeln: Denn daß ihr damals die spartanische Macht überwunden habt, das hat eure Wachsamkeit gethan; daß wir uns aber itzo vor dem Uebermuthe eines andern Nachbars fürchten müssen, das kömmt bloß daher, weil wir unsre Schuldigkeit nicht beobachtet haben.

Steht jemand unter euch, ihr Athenienser, in den Gedanken, daß Philippus in Betrachtung so vieler Völker, die er auf den Beinen hat, und so vieler Städte, die unsre Republik verlohren hat, sehr schwer zu bezwingen seyn werde: So muß ich ihm zwar recht geben. Doch gebe ich es ihm zu bedenken, daß wir Athenienser vormals Pydna, Potidäa, Methon, und die ganze umliegende Gegend besessen; und daß viele Völker, die es itzo mit ihm halten, damals ihre eigene Herren und freye Leute gewesen, und dennoch eure Freundschaft den Bündnissen Philippi weit vorgezogen haben. Hätte also Philippus damals, als er noch keine Bundsgenossen

nossen hatte, sichs in den Sinn kommen lassen, Athen zu bekriegen, welches doch sehr schwach war; angesehen wir damals noch viel feste Schlösser hatten, die uns in den Stand setzten, seine Länder daraus anzugreifen: So würde er nichts von dem allen ausgerichtet haben, was er itzo vollführet hat; auch bey weitem zu der itzigen Macht nicht gelanget seyn. Allein er wußte es gar zu wohl, ihr Athenienser, daß alle diese erwähnten Oerter nur da stünden, die Belohnungen seiner Siege zu werden; indem es ja ganz natürlich ist, daß die Güter abwesender und nachläßiger Herren denen zu Theil werden, die selbst überall zugegen sind, und weder Arbeit noch Gefahr scheuen.

Daher kömmt es nun, daß er alles erobert und sich zugeeignet hat, theils als Oerter, die man durch das Recht des Krieges bezwungen hat, theils als Bundsgenossen und guten Freunde. Denn bey wem man so wohl Macht als Bereitschaft zu helfen wahrnimmt, mit dem will es ein jeder gern halten. Derowegen, ihr Athenienser, wenn ihr euch künftig eben so verhalten wollt, welches ihr allerdings bisher nicht gethan habt; wenn ein jeder von euch ohne alle Säumniß oder Ausflucht, zum Besten der Republik, dasjenige beytragen will, was die Noth erfordert, und was in seinen Kräften steht; die Begüterten nämlich durch eine reichliche Beysteuer, die junge Mannschaft aber durch ihre Kriegsdienste; und damit ichs kurz fasse, wenn ihr künftig eure eigene Kräfte brauchen, und endlich aufhören wollt, euch auf andre zu verlassen, die indessen, daß ihr selbst schläfrig seyd, alles allein thun sollen: So werdet ihr mit Gottes Hülfe das Eurige bald wieder erlangen, alles, was ihr durch eure Nachläßigkeit verlohren, zurücke bekommen, und euch nach Wunsche an euren Feinden rächen können.

Bildet euch doch nicht ein, daß Philippus ein Gott sey, dem es nothwendig allezeit wohl gehen, und dessen Glück unveränderlich seyn müsse. Nein, ihr Athenienser, es giebt Leute, die ihn hassen, die ihn fürchten, die ihn beneiden; und zwar selbst unter denen, die itzo seine besten Freunde zu seyn

scheinen. Alle Gemüthsneigungen, die man überhaupt bey andern Menschen findet, sind auch unter seinen vertrautesten Hofbedienten anzutreffen. Daß aber dieselben sich itzo nicht äußern, sondern unterdrücket werden, das liegt bloß an eurer Trägheit und Langsamkeit. Diese verursacht nämlich, daß sie sich nirgends hin zu wenden wissen: Und diese eure Trägheit, sage ich, müsset ihr bey Zeiten ablegen.

Ihr sehts ja wohl, wie es steht, ihr Athenienser, und wie verwegen der Mensch schon geworden ist. Er läßt euch ja nicht mehr die Freyheit, ob ihr Krieg oder Frieden haben wollt; sondern er drohet euch, und bedienet sich dabey der hochmüthigsten Ausdrückungen. Er ist mit dem nicht zufrieden, was er schon hat; sondern unternimmt immer größere Dinge, und verstricket euch rings umher in eurer Trägheit und Langsamkeit. Wenn werdet ihr Athenienser einmal anfangen, eurer selbst wahrzunehmen? Vielleicht wenn die höchste Noth euch dazu zwingen wird? Was dünket euch aber von dem allen, was itzo geschieht? Meines Erachtens kann ja freye Leute keine größere Noth betreffen, als die Gefahr, in Schimpf und Schande zu gerathen?

Wollt ihr denn beständig auf dem Markte herum spazieren, und euch untereinander fragen: Was ist guts neues? Sagt mir doch, kann denn wohl irgend etwas neuers und unerhörters vorgehen, als daß ein Macedonier die Athenienser bezwinget, und ganz Griechenland regieret? Ist Philippus denn todt? Heißt es: Nein, versetzt der andre, aber er liegt todt krank. Er mag aber leben oder todt seyn, für euch ist es einerley. Denn gesetzt er stürbe; so würde sich eure Nachläßigkeit gar bald einen andern Philippus erwecken; sintemal er ja durch nichts anders zu solcher Macht und Gewalt gelanget ist, als bloß durch eure Trägheit. Und wenn gleich das Glück, welches bisher mehr für euch gesorget hat, als ihr selbst, noch ferner fortführe, euer Bestes zu suchen; denn vielleicht wird es euren Zustand noch auf den höchsten Gipfel der Glückseligkeit bringen: So würdet ihr doch nicht einmal fähig seyn, euch in diesen verwirrten Umständen seiner Gewogenheit

zu bedienen. Ja wenn euch Amphipolis, so zu reden, vom Himel zugeworfen würde; so würdet ihr doch bey der itzigen Unentschlossenheit eurer Gemüther und schlechten Verfassung der Republik nicht einmal im Stande seyn, die Hände darnach auszustrecken.

Ich setze es nunmehro zum Grunde, daß ihr durchgehends bereit seyd, das Eurige zu thun, in Hoffnung, daß ihr alle davon überführet seyn werdet; und komme also auf die Zurüstungen, wodurch ihr euch, meiner Meynung nach, aus der vorhandenen Gefahr befreyen könnet. Mein Vorhaben ist, euch zu zeigen, wie stark eure Armee seyn müsse, wie viel Geld man brauchen werde, und wie man alles übrige aufs beste anschaffen und aufs geschwindeste veranstalten könne. Nichts mehr bitte ich dabey von euch, als daß ihr euch in eurem Urtheile nicht übereilen und mich erst bis zum Ende hören wollet. Auch denke niemand, wenn ich von euren Werbungen und Kriegsrüstungen reden werde, daß ich gesonnen sey, dem Feinde dadurch einen Aufschub zu verschaffen. Diejenigen sind, meines Erachtens, nicht eben die besten Rathgeber, die uns immer ermahnen zu eilen: Denn mit den wenigen Hülfsvölkern, die itzo vorhanden sind, können wir, nach Beschaffenheit der itzigen Umstände, dem Feinde unmöglich eine Schlacht liefern. Diejenigen geben viel bessere Anschläge, die da zeigen, was für Kriegsrüstungen man machen, wo man die Kosten darzu hernehmen, und wie man die Armee so lange unterhalten könne, bis man entweder einen vortheilhaften Frieden erlanget, oder den Feind völlig überwunden habe. Geschieht dieses, so werden wir ins künftige keine Gefahr mehr zu besorgen haben.

Von allen diesen Dingen nun getraue ich mir itzo zu reden; doch will ich niemanden hinderlich fallen, euch andre Vorschläge zu thun. Mein Versprechen ist groß, ich gestehe es, allein es wird sich ausweisen, ob ich ihm gewachsen bin. Ihr selber sollt meine Richter seyn.

Zuförderst halte ich dafür, ihr Athenienser, daß man funfzig Galeeren anzuschaffen habe; sodann aber, daß ihr so herzhaft seyn müsset, euch selbsten im Falle der Noth darauf zu setzen und in See zu gehen. Hernach will ich, daß man die Hälfte unsrer

Reiterey auf Transportschiffe setze, und eine gute Anzahl andrer Schiffe zurüste. Dieses alles halte ich für nöthig, die schleunigen Ausfälle zu hindern, die er, aus seinem Gebiethe in Pylas, in Chersonnesus und Olynthus zu thun pflegt. Denn ihr müßt euch bey ihm in das Ansehen setzen, daß ihr aus der bisherigen unverantwortlichen Nachläßigkeit zu euch selbst gekommen, und des festen Vorhabens seyd, ihm, wie sonst in Euböa, bey Haliart und noch neulich in Pylas geschehen ist, mit Muth und Herzhaftigkeit ins Land zu fallen. Diese Zurüstungen werden nicht vergebens seyn, wenn ihr gleich den Angriff nicht wirklich thätet, den ich euch anrathe: Denn sobald er Nachricht davon haben wird, daß ihr in solcher Bereitschaft steht, so wird er entweder aus Furcht stille seyn, oder, wo er eure Zurüstungen verächtlich hält, in seiner Unvorsichtigkeit überfallen werden können; weil euch niemand hindern wird, bey Gelegenheit bis in sein eigen Reich zu schiffen. Dieses alles müßt ihr für genehm halten, sage ich; wegen des allen müßt ihr euch unter einander vereinigen, damit ihr in guter Bereitschaft erfunden werdet. Er wird aber ohne Zweifel Nachricht dav..n bekommen: Denn es giebt mitten unter euch Leute, die ihm von allem, was ihr vornehmet, mehr zu wissen thun, als uns lieb seyn kann.

Außer dem allen aber, ihr Athenienser, müßt ihr noch eine Armee auf den Beinen haben, die ihn unaufhörlich anfeinde und beunruhige. Nicht etwa zehn o‥r zwanzig tausend Mann ausländischer Völker; auch nicht ums Geld gedungene Schaaren. Solche Heere verlange ich, die aus Bürgern bestehen; solche, die da willig Gehorsam leisten: Ihr mögt nun einen oder etliche Feldherrn wählen, diesen oder jenen zu ihrem Heerführer ernennen. Und dieses Heer müßt ihr mit Proviant versorgen. Wo wird nun aber dieses Kriegsvolk herkommen? Wie stark wird es seyn müssen? oder woher wird man das Proviant nehmen? Wie wird man endlich dieses alles ins Werk richten? Ich will von jedem Stücke ins besondre handeln.

Wegen des Heeres pfleget ihr allezeit in den Fehler zu verfallen, der euch schon viel geschadet hat, daß euch alles zu klein dünkt; daß ihr große Anschläge macht, und wenn es zur Ausfüh-

führung kömmt, nicht einmal etwas weniges ins Werk richtet. Hütet euch künftig davor, und fangt lieber vom kleinen an; hernach, wenn das nicht zureichen will, alsdann vermehret eure Zurüstungen, und setzet noch etwas mehrers hinzu. Vor itzo dünkt mich, daß wir alles in allem zwey tausend Mann nöthig haben. Fünfhundert davon müssen Athenienser seyn, Leute von solchem Alter, als es euch belieben wird; die aber nur eine gewisse Zeit dienen, und nicht länger, als es ihnen bequem fallen wird, bey der Armee bleiben dörfen, da sie denn von andern abgelöset werden können. Alle übrige sollen fremde Soldaten seyn. Ferner brauchen wir zweyhundert Reiter, darunter zum wenigsten 50 Athenienser befindlich seyn müssen, die eben so, wie jene bey dem Fußvolke, ihre Dienste thun sollen: Und dazu gehören denn auch Transportschiffe, deren sich die Reiterey bedienen könne. Ists nun damit ganz ausgerichtet? Nein. Wir haben noch zehn geschwinde Galeeren nöthig: denn da Philippus eine Flotte hat, so müssen wir nothwendig einige schnelle Fahrzeuge haben, damit unsere Völker sicher schiffen können.

Woher und wie soll nun diese ganze Mannschaft unterhalten werden? Auch das will ich beantworten, wenn ich nur vorher werde gewiesen haben, theils, warum ich ein so kleines Heer für zulänglich halte, theils, warum ich verlange, daß unsre Bürger selbst Kriegsdienste thun sollen. Eine so kleine Macht, ihr Athenienser, fordre ich deswegen, weil wir itzo keine große ins Feld stellen können, die den Macedoniern eine ordentliche Schlacht liefern könnte. Das Streifen, Rauben und Plündern aber ist unumgänglich vonnöthen, und von dieser Art zu kriegen müssen wir den Anfang machen. Eben darum muß unser Heer nicht unzählbar seyn: Denn wo wollten wir Sold und Proviant genug hernehmen? Aber sie muß auch nicht gar zu klein herauskommen. Bürger aber sollen deswegen mit zu Felde ziehen und in See gehen, weil ich weis, daß auch vormals unsre Stadt fremde korinthische Soldaten in Sold genommen, die Polystratus, Iphikrates, Chabrias, und einige andre angeführet haben; doch so, daß ihr Athenienser zugleich Dienste gethan habt: Ja ich höre, daß, als solchergestalt die Fremden

mit euch, und ihr mit den Fremden vermischet gewesen, die Lacedämonier von euch überwunden worden. Nehmt ihr hingegen lauter fremde Völker in Dienste, so thun sie euren Bundsgenossen und Freunden mehr Schaden, als euren Feinden. Nach kurzen Diensten, die sie euch gethan, werden sie euch selber aufsätzig und gehen zum Artabazus über, oder wo sie sonst Zuflucht wissen. Die Feldherrn folgen ihnen; und zwar mit gutem Rechte: Denn wer ihnen den Sold nicht richtig auszahlet, der kann weder ihr Befehlshaber seyn, noch Gehorsam von ihnen fordern.

Wohin geht also meine Absicht? dahin: Man müsse durch unrichtige Besoldung sowohl den Hauptleuten als Soldaten keine Gelegenheit zum Ueberlaufen geben; und ihnen einheimische Kriegsleute zuordnen, die gleichsam ihre Aufseher seyn, ja die auf alles Acht geben können, was die Heerführer selbst unternehmen. Denn so, wie wir itzo unsre Sachen anstellen, kömmt es ganz lächerlich heraus. Fragt euch jemand, lebt ihr denn itzo in Friede und Ruhe, ihr Athenienser? Mit nichten, werdet ihr antworten, sondern wir führen mit dem Philippus Krieg. Habt ihr nicht in der That zehn Hauptleute, Heerführer, Obersten und zwey Rittmeister erwählet? Allein, was richten sie wohl alle mit einander aus? Den einzigen ausgenommen, den ihr in den Krieg geschickt habt; so thun ja alle übrige sonst nichts, als daß sie sich mit den Pfaffen und Priestern bey öffentlichen Ceremonien zur Schau stellen. Ihr macht Hauptleute und Obersten, nicht ins Feld, sondern auf den Markt zu stellen: Gerade, als wenn ihr Gipser wäret, die uns leimerne Bildsäulen zum Zierrathe verfertigen sollten. Erwegts doch nur, ihr Athenienser, hätten nicht alle Hauptleute, Rittmeister und Befehlshaber, billig aus der Zahl unsrer Bürger seyn sollen; damit doch unser Heer in der That, ein Heer unserer Stadt heißen könnte? Allein, da der Oberste eurer Reiterey der Insel Lemnos zu Hülfe kommen mußte; so ward Menelaus, ein Ausländer, von ihm über unsre streifende Parteyen gesetzt. Ich sage dieses nicht, den Mann zu beschimpfen: Es hätte dazu bestellt werden mögen, wer da wollte, nur ihr selbst hättet ihn dazu bestellen müssen.

Viel-

Vielleicht gesteht ihr mir dieses alles zu, verlanget aber nur zu wissen, wieviel Geldsummen dazu gehören werden, und wo man dieselbigen hernehmen solle? Ich will euch auch darinn ein Gnügen thun. Nach meinem Ueberschlage werden zum Unterhalte dieses Heeres, und bloß zum Proviante für die Soldaten, neunzig Talente erfordert, auch wohl etwas darüber. Zu zehn geschwinden Galeeren gehören 40 Talente; zwanzig Minen alle Monath auf ein jedes Schiff gerechnet. Für zwey tausend Soldaten gehören eben so viel Talente; so, daß ein jeder manathlich zwey Drachmen Kostgeld bekomme. Auf zweyhundert Reiter rechne ich zwölf Talente, wenn jeder monathlich dreyßig Drachmen bekömmt. Hält jemand dafür, daß das Proviant einem Soldaten nicht viel helfe, so betrügt er sich. Denn ich bin versichert, daß wenn man ihnen nur dieses giebt, so werden sie sich alles übrige durch den Krieg selbst zu verschaffen wissen, und ohn allen Ueberlast der Griechen oder Bundsgenossen ihren vollen Sold haben. Ich will selber mit in See gehen, und alles über mich ergehen lassen, wenn ich nicht die Wahrheit sage.

Doch, ihr Athenienser, wo nehmen wir nun das Geld her, welches ich von euch gefordet habe? Ich wills euch sagen.

Hier las er den Ueberschlag selbst vor.

Da habt ihr nun dasjenige, ihr Athenienser, was mir hat beyfallen wollen. Sammlet nur die Stimmen darüber, und beschließt, was euch gut dünkt; damit ihr nicht nur mündlich und schriftlich, sondern mit der That selbst den Philippus bekriegen möget. Ihr werdet aber, meiner Meynung nach, weit besser von dem ganzen Kriege, und der dazu erforderten Zurüstung rathschlagen können, wenn ihr den Ort in Erwegung ziehen werdet, wo ihr den Philippus anzugreifen denket, und erwegen wollet, daß Philippus mit seinen Anstalten gemeiniglich den Winden und Jahrszeiten zuvor kömmt, und den Krieg entweder in den Hundstagen, oder im Winter anfängt, wenn wir nicht zu ihm kommen können. In Betrachtung dessen müßt ihr nicht zuweilen über Hals über Kopf ein Kriegsheer hinschicken; denn dadurch würden wir alle be-

queme Gelegenheiten versäumen: Sondern ihr müßt in immerwährender Bereitschaft stehen, und durch ein beständiges Kriegesheer fechten. Denn den Winter durch kann ja die Armee in Lemnos, in Thasus und Scias, oder auf andern Inseln in der Gegend einqvartieret werden, wo es Häfen, Getreide, und alles andre giebt, was ein Kriegesheer nöthig hat.

Die Jahreszeit anlangend, wenn ihr unter Segel gehen, und eine Landung unternehmen sollt, das wird leicht zu ermessen seyn, nämlich, wenn die Winde nach der Gegend wehen, und wenn von den Kaufmannsschiffen nichts zu besorgen ist. Wie aber und wenn man sich der Armee bedienen solle, das wird die Zeit selbst denjenigen schon lehren, den ihr zum Feldherrn setzen werdet. Ich habe alles dasjenige aufgesetzt, was ihr beyzutragen habt. Werdet ihr Athenienser nun, fürs erste, die berechnete Geldsumme aufbringen, hernach alles übrige veranstalten, Soldaten, Galeeren, Reiter, anschaffen; allen Heeren Befehl geben, unermüdet dem Kriege ergeben zu seyn, und selbst als eure eigene Schatz- und Rentmeister von eurem Feldherrn Rechenschaft fordern: So wird das bisherige fruchtlose Rathschlagen bald ein Ende nehmen.

Noch mehr, ihr Athenienser, ihr werdet ihm manchen Vortheil dadurch entziehen. Wie das? Das Geld und Gut, welches er unsern Bundsgenossen abgedrungen hat, macht ihn vermögend, uns zu bekriegen, und unsre Schiffe zu plündern. Was noch mehr? Ihr werdet es so weit bringen, daß er euch nicht mehr wird schaden können. Es wird nicht mehr so gehen, wie vormals, da er in Lemnos und Jmbros einfiel und eure Mitbürger gefangen führete; da er bey Geräst sich der Schiffe bemächtigte, und ein unsägliches Geld zusammen brachte; da er endlich bey Marathon landete, die heilige Galeere wegnahm, und sich davon machte. Das alles habt ihr weder zu hindern gewußt, noch euren Freunden zu bestimmter Zeit zu Hülfe kommen können.

Was meynet ihr aber wohl, ihr Athenienser, wie geht es zu, daß das panathenaische Fest, und die Fastnachtslustbarkeiten

allezeit zu gewissen Zeiten vor sich gehen; die Besorgung derselben mag erfahrnen oder unerfahrnen Leuten aufgetragen werden; die Feste, darauf ihr so viel Kosten wendet, als zu einer ganzen Flotte kaum gehören, und wozu ihr so viel Volks brauchet und so viel Anstalten machet, als vielleicht nirgends geschieht? Und wie kömmt es hingegen, daß alle eure Seeflotten gemeiniglich zu spät an Ort und Stelle kommen; die eine, nachdem Methon, die andre, nachdem Pagasa, die dritte, nachdem Potidäa schon verlohren gegangen? Ists nicht so? bey euren Lustbarkeiten ist schon alles eingerichtet und angeordnet. Ein jeder von euch weis lange zuvor, wer dieses oder jenes Amt bekleiden wird; wenn, von wem, und was ein jeder zu gewarten hat, und was ihm zu thun obliegt. Alles ist bey Zeiten veranstaltet, alles ist vorgeschrieben und bestimmet, nichts ist aus der Acht gelassen. In dem Kriegswesen hergegen und in den Zurüstungen desselben ist alles unordentlich, ungeschickt und verkehrt.

Sobald wir nun etwas hören, so setzen wir Seehauptleute; wir lassen sie mit einander tauschen, und rathschlagen mit einander, wo das Geld herzunehmen sey. Hernach beschließt man, daß alle Fremdlinge, welche sich unter euch niedergelassen, und für ihr Hauswesen sorgen, auf die Schiffe steigen sollen. Endlich, wenns damit nicht ausgerichtet ist, so sollen ihnen die Bürger selbst folgen. Indem ihr nun so lange säumet und verzögert, so geht alles dasjenige verlohren, wohin wir die Flotte schicken wollten; noch ehe sie daselbst angelanget ist. Wir bringen die Zeit des Feldzuges mit Vorbereitungen zu; als wenn die besten Gelegenheiten auf unsre Langsamkeit und Trägheit warten würden. Ja selbst diejenigen Völker, die wir in währender Zeit fertig zu haben glauben, werden für untauglich befunden, wenns zur Sache selber kömmt.

Philippus indessen ist so übermüthig geworden, daß er folgenden Brief an die Euböer abgelassen hat. Leset ihn nur durch.

Hier ist das Schreiben verlesen worden.

Nun ihr Athenienser, das allermeiste von dem, was euch vorgelesen worden, ist in der That wahr; ob es gleich nicht zu wün-

schen wäre. Vielleicht ist euch solches nicht lieb zu vernehmen: Allein, wenn es so leicht wäre, diese verdrüßlichen Dinge aus dem Wege zu räumen, als sie mit Stillschweigen zu übergehen; so würde man die öffentlichen Versammlungen bloß zur Lust anstellen können. Dafern aber eine liebliche Rede zur Unzeit schädlich wird: So ist es ja etwas schändliches, sich selbst zu betrügen, dasjenige, was man nicht gern höret, aufzuschieben; alle Gelegenheiten, seiner Pflicht ein Gnügen zu thun, zu versäumen, und nicht einmal das zu begreifen, daß wackere Kriegshelden nicht auf die Zufälle und Begebenheiten warten, sondern ihnen zuvorkommen müssen. Denn wie ein Feldherr sein Kriegsheer leitet und führet: So müssen rechtschaffene Leute auch ihr Glück zu lenken wissen, so daß es nach ihrem Kopfe gehe, nicht aber sie selber nöthige, seinen Ausschlag und Erfolg abzuwarten.

Erweget hier einmal euer bisheriges Betragen, ihr Athenienser. Ihr habt die ansehnlichste Armee auf den Beinen, ihr habt Galeeren, Fußvolk, Reiterey, und solche Einkünfte an Geld, als ihr brauchet. Dem ungeachtet habt ihr euch alle diese Vortheile noch kein einzigmal recht zu Nutze gemacht, und euch, so zu reden, nach jedem Winde gedrehet. Ihr streitet mit dem Philippus nicht anders, als die ungeschickten Fechter zu kämpfen pflegen. Bekömmt ein solcher einen Streich, so gleich fährt er mit der Hand auf die Stelle; wird er anderwärts getroffen, so ist auch die Hand wieder da. Die Hiebe aber abwenden, oder seinen Gegner selbst angreifen, das kann und will er nicht. Eben so macht ihrs auch. Hört ihr, Philippus sey in Chersonesus; so beschließet ihr, Hülfsvölker dahin zu schicken. Ist er in Pylas; so ziehet ihr dahin. Ist er anderwärts; so verfolget ihr ihn Fuß vor Fuß, und ziehet ihm hinterher, wie die Soldaten ihren Anführern. Ihr haltet aber keinen einzigen vortheilhaften Kriegsrath; und sorget eher für nichts, als bis ihr hört, daß die Gefahr schon vorhanden, oder gar der Schade allbereit geschehen ist.

Es kann seyn, daß dieses vorzeiten nichts zu bedeuten gehabt hat: Voritzo aber sieht es viel zu gefährlich aus, als daß solches rathsam oder erlaubt heißen könnte. Mich dünkt nicht anders,

ihr Athenienser, als daß etwa eine Gottheit, die eure Stadt gern retten wollte, und sich alles desjenigen schämet, was bisher geschehen ist, dem Philippus die Begierde zu solchem Unterfangen eingegeben habe. Wäre derselbe nur mit demjenigen, was er schon erobert und gewonnen hat, zufrieden, so, daß er nichts mehrers im Sinne hätte: So glaube ich, viele unter euch würden nichts darnach fragen, wenn gleich die ganze Republik dadurch in Schimpf und Schande gerathen wäre. Nun aber, da er nicht ruhet, und täglich weiter geht; so wird er euch zuletzt gar heraus fordern: Wofern ihr nämlich nicht eure ganze Herzhaftigkeit verlohren habt.

Ich muß mich in der That wundern, daß niemand unter euch es weder wahrnimmt, noch übel empfindet, daß der Krieg so schlecht von statten geht. Ists nicht so? Er wird in der Absicht angefangen, daß wir uns an dem Philippus rächen wollen: Itzo aber ist es so weit gekommen, daß wir uns kaum sattsam gegen ihn vertheidigen können. Es ist auch offenbar, daß er damit nicht nachlassen wird; dafern ihn nicht eine größere Macht eintreiben sollte. Wollen wir nun darauf warten? Wollen wir uns mit vergeblicher Hoffnung speisen? Wollen wir ihm ledige Galeeren entgegen schicken, und uns dabey schmeicheln, daß wir unsrer Pflicht aufs heiligste nachgekommen? Wollen wir uns nicht zum Thore hinaus wagen? Wollen wir ihm nicht itzo mit einem Theile unsrer Stadtsoldaten entgegen rücken; wenn es gleich bisher nicht geschehen ist? Wollen wir endlich nicht in Macedonien selbst eine Landung unternehmen?

Ja, wird hier mancher fragen, wo soll unsre Flotte anlanden? Der Krieg, ihr Athenienser, der Krieg selbst wird es uns schon sagen und sattsam lehren, wo unser Feind am schwächsten ist. Laßt uns nur erst den Angriff thun. So lange wir hier zu Hause sitzen und nur die Redner anhören, die sich einander lästern und schmähen: so lange kann unmöglich etwas Rechtes ausgerichtet werden. Denn ich halte dafür, daß wenn nur zum wenigsten ein Theil von unsrer Bürgerschaft abgeordnet würde: So würde die Güte der Götter und des Glücks uns gewiß beystehen; ob gleich nicht die ganze Stadt auszöge. Da ihr aber

nur

nur einen Heerführer mit einer nichtigen Ordre versehen ausschicket; so geht, bey aller Hoffnung eurer Versammlungen, nicht das geringste von statten. Sondern wie eure Feinde über dergleichen Anstalten lachen: Also möchten eure Bundsgenossen vor Furcht dabey fast vergehen. Es geht nicht an, ihr Athenienser, es geht gar nicht an, daß ein einziger Mensch alles miteinander ausführen kann, was ihr verlanget. Viel versprechen und zusagen kann er wohl; ja hernach bald diesen bald jenen anschwärzen: Das ist etwas leichtes. Dabey aber ist ja bisher alles verlohren gegangen. Wird nun ein solcher Feldherr, der lauter gedungene Soldaten anführet, geschlagen: So finden sich gleich Leute, die euch von ihrem Verhalten auf dieser Stäte, wer weis was? vorlügen. Ihr aber glaubet alles, was ihr höret, und was euch am ersten einfällt, das beschließet ihr aus schändlicher Uebereilung. Was meynt ihr wohl, ihr Athenienser, was noch endlich daraus werden wird?

Allein, durch was für ein Mittel wird man alle dem Uebel abhelfen können? Durch dieses: Ihr müsset die Soldaten, die ihr euren Befehlshabern mitgebt, auch zu Zeugen und Aufsehern ihrer Unternehmungen und Thaten bestellen; ja dieselben, so bald sie zurücke gekommen, zu Richtern setzen, vor denen jene Rechenschaft ablegen müssen. Denn es ist ja wohl billig, daß ihr von euren Angelegenheiten nicht nur Nachrichten einziehet: Sondern sie auch selber mit ansehet. Doch was sage ich viel? So weit ist es leider schon bey uns gekommen; daß unsre Hauptleute vor eurem Gerichte wohl zwey bis dreymal in die Gefahr gerathen, ihren Kopf zu verlieren, da doch kein einziger davon das Herz hat, sich sein lebenlang nur einmal vor dem Feinde in Lebensgefahr zu wagen: So, daß sie lieber gleich Räubern und Dieben sterben, als einen rühmlichen Tod ausstehen wollen. Uebelthäter mögen nach Urtheil und Recht den Kopf lassen: Rechtschaffene Feldherrn müssen mit dem Degen in der Faust sterben.

Bey dem allen spazieret ihr herum, und bekümmert euch um Neuigkeiten. Einige sagen, Philippus stehe mit den Lacedämoniern in Tractaten, wie er die Thebaner aufreiben wolle:

Andre

Andre sprechen, er habe an der Persianer König eine Gesandschaft abgefertiget: Noch andre, er befestige die illyrischen Städte. Noch andre tragen sich wieder mit andern Zeitungen herum. Wisset ihr aber, was meine Gedanken sind, ihr Athenienser? Philippus dünket mir freylich von seinen bisherigen Thaten so eingenommen und trunken zu seyn, daß er sich tausend solche süße Träume machet: Theils weil er keinen Widerstand findet; theils weil ihn sein Glücke stolz gemacht hat. Doch glaube ich nicht, daß er seine Sachen so einfältig anstellen werde, daß die größesten Thoren unter uns wissen könnten, was er vorhabe? Denn es sind ja die dümmsten Plauderer von der Welt.

O! wenn wir doch lieber an statt des allen klüglich erwegen wollten, daß Philippus unser Feind ist; daß er uns alles Unsre nimmt; daß er sich schon eine geraume Zeit so trotzig gegen uns erwiesen hat; daß alles, worauf wir uns bisher verlassen haben, uns nunmehr zuwider ist; daß wir uns inskünftige auf nichts als auf uns selbst Hoffnung zu machen haben; und daß wir, die wir itzo mit ihm dort nicht Krieg führen wollen, vielleicht ehestens hier, wo ich rede, mit ihm werden fechten müssen. Wenn wir dieses alles, sage ich, erwegen wollten, dann würden wir vernünftig handeln, und uns aller thörichten Fabeln entschlagen. Man darf hier nicht viel fragen, was uns künftig noch bevorstehe: Denn es ist gewiß, daß uns das allerärgste betreffen wird, wo ihr nicht eure Aufführung ändern, und eurer Schuldigkeit gebührend nachkommen wollet.

Mein lebenlang habe ich mich nicht beflissen, euch durch meine Reden gefällig zu seyn; es wäre denn, wenn solches mit eurer Wohlfahrt verbunden gewesen ist. Daher habe ich euch auch anitzo alles frey heraus gesagt, was ich für Gedanken hege, und euch nicht das geringste verschwiegen. Was wollte ich nun lieber, als daß gute Anschläge einem treuen Rathgeber so vortheilhaft wären, als nützlich es euch ist, dieselben anzuhören! Ich würde noch einmal so freudig geredet haben, wenn ich davon versichert gewesen wäre. Itzo wußte ich zwar nicht, was selbiges nach sich ziehen würde: Doch habe ichs gewagt, euch alles zu eröffnen, bloß weil ich wußte, daß es euch zuträglich seyn könne. Die Götter geben nur, daß die vortheilhaftesten Anschläge die Oberhand behalten mögen!

Des Demosthenes andre Rede wider den Philippus.

Wenn von des Philippus Gewaltthätigkeiten, und von seinem friedbrüchigen Verfahren vor euch Reden gehalten werden, ihr Männer von Athen; so bemerke ich, daß alle dergleichen Vertheidigungen eurer Rechte für löblich und billig angesehen werden, und daß man alles dasjenige gut heißt, wodurch Philippus beschuldiget und angeklaget wird. Wenn ichs aber frey sagen soll, so sehe ich doch, daß nichts Rechtes unternommen oder so ausgeführet wird, daß es sich der Mühe verlohnte, dieselben anzuhören. So weit ist es mit unsrer Republik schon gekommen, daß es desto schwerer fällt, gute Anschläge zu geben, wie man sich zu verhalten habe; je gewisser es erwiesen worden, daß Philippus nicht nur die mit uns geschlossenen Bündnisse bricht, sondern ganz Griechenland zu unterdrücken suchet.

Die Ursachen sind diese. Wer mit Gewalt und Unrecht nach fremden Gütern strebet; der muß durch wirkliche Thaten, und nicht durch lange Reden zurücke gewiesen werden. Wir aber, die wir öffentlich hier auftreten, scheuen uns, euch dieses zu sagen und anzurathen; aus Furcht, wir möchten euch etwa dadurch zu nahe treten. Wir erwähnen hingegen nur der grausamen und unerhörten Frevelthaten des Philippus, die er theils täglich begeht, theils noch im Sinne hat. Sieht man ferner euch, ihr Athenienser, entweder selbst eure Sache vertheidigen, oder die Behauptung eures Rechts, die von andern geschieht, mit völliger Einsicht anhören: So seyd ihr dem Philippus weit überlegen. Kömmts aber endlich zum Werke selbst, und sollt ihr seinen Unternehmungen in der That widerstehen; so seyd ihr faul und schläfrig.

Daher kömmt es nun, daß ihr und Philippus beyderseits in euren Bemühungen einen glücklichen Fortgang spüret. Euch beyden gelingt es darinnen, worauf ihr euch mit so vielem Fleiße leget und übet: Ihm zwar in Thaten und Werken; euch aber in Worten und Reden. Seyd ihr nun damit zufrieden

den, daß ihr besser für euch zu reden wisset, als er; so ist dieses ein leichtes, und es kann euch gar keine Mühe kosten. Wenn ihr aber sorgen wollet, daß der gegenwärtige schlechte Zustand unsrer Sachen wieder hergestellet werde, damit wir nicht ganz unversehens zu Grunde gehen, und damit uns nicht eine so zahlreiche Armee ins Land falle, gegen welche wir nicht einmal zu Felde ziehen können: Da wird man ganz andrer Anschläge benöthiget seyn. Ja es werden so wohl die Redner als die Zuhörer das nützlichste und heilsamste dem leichtesten und anmuthigsten vorziehen müssen.

Wenn also jemand, ihr Männer von Athen, zuförderst erweget, wie mächtig Philippus schon ist, und was er schon für Länder bezwungen hat; und doch dabey noch sicher ist, auch nicht wahrnimmt, daß eure Stadt in Gefahr ist, und daß alle seine Absichten auf euren Untergang zielen: So muß ich mich herzlich darüber wundern; und ich will itzo euch alle ersuchet haben, mit wenigem die Gründe anzuhören, welche mich bewegen, das Gegentheil zu fürchten, und den Philippus für unsern Feind zu halten. Werdet ihr nun finden, daß ich die Sache besser als andre eingesehen habe; so bitte ich euch, mir zu folgen: Wo aber jene Sorglose und Sichere es besser verstehen; wohlan, so mögt ihr auch ihren Anschlägen Gehör geben.

Ich betrachte also zuerst, ihr Athenienser, was Philippus nach dem Friedensschlusse erhalten hat: Es war nämlich Pylas und die phocensische Landschaft. Aber was? Wie hat er sich derselben bedienet? Er hat der Thebaner Nutzen, nicht aber eure Wohlfahrt dadurch zu befördern gesucht. Warum aber das nicht? Da er nur nach Macht und Größe strebet, es mag nun durch gerechte oder durch ungerechte Mittel geschehen; nicht aber Friede und Ruhe zu erhalten, oder die Billigkeit zu handhaben suchet: So sieht er es freylich wohl vorher, daß er unsrer Stadt und unsern Verfassungen nichts so großes weder versprechen noch leisten kann, wodurch ihr bewogen werden könnet, um des Eigennutzes halber, ihm etliche von den übrigen griechischen Provinzen

auf-

aufzuopfern. Er sieht wohl, daß ihr aus Liebe zur Gerechtigkeit und aus einem damit verbundenen Abscheue vor allen schändlichen Dingen, und aus einer vorsichtigen Erwegung alles Wohlanständigen; ihm, im Fall er dergleichen etwas unternehmen sollte, eben so wohl widerstreben würdet, als ob ihr wider ihn selbst Krieg führetet. Von den Thebanern hielt er dafür, daß sie ihn alles nach seinem Kopfe würden machen lassen, wenn sie nur ihren Vortheil dabey hätten; wie es denn in der That erfolget ist: Ja, daß sie an statt ihm zu widerstehen, und sein Vorhaben zu hindern, ihm wohl gar mit gewaffneter Hand beystehen würden, wenn er es verlangen sollte. Mit den Messeniern und Argivern macht ers itzo in einerley Absicht eben so: Und dieses alles, ihr Athenienser, gereicht euch zu einer sonderbaren Ehre. Denn dadurch giebt er zu verstehen, daß er euch für Leute ansieht, die um keines Vortheils, um keiner Gnade, um keines Gewinsts halber, die Neigung gegen Griechenland fahren lassen, oder die Vertheidigung desselben unterlassen würden.

Und er thut wohl daran, daß er von euch anders, als von den Thebanern und Argivern urtheilet: Er mag nun dabey auf die itzigen oder auf die vergangenen Zeiten sehen. Er hat nämlich gelesen und gehöret, daß eure Vorfahren, da sie über Griechenland hätten herrschen können, wenn sie nur des persischen Königs Vasallen hätten werden wollen, diesen Vorschlag nicht nur ausgeschlagen, da er ihnen durch einen Abgeordneten gethan worden: Sondern so gar lieber die Stadt mit dem Rücken angesehen, ja alles Ungemach ausgestanden; nachmals aber solche Thaten gethan, die zwar ein jeder gern nachthun wollte, die aber noch zur Zeit niemand nach Würden beschreiben können. Auch ich gehe dieselben itzo billig vorbey; weil diese Heldenthaten weit größer sind, als daß sie in einer Rede könnten erzählet werden. Der Thebaner und Argiver Vorfahren hingegen haben theils selbst in persischen Diensten gestanden, theils aber doch diesen Barbaren sich gar nicht widersetzet.

Aus dem allen hat er also abgenommen, diese beyde würden sich an ihrem Eigennutze gnügen lassen, und die gemeine Wohlfahrt von Griechenland aus den Augen setzen. Er hat geglaubet, wenn er eure Freundschaft suchen wollte, müßte er sie um der Gerechtigkeit halber suchen: Würde er sich aber mit jenen in Bündnisse einlassen; so würden sie ihm seine Begierden erfüllen helfen. Daher kömmt es nun, daß er sowohl damals, als itzo, dieselben euch vorgezogen. Er sieht ja nicht, daß sie etwa mehr Galeeren hätten, als ihr habt. Er verachtet ja auch den Handel und das Seewesen nicht, so daß er euch irgend deswegen nicht nöthig hätte: Maßen er selber schon einige Herrschaft über das Meer hat; vielweniger kann er der Zusage und des Versprechens vergessen haben, dadurch ihm neulich der Friede zugestanden worden.

Doch vielleicht wird hier jemand sagen: Philippus wisse freylich das alles, er habe aber ein solches weder aus Geiz, noch aus den andern von mir erwähnten Ursachen gethan; sondern bloß, weil die Thebaner ihm billigere Vorschläge gethan, als wir. Allein unter allen Ausflüchten, womit er sich irgend bescheinigen könnte, ist diese gerade die allernichtigste. Denn wer wird sichs doch einbilden lassen, er habe, aus Liebe zur Billigkeit, den Lacedämoniern befohlen, Messenien zu verlassen, und den Thebanern Orchomene und Coronea zu übergeben?

Vielleicht ist er aber dazu gezwungen worden! Vielleicht hat er, von der thessalischen Reuterey und den thebanischen Regimentern genöthiget, dieses wider Willen zugestehen müssen! Das einzige ist nur noch übrig. Daher, sagen sie, trauet er den Thebanern nicht, und erzählen hier und da, daß er Elatea befestigen werde. Allein gleichwohl thut er dieses doch noch nicht, wirds auch wohl, meiner Meynung nach, nimmermehr thun. Mit den Messeniern und Argivern, spricht man, werde er die Lacedämonier nicht angreifen: Und doch schickt er schon seine Völker hin, schießet Geld vor, und wird selbst mit einer großen Armee daselbst erwartet. Dergestalt richtet er die Lacedämonier, die der Thebaner Feinde sind, zu Grunde; die Phocenser hingegen, die er sonst selbst verwüstet hat, setzet er nunmehro

wieder in völligen Stand. Hätte nun Philippus solches entweder vorhin gezwungener Weise gethan, oder hegete er itzo das geringste Mistrauen gegen sie: So würde er ja, meinem Urtheile nach, ihren Feinden nicht so beständig zuwider seyn. Ja er selbst erkläret sich durch seine itzigen Unternehmungen, daß er alles damalige freywillig gethan habe.

Erweget es nur recht, ihr Athenienser, so werdet ihr finden, daß er nichts anders als den Untergang unsrer Republik im Sinne hat: Ja daß er zu diesen Zeiten nichts anders zur Absicht haben könne und solle. Ihr könnt dieses folgender gestalt begreifen. Er will herrschen, das ist außer Streit. Darinn aber hält er euch für die einzigen, die ihn zu hindern vermögend sind. Daher hat er euch schon eine geraume Zeit her so viel Unrecht und Gewalt gethan; wie er es selber wohl weis. Denn was er uns feindlicher Weise genommen hat, dessen bedient er sich itzo, seine übrige Länder zu bedecken. Er würde sich, selbst in seinem Schlosse, nicht für sicher halten, wenn er Amphipolis und Potidea verlieren sollte. Er weis also beydes, sowohl daß er euch nachstellet; als daß ihr solches gewahr werdet. Da er euch aber für beherzte Leute ansiehet, so hält er auch dafür, ihr wäret ihm mit Rechte gehäßig: Und daher ist er auch so aufgebracht und erhitzt, weil er glaubt, es würde ihm übel gehen, dafern ihr eine gute Gelegenheit finden solltet, und er euch nicht zuvor käme. Darum steht er immer auf der Hut; darum lauert er auf unsre Vaterstadt; darum hält ers mit etlichen Thebanern und mit einigen Peloponnesern, die jenen beypflichten. Von diesen hofft er, daß, wie sie aus Eigennutz mit diesen itzigen Umständen schon zufrieden sind, also auch aus Dummheit des Verstandes nichts von dem, was noch bevorstehet, vorher sehen werden. Wenn sie aber nur eine mäßige Klugheit besäßen, so würden sie ganz augenscheinliche Exempel davon vor Augen sehen. Ich habe dieselben bey Gelegenheit den Messeniern und Argivern erzählet; und vielleicht ist es nicht undienlich, sie auch bey euch zu wiederholen.

Wie ungern würden es wohl die Olynthier gehöret haben, ihr Messenier, sprach ich: Wenn jemand zu der Zeit wider

den Philippus Reden gehalten hätte, da er ihnen Anthenunt überließ, welche Stadt sich doch alle vorige macedonische Könige angemaßet hatten? Da er ihnen Potidea schenkte, und ihnen die athenienfischen Colonien daraus vertrieb? Da er sich gar für unsern Feind erklärte, und ihnen die gewonnene Landschaft zu nutzen einräumete? Hätten sie wohl gedacht, daß es ihnen so gehen würde? Hätten sie es wohl geglaubt, wenn es ihnen jemand vorher gesagt hätte? Nimmermehr! Indessen geschah es, daß sie, nach einem kurzen Genusse fremder Ländereyen, ihrer eigenen auf eine sehr lange Zeit beraubet wurden; indem sie nicht nur vertrieben und schmählich überwunden, sondern so gar von ihren Mitbürgern verrathen und verkauft wurden. Was schließe ich nun daraus? Dieses: Daß die gar zu große Gemeinschaft und Vertraulichkeit mit Tyrannen freyen Republiken ganz und gar nicht zuträglich sey.

Wie gieng es den Thessaliern? Meynt ihr wohl, sprach ich, daß sie damals, als ihnen Philippus Nicea und Magnesia gab, als er ihre Tyrannen vertrieb, vermuthet hätten, daß diese itzige Regierungsform bey ihnen eingeführet werden würde? Hätten sie es wohl gedacht, daß derjenige, der ihnen Pylea wieder gab, sie ihrer eigenen Privateinkünfte berauben würde? Nimmermehr hätten sie das geglaubet! Nichts destoweniger ist das alles geschehen, wie es leider am Tage liegt. Ihr gleichfalls, setzte ich hinzu, seht den Philippus gerne, so lange er schenket und giebt: So bald er euch aber wird ins Garn gelocket und betrogen haben, alsdann werdet ihr ihn weit von euch wegwünschen, dafern ihr anders klug seyd.

Man hat freylich wohl zur Sicherheit und Vertheidigung der Städte verschiedene Mittel erdacht: Wälle, Mauren, Gräben, und was des Dinges mehr ist; die alle mit schwerer Arbeit gemacht werden, und viel Geld kosten. Kluge Leute aber haben ein einziges allgemeines Schutzmittel in sich selbst: Welches zwar einem jeden ins besondre nützlich und heilsam ist; sonderlich aber freyen Republiken wider die Tyrannen dienen kann. Und was ist es denn? Das Mis-

trauen! Darinnen übet euch! Dieses bewahret, wie euren Augapfel; denn so lange es euch daran nicht fehlen wird, so lange werdet ihr außer aller Gefahr seyn. Aber was suchet ihr, fragte ich? Ohne Zweifel die Freyheit. Sehet ihr denn nicht, daß Philippus einen Namen führet, der derselben schnurstracks zuwider läuft? Alle Könige, alle Tyrannen sind ja Feinde der Freyheit, und Untertreter aller Gesetze. Seht euch derowegen wohl vor, daß ihr nicht, indem ihr das Ende des Krieges wünschet, einen Oberherrn und Regenten bekommen möget.

Als sie diese Worte gehöret hatten, klopften sie zum Zeichen ihres Beyfalles in die Hände; sie lobten auch vieler andern Abgesandten Reden, die theils in meiner Gegenwart, theils in meiner Abwesenheit gehalten wurden. Dem ungeachtet aber lassen sie sich von Philippo und seinen Verheißungen gar nicht abwendig machen. Doch das ist eben nichts ungereimtes, wenn gleich einige Messenier und Peloponneser wider dasjenige handeln, was sie selbst für das beste erkennen. Aber da ihr es theils selbst verstehet, theils aus unsern Reden höret, daß man euch nachstellet, daß ihr ganz umschanzet seyd; wie groß muß nicht dabey eure Trägheit seyn! Denn durch das alles werdet ihr ganz unversehens unterdrücket werden. Dergestalt gilt eine kurze Wollust und Ruhe zuweilen mehr, als der bevorstehende dauerhafte Nutzen. Dafern ihr nun weise seyd, so möget ihr hernach selbst für euch berathschlagen, was zu thun sey: Voritzo will ich nur von demjenigen handeln, was ihr, eure Schlüsse zu bescheinigen, vorbringen könnet.

Es wäre billig, ihr Athenienser, daß diejenigen hergeruffen würden, die euch damals die Verheißungen überbrachten, wodurch ihr bewogen wurdet, Friede zu machen. Denn weder ich selbst hätte jemals die Gesandschaft auf mich genommen; noch ihr würdet, wie ich sattsam versichert bin, jemals aufgehöret haben, wider ihn zu kriegen: Wenn ihr gewußt hättet, daß Philippus, nach geschlossenem Frieden, also mit euch handeln würde. Damals führte er eine ganz andre Sprache, als itzo. Ja man sollte noch andre mehr vorfordern.

Wen aber? Diejenigen, welche mir widerstunden, als ich nach dem Friedensschlusse von der andern Gesandschaft zurücke kam, die den Eid vollziehen zu lassen abgeordnet war: Da ich wohl merkte, daß man uns ein Blendwerk machte, auch dieses alles vorher sagte, und nicht zulassen wollte, daß Pylas und die Phocenser verlohren giengen. Diejenigen, die da sagten: Ich, der ich Wasser zu trinken gewohnt wäre, hätte Ursache, so schwierig und mürrisch zu seyn; wenn Philippus aber innerhalb Pylas käme, so würde er, nach euer aller Wunsche, nicht nur der Thebaner Freyheit dämpfen, sondern auch Thespia und Platea befestigen, und Chersonnesus auf seine Kosten durchgraben, ja euch Euböa und Oropus für Amphipolis abtreten. Ich weis es wohl; ihr alle erinnert euch, daß dieses hier öffentlich von der Rednerstelle gesaget worden: Obgleich ihr sonst die Beleidigungen andrer nicht sonderlich zu ahnden pfleget. Ja was das allerschändlichste ist; ihr habt durch diesen Frieden so gar eure eigene Nachkommen bestricket, welche doch Erben eurer Hoffnung seyn sollten: So gar seyd ihr ins Netze gelocket worden!

Aber warum sage ich solches? und warum verlange ich, daß diese Leute vorgefordert werden sollen? So wahr Gott im Himmel lebt, ich will es frey heraus sagen, und nichts verhelen. Nicht zwar des Schimpfens halber; dafür sie mich doch hernach nur wieder angreifen würden; auch nicht, damit diejenigen, die mir von Anbeginn gehässig sind, von neuem Gelegenheit finden mögen, etwas vom Philippus zu bekommen; auch nicht eines fruchtlosen Geschwätzes wegen: Sondern weil ich dafür halte, daß euch des Philippus Thaten dermaleins beschwerlicher fallen werden, als itzo. Denn ich sehe schon, wo es hinaus will: Und wiewohl ich wollte, daß alle meine Muthmaßungen falsch wären; so befürchte ich doch, daß ihre Erfüllung nicht bereits vor der Thüre sey. Wenn es euch also nicht mehr frey stehen wird, das, was sich wirklich zuträgt, aus dem Sinne zu schlagen; wenn ihr dasjenige, was wider euch unternommen wird, nicht mehr von mir oder einem andern werdet sagen hören, sondern alles mit eigenen Augen sehen

sehen und wohl begreifen werdet: Alsdann, sage ich, werdet ihr sehr zornig und verdrüßlich werden.

Ich besorge aber sehr, ihr Athenienser, daß euren Zorn vielleicht diejenigen fühlen werden, die sich itzo bemühen, dasjenige zurechte zu bringen, was die Gesandten verdorben haben; die, weil sie sich durch Geld bestechen lassen, damals das Nöthigste verschwiegen haben: Denn ich sehe ja, daß einige nicht auf die Schuldigen, sondern auf den ersten, den besten, ihren rasenden Zorn ausschütten wollen. Indessen aber, da die Sache aufgeschoben bleibt, da allerley Anstalten gemacht werden, und wir unter einander unsre Vorschläge anhören: So will ich einen jeden unter euch, ob ihrs gleich schon selber wisset, dennoch ermahnet haben, fleißig zu untersuchen, wer es euch gerathen habe, die Phocenser und Pylas zu verlassen. Nachdem Philippus diese Oerter in seiner Gewalt hat, so steht ihm der Weg offen, Attica und Peloponnesus anzugreifen. Ja es ist so weit gekommen, daß ihr itzo nicht sowohl rathschlagen dörfet, wie die Gerechtsame der Griechen zu vertheidigen, und die Ländereyen zu behaupten sind; sondern wie ihr die Aecker eurer ererbten Landgüter erhalten, und den Krieg, der uns in Attica selbst bevorstehet, abwenden könnet: Den Krieg, sage ich, der euch alle beunruhigen wird, wenn er angeht; der aber gewiß an dem vorerwähnten Tage angesponnen worden.

Wäret ihr damals nicht so schändlich hintergangen worden: So würde die Republik itzo in solchen Nöthen nicht seyn. Philippus würde weder nach gewonnener Seeschlacht mit einer Flotte nach Attica gekommen, noch zu Lande durch Pylas und die Phocenser eingedrungen seyn: Sondern entweder das Seine gethan, und Friede gehalten haben; oder sogleich in einen eben so schweren Krieg verwickelt worden seyn, als derjenige war, in welchem er vorhin hatte um Friede bitten müssen. Dieses mag genug seyn, euch zu ermahnen und aufzumuntern: Gott gebe, daß ihr es nicht selbst aus der Erfahrung lernen dörfet! Denn ich wollte nicht gern, daß jemand, gesetzt auch, daß er den Untergang wohl verdienet hätte, mit allgemeiner Gefahr und Schaden den Lohn seiner Bosheit empfangen sollte.

* *

Das II. Hauptstücke.

Von der Nachahmung.

§. I.

Die bisherige Uebung im Uebersetzen ist zwar gewissermaßen auch eine Nachahmung zu nennen, und könnte also mit in dieses Hauptstücke gezogen worden seyn. Allein es giebt noch andre Arten der eigentlich so genannten oratorischen Nachahmung, davon andre ganz eigene Abhandlungen geschrieben haben, und die uns Herr Professor Hallbauer beysammen ans Licht gestellet hat. Weil nun dieselbe von vielen, so wohl alten als neuern Lehrern der Beredsamkeit, den Schülern und Liebhabern derselben angepriesen wird: So müssen wir doch hier unsre Gedanken davon entdecken, und also unsre Leser nicht im Zweifel lassen, in wie weit eine solche Nachahmung ihnen rathsam seyn könne oder nicht. Fürs erste theilet man die Nachahmung in eine kindische und in eine männliche ein. Die erste bemüht sich nur die Wörter und Redensarten guter Scribenten nachzuahmen, das ist, anzuwenden und zu gebrauchen: Ob man gleich von ganz andern Dingen und Materien zu handeln hat. Die andre aber bemühet sich die Schreibart, das ist die Ordnung und den Zusammenhang der Gedanken in vielen aufeinander folgenden Sätzen nachzumachen. Nach meiner Meynung aber giebt es noch eine dritte Art der Nachahmung, die ich eigentlich eine oratorische nennen will. Von allen dreyen will ich mit wenigem handeln.

§. II.

Im Absehen auf die erste Art der Nachahmung ist es gewiß, daß man sie im Deutschen, zum wenigsten im Absehen auf die fremden, oder ausländischen und alten Scribenten, nicht anders brauchen kann, als wenn man sie übersetzet:

davon schon oben zur Gnüge geredet worden. Was aber unsere einheimische Scribenten anlanget, so ist es eine andre Frage, ob man auch deren ihre Wörter und Redensarten nachahmen soll? Da sind nun viele allerdings der Meynung, daß solches von Anfängern geschehen müsse. Daher empfehlen sie ihnen so fleißig die Schriften Lohensteins, daraus sie sich Wörter und Redensarten anmerken und aufzeichnen, auch selbige hernach fleißig anbringen sollen. Ob auch einige neuere Scribenten schon in dem Ansehen stehen, daß man ihre Schriften dergestalt nachzuahmen suchet, das weis ich entweder nicht, oder ich mag es nicht wissen.* Das weis ich aber wohl, daß diejenigen, welche es versuchet haben, in den Ruff gelehrter Diebe gekommen sind; sobald man es wahrgenommen hat, daß sie, sich mit fremden Federn zu putzen, beflissen sind. Ich weis es dem sel. Hofrath Pietsch noch Dank, daß er mich gleich im Anfange meiner poetischen Uebungen, da ich mich auch gewisser, aus andern berühmten Dichtern entlehnter Redensarten, in meiner Einfalt bediente, von dieser kindischen Art der Nachahmung abgeschrecket hat. Denn er wußte mir bey jeder Zeile zu sagen, wo ich dieses oder jenes Beywort, oder ein andres poetisches Blümchen her hätte: Und dadurch ward mir dieses Borgen oder sogenannte Nachahmen so verhaßt, daß ich es weder in gebundener noch in ungebundener Rede jemals mehr habe wagen mögen, dergleichen entlehnte Zierrathe anzubringen.

§. III.

Fragt man mich, ob ich denn dergestalt alle Wörter zu brauchen verbiethen wolle, die schon von andern gebraucht worden: So ist dieses freylich meine Meynung nicht. Allein es ist ein Unterscheid unter solchen Wörtern, die in allen Scribenten vorkommen, und selbst im gemeinen Leben üblich

* Ergo hoc sit primum in praeceptis meis, vt demonstremus, quem imitetur, atque ita, vt quae maxime excellant in eo, quem imitabitur, ea diligentissime persequatur. Cic. L. II. de Orat. c. 22

üblich sind; und unter solchen Ausdrückungen, die dieser oder jener Schriftsteller zuerst erfunden, und als besondre Zierrathe angebracht hat. Diese sind gemeiniglich so sinnreich, so neu, so erhaben und edel, daß sie als Sterne hervor schimmern, und von den Lesern sehr leicht angemerket werden. Wenn man sich nun mit solchen entlehnten Putzwerken behilft, so macht sich ein jeder Leser, der dieselben sonst wo gelesen hat, eine Ehre und Freude daraus, diesen Raub seinem Eigenthümer wieder zu erstatten. * Und was braucht man es doch, sich in diese Gefahr zu begeben, wenn man selbst einen Kopf voller Gedanken hat? Heißt es denn bey einem Redner nicht eben so wohl, als bey einem Poeten:

Verbaque praeuisam rem non inuita sequentur.
Hor.

Das müßte ja wunderlich seyn, daß man nicht Worte finden könnte, die seine Gedanken auszudrücken geschickt wären! Ueber dem schicken sich auch fremde Redensarten zu unsern Einfällen selten so gut, daß man es ihnen nicht anmerken sollte, daß sie nicht recht für einander gemacht sind. So selten ein fremdes Kleid sich auf unsern Körper schicket: So selten gelingt es auch den Freunden solcher Nachahmung mit ihrer Bemühung. Mir gefällt hier des Angelus Politianus Ausspruch sehr:** Daß nämlich solche Nachahmer nur den Papageyen und Dolen zu vergleichen sind, die nur Worte reden, die sie doch nicht verstehen.

* Multos imitatores saepe cognoui, qui aut ea, quae facilia sunt, aut etiam illa, quae insignia ac paene vitiosa, consectantur imitando. Cic. ibid.

** Mihi certe, quicumque tantum componunt ex imitatione, similes esse vel psittaco vel picae videntur, proferentibus, quae nec intelligunt. Carent enim, quae scribunt isti, viribus & vita, carent actu, carent affectu, carent indole; iacent, dormiunt, stertunt. Nihil ibi verum, nihil solidum, nihil efficax. v. L. IX. Ep. vltima ad Paull. Cortesium.

§. IV.

Die andre Art der Nachahmung heißt die männliche; weil zu ihr schon ein reiferer Verstand und eine fast männliche Beurtheilungskraft gehöret. Was nun die Erlernung der lateinischen Sprache anbetrifft, so gebe ich es gerne zu, daß man sich daselbst schöne Stellen, aus einem oder mehrern guten Scribenten zur Nachahmung erwählen, und sich bemühen müsse, wie Plinius in dem oben angezogenen Briefe räth, ihre Art sich auszudrücken, und die Gedanken zu verbinden, ihre Lebhaftigkeit und ihre Figuren nachzumachen. Denn wer kein sogenanntes Küchenlatein schreiben will, der muß nicht nur lateinische Wörter, sondern auch eine bey den Lateinern übliche Ordnung, Folge und Verbindung derselben beobachten: Das heißt, er muß auch nach Art der Lateiner denken können. Siehe Herrn M. Langens Inst. Stili Romani, P.III.C.V. Allein, da wir hauptsächlich einen deutschen Redner zubereiten wollen: So fragt sichs, ob man auch die besten Scribenten in seiner Muttersprache nachahmen solle? Allein ich bin hier eben der Meynung, als oben bey der kindischen Nachahmung; nämlich ich widerrathe es allen, sich an dergleichen unnöthige und schädliche Uebungen zu machen. Nicht als wenn ich der Jugend alle Schriften guter Redner aus den Händen reißen; und ihnen verbiethen wollte, dieselben zu lesen. Nein, ich rathe dieses vielmehr allen und jeden an. Sie müssen sich allerdings durch das Bücherlesen den gehörigen Reichthum, die Schönheit und den Nachdruck in ihrer Muttersprache angewöhnen, den sie gewiß aus dem täglichen Gebrauche niemals recht lernen würden. Denn wie elend schreiben doch diejenigen deutsch, die niemals etwas anders als lateinische und französische Bücher gelesen haben?

§. V.

Nur das behaupte ich, daß man, im Schreiben selbst, sich keine Stelle eines berühmten Scribenten zum Muster vorlegen, und dieselbe nachzukünsteln suchen müsse. Die gute Schreibart eines Redners muß nicht einem Springbrunn

ähnlich

ähnlich seyn, den sein Meister durch allerhand künstlich gewundene Röhren, wider seine Natur in die Luft zu spritzen, zwinget; sondern einer wasserreichen Quelle, die von einer Höhe von sich selbst in ein Thal herab fließet, die Auen bewässert, die Felder fruchtbar macht, und ganzen Ländern und Städten Vortheil bringet. Wie nun kein Fluß mit einem andern ähnliche Krümmungen, Breiten, Fälle und Ufer hat: So darf auch kein Scribent gerade so wie ein anderer schreiben. Ein jeder muß seinen eigenen Character, sein eigen Naturell ausdrücken. Wie sehr sind nicht alle alte Scribenten, auch die zu einem Alter gerechnet werden, unterschieden? Und meynt Cicero, Perikles, Alcibiades und Thucydides, die zu einer Zeit gelebt, hätten auch einerley Schreibart gehabt; weil sie einander nachgeahmet hätten:* So halte ich doch dafür, dieses sey damals der gemeine Character der Athenienser im Reden gewesen, kurz und nachdrücklich zu schreiben; so wie auch bey uns zu Luthers Zeiten alles so körnigt und derb heraus, ohne viele Umschweife, geschrieben worden. Schreibet wohl Cäsar wie Livius? Schreibt Cornelius wohl so wie Sallustius? Bemüht sich wohl Plinius dem Cicero in der Schreibart nachzuahmen? Wo hat Xenophon einen Thucydides; Demosthenes dem Isokrates, oder Aristoteles dem Plato im Schreiben nachgeäffet? Ein jeder von diesen Männern schrieb aus seiner eigenen Einsicht, und brauchte seine eigene Geschicklichkeit im Denken, und im Ausdrucke seiner Gedanken. So müssen wir es auch machen, wenn wir nicht gezwungen, verstellt, oder affectirt schreiben wollen: Wie z. E. Boileau zum Spott, des Balzac und Voiture Schreibart, in ein Paar Briefen an den Marschall von Vivone, nachgeäffet hat.

§. VI.

* Pericles atque Alcibiades, & eadem aetate Thucydides subtiles, acuti, breues; sententiis magis quam verbis abundantes. Non potuisset accidere, vt vnum esset omnium genus, nisi aliquem sibi proponerent ad imitandum. L. II. de Orat.

§. VI.

Will man mir einwenden: Daß gleichwohl Plinius der jüngere in seinem II Br. des I B. gesteht, er habe den Demosthenes, und anderwärts, er habe den Cicero nachgeahmet; und daß dieser im andern Buche von Redner im 2 und folgenden Cap. die Nachahmung angerathen: So werde ich es zugeben, daß man nachahmen könne; allein auf eine ganz andre und dritte Art. Ich nenne diese die oratorische Nachahmung, die weder die Wörter, noch die Sätze und ihren Zusammenhang; sondern die ganze Art und den Character der Beredsamkeit, das ist die Freyheit der Gedanken, die Liebe zur Wahrheit, die Ehrlichkeit des Gemüthes, die Munterkeit und den Eifer im Vortrage seiner Vorstellungen, nachmachet und auszudrücken suchet. Von einer solchen Nachahmung war auch Cicero ein Freund; und davon redet er in der kleinen Schrift, von der besten Gattung der Redner, im II Hauptstücke. Es ist also wohl kein Redner zu finden, schreibt er, der nicht gern dem Demosthenes ähnlich seyn wollte.* Und in dem folgenden Capitel schreibt er. ** Denn da es nur eine einzige gute Gattung von Rednern gilt, so fragt es sich, welche es sey? Es ist aber diejenige, die zu Athen geblühet hat, von welcher uns der Nachdruck der attischen Redner zwar unbekannt, ihr Ruhm aber weltkündig ist. Diese sind nicht nur ohne alle Gebrechen; sondern sie sind nicht einmal mit einer guten Gesundheit zufrieden: Sie wollen auch viel Stärke, gewaltige Arme,

Blut

* Itaque nemo est orator, qui se Demosthenis similem esse nolit.

** Vnum enim quum sit genus, id quale sit, quaerimus? Est autem tale, quale floruit Athenis, ex quo atticorum oratorum ipsa vis ignota est, nota gloria. - - Qui cum careant, omni vitio, non sunt contenti quasi bona valetudine; sed vires, lacertos, sanguinem quaerunt, quandam etiam suauitatem coloris. Eos imitemur, si possumus: Sin minus, illos potius, qui incorrupta sanitate sunt, quod est proprium Atticorum, quam eos, quorum vitiosa abundantia est, quales Asia multos tulit.

Blut und Geister haben, ja noch eine angenehme Farbe dazu. Diese laßt uns nachahmen, wenn wir anders können: Wo nicht, doch lieber diejenigen, die von unverletzter Gesundheit sind, wie die attischen Redner; als die einen schädlichen Ueberfluß zeigen, dergleichen Asien viele hervorgebracht hat. Hier sehen wir, was uns Cicero für eine Nachahmung empfiehlt. Wir sollen uns die attischen Redner in ihrer fehlerfreyen, gesunden, starken, gewaltigen, vollblütigen und angenehmen Beredsamkeit, zu Mustern nehmen. Und von dieser seinen Römern einen Geschmack beyzubringen, hat er selbst die Reden, die Demosthenes und Aeschines von der Krone gehalten haben, lateinisch übersetzet.

§. VII.

Allein so leicht dieses gesagt ist: So schwer ist es auszuüben. Man muß in den Sprachen und Schriften derjenigen, die man nachahmen will, gleichsam erzogen seyn. Man muß ihre Art zu denken und zu reden sich ganz geläufig und gleichsam eigen gemacht haben; so daß man nicht mehr daran denken darf, daß man sie nachahmen will, und dennoch eben so schreiben und reden kann, als sie geredet und geschrieben haben. Weil es nun nicht eines jeden Liebhabers der Beredsamkeit seine Sache ist, sich mit diesen Mustern der Griechen und Römer so bekannt zu machen: So haben Italiener, Franzosen und Engeländer die besten Reden des Demosthenes und Cicero in ihre Sprachen übersetzet, und sind also in des großen Tullius Fußtapfen getreten. Ich selbst habe mich ein gleiches unterstanden, als ich meinen Grundriß zu einer vernunftmäßigen Beredsamkeit ans Licht stellete; indem ich ein paar Stücke von jedem der obbenannten Redner deutsch übersetzt beyfügte. Meine Absicht war gleichfalls, unsern Deutschen nur zu zeigen, wie die gesunde, starke und natürlich schöne Beredsamkeit der Alten aussähe, und sie zu Verwerfung des schwülstigen und aufgeblasenen, oder auch zusammengestoppelten Zeuges zu bewegen, welches gar zu lange bey uns geherrschet hat. Ich muß aber von meinen Bemühungen ebenfalls mit dem Cicero gestehen, daß ich sie nicht als ein ängstlicher Dollmetscher, son-

sondern als ein Redner übersetzt habe; indem ich nicht so wohl jedes Wort, sondern vielmehr den Nachdruck ganzer Sätze auszudrücken bemüht gewesen bin.* Dieses mögen sich diejenigen zur Lehre und Antwort dienen lassen, die als ängstliche Schulmeister schreyen, daß bald hier bald da eine Sylbe des Griechischen und Lateinischen nicht recht ausgedrückt sey: Da sie doch selbst nicht einen einzigen Satz der Alten in einem leidlichen Wohlklange, oder mit oratorischem Feuer rein Deutsch zu geben wissen.

§. VIII.

Soll ich nun auch Vorschläge thun, wie man sich am besten auf diese Art, die Alten nachzuahmen, legen könne: So kann ich nichts bessers rathen, als dieses. Man wähle sich irgend einen Fall, wo man es bey den Geschichtschreibern erzählet findet, daß dieser oder jener alte Held dieses oder jenes geredet haben soll. Den Inhalt ihrer Reden, und die Umstände der Zeit, des Ortes, der Absichten, und Veranlassungen, stelle man sich, durch ein eifriges Nachdenken, so lebhaft vor, als man kann. Alsdann lese man, mit einer muntern und lauten Stimme, irgend eine andre aus den Alten übersetzte Rede durch: Und wenn man sich dergestalt die Einbildungskraft erhitzet hat; so mache man sich an seine Arbeit. Man rede, so viel möglich ist, eben so frey, natürlich, ungezwungen, nachdrücklich und feurig, als der obgedachte Held in seinen Umständen geredet haben würde. Ich kann aus der Erfahrung die Versicherung geben, daß dieses ein treffliches Mittel ist, die Beredsamkeit der Alten, wo nicht zu erreichen, doch wenigstens sich ihnen weit mehr zu nähern, als man sonsten zu thun fähig gewesen seyn würde. Nicht nur an

* Nec conuerti vt interpres, sed vt orator, sententiis iisdem & earum formis, tanquam figuris, verbis ad nostram consuetudinem aptis; in quibus non verbum pro verbo necesse habui reddere, sed genus omnium verborum vimque seruaui. Non enim ea me annumerare meo Lectori putaui oportere; sed tamquam appendere.

an geschickten Lehrlingen habe ich diesen Vorschlag bewährt gefunden: Sondern ich selbst habe mich dergestalt geübet. Um eine geringe Probe davon zu geben, will ich eine kleine Rede hersetzen, dazu mir ein gelehrter Mann und großer Kenner und Liebhaber der Alten, in der vertrauten Rednergesellschaft allhier, vor etlichen Jahren Gelegenheit gab. Denn da er eine Rede gehalten hatte, wodurch sich Catilina gegen die erste catilinarische Rede Cicerons hätte vertheidigen können: So nahm ich dabey Anlaß, zu dichten, als ob Cato der jüngere, der dabey zugegen gewesen, folgende Antwort darauf gegeben hätte, den Cicero zu vertheidigen. Ich überlasse verständigen Lesern das Urtheil, ob ich theils den besondern Character des Cato, theils die Beredsamkeit der Alten überhaupt einigermaßen ausgedrücket habe: Ich will aber zu dem Ende zuerst die beyden ciceronischen Reden, davon ich oben gedacht habe, hieher setzen: Damit man von meiner Nachahmung desto besser urtheilen könne.

M. T. Ciceronis Vertheidigungsrede
für den Poeten A. Licin. Archias.

Dafern ich, ihr Richter, einigen Witz besitze, wiewohl ich selbst am besten weis, wie geringe er ist; oder dafern ich in der Beredsamkeit etwas gethan habe, davon ich denn nicht leugnen will, daß ich nicht einiger maßen darinn geübt wäre; dafern endlich der erste Grund zu dem allen, durch den Fleiß und die Unterweisung in freyen Künsten, geleget worden, davon ich denn frey gestehe, daß ich mein lebenlang keinen Abscheu davor gehabt habe: So sollte von rechtswegen itzo A. Licinius die Früchte des allen von mir zu gewarten haben. Denn so weit ich immer mehr zurücke denken und mich der vergangenen Zeiten meiner ersten Kindheit erinnern kann; so sehe ich, daß derselbe mein erster Anführer gewesen ist, und mir diese Art des Studirens zuerst angewiesen hat. Ist nun diese meine Sprache, die auf sein Anrathen und durch seine Vorschrift ins Geschicke gebracht worden, schon so man-

chem andern heilsam gewesen; so ist es ja nicht mehr als billig, daß ich auch demjenigen dadurch beystehe und den, so viel an mir ist, zu erhalten suche, von welchem mein ganzes Vermögen andern zu helfen den Ursprung hat. Es darf auch niemanden Wunder nehmen, wenn ich dieses sage, weil etwa Archias eine ganz andre Art der Gemüthsgaben besitzet; und weil er sich nicht auf die Redekunst geleget hat: Denn auch ich habe mich niemals so ganz und gar derselben ergeben; daß ich mich nicht zugleich in andern Sachen umgesehen hätte. Es sind nämlich alle die Künste und Wissenschaften, so uns zu rechten Menschen machen, gewisser maßen mit einander verknüpfet, und, so zu reden, durch eine nahe Verwandschaft unter einander verbunden.

Befremdet es indessen jemanden, daß ich in einer ordentlichen Streitfrage, vor öffentlichem Gerichte, wo die Rechtssache vor einem Stadtrichter des römischen Volks, einem recht wackern Manne; vor so strengen Beysitzern; und in einer so volkreichen Versammlung vorgetragen wird, mich dieser ungewöhnlichen Art zu reden bedienen werde, die vor Gerichte unerhört ist, und mit der auf dem Rathhause eingeführten Sprache gar nichts gemein hat: So ersuche ich euch alle, daß ihr mir solches vergeben wollet. Erlaubet mir dießmal eine Rede zu halten, die sich für den Beklagten schicket, und euch, wie ich hoffe, nicht beschwerlich fallen wird. Vergönnet mir, daß, da ich, zur Vertheidigung dieses gelehrten Mannes, vor einer so großen Anzahl studirter Leute, bey eurer eigenen Leutseligkeit, und endlich vor einem solchen Richter, als der gegenwärtige ist, reden soll, ich auch von den freyen Künsten und Wissenschaften etwas freyer, als gewöhnlich ist, reden möge. Denn was ist es Wunder, daß ich bey einer solchen Person, die des Studirens und der gelehrten Ruhe halber niemals vor Gerichte oder in Gefahr gewesen, mich auch einer neuen und ungewöhnlichen Art des Vortrages bedienen werde? Bin ich nun so glücklich, daß mir dieses von euch verstattet und zugestanden wird, so verspreche ich darzuthun, daß man diesen Archias nicht nur aus der Zahl der



Bürger, unter welche er bereits gehöret, nicht verstossen soll, sondern daß man ihn, wenn er noch nicht in ihrer Anzahl gewesen wäre, noch itzo in dieselbe aufzunehmen verbunden seyn würde.

Denn so bald Archias die Kinderschuhe abgeleget, auch diejenigen Sachen bey Seite gesetzet, wodurch Knaben zur Gelehrsamkeit pflegen vorbereitet zu werden; hat er sich mit allem Fleiße aufs Schreiben und Dichten geleget. Zu Antiochia, einer vormals sehr berühmten und reichen Stadt, wo ein großer Zufluß von gelehrten Leuten ist, und wo alle freye Künste blühen, ist er aus einem edlen Geschlechte gebohren, und hier hat er sich zu allererst durch seinen aufgeweckten witzigen Kopf vor allen andern hervorzuthun angefangen. Nachmals ist in allen Theilen von Asien, und in ganz Griechenland, wo er nur hingekommen, so viel aus ihm gemachet worden, daß man überall mehr von ihm gehoffet, als von seinem Geiste war gerühmet worden, und bey seiner Ankunft mehr an ihm zu bewundern gehabt, als man vorhin gehoffet hatte. Die griechische Gelehrsamkeit hatte damals ganz Welschland erfüllet; und die freyen Künste wurden zu der Zeit weit eifriger getrieben, als itzo in eben den Städten geschieht: Ja auch in Rom wurden sie, wegen der damaligen Ruhe des gemeinen Wesens, nicht versäumet. Daher kam es, daß so wohl die Tarentiner, als die Rheginer und Neapolitaner diesem Archias das Bürgerrecht und alle übrige Belohnungen zustunden; und daß alle Kenner guter Köpfe ihn ihrer Bekanntschaft würdig achteten und ganz willig in ihre Häuser aufnahmen.

Als er nun durch diesen Ruhm auch Abwesenden bekannt war, kam er unter des Marius und Catulus Bürgermeisteramte nach Rom, und fand also solche Häupter, davon der eine ihm recht große Thaten zu beschreiben an die Hand gegeben, der andre aber nebst den Thaten auch Gelehrsamkeit besaß, und gern etwas wohl geschriebenes hören mochte. So gleich nahmen

ihn die Luculler in ihr Haus, ob er gleich nur noch ein Jüngling war. Und das zwar, nicht nur etwa seines Witzes und seiner Wissenschaft wegen, sondern auch seines guten Naturells und seiner Tugend halber: so daß dieses Haus, welches in der Jugend sein erstes gewesen, ihm auch im Alter das allerbekannteste und vertrauteste geblieben. Er war damals bey dem Q. Mettellus, der numidische genannt, und bey dem Pius seinem Sohne sehr wohl gelitten. Marc. Aemilius hörte ihn: Q. Catulus, Vater und Sohn, giengen mit ihm um. L. Crassus hielt viel auf ihn: Und da er mit den Lucullern, dem Drusus, den Octaviern, dem Cato und der ganzen hortensischen Familie in genauer Bekanntschaft stund; so wiederfuhr ihm sehr viel Ehre, weil nicht nur diejenigen ihn verehreten, die in der That Lust hatten, etwas zu lernen, sondern auch andre, die nur dafür angesehen seyn wollten.

Nach einer geraumen Zeit, als er mit dem L. Lucullus nach Cilicien gegangen war, und, da dieser sein Amt daselbst niederlegte, mit ihm wieder zurücke gieng, kam er nach Heraklea. Weil diese Stadt sehr billige Gesetze und Rechte hatte, so trug er ein Verlangen, unter die Zahl ihrer Bürger aufgenommen zu werden; und da er theils an sich selbst dieser Ehre würdig geschätzet, theils durch das Ansehen und die Gewogenheit Lucullś unterstützet wurde; so fiel es ihm nicht schwer, solches von den Herakliensern zu erlangen. Nun ward von dem Silanus und Carbo ein Gesetz gegeben, daß alle diejenigen das römische Bürgerrecht haben sollten, die es in einer mit Rom in Bündnissen stehenden Stadt erlanget hätten; wenn sie nur zu der Zeit, da das Gesetz gegeben ward, bereits ein Wohnhaus in Italien besessen hätten. Da nun unser Licinius schon seit vielen Jahren ein Haus in Rom hatte, so meldete er sich deswegen bey dem Stadtricher Q. Mettellus, der sein vertrauter Freund war.

Wenn ich hier nur von dem Bürgerrechte und einer Verordnung erwähne, so darf ich nichts mehr hinzu setzen: Die

ganze

ganze Sache ist dadurch ausgemacht. Denn, sage mir Gracchus, was kann von dem allen in Zweifel gezogen werden? Willst du leugnen, er wäre nicht zum Bürger in Heraklea aufgenommen worden? Hier ist Lucullus, ein höchst ansehnlicher und redlicher Mann, der da sagt, daß er solches nicht nur dafür halte, sondern gewiß wisse; der es nicht nur gehört, sondern selbst gesehen hat; der endlich nicht nur dabey gewesen ist, sondern es selbst zuwege gebracht hat. Hier sind die heraklien sischen Abgeordneten, recht wackere Männer. Diese sind bloß dieser Rechtssache halber, mit dem Befehle, ein öffentliches Zeugniß abzustatten, hergekommen, und sagen, er habe bey ihnen das Bürgerrecht gewonnen. Da forderst du nun das heraklien sische Stadtbuch, welches im italischen Kriege mit der ganzen Canzelley, wie wir alle wissen, verbrannt worden. Es ist recht lächerlich, auf alle Beweise, die wir haben, nichts zu erwiedern; und solche Dinge zu fordern, die man nicht haben kann: Von dem Gedächtnisse der Zeugen kein Wort zu sagen; und schriftliche Nachricht zu verlangen: Ja endlich die Aufrichtigkeit eines ansehnlichen Mannes, nebst der eidlichen Aussage einer redlichen Stadt, lauter glaubwürdige Zeugnisse, darwider man gar nichts aufbringen kann, zu verwerfen; hergegen die Schriften zu begehren, die doch, deinem eigenen Geständnisse nach, zuweilen pflegen verfälschet zu werden.

Ja wirst du sagen: Er hat kein Haus in Rom gehabt. Ist das wohl wahrscheinlich, da er so viel Jahre, vor seinem erlangten Bürgerrechte, Rom für sich und sein ganzes Vermögen zum Aufenthalte erwählet hatte? Aber, sprichst du, er hat sich nicht deswegen gemeldet. Freylich hat er sich gemeldet, wie aus dem Verzeichnisse erhellet, welches unter allen, die bey den Stadtgerichten vorhanden sind, die größte Gültigkeit hat. Denn, da es hieß, daß des Appius Bücher nicht wohl wären aufgehoben worden; Gabinius aber, so lange es ihm wohl gieng, durch seine Leichtsinnigkeit, und da er verurtheilet war, durch seine Trübsalen, alle Glaub-

würdigkeit seiner Verzeichnisse vernichtet hat: So ist hingegen Metellus, der gewissenhafteste und bescheidenste Mann von der Welt, so sorgfältig gewesen, daß er zu dem Stadtrichter L. Lentulus, und den übrigen Richtern gekommen, und bezeuget hat, daß ihm ein einziger verloschener Name sehr nahe gegangen. In diesem Verzeichnisse nun sieht man bey dem Namen A. Licinius nicht das geringste verloschen. Und wie kann man bey dem allen an seinem Bürgerrechte noch einigen Zweifel tragen: Zumal er es auch in andern Städten vorhin schon genossen hatte.

Denn da man in Griechenland auch sehr mittelmäßigen Leuten, die entweder keine, oder doch eine sehr geringschätzige Kunst verstanden, das Bürgerrecht oft umsonst zugestanden: Sollten denn wohl die Rheginer, oder die Locrenser, oder die Neapolitaner, dasjenige, was sie wohl eher den Comödianten und Seiltänzern verstattet, diesem wegen seiner besondern Geschicklichkeit so berühmten Manne versaget haben? Ja, da viele, nicht nur nach zugestandenem Bürgerrechte, sondern auch nach dem papischen Gesetze, sich auf gewisse Art in die Register dieser Städte eingeschlichen: Sollte denn dieser, der sich doch auf die Verzeichnisse, darinn sein Name befindlich ist, nicht einmal beruffet; weil er sich allezeit vor einen Heraklienser gehalten wissen wollen, sollte denn dieser, sage ich, verworfen werden?

Vielleicht forderst du die Aufzeichnung der gezählten Bürger? Gerade als ob es unbekannt wäre, daß Licinius unter den neulichen Censoren mit dem berühmten Feldherrn Lucullus bey der Armee gewesen; unter den vorigen aber bey eben demselben, da er Rentmeister war, sich in Africa aufgehalten; unter den allerersten endlich, nämlich Julius und Crassus, kein einziger Theil des Volkes abgezählet worden. Weil aber die Aufzeichnung keinem das Bürgerrecht bestätiget; sondern bloß anzeiget, daß derjenige, der aufgezeichnet worden, sich bereits als ein Bürger verhalten habe: So muß er ja wohl auch zu der Zeit, die du ihm vorrückest, die Rechte der rö-

mischen

mischen Bürger genossen haben; da er oft nach unsern Gesetzen Testamente gemacht, von römischen Bürgern Erbschaften angenommen, und aus der öffentlichen Schatzkammer, unter dem Stadtrichter und Bürgermeisteramte Lucull's, eine Belohnung erhalten hat. Suche derowegen Beweisgründe auf, wenn du kannst: Denn nimmermehr wirst du ihn, weder durch sein eigenes Geständniß, noch durch die Aussage seiner Freunde überführen können.

Fragst du, Gracchus, warum ich so viel auf diesen Mann halte? Darum, weil er mir das Gemüthe nach dem Tumulte und Geräusche des Rathhauses erqvicket, und die vom Anhören so vieler Lästerungen ermüdeten Ohren wieder belustiget. Meynst du ferner, daß ich Materien genug im Vorrathe haben würde, täglich von so vielerley Sachen Reden zu halten; wenn ich nicht meinen Verstand durch Wissenschaften aufklären sollte? Oder glaubest du, daß ein Gemüthe solche starke Beschäfftigungen aushalten würde, wenn man es nicht durch die Gelehrsamkeit wiederum beruhigen möchte? Ich gestehe es frey heraus, daß ich den freyen Künsten ergeben bin. Diejenigen mögen sich schämen, die sich in solche Wissenschaften vertiefet haben, die sie weder zum öffentlichen Nutzen anwenden, noch ans Tageslicht bringen können. Was sollte ich mich aber schämen? der ich schon so viele Jahre lang so lebe, ihr Richter, daß mich weder meine Ruhe, noch meine Wollust, noch mein Schlaf jemals gehindert hat, jemanden von meinen Freunden beyzustehen oder behülflich zu seyn. Wer will mich denn nun tadeln, oder wer kann mirs mit Recht übel deuten, daß ich diejenige Zeit, die andern zu ihren Hausgeschäfften, zu Feyertagen und Schauspielen, zu andern Ergetzlichkeiten, ja selbst zur Gemüths- und Leibes-Ruhe zugestanden wird; daß ich diejenige Zeit, die von andern auch zu mäßigen Gastmahlen, ja zum Würfel- oder Ballspiele angewendet wird, für mich zur Wiederhohlung dieser Wissenschaften aussetze?

Man sollte mir dieses um so viel mehr zugestehen, da sich aus eben diesen Beschäfftigungen meine ganze Beredsamkeit herschreibt, welche, nach dem wenigen Maaße, darinn ich sie besitze, niemals meine Freunde hat in Gefahr stecken lassen. Dünkt nun dieselbe jemanden etwas geringes zu seyn; so sehe ich doch wohl, woher auch dasjenige seinen Ursprung habe, welches unstreitig das allerfürtrefflichste ist. Denn hätte ich mich nicht von Jugend auf, durch vielen Fleiß im Studiren, zu überzeugen gesucht, man müsse in dieser Welt nach nichts anders so sonderlich streben, als nach Ehre und Ruhm; und daß, in der Bemühung darnach, alle Marter des Leibes, alle Gefahr des Todes und der Landesverweisung für nichts zu achten sey: Nimmermehr würde ich mich für eure Wohlfahrt in so viele und wichtige Streitigkeiten verwickelt, und den täglichen Anfällen der allerruchlosesten Menschen dargestellet haben. Aber alle Bücher sind voll davon; alle Sprüche der Weisen handeln davon; alle Exempel des Alterthums bezeugen es häufig: Als welche insgesammt im Finstern liegen würden, wenn sie nicht durch das Licht der Gelehrsamkeit bestralet würden. Was haben uns nicht die griechischen und römischen Scribenten für herrliche Vorbilder tapferer Männer, die sie gewiß nicht nur zum Anschauen, sondern zur Nachfolge abgeschildert, schriftlich hinterlassen? Diese habe ich mir, in Verwaltung der Republik, allezeit zu Mustern vorgestellet, und dabey alle mein Tichten und Trachten, nach den Meynungen vortrefflicher Männer, eingerichtet.

Fragt jemand: Wie? haben denn die großen Leute, deren Tugenden in Schriften aufgezeichnet worden, diejenigen Wissenschaften und Künste auch verstanden, die du so rühmest und erhebest? Es ist freylich schwer, dieses von allen zu behaupten: Aber ich weis schon, was ich antworten will. Ich gestehe es, daß es viel wackere Männer voller Großmuth und Tugend gegeben, die auch ohne die Gelehrsamkeit, durch eine fast übermenschliche Vortrefflichkeit ihres Naturells,

rells, von sich selbst, gelassen und gesetzt worden sind: Ja ich setze noch dieses hinzu, daß es der Natur öfter ohne die Wissenschaft, als der Wissenschaft ohne das Naturell gelungen sey, Lob und Ehre zu erwerben. Aber ich behaupte doch, daß wenn zu einem trefflichen und sonderbaren Naturelle auch die Anleitung der Gelehrsamkeit gesetzet worden: Daß sage ich, alsdann recht etwas herrliches und ungemeines daraus zu entstehen pflegt. Zu dieser Art gehöret Scipio Africanus, der unvergleichliche Mann, den unsre Väter noch gekannt; dahin gehört L. Lälius und L. Furius, ein paar gerechte und genügsame Männer; dahin gehört jener alte M. Cato: Welche alle wahrhaftig nimmermehr das Studiren geliebet haben würden, wenn ihnen nicht die Gelehrsamkeit zur Tugend behülflich gewesen wäre.

Gesetzt aber, daß man keinen so großen Nutzen davon aufzuweisen hätte; gesetzt, daß das Studiren bloß zur Belustigung dienlich wäre: Nichts destoweniger würdet ihr doch diese Beschäfftigung des Gemüthes für etwas edles und wohlanständiges erkennen müssen. Alles übrige nämlich schickt sich weder für alle Zeiten, noch für jedes Alter, noch für jeden Ort: Die freyen Künste hergegen nähren die Jugend und belustigen das Alter; sie sind eine Zierde im Glücke, und eine tröstliche Zuflucht im Unglücke; sie ergetzen uns zu Hause, und hindern uns in der Fremde nicht; sie übernachten bey uns, reisen mit uns, und verlassen uns auch bey dem Landleben nicht. Könnten wir es nun gleich selbst so weit nicht bringen, noch die Süßigkeit des Studirens schmecken und empfinden; so müßten wir es doch bewundern, wenn wir es bey andern anträfen.

Wer ist unter uns von so unempfindlichem und bäurischem Gemüthe, daß er neulich durch den Tod des Comödianten Roscius nicht wäre gerühret worden? Der, ob er gleich ein Greis war, dennoch wegen seiner herrlichen und beliebten Geschicklichkeit von rechtswegen gar nicht hätte sterben sollen. Hatte sich nun dieser, durch die Bewegungen seines Leibes, bey uns allen so viel Liebe erworben: Wie wollen wir denn die

unbegreifliche Geschwindigkeit des Verstandes und die Hurtigkeit aufgeräumter Köpfe verschmähen? Wie oft habe ich nicht gesehen, ihr Richter, daß Archias, ohne einen Buchstaben aufzuschreiben, eine Menge der schönsten Verse von allerley vorfallenden Sachen aus dem Kopfe hergesagt? Wie oft hat er nicht, wenn er darinn gestöret worden, wiederum von eben den Materien, doch mit ganz andern Worten und Versen gedichtet? Wenn er sich aber Zeit nahm, mit Fleiß und bey guter Muse zu poetisiren, so hat er solchen Beyfall dadurch erhalten, daß er fast den alten Scribenten gleich geschätzet worden. Sollte ich nun denselben nicht lieben? Sollte ich ihn nicht bewundern? Sollte ich ihn nicht auf alle mögliche Weise zu vertheidigen suchen?

Wir haben es ja von den größesten und gelehrtesten Leuten gehöret, daß gewisse Gattungen der Wissenschaften auf Regeln ankommen, und als Künste gelernet werden; ein Poet aber von Natur sein Talent habe, durch die eigene Munterkeit seines Gemüthes angespornet, und fast von einem göttlichen Triebe gereget werde. Unser Ennius nennt deswegen die Poeten mit Recht heilige Männer; weil es das Ansehen hat, als ob sie uns, durch eine göttliche Wohlthat, als ein Geschenke mitgetheilet und empfohlen würden. So laßt doch derowegen bey euch, ihr Richter, als bey wohlgesitteten Leuten, diesen Namen eines Poeten heilig seyn, den gewiß noch keine Barbarey verletzet hat. Felsen und Wüsteneyen geben einen Wiederhall; ungezähmte Bestien werden durch den Gesang besänftiget, und stehen stille: Wir aber, die wir doch wohl gezogen und zu den artigsten Dingen angeführet worden, wir sollten nicht durch die Stimme eines Poeten gerühret werden?



Die Colophonier sagen: Homerus sey ihr Landsmann; die Chier geben ihn für den ihrigen aus; die Salaminier eignen ihn sich zu; die Smyrner aber behaupten, daß er ihnen angehöre, daher sie ihm auch einen Ehrentempel in ihrer Stadt gewidmet haben. Viele andere streiten auf eben die

die Art unter einander um diese Ehre. Dergestalt eignen sich diese alle einen Fremden auch nach dem Tode zu; bloß weil er ein Poet gewesen: Wir aber wollen diesen lebendigen verstoßen, der doch seiner Neigung, und selbst den Gesetzen nach, der Unsrige ist? Hierzu kömmt noch, daß Archias seine ganze Fähigkeit angewandt hat, die Ehre und das Lob des römischen Volkes zu preisen. Er hat nämlich schon in seiner Jugend vom cimbrischen Kriege geschrieben; und ist auch so gar bey dem C. Marius beliebt gewesen, der doch sonst gegen diese Art der Gelehrsamkeit etwas hart zu seyn geschienen hat. Denn solch ein abgesagter Feind der Musen ist wohl niemand, daß er es nicht sollte leiden können, wenn ein ewiges Lob seiner Thaten in Versen beschrieben würde.

Als man den Themistokles, jenen großen Athenienser, befraget: Was, oder wessen Stimme er am liebsten höre? Soll er gesagt haben, dessen, der seine Tugend am besten preisen könnte. Und jener Marius hat gleichfalls den L. Plotius geliebet; weil er glaubte, daß seine Thaten von ihm am besten gerühmet werden könnten. Nun hat aber Archias den ganzen mithridatischen Krieg, der so groß und schwer war, und auf so mannigfaltige Weise zu Lande und zu Wasser geführet worden, von Anfang bis zum Ende beschrieben: Welche Bücher gewiß nicht nur den L. Lucullus, einen tapfern und berühmten Helden, sondern auch den Namen des römischen Volkes verherrlichen. Denn das römische Volk hat unter der Anführung des Lucullus zuerst Pontus eröffnet, eine Landschaft, die vormals mit königlichen Kosten, ja selbst durch die Natur der Gegenden befestiget war. Des römischen Volkes Kriegesheer hat unter eben diesem Anführer, mit einer mäßigen Anzahl, die unzählbare Macht der Armenier in die Flucht geschlagen. Das römische Volk hat den Ruhm, daß es die wohlgesinnte Stadt der Cyzicener, auf Anrathen eben desselben, von allen königlichen Anfällen befreyet, ja sie, so zu reden, dem Kriege aus dem Rachen gerissen

sen und erhalten hat. Unsre unglaubliche Seeschlacht bey Tenedus wird allezeit gelobet und gepriesen werden, da L. Lucullus so tapfer gefochten, daß die Heerführer der Feinde erschlagen und ihre Flotte sammt ihnen versenket worden. Unsre Siegeszeichen, unsre Ehrenmäler, unsre Triumphe, sage ich, werden in stetem Andenken bleiben. Von welchen Scribenten nun diese Dinge beschrieben werden, von denen wird auch der Ruhm des römischen Volkes gepriesen.

Unser Ennius ist bey dem ältern Scipio Africanus wohl gelitten gewesen, ja man meynt, in dem scipionischen Grabmaale stehe er in Marmor gehauen. Durch dergleichen Lob aber werden nicht nur die gelobet, welche ausdrücklich gelobet werden, sondern es wird auch der ganze römische Name dadurch gepriesen. Wird Cato, der Aeltervater des itzigen, bis in den Himmel erhoben; so wird auch dem Ruhme der Römer dadurch ein großer Glanz zugezogen: Ja es werden auch alle die Maximi, Marceller und Fulvier niemals gerühmet, ohne daß uns allen dadurch ein allgemeines Lob zuwachsen sollte. Haben nun unsre Vorfahren einen rudischen Mann, den Ennius, der dieses alles ins Werk gerichtet, zum Bürger aufgenommen: Wollen wir denn diesen Heraklienser, den so viele Städte gern bey sich gehabt hätten, und der durch unsre Gesetze wirklich für einen Bürger erkannt worden, aus Rom verbannen?

Diejenigen irren sehr, die dafür halten, daß griechische Verse von geringerm Nutzen wären, als lateinische: Denn was griechisch ist, das wird in aller Welt gelesen; das Latein hingegen ist in gewisse Schranken, die gewiß ziemlich enge sind, eingeschlossen. Wenn also gleich unsre Thaten selbst noch in gewisse Landschaften des Erdbodens eingeschränket sind; so sollen wir doch ein Verlangen tragen, daß unser Ruhm auch dahin dringen möge, wohin unsre Fäuste und Schwerdter noch nicht gedrungen sind. Dieses würde nicht nur für das ganze Volk, dessen Thaten beschrieben werden, etwas herrliches seyn; sondern auch denen, die des Ruhmes

hal-

halber ihr Leben in Gefahr setzen, ein besondrer Sporn und Antrieb zu allen Unternehmungen und Beschwerlichkeiten werden. Wieviel Scribenten seiner Thaten soll nicht jener große Alexander bey sich gehabt haben? Doch hat derselbe, da er bey dem trojanischen Vorgebürge Sigäus am Grabe des Achilles gestanden, ausgeruffen: O beglückter Held, der du den Homer zum Herolde deiner Tapferkeit gefunden hast! Und darinn hat er ganz recht: Denn wäre das Heldengedicht Ilias nicht geschrieben worden, so würde eben das Grab, welches seinen Leichnam bedecket hat, auch zugleich seinen Namen verscharret haben.

Und was sage ich viel? Hat nicht so gar unser großer Pompejus, dessen Glücke seiner Tapferkeit gleichet, den Scribenten seiner Thaten, Theophanes von Mytilene, in der Versammlung seiner Armee mit dem Bürgerrechte beschenket? Und haben nicht unsre tapfere Krieger, ob sie gleich Landleute und Soldaten waren, von einer gewissen Süßigkeit des Lobes getrieben, durch ein großes Freudengeschrey ihren Beyfall darüber bezeuget, als wenn sie nämlich an der Ehre mit Theil haben sollten? Ich glaube also fest: Wenn Archias nicht bereits nach den Gesetzen ein römischer Bürger wäre, so würde er es ja leicht durch irgend einen Feldherrn haben werden können. Da Sylla die Spanier und Gallier mit dem Bürgerrechte beschenket hat; so würde er diesen gewiß abgewiesen haben! Sylla, sage ich, den wir doch gesehen haben, daß, als ihm ein elender Poet ein kleines Sinngedichte auf ihn, nur in vermischten langen und kurzen Versen, mitten aus dem Volke zugeworfen, er gleich darauf befohlen, ihm etwas von den Sachen, die damals verkaufet wurden, zur Belohnung zu reichen: Doch mit Bedinge, daß er ins künftige nichts mehr schreiben sollte. Sollte nun derjenige, der auch eines schlimmen Poeten Arbeit und Mühe belohnenswerth geachtet, dieses Licinius Geschicklichkeit, Nachdruck und Reichthum im Schreiben nicht geliebet haben?

Was noch mehr? Sollte er von dem frommen Q. Metellus, als seinem vertrauten Freunde, der so vielen andern das Bürgerrecht geschenket, weder durch sich selbst, noch durch die Luculler, dasselbe nicht erlanget haben? Von dem Metellus, der es doch so gern sahe, wenn von ihm geschrieben wurde, daß er auch Dichtern, die zu Corduba gebohren worden, und also etwas hochtrabendes und fremdes an sich hatten, dennoch Gehör zu geben pflegte? Denn warum soll man das leugnen und verhelen, was doch nicht kann verhelet werden? Man gestehe es lieber: Wir lassen uns alle gern loben, und je edler ein Gemüthe ist, desto mehr läßt es sich durch Ruhm und Ehre lenken. So gar diejenigen Weltweisen, die von Verachtung der Ehre schreiben, setzen auf eben die Bücher ihre Namen, und wollen eben deswegen gerühmet und genennet werden, weil sie den Ruhm und Preis verachten.

Decimus Brutus, jener große Held und Feldherr, hat mit den Gedichten seines Freundes Attius so gar die Eingänge seiner Capellen und Ehrenmäler ausgeschmücket. Ja Fulvius, der in Begleitung des Ennius mit den Aetoliern Krieg geführet, hat kein Bedenken getragen, die Beute, die doch dem Mars gehörete, den Musen zu heiligen. In einer Stadt also; wo auch die gewaffneten Feldherrn den Namen der Poeten und die Heiligthümer der Musen verehret haben; da sollten ja wohl die politischen Richter vor der Ehre der Musen, und der Wohlfahrt der Poeten keinen Abscheu haben. Und damit ihr dieses desto williger thun möget, ihr Richter, so will ich euch mich selbst darstellen, und von meiner eigenen Ehrliebe, die vielleicht gar zu stark, aber doch ehrbar ist, ein Bekenntniß ablegen.

Denn was ich in meinem Bürgermeisteramte zugleich mit euch, zur Wohlfahrt dieser Stadt und des Regimentes, zur Erhaltung der Bürger, und zum Besten der ganzen Republik gethan, das hat dieser Licinius in Versen zu beschreiben angefangen. So bald ich das vernahm, ermahnte ich ihn,

darinn fortzufahren, weil es mir eine wichtige und angenehme Sache zu seyn schien. Die Tugend verlanget nämlich keine andre Belohnung ihrer Mühe und Gefahr, als Lob und Ehre. So bald aber dieses wegfällt, ihr Richter, was verlohnt sichs denn der Mühe, daß wirs uns in diesem kurzen Leben so sauer werden lassen? In Wahrheit, wenn wir nichts künftiges vorher sehen könnten, und das Ende unsers Lebens allen unsern Gedanken ein Ziel stecken sollte; so würde man sich weder mit so vieler Arbeit schwächen, noch mit so vielen Sorgen und schlaflosen Nächten quälen, noch so oft in Lebensgefahr wagen. Nun aber stecket in jedem edlen Gemüthe eine geheime Kraft, die das Herze Tag und Nacht durch den Sporn der Ehre aufmuntert und uns die Erinnerung giebt, man müsse das Andenken seines Namens nicht mit dem Leben aufhören lassen, sondern bis auf die spätesten Nachkommen fortpflanzen.

Sind wir denn aber alle so verzagt und kleinmüthig? wir, sage ich, die wir der Republik halber in so vieler Arbeit und Gefahr schweben, daß, da wir bis an unsern letzten Athem keinen ruhigen Augenblick genossen, wir dennoch dafür halten sollten, es würde im Tode alles mit uns aus seyn? Oder, da viele treffliche Leute ihre Seulen und Bilder, die doch nur den Leib und nicht die Seele abschildern, aufs sorgfältigste hinterlassen haben; sollten wir denn nicht vielmehr streben, auch von unserer Klugheit und Tugend solche Abbildungen nachzulassen, die von geschickten Köpfen entworfen und ausgearbeitet worden? Zum wenigsten habe ich mir eingebildet, daß alles, was ich gethan, schon damals, als ich es noch that, zum unsterblichen Andenken, der ganzen Welt kund gemacht und ausgebreitet würde. Es mag nun dieses alles mir entweder nach dem Tode ganz unbekannt seyn; oder auch alsdann, nach der Meynung der weisesten Männer, noch einem gewissen Theile meines Gemüthes angehören: So belustige ich mich doch itzo schon in Gedanken und in der Hoffnung daran.

Ey so erhaltet denn, ihr Richter, diesen Archias, der eine solche Schamhaftigkeit besitzet, die durch die Zuneigung seiner Freunde so wohl, als durch ihren eigenen Werth und ihre besondre Schönheit gebilliget wird; den Archias, dessen Geist und Witz so groß ist, als man dasjenige schätzen muß, was von so vielen großen Männern geliebet worden; den Archias, dessen Sache endlich so beschaffen ist, daß sie durch die Gesetze, durch das Ansehen einer Stadt, durch das Zeugniß des Lucullus, durch das Register des Metellus bestätiget worden. Da es nun mit dem allen seine Richtigkeit hat, so bitte ich euch, ihr Richter, wenn etwa in so wichtigen Sachen nicht nur ein menschlicher, sondern auch ein göttlicher Vorspruch nöthig ist: Daß ihr denjenigen, der euch, der eure Feldherrn, der die Thaten des römischen Volks allezeit gepriesen, der auch in dieser neuen Gefahr, die so wohl mich als euch ins besondre betrifft, uns auf ewig ein rühmliches Zeugniß zu geben verspricht, und der endlich in die Zahl derer gehöret, die allezeit für heilig gehalten, und so genennet worden, dergestalt in euren Schutz nehmen wollet; daß er mehr durch eure Gelindigkeit unterstützet, als durch eure Schärfe verletzet zu seyn scheinen möge.

Ich habe von dieser Sache, ihr Richter, nach meiner Gewohnheit, kurz und schlechtweg geredet, und hoffe, daß ich damit bey allen werde Beyfall gefunden haben. Was ich aber, auf eine vor Gerichte ungewöhnliche Weise, von dem großen Witze dieses Mannes, und überhaupt von der Dichtkunst erwähnet habe: Davon habe ich das Vertrauen, es werde mir gleichfalls von euch, ihr Richter, zum Besten gedeutet werden: So wie ichs von demjenigen, der das Gericht hält, ohne dem schon völlig versichert lebe.

❀ ❀ ❀

Des M. T. Cicero Vertheidigungsrede für den Ligarius an den Cäsar gehalten.

Es ist ein ganz neues und bis auf diesen Tag unerhörtes Laster, theurer Cäsar, welches mein Anverwandter Qv. Tubero dir vorgebracht hat, daß nämlich Q. Ligarius in Africa gewesen sey. Hierzu kömmt noch, daß C. Pansa, ein Mann von großem Verstande, vielleicht aus Zuversicht auf die sonderbare Vertraulichkeit, der du ihn würdigest, kein Bedenken getragen, solches durch sein Zeugniß zu bekräftigen. Bey solchen Umständen weis ich weder aus noch ein. Denn da du dieses weder selbst wissen, noch von jemand anders hättest erfahren können, so kam ich in der Absicht und mit dem Vorhaben her, mich deiner Unwissenheit zur Erhaltung eines Elenden zu misbrauchen. Weil aber durch die Sorgfalt des Widersachers das verborgene schon ans Licht gebracht worden: So werde ichs meines Erachtens auch wohl gestehen müssen; sonderlich, da mein Blutsfreund C. Pansa gemacht hat, daß mein Leugnen gewiß zu spät kommen würde. Ich will mich also in keinen Streit einlassen, und meine ganze Rede bloß an deine Gnade richten: An deine Gnade, sage ich, von welcher schon so viele sind erhalten worden; wenn sie dich nur nicht um die Vergebung ihrer Frevelthaten, sondern um die Verzeihung ihrer Fehler angeflehet haben.

Da hörst du nun, Tubero, was sich ein Kläger am meisten zu wünschen pflegt, ich meyne einen Beklagten, der sein Verbrechen gestehet; aber der es so gestehet, daß er eben derjenigen Partey zugethan gewesen, welcher du selbst, ja dein eigner Vater, ein wackerer und rechtschaffener Mann, auch angehangen. Ehe ihr also den Ligarius einer Uebelthat beschuldigen wollet, müsset ihr euer eigenes Verbrechen gestehen. Die ganze Sache verhält sich so: Als neulich noch niemand an einen Krieg gedachte, ward Qv. Ligarius mit dem C. Considius, als sein Gefehrter und Gehülfe nach Africa gesandt; in welcher Bestallung er sich auch bey Bürgern und Bundsgenossen so beliebt

liebt gemacht hat, daß Considius, als er die Provinz verließ, ihnen insgesammt keinen größern Gefallen erweisen konnte, als indem er ihn und keinen andern an seiner Stelle zurücke ließ. Ligarius schlug dieses Amt sehr lange aus; doch da er nichts damit ausrichtete, übernahm er endlich, wiewohl ungern, die Regierung der Provinz, und hat dieselbe in währendem Frieden so verwaltet, daß seine Redlichkeit und sein gewissenhaftes Wesen bey Einheimischen und Auswärtigen überaus beliebt gewesen.

Doch siehe, von unverhofft entbrannte das Kriegesfeuer, und zwar so plötzlich, daß man in Africa eher von Feldzügen und Schlachten, als von den Zurüstungen Zeitung bekam. Kaum war diese Nachricht erschollen, als die Africaner, theils aus Unbesonnenheit, theils aus blinder Furcht einen Anführer suchten; anfangs zwar, für ihre Wohlfahrt zu kämpfen, hernach aber auch ihrer besondern Parteylichkeit ein Gnügen zu thun. Ligarius dachte indessen nach Hause, und ließ sich also in keine Weitläuftigkeiten verwickeln, weil er, sich zu den Seinigen zu begeben, entschlossen war. Zu eben der Zeit kommt P. Acc. Varus, den man als Prätor nach Africa geschickt hatte, nach Utica; und alsbald läuft alles bey demselben zusammen. Niemand war begieriger die Regierung zu übernehmen, als eben dieser; dafern das eine Regierung heißen kann, welche einem Privatmanne, und zwar durch das bloße Geschrey des unverständigen Pöbels, ohne irgend einen öffentlich deswegen abgefaßten Schluß, aufgetragen wurde. Und also war Ligarius, der sich in dergleichen Händel gar nicht zu mischen dachte, bey der Ankunft des Varus eine zeitlang ganz stille.

Bis hieher, theurer Cäsar, ist also Ligarius noch ohne alle Schuld. Er ist von Hause gezogen, nicht nur, als noch kein Krieg war, sondern als man nicht einmal einen Krieg vermuthen konnte. Da er zur Friedenszeit als ein Unterstadthalter versandt worden, hat er sich in seiner ruhigen

Provinz so aufgeführet, daß es ihm zuträglich war, sie im Frieden zu erhalten. Zum wenigsten kann also seine Abreise dir nicht zuwider seyn. Sollte dir denn etwa sein Verweilen misfallen? Noch vielweniger. Denn seine Abreise geschah aus keiner strafbaren Absicht: Sein Aufenthalt aber in Africa hatte so gar eine tugendhafte Nothwendigkeit zum Grunde. So hat man ihm denn in diesen beyden Gelegenheiten nichts vorzurücken: Da er nämlich zuerst als Unterrichter aus Rom abgegangen; zum andern, da er, auf flehentliches Ansuchen der Provinz, zum Stadthalter über Africa gesetzt worden. Die dritte ist diejenige Zeit, da er nach der Ankunft Vari in Africa geblieben; und dafern hierbey was lasterhaftes zu finden ist, so wird es auf die Nothwendigkeit selbst, nicht aber auf die Bosheit seines Willens, zurücke fallen.

Man bedenke es nur, wäre es ihm nur einigermaßen möglich gewesen, sich davon zu machen; würde er nicht lieber in Rom, als in Utica, lieber bey seinen liebsten Brüdern, als bey dem P. Accius, lieber bey den Seinigen, als in der Fremde, gelebet haben? Die Verschickung selbst war ihm verdrüßlich und unangenehm gewesen, wegen der unglaublichen Liebe und Einigkeit, darinn er mit seinen Brüdern lebte: Hätte er denn wohl gutes Muths seyn können, wenn ihn die Unruhe des Krieges von ihnen getrennet hätte? O Cäsar, du hast also noch kein einziges Merkmaal, daß Ligarius dir zuwider gewesen seyn sollte.

Erwege nur, wie redlich und aufrichtig ich seine Sache vor dir vertheidige, da ich mich selbst dabey verrathe. O der wunderwürdigen Gnade und Gelindigkeit, die gewiß so ruhm- und preiswürdig ist, daß sie in Schriften und Ehrenmaalen erhoben werden sollte. Cicero behauptet vor dir, daß ein anderer derjenigen Partey nicht zugethan gewesen, der er doch selbst, seinem Geständnisse nach, angehangen, und befürchtet dabey deine heimliche Gedanken nicht; besorget auch nicht, was dir,

indem du von einem andern reden hörest, von ihm selber einfallen möchte. Siehe nur, wie wenig ich mich davor scheue! Siehe, welch ein Stral deiner Gnade und Weisheit gehet mir auf, indem ich vor dir rede. Ich will dieses so laut ausruffen, als es mir möglich ist, damit es das ganze römische Volk hören möge.

Als der Krieg, o Cäsar, angefangen, ja großen Theils vollendet war, bin ich ganz ungezwungen, mit Wissen und Willen zu demjenigen Heere abgegangen, welches wider dich zu Felde gezogen war. Allein vor wem rede ich dieses? Ist es nicht derjenige, der, da er solches wohl wußte, mir dennoch, und zwar ehe er mich noch gesehen, wiederum nach Rom zu kommen erlaubet hat? Ist es nicht derjenige, der aus Aegypten an mich geschrieben, daß ich bleiben sollte, was ich sonst gewesen war? Ist es nicht derjenige, der, da er allein der Befehlshaber im ganzen römischen Reiche war, mich den nächsten nach ihm hat seyn lassen; von welchem ich, vermöge der Bothschaft dieses gegenwärtigen C. Pansa, die mit Lorbern umwundenen römischen Beile erhalten habe; der endlich dafür gehalten, daß er mich dann allererst vollkommen begnadiget haben würde, wenn er mich in alle meine vorige Ehrenämter wieder eingesetzet hätte.

Siehe, Tubero, wie ich mich fürchten werde, des Ligarius Verhalten zu gestehen, da ich von meinem eigenen zu reden kein Bedenken trage. Ich habe es aber deswegen von mir selbst gesaget; damit Tubero es mir nicht übel nehmen könnte, wenn ich von ihm eben das sagen würde; von ihm, dem ich doch theils wegen der nahen Anverwandschaft, theils wegen des Vergnügens, das mir seine Gemüthsart und Aufführung verursachet, sehr zugethan bin: Ja dem ich deswegen allen Ruhm gönne, weil das Lob eines so nahen Verwandten mir selbst einigermaßen zum Vortheile gereichet.

Aber das frage ich nur: Wer ist es denn, der es für ein Verbrechen hält, daß Ligarius in Africa gewesen ist? Ist es nicht derjenige, der selbst gern in Africa gewesen wäre, und sich nur beklaget, daß er vom Ligarius daran gehindert worden;

den; ja der wirklich selbst mit dem Degen in der Faust wider den Cäsar gefochten? Denn, sage mir, Tubero, was machte dein entblößtes Schwerdt in der pharsalischen Schlacht? Nach wessen Körper sehnte sich deine Degenspitze? Wohin zielten alle deine Waffen? Wohin giengen deine Gedanken? deine Augen? deine Hände? deine brennenden Begierden? Was wünschtest du? Was verlangtest du? Ich dringe gar zu scharf auf ihn ein: Es scheint, der junge Mensch sey gerühret worden: Ich will nur wieder auf mich selbst kommen: Ich bin selbst auf deiner Partey gewesen. Was war aber unser aller Absicht, Tubero, als diese, daß wir alle diejenige Macht erlangen möchten, die der gegenwärtige Cäsar erlanget hat?

Soll nun aber, o Cäsar, die Rede dererjenigen dich zur Grausamkeit reizen, die eben dadurch, daß sie ungestraft geblieben, einen Beweis von deiner Gnade ablegen? In dieser ganzen Sache, o Tubero, habe ich nicht so wohl an deiner, als vielmehr an deines Vaters Klugheit etwas auszusetzen: Welcher als ein so verständiger, und trefflich gelehrter Mann, die Beschaffenheit der ganzen Sache nicht besser eingesehen hat. Denn hätte er sie eingesehen: Wahrlich er würde dich lieber, wer weis wie, als auf solche Weise, die Anklage haben einrichten lassen.

Du beschuldigest ihn dessen, was er gesteht: Aber nicht genug. Du klagest denjenigen an, dessen Sache entweder besser ist, als die deinige, wie ich dafür halte: Oder die doch der deinigen ganz gleich ist, wie du vermeynest. Das ist schon sehr wunderlich: Aber noch weit seltsamer ist das, was ich noch hinzusetzen will. Deine Anklage hat nicht nur die Kraft, den Ligarius verdammen, sondern ihn ums Leben bringen zu lassen. Dergleichen hat vor dir noch kein römischer Bürger gethan. Das ist ein ausländisches Verfahren! Die leichtsinnigen Griechen, oder die grausamen Barbarn, pflegen in ihrem Hasse so blutdürstig zu werden. Denn was ist wohl sonst deine Absicht? Soll er nur bloß nicht zu Rom leben? Soll er nur sein Haus meiden? Soll er nur mit seinen liebsten Brüdern, nur mit diesem gegenwärtigen T.

Brochus, als seinem Vetter, nur mit dessen Sohne, nur mit uns nicht an einem Orte leben? Soll er sich nur nicht in seinem Vaterlande aufhalten? Sage mir, ist er denn itzo darinn? Kann er wohl aller dieser Dinge mehr beraubet werden, als er es itzo schon ist? Er ist ja aus Italien schon verbannet; Er lebt in der Fremde. So willst du ihn denn nicht seines Vaterlandes, dessen er schon beraubet ist, sondern seines Lebens berauben! So hat wahrlich niemand einen andern, auch nicht einmal bey demjenigen Dictator angeklaget, der doch alle, denen er gehässig war, am Leben strafete. Er selbst befahl umzubringen, ob es gleich niemand verlangte; ja er setzte wohl gar Belohnungen darauf: Wiewohl doch diese Grausamkeit von dem gegenwärtigen Cäsar, den du itzo gern grausam machen willst, gerochen worden.

Nein, wirst du vielleicht sagen, das verlange ich nicht. Ich glaube es selbst wohl, Tubero. Denn ich kenne dich, ich kenne deinen Vater, ich kenne dein ganzes Haus und Geschlechte. Ferner ist mir die Gemüthsart eurer ganzen Familie, ihre Tugend, ihre Leutseligkeit, ihre Gelehrsamkeit in so viel herrlichen Künsten und Wissenschaften; alles mit einander ist mir bekannt. Daher weis ich nun gewiß, daß ihr nicht nach Blute dürstet: Aber ihr seht nicht recht, was ihr thut. Denn alles geht dahin, daß ihr mit derjenigen Strafe, darinn Ligarius schon stecket, nicht zufrieden zu seyn scheinet. Was ist nun noch sonst für eine verhanden, als der Tod? Denn da er im Elende ist, wie er es denn gewiß ist: Was fordert ihr mehr? Soll er nicht Gnade erlangen? Das ist in Wahrheit noch viel schärfer, noch viel härter, als jenes.

Willst du denn streiten, daß wir dasjenige nicht erlangen sollen, was wir daheim, mit Bitten und Flehen, zu den Füßen Cäsars, nicht so wohl aus Zuversicht auf unsre gute Sache, als aus Vertrauen zu seiner Gnade zu erhalten suchten? Willst du unsere Seufzer unterbrechen? Willst du uns hindern, fußfällig um Vergebung zu bitten? Wenn du nun, da wir dieses zu Hause wirklich thaten, und, wie ich hoffe, nicht vergeblich gethan; uns plötzlich ins Wort gefallen wärest, und zu schreyen auge-

angefangen hättest: **Cäsar, verzeihe ja keinen! Habe ja kein Mitleiden mit Brüdern, die für ihrem Bruder Gnade suchen!** Was dünket dich, würdest du nicht ein Unmensch gewesen seyn? Aber wie viel härter ist es nicht, dasjenige auf öffentlichem Markte zu bestreiten, was wir zu Hause gesuchet haben, und also in einem solchen Elende ihrer vielen die Zuflucht zur Barmherzigkeit abzuschneiden?

Ich will dir meine Gedanken frey eröffnen, o Cäsar. Wäre bey deinem großen Glücke deine Gelindigkeit nicht so groß gewesen, als du sie von dir, von dir selbst, sage ich, schon besessen hast, (ich weis gar wohl, was ich rede): So würde dein neulicher Sieg gewiß das bitterste Trauren und Klagen nach sich gezogen haben. Denn wie viele würden sich nicht unter den Ueberwindern finden, die es gern sehen möchten, daß du grausam wärest; da es so gar unter den Ueberwundenen dergleichen Leute giebt? Wie viele würden nicht deine Gnade hindern, und haben wollen, daß du niemanden verzeihen solltest: Da selbst diejenigen, denen du Vergebung wiederfahren lassen, es nicht leiden wollen, daß du gegen andre barmherzig seyn sollst?

Wenn wir es dem Cäsar erweisen könnten: Ligarius wäre gar nicht in Africa gewesen; wenn wir durch eine so unsträfliche und mitleidige Lügen der Wohlfahrt eines unseligen Bürgers zu statten kommen wollten: So würde es dennoch keinem Menschen obliegen, unsre Lügen zu entdecken und zu widerlegen. Ja gesetzt, daß es jemanden zustünde, so müßte es zum wenigsten kein solcher seyn, der von eben der Partey und in eben den Umständen gewesen ist. Aber es ist ganz was anders, nicht zu wollen, daß Cäsar irre; als nicht zu wollen, daß er Barmherzigkeit übe. Alsdann könntest du sprechen: **Glaube es nicht, o Cäsar! Ligarius ist in Africa gewesen: Er hat gewiß wider dich gestritten.** Aber wie sprichst du itzo: **Verzeihe ja keinem!** So pflegt kein Mensch gegen andre Menschen zu sprechen: Und wer sich, o Cäsar, solcher Worte gegen dich bedienen wird, der wird viel leichter seiner eigenen Menschlichkeit entsagen, als dir die deinige abdringen.

Der erste Antrag und die erste Forderung des Tubero war, wie mich dünkt, dieses: Er wolle von dem Verbrechen des Ligarius handeln. Ohne Zweifel wirst du dich gewundert haben, warum nicht etwa sonst jemand einen andern angeklaget; oder warum es eben ein solcher gethan, der in gleicher Verdammniß gewesen; oder was er etwa für ein neues Bubenstück anzugeben hätte? Du nennest es ein Verbrechen, Tubero. Warum denn das? Denn bisher hat man die Sache so noch nicht genennet. Einige nennen es ein Versehen; andre eine Blödigkeit. Die es hart nennen wollen, heißen es eine Hoffnung, eine Begierde, einen Haß, eine Beständigkeit. Die es am allerhärtesten benamen, nennen es eine Verwegenheit: Ein Verbrechen aber hat es, außer dir, noch niemand geheißen.

Verlanget indessen jemand den wahrhaften Namen dieses Uebels zu wissen, so scheint uns, meines Erachtens, ein unvermeidliches Unglück betroffen, und die unvorsichtigen Gemüther der Menschen so eingenommen zu haben, daß es kein Wunder ist, wenn alle menschliche Anschläge von einer höhern Gewalt überwältiget worden. Laßt uns doch nur elend daran seyn: Wiewohl wir es unter einem so gnädigen Sieger nicht seyn können. Doch ich rede nicht von uns; von denen rede ich, die umgekommen sind. Sie mögen begierig, sie mögen zornig, sie mögen eigensinnig gewesen seyn: Man beschuldige nur den todten Pompejus, man beschuldige auch so viele andre nur keines Lasters oder Verbrechens, keiner Raserey, keines Vatermordes.

Wer hat das jemals von dir gehöret, o Cäsar! oder was haben deine Waffen anders gesuchet, als wie sie den Schimpf von dir abwenden möchten? Was hat dein unüberwindliches Kriegesheer anders gethan, als daß es sein Recht und dein Ansehen beschützet hat? Ja was noch mehr ist, da du Friede machen wolltest, war es dir um die Freundschaft boshafter, oder redlicher Bürger zu thun? In Wahrheit, Cäsar, deine großen Verdienste gegen mich würden mir so groß nicht vorkommen, wenn ich glaubte, daß ich als ein Boshafter von

dir

dir wäre erhalten worden. Und wie hättest du dich um die Republik wohl verdient machen können, wenn du so viel Bösewichter unverrückt in ihren Würden gelassen hättest?

Im Anfange sahest du es, o Cäsar, für eine Trennung, nicht aber für einen Krieg an; nicht für ein feindliches Wesen, sondern für eine bürgerliche Uneinigkeit, da beyde Theile die Republik erhalten wollten, aber theils durch ihre Anschläge, theils durch ihre Neigungen des rechten Zieles verfehleten. Das Ansehen der Anführer war beyderseits fast gleich; dererjenigen aber, die ihnen anhiengen, vielleicht nicht so gleich. Die Sache selbst war damals zweifelhaft, weil auf beyden Theilen etwas zu loben war: Nun aber muß man wohl zweifelsfrey diejenige für die beste halten, die selbst den Beystand der Götter genossen hat. Denn nachdem man nunmehro deine Gnade kennen gelernet hat, wer wollte denn deinen Sieg nicht billigen, in welchem keiner ums Leben gekommen, als der im Kriege geblieben ist?

Doch wir wollen die allgemeine Sache bey Seite setzen, und wieder zu der unsrigen kommen. Meynest du denn, Tubero, daß es dem Ligarius leichter gewesen seyn würde, Africa zu verlassen, als es euch war, nicht nach Africa zu gehen? Stund es denn in unserm Vermögen, wirst du sagen, da es der Rath beschlossen hatte? Fragest du mich also; so sage ich: Ganz und gar nicht. Aber gleichwohl hatte eben derselbe Rath den Ligarius auch dahin geschicket. Und er gehorchte demselben zu der Zeit, da man dem Rathe nothwendig gehorchen mußte: Ihr aber seyd ihm gehorsam gewesen, da ihm sonst niemand gehorchte, als wer da wollte. Tadle ich dich deswegen? Mit nichten! Eure Familie, euer Name und Geschlecht und eure Lebensart ließ es nicht anders zu. Nur das verstatte ich nicht, daß ihr andre deswegen tadeln sollet, wessen ihr euch doch selber rühmet.

Dem Tubero fiel sein Looß, als er abwesend war, ja krank darnieder lag. Er hatte sich vorgenommen, sich zu entschuldigen. Dieses weis ich wegen meiner Blutsfreundschaft mit dem L. Tubero. Denn wir sind zu Hause mit einander unterrich-

terrichtet, im Felde Cameraden gewesen, hernach Schwäger geworden, und allezeit vertraute Freunde geblieben. Auch das ist endlich ein festes Band, daß wir allezeit einer Partey angehangen haben. Ich weis es derowegen, daß Tubero zu Hause bleiben wollte. Aber es ward ihm von jemanden so zugeredet, und er ward durch den heiligen Namen der Republik so hart beschworen, daß er solchen nachdrücklichen Vorstellungen weichen mußte, ob er schon gar nicht Lust dazu hatte. Er gab also einem ansehnlichen Manne nach, oder er gehorchte ihm vielmehr. Er reisete mit denen zugleich ab, die seiner Partey waren; die Reise aber gieng so langsam fort, daß er nicht eher nach Africa kam, als bis selbiges schon von andern eingenommen war.

Daher kömmt nun das ganze Verbrechen des Ligarius, oder vielmehr der ganze Zorn gegen ihn. Ist es nun jemals ein Verbrechen, etwas gewollt zu haben; so ist es gewiß ein eben so großes, daß ihr Africa, die hauptsächlichste von allen unsern Provinzen, die dazu gemacht ist, daß sie unsre Stadt bekriegen soll habt, einnehmen wollen; als daß ein andrer dieselbe lieber behalten wollen. Und dennoch ist dieser andre nicht Ligarius gewesen. Varus sagte, daß er die Herrschaft darüber hätte; zum wenigsten hat er die Beile gehabt. Dem sey aber wie ihm wolle, was gilt doch eure Klage, o Tubero? **Man hat uns nicht in die Provinz aufgenommen!** Wie? wenn ihr aufgenommen wäret; würdet ihr sie wider ihn behauptet haben?

Siehe doch, o Cäsar, wie frey, oder wie verwegen uns vielmehr deine Gnade macht! Antwortet Tubero, daß sein Vater Africa, wohin ihn der Rath geschicket hatte, dir würde übergeben haben; so werde ich kein Bedenken tragen, ihm deswegen vor deinen Augen einen Verweis zu geben: Obgleich dir solches damals zuträglich gewesen wäre. Denn darum, daß es dir angenehm gewesen seyn würde, wäre es noch nicht zu billigen gewesen. Allein, ich will das alles bey Seite setzen, nicht so wohl aus Furcht, deine geduldigen Ohren zu beleidigen, als vielmehr, damit es nicht scheinen möge,

ge, Tubero würde etwas gethan haben, was ihm doch niemals in den Sinn gekommen war.

Ihr kamet also in die africanische Provinz, als in eine solche, die dem neulichen Siege vor andern widerstund; darinnen ein mächtiger König dieser Partey gehäßig, der Bundesgenossen Neigung aber ganz widerwärtig war; und wo sich zahlreiche und große Zusammenkünfte in den Städten beysammen fanden. Hier frage ich, was ihr gethan haben würdet? Doch was darf ichs fragen, was ihr würdet gethan haben; da ich sehe, was ihr in der That gethan habt. Man hinderte euch, eure Provinz mit einem Fuße zu betreten; und wie ihr vorgebt, so that man solches mit dem größten Unrechte. Wie verhieltet ihr euch? Wem habt ihr die Klagen darüber vorgebracht? Ohne Zweifel demjenigen, dem ihr anhinget, und vor dessen Partey ihr mit zu Felde gezogen waret. Wäret ihr dem Cäsar zu gut in die Provinz gekommen; so würdet ihr gewiß zu ihm gekommen seyn, da man euch nicht hinein lassen wollte. Aber ihr kamet zum Pompejus.

Was ist denn das nun für eine Klage vor dem Cäsar, da ihr denjenigen anklaget, der euch verhindert haben soll, wider den Cäsar Krieg zu führen? Meinethalber möget ihr euch, wenn ihr wollt, hier auch mit Unwahrheit rühmen, daß ihr die Provinz dem Cäsar übergeben hättet, wenn ihr nicht von dem Varus und etlichen andern wäret verhindert worden. Ich hingegen werde gestehen, Ligarius habe Schuld daran, daß euch diese Gelegenheit zu einem solchen Ruhme entzogen worden. Aber siehe, o Cäsar, die Standhaftigkeit dieses wackern Mannes, des L. Tubero: Welche, wiewohl ich sie selbst dargethan und erwiesen habe, ich dennoch nicht angeführet haben würde, wenn ich nicht wüßte, daß diese Tugend vor allen andern von dir pflegt hoch geachtet zu werden.

Wo ist wohl jemand in der Welt so standhaft gewesen? Was sage ich aber standhaft? Ich weis nicht, ob ich nicht lieber geduldig sagen solle. Denn wer würde sonst wohl das gethan haben, daß er in einem bürgerlichen Zwiespalte, wo er von der einen Partey nicht nur nicht aufgenommen, sondern

auch aufs grausamste verworfen worden; sich dennoch wieder zu ebeit der Partey halten sollte? Das zeiget ein großmüthiges Herze und einen solchen Geist an, den keine Beschimpfung, keine Gewalt, keine Gefahr von der einmal gefaßten Absicht und erwählten Partey abwendig machen kann.

Denn gesetzt, Tubero und Varus wären sonst in allen Stücken miteinander gleich gewesen, nämlich an Ehre, an Adel, an Ansehen, am Verstande; welches doch in der That nicht war: So war doch dieses das hauptsächlichste, daß Tubero, auf Befehl des Raths, mit rechtmäßiger Herrschaft nach Africa kam. Da er nun hier abgewiesen war, gieng er nicht zum Cäsar über, damit er nicht für zornig; nicht nach Hause, damit er nicht für faul; nicht in eine andre Gegend, damit er nicht für einen solchen gehalten würde, der von seiner Partey abgewichen wäre: Sondern er kam nach Macedonien ins Lager des Cn. Pompejus, zu eben derjenigen Partey, von welcher er so schimpflich war verworfen worden.

Noch mehr! Da dieses das Gemüthe des Feldherrn, zu welchem ihr zurücke kamet, nicht im geringsten rührete; wurdet ihr etwa dadurch kaltsinnig in eurem Eifer? Bliebt ihr etwa nur im Lager liegen, und hatte das Gemüthe etwa vor der Partey einen Abscheu? Oder war nicht vielmehr bey euch sowohl, als bey uns allen, eine heftige Begierde zu siegen, wie es in Bürgerkriegen herzugehen pflegt? Ich habe zwar allezeit zum Frieden gerathen; aber damals war es zu spät: Denn es wäre unsinnig gewesen, an den Frieden zu gedenken, da man das Treffen vor Augen sahe. Wir alle, sage ich, wollten siegen; Du aber insonderheit, der du dahin gekommen warest, wo du entweder siegen oder umkommen mußtest: Wiewohl ich nicht zweifle, daß du nicht, den itzigen Umständen nach, deine nunmehrige Wohlfahrt jenem Siege vorziehen solltest.

Dieses alles würde ich nicht sagen, Tubero, wenn euch entweder eure Beständigkeit; oder dem Cäsar das Verzeihen leid wäre. Nun aber frage ich: Ob ihr eure eigene Beleidigungen, oder die der Republik wiederfahren sind, zu rächen suchet?

suchet? Ist das letztere; was wollt ihr denn von eurer Beständigkeit auf der Partey des Pompejus antworten? Ist aber jenes; so hütet euch vor den irrigen Gedanken: Cäsar würde auf eure Feinde zürnen, da er seinen eigenen alles vergeben hat. Was dünkt dich also, Cäsar? Meynest du, daß ich den Ligarius vertheidige? von seiner That allein rede? Nein, alles, was ich gesagt habe, läuft einzig und allein auf deine Leutseligkeit, oder Gnade, oder Barmherzigkeit hinaus.

Ich habe mein Tage schon manche Sache ausgeführet, und das zwar mit dir selbst, Cäsar, da deine Bedienungen dich noch auf dem Rathhause beschäfftigten. Mein lebenlang aber habe ich nicht gesagt: Vergebt ihm doch, ihr Richter! er hat sich versehen; es ist ein Irrthum; er hat es so böse nicht gemeynet; er wird es niemals mehr thun! Gegen einen Vater pflegt man so zu reden; gegen die Richter aber heißt es: Er hat es nicht gethan; es ist ihm nicht in den Sinn gekommen; es sind falsche Zeugen; das Laster ist erlogen! Sage nur einmal, o Cäsar, du wollest von der That des Ligarius als ein Richter sprechen; und frage, von welcher Partey er gewesen ist? Ich werde kein Wort sagen, und nicht einmal dasjenige hervor suchen, was vielleicht auch vor einem Richter zu seiner Entschuldigung dienen könnte. Vor dem Anfange des Krieges ist er als Unterrichter abgereiset, im Frieden da gelassen, im Kriege unterdrücket worden; bey dem allen aber gar nicht heftig und eifrig, sondern dir von ganzem Herzen zugethan gewesen.

So pflegt man gegen Richter zu sprechen; aber ich habe mit einem Vater zu thun. Ich habe gefehlt! er hat unrecht gehandelt! es ist ihm leid! Ich nehme meine Zuflucht zu deiner Gnade, ich bitte um die Verzeihung des Fehlers. Vergib ihm, bitte ich! Hat sonst niemand Gnade erlanget, so bin ich freylich zu frech: Sind aber viele so glücklich gewesen; so hilf uns auch, wie du uns Hoffnung dazu gemacht hast. Sollte denn Ligarius nicht einmal hoffen dörfen; da ich doch selbst die Freyheit habe, gar für andre zu bitten?

Wiewohl unsre Hoffnung bey dieser Sache gründet sich weder auf diese Rede, noch auf die Bemühungen derer, die für den Ligarius bey dir bitten, und deine Blutsfreunde sind. Ich habe es nämlich gesehen, ich habe es erkannt, worauf du am meisten zu sehen pflegst, wenn viele für einen bitten. Du siehst mehr auf die Sachen, als auf die Angesichter; und giebst nicht so wohl Acht, wie nahe dir derjenige verwandt sey, der die Fürbitte ableget; als wie nahe er mit demjenigen verknüpft sey, für den er sie ablegt. Daher ertheilest du deinen Angehörigen so viel Gutes, daß mir oft diejenigen glücklicher vorkommen, die deiner Freygebigkeit genießen, als du selbst, der du sie so reichlich ausübest.

Wiewohl ich sehe doch, wie ich bereits erwähnet habe, daß die Rechtssachen der Parteyen dich mehr bewegen, als ihr Bitten und Flehen: Und daß du von denen am meisten gerühret wirst, die dich aus einem gerechten Schmerze bitten. Erhältst du den Ligarius, so wirst du vielen von deinen nächsten Freunden einen Gefallen thun: Aber erwege dabey nur das, was du sonst zu erwegen gewohnet bist. Ich kann dir die tapfern Sabiner, denen du so viel zutrauest, ja das ganze sabinische Gebiethe, den Kern von Italien und den rechten Arm der Republik, vorstellen. Du kennst diese Leute sehr wohl; aber siehe nur, wie betrübt und bekümmert sie sind. Siehe nur die Thränen dieses T. Brochus und die Traurigkeit seines Sohnes an, denn ich weis wohl, wie er bey dir angeschrieben steht. Und was soll ich von seinen Brüdern sagen?

Halte doch nicht dafür, Cäsar, daß es hiebey auf einen Kopf ankomme. Du mußt entweder drey Ligarier aus der Stadt verbannen, oder drey Ligarier darinne behalten. Sie wollen aber viel lieber, wer weis wohin, verbannet seyn, als ihr Vaterland, ihr Haus und Hof und ihre Heiligthümer behalten; wenn dieser einzige nur in der Fremde leben muß. Handeln sie nun darinn als Brüder; handeln sie gottsfürchtig; thun sie es mit Schmerzen: So laß dich doch durch ihre Thränen, durch ihre Tugend, durch ihre brüderliche Liebe bewegen. Laß doch das Wort itzo gelten, womit du neulich siegtest. Wir hörten

ten ja von dir sagen: **Wir, hielten alle die für unsre Widersacher, die nicht bey uns wären; du aber hieltest alle für deine Freunde, die nicht wider dich stritten.**

Siehst du denn nicht diese ansehnliche Leute, dieses ganze broschische Geschlecht, diesen L. Marcius, C. Cäsetius, L. Corfidius, alle diese römische Ritter, die mit veränderter Kleidung zugegen sind; die du wohl kennest, und auf welche du so viel hältst. Diese sind auf deiner Partey gewesen: Auf diese waren wir sonderlich erzürnet; diese suchten wir; diesen ward auch von einigen unter uns gedrohet. Erhalte also den Deinigen die Ihrigen, damit so wohl dieses, als alles übrige, was du gesagt hast, wahr befunden werde.

Wenn du recht wüßtest, wie einträchtig die Ligarier mit einander leben, so würdest du dafür halten, daß sie alle bey dir gewesen wären. Kann wohl jemand zweifeln, daß Ligarius, wenn er in Italien hätte seyn können, nicht auf eben der Partey gewesen seyn sollte, auf welcher seine Brüder gestanden? Wem ist ihre recht brüderliche Einigkeit und Uebereinstimmung nicht bekannt? Wer begreift es denn nicht, daß ehe, wer weis was, geschehen wäre, als daß diese einhellige Brüder sich zu verschiedenen Parteyen hätten schlagen sollen? Im Herzen haben sie dir alle angehangen: Einer ist durch einen Zufall abwendig worden; der aber dennoch gleich den übrigen würde begnadiget worden seyn, wenn er es schon mit gutem Bedacht gethan hätte.

Aber gesetzt, er wäre zu Felde gezogen; gesetzt, er hätte sich nicht nur von dir, sondern auch von seinen Brüdern getrennet: Dem ungeachtet bitten diese, die dir anhangen, für ihn. Da ich allen deinen Geschäfften beygewohnet habe, so weis ich es noch sehr wohl, wie T. Ligarius als römischer Rentmeister gegen dich gesinnet gewesen. Aber das ist was weniges, ich hoffe auch, daß du, der du nichts eher, als Beleidigungen zu vergessen pflegest, weil solches deiner Gemüthsart gemäß ist; ich hoffe, sage ich, daß du dich, bey der Erinnerung seines Rentmeisteramtes, auch auf einige andre Rentmeister besinnen werdest.

Eben

Eben dieser T. Ligarius nun, der sich damals nichts anders angelegen seyn ließ, (denn rathen konnte ers ja nicht) als daß du ihn für einen fleißigen redlichen Mann halten möchtest; der bittet itzo um die Begnadigung seines Bruders. Ertheilest du nun dieselbe allen beyden auf ihren Fürspruch, so wirst du drey ehrliche rechtschaffene Brüder auf einmal, nicht nur ihnen selbst, nicht nur allen anwesenden vortrefflichen Männern, nicht nur uns, als ihren Blutsverwandten; sondern der ganzen Republik wieder schenken.

Mache also, daß dasjenige, was du neulich an dem M. Marcellus auf dem Rathhause gethan, nun auch auf dem Markte an diesen, so wohl dir als allen Anwesenden beliebten Männern geschehen möge. Wie du jenen dem Rathe wieder gegeben hast, so gieb diesen dem Volke wieder, dessen Verlangen dir allezeit werth gewesen ist. Und ist dir jener Tag herrlich, dem römischen Volke aber angenehm gewesen; so trage doch kein Bedenken, o Cäsar, noch viel dergleichen rühmliche Tage zu suchen.

Nichts ist den Menschen so angenehm, als die Gütigkeit; keine von deinen Tugenden wird von mehrern bewundert und geliebet, als die Barmherzigkeit. Denn die Menschen werden den Göttern durch nichts so ähnlich, als durch die Beförderung ihres Heils. Dein itziger hoher Stand hat nichts größers an sich, als daß du viele erhalten kannst: dein Naturell aber nichts trefflichers, als daß du solches thun willst.

Vielleicht hätte die Wichtigkeit der Sache wohl eine längere Rede erfordert: Doch wegen deiner gütigen Gemüthsart hätte sie noch viel kürzer seyn sollen. Weil ichs also für weit zuträglicher halte, daß du dich mit dir selbst besprechen mögest, als daß ich, oder ein andrer mit dir rede; so will ich hier schließen, und nur dieses noch hinzusetzen: Daß, wenn du jenen Abwesenden begnadigen wirst, du zugleich alle, die hier zugegen sind, begnadigen werdest.

Eine Rede, die von dem Cato, im römischen Rathe, wider den Catilina hätte gehalten werden können.

Und du, Catilina, scheuest dich noch nicht, deine Bosheit mit einer öffentlichen Rede zu vertheidigen? Deine Frechheit unterstehet sich, in einer so zahlreichen Rathsversammlung Gift und Galle auszuspeyen, und dadurch die innerliche Pest deines Herzens zu verrathen? O unerhörte Verwegenheit! Bisher hast du heimlich deine Ränke getrieben, heimlich mit deiner Rotte gerathschlaget, heimlich Bubenstücke ausgeübet, heimlich des Bürgermeisters, des Raths, der Bürgerschaft, der ganzen Stadt Untergang gesuchet. Nunmehro bricht dein unverschämtes Gemüthe auch öffentlich aus, indem du kein Mittel mehr vor dir siehst, deine Schandthaten zu verbergen, und uns allen länger die Augen zu verkleistern.

Wo willst du hin, vortrefflicher Rathsherr, du andrer Brutus, du einziger Verfechter der römischen Freyheit! Bleibe doch hier, und höre mich so geduldig an, als wir dich angehöret haben: Damit es nicht den Schein habe, als wolltest du ein Tyrann werden, und die Vertheidigung einer Sache nicht anhören, die du beurtheilen sollst. Du hast den wackern Tullius, unsern Bürgermeister, du hast den ganzen Rath, du hast endlich auch mich angeklaget. Verstatte mir doch, nach deiner großen Liebe zur Billigkeit, ihre Partey zu nehmen; und mache dir die schimpfliche Nachrede nicht, daß du jemanden unverhörter Sache verdammet habest.

Da siehest du nun, Catilina, daß es noch Leute im Rathe giebt, die das Herz haben, zu reden: Ja was noch mehr ist, die das Herz haben, dir selbst zu widersprechen. An dich habe ich bloß meine Anrede gerichtet; und das mit Fleiß: Weil du es unserm eifrigen Bürgermeister vorhin verwiesen hast, daß er den Rath nicht angeredet hat. Meynest du denn, daß ein einziger unter allen Anwesenden ist, der mehr auf ein

ein leeres Wortgepränge, als auf redliche Absichten hält? Meynest du, daß man, um deiner hinterlistigen Höflichkeit halber, die gute Sache verlassen, und dir beypflichten wird? O Catilina, du kennest den Rath noch nicht; diejenigen ausgenommen, die deines Gelichters sind. Ehrentitel und Worte machen es wahrhaftig nicht aus: Werke, Werke will man sehen, wenn man ein Vertrauen zu jemanden bekommen soll.

Doch ich muß anfangen, meinem Versprechen nachzukommen, und vor allen Dingen unsern redlichen Bürgermeister von deinen Anklagen retten. Du beschuldigest ihn der Tyranney; du rückest ihm seine schlechte Geburt vor; ich weis nicht, ob du ihm noch etwas mehrers Schuld gegeben hast: Mehr habe ich wenigstens aus deinem Vortrage nicht anmerken können. Wohlan, ich will mich auf beydes einlassen: Wiewohl es mir keine Mühe machen wird, etwas zu widerlegen, was du theils mit keinen Gründen unterstützet hast; theils aber, wenn es gleich wahr wäre, uns allen zu keinem Vorwurfe gereichen könnte.

Cicero, sprichst du, ist ein Unterdrücker der Freyheit! Hier bewundre ich deine Geduld, theurer Bürgermeister! Wie? kannst du auch eine so grausame Beschuldigung anhören, ohne in gerechtem Eifer zu entbrennen? Fehlet es dir etwa an Beredsamkeit, dich zu vertheidigen; oder an Gründen, deine Unschuld darzuthun? In Wahrheit, wenn es viel Kunst brauchte, deine gerechte Sache zu führen, so würdest du gewiß ein besserer Fürsprecher für dich selbst seyn, als Cato, der dir an Wohlredenheit gerne den Vorzug läßt. Aber selbst dein Stillschweigen ist dir schon eine Rechtfertigung. Dein gutes Gewissen macht dich so ruhig. Die Sache selbst redet, und es ist niemand vorhanden, der deinem Gegner den geringsten Glauben beymessen könnte.

Es war gewiß ein vortrefflicher Beweis, Catilina, den wir von dir gehöret haben, daß Cicero ein Tyrann sey. Er redet allein, sprachst du, und die andern schweigen alle: Er thut alles, was er will; und niemand widersetzt sich ihm. Wie?

willst du denn, daß sechs bis achthundert Rathsherren zugleich reden sollen? Ist es nicht genug, wenn das Haupt des Raths für alle seine Glieder spricht? Oder ist auch wohl jemand unter uns allen, der solches geschickter und nachdrücklicher thun könnte, als Cicero selbst: Wenn ich gleich sein Bürgermeisteramt beyseite setze? Ja, Catilina, der ehrliche, der beredte Cicero hätte dir im Namen des Raths dein Urtheil ankündigen sollen, gesetzt, daß es nicht seine Pflicht gewesen wäre; gesetzt, daß er es nicht Amts halber hätte thun dörfen.

Denn meynest du etwa, was Cicero bisher wider dich unternommen hat, das sey von ihm aus eigener Macht, und ohne unser Vorwissen geschehen? Du irrest, du irrest sehr, Catilina! Es ist ein Rathsschluß wider dich vorhanden: Du bist von uns allen verurtheilet, du bist verdammet, der Kopf ist dir abgesprochen worden! Dein Laster ist mir selbst so abscheulich vorgekommen, daß ich fast der Lehre unsrer Stoiker deswegen entsaget hätte, die sonst behaupten, daß alle Verbrechen gleich groß seyn. Was hat nun Cicero ohne Bewilligung des Raths gethan? Wo ist er, als ein Tyrann, seinem eigenen Kopfe gefolget? Ich sage es frey heraus, er hat noch zu wenig gethan!

Untersuche doch, Catilina, das ganze Leben dieses redlichen Mannes; wirst du auch wohl die geringste Spur finden, daß er jemals nach der Tyranney gestrebet habe? Besinne dich doch auf die Zeiten, da Sulla sich der obersten Gewalt angemaßet hatte; da alles nach seinem Dünkel gehen mußte, da die Gesetze schwiegen; da die Ungerechtigkeit herrschete; da Knechte ihre Herren ermordeten, die Söhne aus den Häusern trieben, und sich unter sullischem Schutze der Verlassenschaft bemächtigten. Wer hat damals in Rom das Herz gehabt, einen bedrängten Roscius zu vertheidigen? Wer hat sich wohl erkühnet, einem griechischen Sclaven Chrysogonus zu widerstehen? War es nicht der einzige Cicero, dessen erste öffentliche Probe schon ein Zeugniß ablegte, wie sehr er der Tyranney zuwider wäre, und wie er, der Unschuld zum Besten, auch die Feindschaft der Mächtigsten für nichts achtete.

Wenn hat er nach der Zeit die Bürger unterdrücket, die Gesetze mit Füßen getreten, oder seinen Lüsten gefröhnet? Welches Amt hat er nicht wohl und treulich verwaltet? Was für Gelder hat er als Schatzmeister unterschlagen? Welchen Bösewicht hat er als Stadtrichter losgesprochen? Welche Provinz hat er als Stadthalter ausgesogen? Rede doch, Catilina, erzähle uns alles, sage es frey heraus, wo du irgend etwas weist. Doch hättest du etwas gewußt, du würdest es vorhin wohl schon gesagt haben; und ich thue zu viel, daß ich einen Mann vertheidige, den auch der Unverschämteste keines Lasters hat beschuldigen können.

Wie steht es nun um den Rath, Catilina, den du gleichfalls in deiner Rede unverantwortlicher Weise angegriffen hast. Deiner Aussage nach besteht diese ganze Versammlung aus lauter feigen Memmen, aus verzagten Seelen, aus Schmeichlern, aus Verräthern der Freyheit, aus Feinden des Vaterlandes. O ihr unsterblichen Götter! wer hat jemals die Frechheit gehabt, solche schwarze Lästerungen wider diese Rathsversammlung auszustoßen! Traun, du bist die rechte Vormauer der Freyheit, Catilina! Du bist die Stütze des sinkenden Vaterlandes, der einzige Verfechter unsrer Gesetze! Mit dir, mit dir allein, wird Rom und Italien untergehen. Den Göttern sey ewig Dank gesagt, daß wir es von dir nicht lernen dörfen, wie die Republik zu erhalten, wie die Freyheit der Stadt zu unterstützen sey. Wie elend würden doch die armen Bürger, wie elend die Gesetze, wie elend die Unschuld und Tugend daran seyn! Sprichst du: Aber ihr redet ja nicht, ihr thut ja nichts: Nur den einzigen Cicero lasset ihr schalten und walten? Elender Einwurf! Weist du denn nicht, daß der ganze Rath redet, wenn der Bürgermeister seine Schlüsse kund thut? Weist du nicht, daß die Freyheit und die Gesetze herrschen, wenn ein so rechtschaffener Patriot, als Cicero ist, das Ruder führet.

Ists nicht wahr, Catilina, wenn du nur neulich diesem wackern Manne vorgezogen worden, und zur Bürgermeisterwürde gelanget wärest: Dann wärest du zu deinem Zwecke gelanget;

get; dann hättest du Gewalt genug in die Hände bekommen, deine Bubenstücke auszuführen. Da hättest du diejenigen ins Elend verwiesen, die du itzo heimlich als ein Meuchelmörder aus dem Wege zu räumen suchest. Alsdann hättest du deinen Geiz mit den Gütern der Verbanneten sättigen können; den unersättlichen Geiz, der dich itzo zum Brennen und Morden, zum Plündern und Rauben so verwegen macht. Allein das ist nicht geschehen! Dein Wunsch hat dir fehl geschlagen! Cicero ist Bürgermeister geworden. Das, das ist das große Verbrechen, welches der Rath begangen hat!

So blind ist gleichwohl die Stadt noch nicht gewesen, daß sie zwischen einem Cicero und einem Catilina keinen Unterschied zu machen gewußt hätte. Und wem sollte derselbe nicht ins Auge fallen? Bey ihm sieht man Verstand, bey dir Arglist; bey ihm Redlichkeit, bey dir Bosheit; bey ihm Tugendliebe, bey dir eine ungezähmte Geldbegier; bey ihm Gelindigkeit, bey dir hergegen lauter Grausamkeit, und Mordlust. An statt seiner Beredsamkeit besitzest du Unverschämtheit; an statt seiner Verdienste trotzest du auf deine Ränke; an statt seiner Gerechtigkeit strebest du nach unumschränkter Gewalt; an statt seiner Mäßigkeit badest du dich in aller Wollust. Mit einem Worte, seine Menschenliebe, seine Freygebigkeit, seine Geduld, Demuth und Zufriedenheit, ist bey dir in Raserey, Verschwendung, Trotz, Aufgeblasenheit und unersättliche Habsucht verwandelt. Kurz, ist Cicero ein Vater, so bist du ein Feind des Vaterlandes.

Ich habe vorhin vergessen zu zeigen, wie thöricht du ihm die niedrige Herkunft vorgerücket hast: Darum will ich, ehe ich auf mich selbst komme, dir auch darauf begegnen. Es ist wahr: Cicero kann keine lange Reihe von berühmten Ahnen herzählen. Sein Geschlechtregister langet nicht bis auf den Romulus oder Aeneas. Seine Vorfahren sind so berühmt nicht, als die deinigen. Allein bey wem suchest du ihn dadurch zu verkleinern? Etwa bey dem einfältigen Pöbel, der alles nach Vorurtheilen beurtheilet? Nein, du hast im Rathe geredet, wo man wahre Verdienste weit höher, als lange Stamm-

tafeln schätzet. Schäme dich also, Catilina, schäme dich, daß du diesem redlichen Manne daraus eine Schande machst, woraus ihm doch die meiste Ehre erwächst. Er hat sich durch seine eigene Geschicklichkeit und Tugend empor geschwungen, und wird künftig seine Nachkommen adeln: Dich hergegen haben deine Vorfahren edel gemacht; du aber schändest ihre Gräber und Bilder durch deine unerhörte Bubenstücke.

Und wenn hat sich doch unser Cicero seines alten Geschlechts gerühmet? Wenn hat er die Eitelkeit begangen, den Ruhm seiner Voraltern auf seine Rechnung zu schreiben? Geh, rücke denen ihren neuen Adel vor, die sich durch nichts, als durch entlehnte Verdienste breit machen, und daher ihre Ahnen erdichten, weil sie in den Geschichten keine finden können. Rom ist auch nicht sowohl durch alte Geschlechter, als vielmehr durch rechtschaffene Bürger gewachsen und erhalten worden. Wer war edler, als die Gracchen zu unsrer Väter Zeiten? Wer war edler, als Marius und Sulla? Aber wer hat auch der Republik mehr geschadet, als eben diese beyde? Ich bin kein Schmeichler, wie ihr alle wohl wisset; und doch sage ich es frey heraus: Dieser arpinatische Neukömmling hat dem gemeinen Wesen schon mehr genützet, als sie alle mit einander.

Nun will ich mich noch selbst entschuldigen, Catilina: Denn du hast auch mich angegriffen; indem du den ganzen Rath geschändet hast. Du kennest mich aber vielleicht noch nicht, Catilina. Meine Jugend ist dir vielleicht verächtlich; allein glaube nur sicher, was mir an Jahren fehlet, das haben die Lehren der Weisheit bey mir ersetzet. Nichts geht in meinen Gedanken über das gemeine Beste. Nichts liegt mir so sehr am Herzen, als die Wohlfahrt des Vaterlandes. Wollten doch die Götter! daß ich dieselbe mit meinem eigenen Blute erhalten könnte, so wollte ich es mit Freuden thun. Und du, Catilina, beschuldigest mich gleichwohl, nebst allen andern, der verrathenen Freyheit? Du sagest es mir ungescheut unter die Augen, daß ich mir von dem Bürgermeister das Joch über den Hals werfen lasse?

Ich sage es frey heraus, theurer Cicero, wäre das alles ge-

grün-

gründet, was dieser Ankläger wider dich auf die Bahn gebracht hat; und hättest du dir solche schädliche Anschläge wider dein Vaterland in den Sinn kommen lassen: Ich wollte der erste gewesen seyn, der dich darüber öffentlich zur Rede gesetzet hätte; ich wollte dir zuerst dein ungerechtes Verfahren verwiesen haben. Wäre mir aber Catilina darinnen zuvor gekommen, so wollte ich noch heute auf seine Seite treten. Ich sage noch mehr, meine eigene Faust sollte den Stahl in das Herz eines solchen Verräthers stoßen, und sein verfluchtes Eingeweide heraus reißen. Aber hingegen sey auch versichert, Catilina, da ich itzo die redlichen Absichten unsers Bürgermeisters kenne; da ich von seiner Sorgfalt für das gemeine Beste versichert bin: So bin ich auch bereit, alles für ihn zu wagen. Und sollte es dir gelingen, daß du, deinen verderblichen Anschlägen zufolge, seinen Tod endlich ins Werk richten könntest: So würde sein Untergang an mir unfehlbar einen Rächer finden. Meine Hand würde nicht eher ruhen, bis sie sich in deinem Blute gebadet hätte: Nicht sowohl eines redlichen Freundes, eines wackern Bürgers, eines rechtschaffenen Bürgermeisters Tod zu rächen; als vielmehr das Grab eines eifrigen Verfechters der römischen Freyheit mit deinem Kopfe zu zieren.

Nunmehro urtheile einmal, Catilina, was Rom für Bürger hat? Gehe hin zu deinem mannlianischen Lager, weil Cicero es dir erlaubet, weil er es dir gerathen hat. Gehe hin, und zücke dein Schwerdt wider deine Vaterstadt, wider deine Brüder, wider deine eigene Mutter. Hat es das Verhängniß beschlossen; so wirst du siegen: Rom, das große Rom, wird untergehen, und die bezwungene Freyheit der Bürger wird dir zu Füßen liegen. Wisse aber, daß weder Schwerdt noch Bande einen Cato bezwingen können. Meine Liebe zum Vaterlande wird dennoch über deine Grausamkeit triumphiren. Und ehe ich mich in deiner Gewalt, und Rom in deinen Ketten sehen soll: So will ich mir lieber selbst den Dolch in die Brust stoßen, und als ein redlicher Bürger mit der römischen Freyheit und Größe zugleich untergehen.

* *

Das III. Hauptstücke.

Von den großen Lobreden, oder so genannten Panegyricis.

§. I.

Nach diesen beyden vorhergehenden allgemeinen Uebungen in der Schreibart, nämlich dem Uebersetzen und Nachahmen, weis ich weiter nichts vorläufiges zu erinnern. Ich fange also an, die gewöhnlichen Arten der Reden nacheinander durchzugehen. Zuerst nehme ich die großen Lobreden vor, die auf große Herren, Helden, Staatsbediente, und andre hochverdiente Männer, sowohl bey ihrem Leben, als nach ihrem Tode gehalten zu werden pflegen. Ich setze aber dieselben nicht ihrer Leichtigkeit halber voran: Sondern darum, weil sie dasjenige sind, worinn ein Redner ein rechtes Meisterstück seiner Kunst ablegen kann. Man nehme unter den alten den Panegyricus des jüngern Plinius, von den neuern aber Fleschiers Lobrede auf den Marschall von Turenne, von den Deutschen aber Gundlings Lobrede auf den König in Preußen, nebst Neukirchs Rede auf die Königinn Sophia Charlotta zur Hand: So wird man sich einen rechten Begriff von dieser Art der Reden machen können. Am Ende dieses Capitels will ich meine Uebersetzung von Fleschiers Arbeit zum Exempel einer solchen Rede anhängen: Weil ich selbst keine Gelegenheit gehabt habe, dergleichen wichtige oratorische Arbeit zu unternehmen.

§. II.

Was nun die Regeln dieser Art von Reden ins besondere anlanget: So bleibt es hier fürs erste bey allen den Vorschriften, die ich oben schon ausführlich gegeben habe. Denn was die Eingänge dazu betrifft; so müssen dieselben von den

Gele-

Gelegenheiten hergenommen werden, die den Redner veranlassen, eine solche Rede zu halten. Diese sind aber entweder Geburts- oder Namenstage großer Herren; oder Siegsfeste, Einzüge, Krönungs- oder Huldigungsfeste derselben: Oder es sind Gedächtnißfeyern, daran man sich, über kurz oder lange, ihrer Verdienste, ihrer Thaten und Tugenden erinnert. Mit einem Worte, alles, was in den gegenwärtigen Umständen der Zeit, des Ortes und der Zuhörer merkliches vorfällt, und mit dem Lobe hoher Personen eine Verbindung hat, das kann hier zum Eingange dienen: Genug, wenn der Eingang einem Redner so eigen ist, daß ihm kein andrer denselben abborgen kann. Und hat gleich Fleschier von einem biblischen Spruche den Anfang gemacht: So ist doch dieses den Gewohnheiten seiner Kirche, seinem bischöflichen Amte, und dem Orte, wo er seine Reden gehalten hat, nämlich der Kanzel, zuzuschreiben. Uebrigens hat er die gegebene Regel eben so gut beobachtet, als Plinius, der von dem Rathsschlusse die Gelegenheit seiner Lobrede herleitet, dadurch es ihm war anbefohlen worden, dieselbe zu halten.

§. III.

Den Hauptsatz seiner Lobreden muß ein Redner ohne alle Kunst machen. Er darf nur schlechtweg sagen, er wolle seinen Held loben; oder wenn er sich ja etwas näher erklären will: So darf er nur melden, daß er denselben als einen vollkommenen Kaiser, König, Regenten, Feldherrn, Staatsmann, u. s. w. darstellen wolle. So haben es Plinius, Fleschier, Gundling, und alle gute Lobredner gemacht. Die künstlichen Einfälle hergegen, die eines allegorischen oder metaphorischen Ausdruckes nöthig haben, müssen aus einer vernünftigen Lobrede verwiesen seyn. Abtheilungen kann ein Redner bey dem Hauptsatze zwar machen: Doch müssen sie regelmäßig seyn, und auf eine ungezwungenere Art vorgetragen werden, als auf den Kanzeln zu geschehen pflegt. So hat uns Fleschier ein Muster gegeben, welches schon oben angeführet worden: Und selbst in Gundlingen ist eine Spur davon zu finden. Aber man darf sich auch zu keiner Abthei-

lung zwingen: Denn es ist weder eine Nothwendigkeit, noch ein besondrer Zierrath, dergleichen zu machen.

§. IV.

Was die Erklärungen in Lobreden seyn können, das ist oben bereits gemeldet worden. Nämlich sie sind größtentheils Erzählungen von den merkwürdigen Umständen desjenigen, den man loben will. Denn es fragt sich zuförderst, wer ist denn derjenige, dem zu Ehren man die Lobrede hält? Kennen ihn die Zuhörer gleich, dem Namen nach, schon alle: So muß doch der Redner noch einen weit ausführlichern und vortheilhaftern Begriff von ihm zu machen wissen, ehe er ihn recht loben kann. Daher fordert er mit Recht den Lebenslauf eines Verstorbenen; wenn er ihm eine Lobrede halten soll. Von einem lebendigen Helden muß man sich selbst die Thaten und Tugenden bekannt gemacht haben, und alles zusammen nehmen, was zu dessen Ehren gereichen kann. Man halte sich aber dabey nicht gar zu lange auf, aus was für einem Geschlechte er entsprossen ist. So groß auch dasselbe seyn möchte, so ist es doch allemal der geringste Ruhm eines großen Mannes. Auch dieses hat Fleschier sehr wohl beobachtet. Diese Erzählung nun muß, nach denen oben schon gegebenen Regeln, eingerichtet, kurz gefaßt, edel, und dem Zwecke des Redners gemäß seyn. Sie darf auch nicht in einem fortgehen, sondern muß mit allerley Lehrsprüchen und guten Einfällen, ja gar mit den Gründen der Lobeserhebung selbst untermischet und abgewechselt werden. Das Prädicat des Hauptsatzes, nämlich was ein vollkommener Kaiser, König, Feldherr 2c. sey, oder seyn solle, das muß auch mehrentheils in einer philosophischen Umschreibung erkläret werden; damit man hernach den Beweis darauf gründen könne. Und diese Art der Erklärung ist gleichfalls oben schon weitläuftig genug abgehandelt worden.

§. V.

Der Beweis in den Lobreden muß, wie schon gedacht worden, aus dem Leben, den Tugenden und Thaten des Helden, und aus dem Begriffe, den man von ihm geben will,



daß er ein guter Regent, Soldat, ꝛc. gewesen sey, herfließen. Diesen nun zu erfinden, dazu gehört eine Kenntniß aller menschlichen und bürgerlichen Pflichten, aus der Sittenlehre, und Staatskunst ꝛc. Er muß auch so beschaffen seyn, daß er die Gemüther der Zuhörer einnehmen, und ihnen eine Hochachtung gegen denjenigen, den man rühmet, abnöthigen kann. Daher wird denn hauptsächlich die Wahrheit, oder zum wenigsten die Wahrscheinlichkeit der Umstände, darauf er sich gründet, in einem hohen Grade erfordert. Die Anzahl der Beweise ist unbestimmt, und kann von dem Redner, nach Erforderung der Sache, verändert werden. Man darf auch nicht eben alle Beweise unmittelbar hinter einander setzen, vielweniger dieselben seinem Zuhörer zuzählen. Vielleicht ist es gut, daß man sie mit den Erklärungen, d. i. Beschreibungen und Erzählungen, abwechselt; ja selbst in den Fördersätzen jedes Schlusses alle Gelegenheit ergreift, das Dunkle zu erklären. Uebrigens richte man sich nach dem, was oben schon überhaupt von Beweisen gesagt worden.

§. VI.

Die Beantwortung der Einwürfe, die hieher gehöret, muß auf eine unvermerkte Art bey jedem Beweise angehänget werden. Denn weil es dem Helden oft nicht vortheilhaft seyn würde, wenn man die Gegenmeynung von seinem Lobe, mit großer Weitläuftigkeit und Wahrscheinlichkeit, vorbringen wollte: So muß der Redner diesen widrigen Vorwürfen überall, wo sie dem Zuhörer einfallen möchten, auf eine geschickte Art, zuvor kommen. So hat es Gundling mit großer Kunst gemacht, als er vorher sahe, daß man seinem Helden den Haß gegen die Gelehrten, und die große Liebe zu den Soldaten, imgleichen den eingezogenen Staat an seinem Hofe vorrücken konnte. Darum beantwortet er dieses alles schon zum Voraus; ohne den Gegner selbst zum Worte zu lassen. Ja ein geschickter Redner wird oft dasjenige, was ihm entgegen zu stehen scheinet, seinem Helden zum Besten zu brauchen wissen, und ihm manches zum Lobe ma-

chen können, was ihm andre zur Last legen; wenn er nur auf die Umstände der Zeiten, der Oerter und anderer Zufälle Acht hat. Wäre aber ja zuweilen ein Fehler nicht zu leugnen; als wenn z. E. an dem Herzoge von Marlborough der Geiz getadelt werden könnte: So kann ein Redner zeigen, daß der Fehler der Verschwendung an einem Feldherrn noch weit schädlichere Folgen nach sich ziehe, und also die Gedanken der Zuhörer vom vorigen abziehen.

§. VII.

Die Erregung der Affecten besteht hier in Erweckung der Ehrfurcht und Bewunderung gegen den gepriesenen Held; in Ermunterung zur Freude über dessen Regierung, Leben, Sieg, Genesung, Vermählung, Geburt der Prinzen rc. Bey Leichen, in Erregung der Traurigkeit, der Furcht vor künftigen Fällen, oder bey guten Gelegenheiten der Hoffnung. Alle diese gehen nun nach den obigen Regeln, von diesen Gemüthsbewegungen, und müssen gegen das Ende einer solchen Rede versparet werden. Im Fleschier kann man ein Exempel von Trauren und Furcht, im Gundling von der Freude, im Plinius von der Hoffnung lesen, und sich daran ein Muster nehmen. Doch muß man die Behutsamkeit brauchen, daß man nicht gar zu hochgetriebene und unnatürliche Klagen führe, die niemand für ernstlich oder wahrhaftig halten kann. Um viele Verstorbene klagt fast niemand von Herzen: Und hier muß auch der Redner kein großes Geschrey anheben, vielweniger den Tod, oder die Vorsehung zur Verantwortung fordern. Mit einem Worte, ein Redner muß sowohl die Betrübniß, als das Lob des Verstorbenen recht wahrscheinlich zu machen wissen, so daß auch die gleichgültigsten Gemüther ihm Beyfall geben: Oder er muß lieber beydes unterlassen. Eben so geht es mit dem Beschlusse. Bald wird derselbe ein brünstiger Wunsch für die Wohlfahrt eines hohen Hauptes, für die Erhaltung des Friedens, für den Flor der Länder, u. s. w. Bald eine Betheurung wegen des ewigen Andenkens, so man einem Ver-

stor-

storbenen widmen will; oder was sonst in verschiedenen Gelegenheiten einem Redner nöthig und nützlich zu seyn dünken kann.

§. VIII.

Nichts ist übrig von großen Lobreden zu sagen; als daß die Schreibart darinnen die edelste und erhabenste seyn muß, die nur ein Redner in seiner Gewalt hat. Es müssen viel neue und schöne Gedanken, metaphorische und andre tropische Ausdrückungen; auch viele lebhafte Beschreibungen und Bilder darinnen vorkommen. Vor allen Dingen aber muß ein Redner so zu reden suchen, daß sein Zuhörer glaube, es sey ihm ein Ernst, diesen Helden, den er lobet, recht groß zu machen. Das Herz muß bey ihm reden, nicht nur der Verstand und der Witz. Alle Redensarten müssen daher ein gewisses Merkmaal der innern Ueberzeugung bey sich führen. Dieses geschieht, wenn muntre Figuren die Schreibart beleben; und zwar solche, die die Natur selbst einen lehret, wenn man im Eifer ist, die Vorzüge einer Person, die man hoch schätzet, andern beyzubringen. Die Lobrede des Plinius auf den Trajan, und von neuern ein paar Reden, die auf den höchstseligen König August gehalten worden, können hier zum Beyspiele dienen; ob sie gleich theils lateinisch, theils französisch verfasset waren, und nur deutsch übersetzet worden sind. Die eine ist von Herrn D. Lengnich in Danzig, die Herr M. Schwabe verdeutschet hat; die andere aber von Herrn Coste, einem beredten französischen Geistlichen allhier, die ich selbst übersetzet habe. Die übrigen Fehler der Schreibart sind in dem Isten Theile schon angemerket worden. Ein Exempel von einer solchen Lobrede zu geben, muß ich meine Zuflucht zu der Rede des Bischofs Fleschier nehmen, die ich schon vor etlichen Jahren deutsch heraus gegeben habe Denn ich habe selbst noch niemals Gelegenheit gehabt, dergleichen Probe einer erhabenen Beredsamkeit öffentlich abzulegen: Daher ich zu einer fremden Arbeit, die aber unverbesserlich ist, meine Zuflucht nehmen muß.

Lobrede

auf den königl. französis. General-Feldmarschall, Grafen von Turenne,

gehalten zu Paris
in der Kirche des heiligen Eustachius, den 10 Jan. 1676,
durch
Esprit Fleschier, Bischof von Nimes.

---

1 Maccab. 9, v. 20. 21.

Und alles Volk Israel traurete um Juda lange Zeit, und klagten ihn sehr und sprachen: Ach, daß der Held umkommen ist, der Israel geschützet und errettet hat!

Ich kann ihnen, meine Herren, keinen höhern Begriff von dem traurigen Inhalte meiner heutigen Rede geben, als wenn ich ihnen die herrlichen und nachdrücklichen Worte vorhalte, derer sich die heilige Schrift bedienet, wenn sie das Leben des weisen und heldenmüthigen Maccabeus loben, und seinen Tod beweinen will. Dieser Held, der den Ruhm seines Volkes bis ans Ende der Erden ausbreitete; der die Felder mit seinem Schilde bedeckete, und den feindlichen Stolz mit dem Degen in der Faust zu bändigen wußte; der die wider sich vereinigten Könige bis in den Tod kränkete, und das Haus Jacob durch Tugenden und Thaten erfreuete, deren Gedächtniß ewig unter uns bleiben soll: Dieser Held, der die Städte Juda beschützete, der den Stolz der Kinder Ammon und Esau dämpfete, der mit dem Raube aus Samarien beladen zurücke kam, als er die Götzen fremder Völker auf ihren eignen Altären verbrannt hatte: Dieser Held, den Gott als eine eherne Mauer rings um Israel gesetzet hatte, daran sich die Kräfte des ganzen Asiens so oft zerstießen; der nach Zernichtung der zahlreichsten Armeen, nach Verwirrung der allergeschicktesten syrischen Feldherrn, dennoch eben so wohl, als der geringste Israe-

Israelit, mit triumphirenden Händen, jährlich das Heiligthum wieder aufzurichten kam; und der keinen andern Lohn für die, seinem Vaterlande geleisteten Dienste, verlangete, als die Ehre, daß er dasselbe erhalten hätte: Dieser tapfre Held, der mit unüberwindlicher Herzhaftigkeit die in einer schändlichen Flucht begriffenen Feinde verfolgete, empfieng endlich die tödtliche Wunde, und ward gleichsam in seinem Triumphe begraben. Bey dem ersten Gerüchte von diesem traurigen Zufalle bewegten sich alle Städte in Judea. Ströme von Thränen liesen aus den Augen aller ihrer Einwohner. Eine zeitlang waren sie still, stumm, und unbeweglich. Endlich durchbrach die Heftigkeit des Schmerzens diese lange und trübe Stille, vermittelst einer mit Seufzern unterbrochenen Stimme, welche in ihren Herzen Furcht, Trauren und Verdruß erweckete. Sie riefen: Ach! daß der Held umkommen ist, der Israel geschützet und errettet hat! Bey diesem Geschreye verdoppelte Jerusalem seine Thränen. Die Gewölber des Tempels bebeten, und alle seine Wände ertöneten von dem Klange dieser traurigen Worte: Ach! daß der Held umkommen ist ꝛc.

Ihr Christen, die eine Trauerceremonie allhier versammlet hat, erinnert euch euer Gedächtniß nicht dessen, was ihr gesehen, dessen, was ihr fünf Monate her empfunden habt? Erkennet ihr euch selbst nicht in der Betrübniß, die ich euch itzo vorgestellet habe? Und setzet ihr nicht in Gedanken an die Stelle des Helden, von welchem die Schrift redet, denjenigen, von welchem ich itzo reden werde? Sie sind ja einander an Tugend und Unglück ähnlich, und diesem letzten fehlt heute nichts mehr, als eine ihm anständige Lobrede. O wenn der göttliche Geist, der Geist der Stärke und der Wahrheit, meine Rede mit solchen lebhaften und natürlichen Vorstellungen erfüllet hätte, welche die Tugend nicht nur abschildern, sondern auch ins Herz drücken könnten: Mit was für edlen Gedanken würde ich nicht eure Seelen anfüllen, und was für einen Eindruck würde nicht die Erzählung so vieler erbaulichen und preiswürdigen Thaten in euren Herzen machen?

Was für eine Materie ist wohl jemals fähiger gewesen, alle

alle Zierrathe einer männlichen und gründlichen Beredsamkeit anzunehmen, als das Leben und der Tod des durchlauchtigsten und großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Heinrichs, de la Tour d'Auvergne, Vicomte de Turenne, Königl. französischen General-Feldmarschalls, und Generalobersten der leichten Reuterey! Wo leuchten wohl alle herrliche Wirkungen der Tapferkeit, Führungen der Armeen, Belagerungen der Plätze, Eroberungen der Städte, mit mehrerm Glanze hervor? Wer hat über mehr Ströme gesetzet? Wer ist kühner im Angriffe, lobwürdiger im Weichen gewesen? Wer hat seine Läger besser angeordnet, mehr Kriege geführet, mehr Schlachten gewonnen? Wer hat mehr Feinde durch die Macht bezwungen, durch die Geschicklichkeit zerstreuet, durch eine kluge und edle Geduld müde gemacht und aufgerieben? Wo findet man so viele, und so kräftige Beyspiele, als in den Verrichtungen eines weisen, bescheidenen, freygebigen, und von allem Eigennutze befreyeten Mannes; der dem Dienste des Königes und des Vaterlandes ergeben war; der im Unglücke durch seine Herzhaftigkeit, im Glücke durch seine Bescheidenheit, in Schwierigkeiten durch seine Klugheit, in Gefahr durch seine Stärke, in der Religion durch seine Gottesfurcht groß gewesen ist.

Welche Materie kann uns auf bessere und rührendere Gedanken bringen, als ein plötzlicher und unvermutheter Todesfall, der den Lauf unserer Siege gehemmet, und die allersüßeste Hoffnung des Friedens unterbrochen hat? Ihr Feinde Frankreichs lebet, und die christliche Liebe verbeut mir, euch den Tod zu wünschen. Wenn ihr nur die Gerechtigkeit unserer Waffen erkennen, und den Frieden annehmen wolltet, den ihr bey allem eurem Verluste so oft von euch gestoßen habt; und wenn ihr doch durch den Ueberfluß eurer Thränen die Kriegsflammen auslöschen wolltet, die ihr so unglücklich entzündet habt! Behüte Gott! daß ich etwas mehrers wünschen sollte! Die Gerichte Gottes sind unerforschlich. Aber ihr lebet, und ich beklage auf dieser Kanzel einen klugen und tugendhaften Feldherrn, dessen Absichten

rein

rein waren, und dessen Tugend ein weit längeres und dauerhafteres Leben zu verdienen schien.

Hören sie auf zu klagen, meine Herren, denn es ist Zeit, sein Lob anzufangen, und ihnen zu zeigen, wie dieser mächtige Held über die Feinde des Staats durch seine Tapferkeit; über die Neigungen seines Gemüths durch seine Weisheit; und über die Irrthümer und Eitelkeiten der Welt durch seine Gottesfurcht, triumphiret hat. Wenn ich diese Ordnung meiner Rede unterbrechen möchte; so vergeben sie mir ein wenig Verwirrung in einer Materie, welche so viel Unordnung verursachet hat. Ich werde vielleicht bisweilen den Feldherrn mit dem weisen Manne, und diesen mit dem Christen vermischen. Bald werde ich die Siege, bald auch die Tugenden loben, dadurch er sie erlanget hat. Wenn ich nicht so viel Thaten erzählen kann; so werde ich sie in ihren Quellen entdecken. Ich werde den Herrn der Heerschaaren anbethen; ich werde den Gott des Friedens anruffen; ich werde den Vater der Barmherzigkeit preisen: Und ich werde alle eure Aufmerksamkeit erlangen, nicht durch die Kraft der Beredsamkeit; sondern durch die Wahrheit, und durch die Größe der Tugenden, davon ich mich anheischig gemacht habe zu reden.

Denken sie nicht, meine Herren, daß ich der Gewohnheit der Redner nachkommen, und den Marschall von Turenne, nach Art gemeiner Leute, loben werde. Wann sein Leben nicht so herrlich wäre, so würde ich mich bey der Größe und dem Adel seines Hauses aufhalten: Und wäre sein eigenes Bild nicht so schön, so wollte ich die Gemälde seiner Vorfahren hervor bringen. Aber die Vortrefflichkeit seiner Thaten verdunkelt den Glanz seiner Geburt, und das geringste Lob, was man ihm geben kann, ist dieses, daß er aus dem erlauchten Hause von Auvergne entsprossen ist, welches sein Geblüte mit Königen und Fürsten vermischet hat; welches der Landschaft Guienne Herren, allen europäischen Höfen Princessinnen, und Frankreich selber Königinnen, gegeben hat.

Allein was sage ich? Man muß ihn deswegen nicht loben? nein, man muß ihn beklagen. So herrlich auch der Stamm war, daher er entsprossen war, so hatte ihn doch die Ketzerey der letztern Zeiten angestecket. Er empfing zugleich mit diesem edlen Geblüte Grundsätze der Irrthümer und Lügen, und unter seinen einheimischen Exempeln traf er nur solche an, welche die Wahrheit theils nicht erkannten, theils gar bestritten. Laßet uns derowegen daraus kein Lob für ihn machen, welches ihm Anlaß zur Buße gegeben hat; und laßt uns vielmehr diejenigen Ehrenstuffen sehen, welche ihn die göttliche Fürsehung betreten lassen, ehe ihn seine Barmherzigkeit von den verderbten Irrwegen seiner Väter zu sich gezogen.

Er fing schon vor seinem 14ten Jahre an die Waffen zu tragen. Belagerungen und Schlachten dienten seiner Kindheit zur Uebung, und die Siege waren seine allerersten Ergetzlichkeiten. Unter der Anführung des Prinzen von Oranien, seines mütterlichen Oheims, lernete er die Kunst zu kriegen als ein gemeiner Soldat: Und weder der Hochmuth, noch die Trägheit, entfernete ihn von denen Bedienungen, die mit Arbeit und Gehorsam am genauesten verknüpfet sind. Man sah, daß er in der untersten Stuffe des Soldatenstandes keine Beschwerlichkeit floh, und keine Gefahr fürchtete. Er that das aus Ehrliebe, was andre aus Nothwendigkeit thaten; und suchte sich von ihnen durch nichts, als durch größere Liebe zur Arbeit, und durch eine edlere Erfüllung seiner Pflichten zu unterscheiden. So fing sich ein Leben an, dessen Fortsetzung so herrlich seyn sollte: Nicht anders als die Ströme, welche desto breiter werden, je mehr sie sich von ihrer Qvelle entfernen, und endlich allenthalben, wo sie durchfließen, die Beqvemlichkeit und den Ueberfluß mitbringen. Von der Zeit an hat er nur der Ehre und der Wohlfahrt des Staats gelebet. Er hat alle Dienste geleistet, die man von einem gesetzten und thätigen Geiste hoffen kann, der in einem starken und gesunden Leibe wohnet. In der Jugend hat er alle Klugheit des reifen Alters, und im reifern Alter alle Munterkeit der Jugend besessen. Sein Leben hat eine

voll-

vollkommene Dauer bekommen; es hat die Jahrzahl erreichet, welche die Schrift demselben gesetzet hat: Und wie er seine junge Jahre nicht in der Zärtlichkeit und Wollust zugebracht hatte, so war er auch nicht gezwungen, die letzten in Müßiggang und Schwachheit zuzubringen.

Wo ist wohl unter Frankreichs Feinden ein Volk, welches nicht die Wirkungen seiner Tapferkeit empfunden hätte? Und welcher Theil von unsern Grenzen hat nicht zum Schauplatze seiner Ehren gedienet? Er steigt über die Alpen, und thut sich in den beruffenen Kriegen bey Casal, bey Turin, bey Route de Quiers, durch seine Herzhaftigkeit und Klugheit hervor. Italien sieht ihn für eines der vornehmsten Werkzeuge in solchen großen und wunderwürdigen Verrichtungen an, die man ins künftige in den Geschichten kaum wird glauben wollen. Von den Alpen geht er auf die pyräneischen Gebürge, um die Eroberung zweener wichtigen Plätze zu befördern, dadurch eine unsrer schönsten Landschaften gegen alle Bemühungen der Spanier gesichert wird. Er geht über den Rhein, die Ueberbleibsele eines zerstreuten Heeres zu versammlen: Er bemächtiget sich der Städte, und trägt viel dazu bey, daß Schlachten gewonnen werden. Also erhebet er sich durch eigene Verdienste stuffenweise zum Feldherrn, und zeiget in seinem ganzen Lebenslaufe, was ein Kriegsoberster zur Beschützung eines Königreichs beytragen kann, der sich durch den Gehorsam zum Herrschen geschickt gemacht, der die Tapferkeit mit der Aemsigkeit, und eine natürliche Fähigkeit mit der Erfahrung, vergesellschaftet hat.

Damals ist sein Verstand und Wille am allergeschäfftigsten gewesen. Er mochte nun entweder die Händel anfangen, oder entscheiden; muthig nach dem Siege streben, oder ihn geduldig erwarten: Er mochte entweder dem Vorhaben der Feinde durch Herzhaftigkeit zuvorkommen; oder die Furcht und Eifersucht der Bundsgenossen durch Klugheit zerstreuen: Er mochte sich entweder im Glücke mäßigen, oder in unglücklichen Kriegen standhaft bleiben: So war

doch seine Seele allezeit gleichmüthig. Veränderte das Glück seine Blicke, so that er nichts anders, als daß er andre Tugenden ausübete: Glücklich ohne Stolz; unglücklich und doch ansehnlich; ja fast eben so wunderwürdig, wenn er mit Vernunft und Kühnheit die Ueberbleibsele derer zu Marienthal geschlagenen Heere erhielt; als da er selbst die kaiserlichen und die Bäyern schlug, und mit seiner siegenden Kriegsmacht ganz Deutschland nöthigte, Frankreich um Frieden zu bitten.

Man hätte gedacht, daß eine glückliche Friedenshandlung allen europäischen Kriegen ein Ende machen würde; als Gott, dessen Gerichte unergründlich sind, Frankreich durch sich selbst strafen wollte, und dasselbe in alle die Unordnungen gerathen ließ, welche die bürgerlichen und innern Unruhen in einem Staate anrichten können. Erinnern sie sich, meine Herren, dieser verwirrten Zeiten, da der schwarze Geist der Uneinigkeit, Gewalt und Recht, schuldige Pflicht und Eigennutz, die gerechte und die böse Sache durcheinander mengete: Da fast die allerhellsten Sterne verfinstert wurden, und die allergetreuesten Unterthanen sich wider ihren Willen durch den Strom widriger Parteyen hingerissen sahen. Wie die Schiffer, so bald sie merken, daß sie der Sturm mitten auf dem Meere ergreifet, gezwungen werden, ihre vorgesetzte Fahrt zu verlassen, und sich auf eine zeitlang der Wuth der Stürme und des Ungewitters zu überlassen: So verhält es sich mit der Gerechtigkeit Gottes, und mit der natürlichen Schwachheit der Menschen. Aber ein Weiser kömmt leicht wieder zu sich selbst: Und es giebt in der Politik, wie in der Religion, eine gewisse Art der Reue, die weit herrlicher ist, als die Unschuld selbst; welche ein wenig Schwachheit durch außerordentliche Tugenden und durch einen immerwährenden Eifer vortheilhaftig ersetzet.

Allein wo soll ich stehen bleiben? meine Herren. Ohne Zweifel stellen Sie sich den Herrn Turenne schon so vor, wie er an der Spitze des königlichen Kriegsheers stehet. Sie sehen ihn, wie er Schlachten liefert; wie er die Rebellion stillet;

die durch Irrthümer Verführten zu rechte bringet; die durch Furcht Erschreckten stärket; und wie ein andrer Moses ruft: Her zu mir, wer zum Herrn gehöret! Wie groß war damals nicht seine Beständigkeit und seine Klugheit! Bald eilet er an dem Ufer der Loire, in Begleitung weniger Officierer und Bedienten, eine Brücke zu vertheidigen, und steht gegen ein Kriegsheer. Es sey nun, daß entweder die Herzhaftigkeit dieses Unterfangens; oder die einzige Gegenwart dieses Helden; oder die sichtbare Beschirmung des Himmels, die Feinde unbeweglich gemacht: So erschreckte er doch durch seinen Entschluß diejenigen, die er mit Gewalt nicht hätte zurücke halten können; und half durch diese glückliche Verwegenheit dem Staate wieder auf, der sich doch schon zum Untergange neigete. Bald bedienet er sich aller Vortheile, die ihm Zeit und Ort darbiethen. Er hemmet mit wenigen Völkern das Heer, das nur eben gesieget hatte, und verdienet so gar das Lob seines Feindes, der in jenen abgöttischen Zeiten für den Kriegsgott würde gehalten worden seyn. Bald nöthiget er am Rande der Seine einen fremden Prinzen, dessen heimlichste Absichten er erforschet hatte, durch Tractaten, daß er aus Frankreich weichen muß, und zwinget ihn, sich der Hoffnung zu begeben, die er sich schon machete, von unsern Unordnungen Nutzen zu ziehen.

Ich könnte hier noch die eroberten Plätze, die über die Rebellen befochtenen Siege hinzusetzen; aber laßt uns lieber dem Ruhme unsers Helden etwas entziehen, als länger das Bild unsers vormaligen Elendes betrachten. Laßt uns von andern Thaten reden, die eben so vortheilhaft für Frankreich, als für ihn selbst gewesen sind, und wobey unsere Feinde keine Ursache gehabt haben sich zu erfreuen. Es ist genug, wenn ich sage, daß er durch seine Aufführung das Ungewitter gestillet, dadurch unser Königreich bestürmet wurde. Ward die Frechheit gezäumet, der öffentliche und heimliche Haß gestillet; bekamen die Gesetze ihre alte Kraft wieder; ward Ordnung und Ruhe in Städten und Landschaften wieder hergestellet; wurden die Glieder mit ihren Häuptern

wieder vereiniget: So hast du es ihm zu verdanken, o Frankreich! Ich irre mich, Gott hast du es zu verdanken; der nach seinem Wohlgefallen aus den Schätzen seiner Fürsehung große Seelen hervor bringet, die er zu sichtbaren Werkzeugen seiner Macht ersehen hat; um mitten aus den Ungewittern eine allgemeine Stille und Ruhe hervor zu bringen, den Staaten aus ihrem Verfalle aufzuhelfen, und wenn seiner Gerechtigkeit ein Gnügen geschehen ist, die Völker mit ihren Regenten zu versöhnen.

Sein Heldenmuth, der sich bey dem Unglücke seines Vaterlandes ungern sehen ließ, schien in auswärtigen Kriegen immer hitziger zu werden, und man sah, daß sich seine Tapferkeit verdoppelte. Verstehen sie doch, meine Herren, durch dieses Wort nicht eine eitele, unbesonnene und verwegene Frechheit, welche die Gefahr um ihrer selbst willen suchet, die sich ohne Nutzen waget, und nichts als den Ruhm und die Hochachtung der Leute zum Zwecke hat. Ich rede von einer weisen und wohleingerichteten Kühnheit, die sich bey dem Anblicke ihrer Feinde anfrischet, in der Gefahr selbst alles durchschauet, und ihren Vortheil beobachtet: Aber welche sich nach ihren Kräften mißt, zwar schwere Dinge unternimmt, aber keine unmögliche angreifet; welche nichts von demjenigen dem blinden Glücke überläßet, was durch Tugend erlanget werden kann. Endlich rede ich von einer Kühnheit, die, in Ermangelung guter Anschläge, alles wagen kann, und, bey der Beobachtung ihrer Pflicht, so wohl im Siege zu sterben, als im Unglücke zu leben, bereit ist.

Ich gestehe es, meine Herren, daß ich hier unter der Last meiner Materie zu Boden sinke. Die große Anzahl der Thaten, davon ich reden soll, macht mich verwirrt. Ich kann sie nicht alle beschreiben, und doch wollte ich nicht gerne eine einzige auslassen. O daß ich die Kunst nicht kann, ihren Gemüthern einen sichtbaren Entwurf von Deutschland und Flandern einzuprägen! Dadurch würde ich in ihren Gedanken alles dasjenige ohne Unordnung entwerfen können, was dieser große Feldherr verrichtet hat, und kürzlich bey jedem

cket, oder der Leichen, die er auf dem Kampfplatze liegen lassen? Wessen Leben hat er aus Eigennutz oder Ehrsucht in Gefahr gesetzet? Welchen Soldaten hat er nicht als einen Unterthan seines Herrn und als ein Mitglied des gemeinen Wesens geschonet? Welchen Blutstropfen hat er vergossen, der nicht zur Beförderung des gemeinen Nutzens gedienet? In der berühmten Schlacht bey Dünes hat man gesehen, wie er den fremden Soldaten die Waffen aus den Händen gerissen, die vermöge einer natürlichen Grausamkeit die Ueberwundenen niederhieben. Man hat gesehen, daß er alle das Unheil beseufzet, welches der Krieg nothwendiger Weise nach sich ziehet, welches man zuweilen nicht sehen, leiden, und verursachen muß. Er wußte, daß ein weit höheres und heiligeres Gesetz vorhanden wäre, als dasjenige, welches das Glück und der Stolz den Schwachen und Unglücklichen auferleget; und daß diejenigen, die unter dem Gesetze Jesu Christi leben, das Blut derer, die mit seinem Blute erlöset worden, so viel möglich ist, sparen, und das Leben derer schonen müssen, die er durch seinen Tod erkaufet hat. Er suchte die Feinde zu bezwingen, nicht zu vertilgen. Er hätte gewünschet, sie greifen zu können, ohne ihnen zu schaden; sich zu vertheidigen, ohne sie zu beleidigen; und denjenigen Recht und Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, denen er seiner Pflicht nach Gewalt anthun mußte.

Endlich hatte er sich eine gewisse Soldaten-Morale gemacht, die ihm ganz eigen war. Seine Hauptneigung war die Bemühung nach dem Ruhme seines Königes, das Verlangen nach dem Frieden, und der Eifer für die gemeine Wohlfahrt. Er wußte von keinen andern Feinden, als von dem Hochmuthe, der Ungerechtigkeit, und der eigenmächtigen Beherrschung fremder Länder. Er war gewohnt ohne Zorn zu streiten, ohne Hochmuth zu siegen, ohne Eitelkeit zu triumphiren, und bloß die Tugend und Weisheit zur Richtschnur seiner Thaten zu machen. Das soll ich ihnen nun in diesem andern Theile vor Augen stellen.

Die Tapferkeit ist nichts, als eine blinde und gewaltsame Macht, welche sich selbst verwirret und übereilet; wenn sie nicht von der Redlichkeit und Klugheit erleuchtet und geleitet wird. Und ein Feldherr ist nicht vollkommen, wenn er nicht zugleich ein vernünftiger und rechtschaffener Mann ist. Was kann doch der für eine Kriegszucht im Felde anordnen, der weder sein Gemüthe noch seine Aufführung einzurichten weis? Und wie würde der nach seinen Absichten so viel verschiedene Gemüthsbewegungen erwecken und stillen können, der über seine eigene nicht Meister ist? Der Geist Gottes selbst lehret uns in der Schrift, daß ein Weiser besser ist, als ein Starker; daß die Klugheit mehr vermag, als die Waffen der Kriegsleute; und daß ein Geduldiger und Sanftmüthiger bisweilen höher zu schätzen ist, als derjenige, der Städte und Schlachten gewinnet.

Hier machen sie sich, meine Herren, ohne Zweifel weit edlere Vorstellungen in ihren Gemüthern, als ich ihnen geben kann. Denn indem ich von dem Marschall von Turenne rede, so muß ich gestehen, daß ich sie nicht über sich selbst erheben kann: Und der einzige Vortheil, den ich habe, ist dieser, daß ich nichts sagen kann, was sie nicht glauben sollten; und daß ich große Dinge sagen kann, ohne ein Schmeichler zu werden. Ist auch wohl jemals ein weiser und vorsichtiger Mann gefunden worden, der einen Krieg mit mehr Ordnung und Verstand geführet; der mehr Vorsichtigkeit und Hoffnung gehabt; der thätiger und bedachtsamer gewesen; der alle Sachen besser nach ihrem Endzwecke eingerichtet; und seine Unternehmungen so geduldig zur Reife kommen lassen? Seine Anschläge waren fast untrüglich: Und indem sie nicht nur dasjenige entdeckten, was die Feinde gethan hatten, sondern auch was sie noch zu thun willens waren; so konnte er zwar unglücklich, aber niemals bestürzt werden. Er wußte die Zeit zum Angriffe und zur Vertheidigung zu unterscheiden. Er wagte niemals etwas, als wenn sehr viel zu gewinnen, und fast gar nichts zu verlieren war. So gar wenn er zu weichen schien, konnte er sich furchtbar machen. Endlich war seine Geschicklichkeit so groß, daß man die Ehre seiner Siege bloß seiner Klugheit zuschreiben

mußte,

mußte, und wenn er verlohren hatte, den Fehler bloß dem Unglücke zueignen konnte.

Erinnern sie sich, meine Herren, des Anfanges und der Fortsetzung desjenigen Krieges, der, da er erstlich nur ein Funke war, itzo ganz Europa verzehret. Alles erkläret sich wider Frankreich. Man wiegelt die Fremden auf, man macht die Bundsgenossen abtrünnig, man macht die Freunde furchtsam, man muntert die Ueberwundenen auf, man bewaffnet die Misgünstigen. Wegen eingebildeter Gefahr und eines künstlich beygebrachten Mistrauens wird die Treue verlezet, werden alle Tractaten verachtet. Ich gestehe es, so vielen vereinigten Armeen auf einmal zu widerstehen, dazu gehöreten eben solche tapfre Kriegsheere und so erfahrne Heerführer, als die unsrigen gewesen. Aber nichts war fürchterlicher anzusehen, als da das ganze Deutschland, dieser große und ungeheure Körper, der aus so vielen verschiedenen Völkern und Nationen bestehet, alle seine Fahnen fliegen ließ, und an unsre Grenzen rückete, um uns durch die Macht zu überwältigen, nachdem er uns durch die Menge schon erschrecket hatte. So vielen Feinden mußte man einen Helden entgegen setzen, der von standhaftem und geprüftem Muthe, von großer Fähigkeit, und vollkommener Erfahrung war; der die Ehre des Königreichs erhielt, und die Kräfte desselben schonete; der nichts nützliches und nothwendiges vergaß, auch nichts überflüssiges vornahm; der nach Gelegenheit sich seiner Vortheile zu bedienen, und sich seines Schadens zu erholen wußte; der bald der Schild und bald das Schwerdt seines Landes war; vermögend, so wohl die erhaltenen Befehle zu vollziehen, als von sich selbst in mancherley Zufällen einen Entschluß zu fassen.

Sie wissen, meine Herren, von wem ich rede, sie wissen auch die Weitläuftigkeit seiner Thaten, ohne daß ich es sagen darf. Mit dem Kriegesheere, welches allein wegen seiner Tapferkeit, und seines Vertrauens gegen seinen Feldherrn, merkwürdig war, hemmet und reibet er zwey große Heere auf, und zwinget diejenigen Friede zu machen, welche dem Kriege nichts anders, als mit unserm gänzlichen und plötzlichen Untergange, ein Ende

machen wollten. Bald widersetzet er sich der Vereinigung so vieler zusammengesuchten Hülfsvölker, und unterbricht den Lauf derjenigen Ströme, die ganz Frankreich hätten überschwemmen können. Bald schwächet oder zerstreuet er sie durch wiederholte Schlachten. Bald treibet er sie über ihre eigene Flüsse zurück, und hemmet sie allezeit durch kühne Unternehmungen, wenn er seiner Ehre wieder aufhelfen soll; durch Gelindigkeit aber, wenn er dieselbe nur erhalten darf. Ihr Städte! die unsere Feinde schon unter sich getheilet hatten, ihr seyd noch in dem Umkreise unsers Reichs. Ihr Landschaften! die sie in Gedanken schon verheereten, ihr habt eure Erndte noch halten können. Ihr von Natur und Kunst befestigten Plätze! die sie zu verwüsten entschlossen waren, ihr stehet noch itzo: Und ihr habt nur vor den verwegenen Anschlägen eines eingebildeten Siegers gezittert, der nur die Zahl unserer Soldaten gezählet; aber die Klugheit ihres Heerführers nicht in Betrachtung gezogen.

Diese Klugheit war die Qvelle so vieler herrlichen Glücksfälle. Sie unterhielt die Einigkeit der Soldaten mit ihrem Haupte, welche ein Kriegsheer unüberwindlich machet. Sie gab den Heeren Kraft, Muth und Zuversicht, dadurch sie alles erduldeten, und in der Ausführung seiner Absichten alles unternahmen. Sie machte endlich auch die gröbste Gattung von Leuten der Ehrbegierde fähig. Denn was ist ein Kriegsheer? meine Heeren! Es ist ein Körper, der durch unzählich viele verschiedene Neigungen getrieben wird, und den ein geschickter Mann zur Vertheidigung seines Vaterlandes in Bewegung setzet. Es ist eine Schaar bewaffneter Menschen, welche den Befehlen ihres Oberhaupts blindlings folget, ob sie gleich seine Absichten nicht weis. Es ist eine Menge mehrentheils geringer und für Geld gedungener Seelen, welche, ohne an ihre eigene Ehre zu gedenken, nur den Ruhm der Könige und Ueberwinder zu befördern suchen. Es ist eine verwirrte Versammlung unbändiger Leute, die man zum Gehorsame bringen muß. Es sind Verzagte, die man in den Streit führen; Verwegene, die man zurück halten; und Ungedultige, die man zur Beständigkeit

digkeit gewöhnen muß. Was für Klugheit gehört nicht dazu, so viele verschiedene Absichten und Begierden zu leiten, und zum einzigen Nutzen des gemeinen Wesens unter einen Hut zu bringen! Wie kann man sich furchtbar machen, ohne sich in die Gefahr zu setzen, gehasset, ja oft gar verlassen zu werden? Wie kann man sich beliebt machen, ohne ein wenig Ansehen zu verlieren, und von der ordentlichen Schärfe etwas nachzulassen?

Wer hat jemals diese rechte Mittelstraße besser getroffen, als der Prinz, den wir beweinen? Diejenigen, die man insgemein nur durch Furcht und Strafe zurücke halten muß, wußte er durch Ehrfurcht und Freundschaft zu fesseln, und durch seine Gelindigkeit brachte er sich einen leichten und willigen Gehorsam zuwege. Er redet, und ein jeder höret seine Aussprüche: Er befiehlt, und ein jeder gehorcht ihm mit Freuden. Er rücket dem Feinde entgegen, und ein jeder glaubt, daß er auf der Ehrenbahn laufe. Man sollte fast sagen, daß er, wie Abraham, bloß mit seinen Hausgenossen auszöge, die verbundenen Könige zu schlagen; daß diejenigen, die ihm folgten, seine Soldaten und Bedienten zugleich seyn müßten; ja daß er Feldherr und Hausvater zugleich sey. Ihren Bemühungen kann auch nichts widerstehen. Sie finden kein Hinderniß, das sie nicht überwältigen; keine Schwierigkeit, die sie nicht überwinden; keine Gefahr, die sie erschrecket; keine Arbeit, die sie ermüdet; kein Unternehmen, das sie in Erstaunen setzet; keine Heldenthat, die ihnen schwer zu seyn scheinet. Was hätten sie auch einem Feldherrn abschlagen können, der seinen Beqvemlichkeiten absagete, um ihnen den Ueberfluß zu verschaffen; der ihrer Ruhe halber seine eigene verlohr; der sie in ihren Bemühungen aufrichtete, und selbst keine von sich ablehnete; der sein eigenes Blut verschwendete, und nur das ihrige verschonete.

Durch was für unsichtbare Ketten band er also ihre Neigungen? Mit eben der Güte, womit er sie eines theils muthig machte, entschuldigte er die andern, und gab allen Mittel an die Hand, weiter zu kommen, ihr Unglück zu überwinden, oder ihre Fehler zu verbessern. Dieses that er sonderlich durch den Mangel des

Eigen-

Eigennutzes, dadurch er geneigt war, den Nutzen des Staats seiner eigenen Ehre vorzuziehen; durch die Gerechtigkeit, die in Vertheilung der Aemter ihm nicht zuließ, mehr auf seine Neigung, als auf Verdienste zu sehen; durch diesen Adel des Herzens und Gemüthes, welcher ihn über seine eigene Größe erhob; und durch so viel andre Eigenschaften, welche ihm die Hochachtung der ganzen Welt zuwege brachten. Wie gern möchte ich doch in die Ursachen und Bewegungsgründe seiner Thaten eindringen! Wie gern wollte ich eine so ordentliche und einförmige Aufführung; ein so herrliches, von Uebermuth und Praleren so befreytes Verdienst; solche große und aus noch größern Grundsätzen abstammende Tugenden; eine allgemeine Redlichkeit, die ihn bewog, allen seinen Pflichten nachzukommen, und sie alle nach ihren rechtmäßigen und natürlichen Absichten einzurichten; und eine so glückselige Fertigkeit in der Tugend, doch nicht um der Ehre willen, sondern bloß der Billigkeit halber, die uns dazu verbindet. Aber das ist zu viel für mich, bis in den Grund dieses großmüthigen Herzens einzudringen: Und das ist für einen beredtern Mund, als der meinige ist, aufbehalten, alle seine Bewegungen und innerliche Neigungen auszudrücken.

So viele Tugenden durch eine außerordentliche Belohnung zu vergelten, mußte er einen großen König finden, der dafür hielte, daß er etwas nicht verstünde, und der vermögend wäre, solches selbst zu bekennen. Weg von hier! mit den schmeichlerischen Sätzen, daß die Könige geschickt an die Welt kommen, und andre Leute es erst werden müssen; daß ihre mit besondern Vorrechten begabte Seelen ganz weise und verständig aus der Hand des Schöpfers kommen; daß sie keine Proben, keine Lehrstücke machen dörfen; daß sie tugendhaft ohne Arbeit, und ohne Erfahrung klug werden. Wir leben unter einem Prinzen, der, so groß und erleuchtet er auch ist, dennoch die Kunst zu herrschen hat erlernen wollen; der sich auf der Ehrenbahn einen treuen Führer zu wählen gewußt, und dafür gehalten hat: Daß es ein Zeichen seiner Weisheit seyn würde, wenn er sich der Klugheit eines andern bedienete. Was für eine Ehre ist es

für einen Unterthan, seinen König zu begleiten, ihm zum Rathe, ja wo ich es sagen darf, zum Muster in einer wichtigen Heldenthat zu dienen! In Wahrheit eine desto größere Ehre, weil die Gewogenheit keinen Theil daran hatte, weil sie sich bloß auf seine überall bekannte Verdienste gründete; und weil die Eroberung der vornehmsten Städte in Flandern darauf erfolgete.

Was hätte nicht ein geiziger und hochmüthiger Mann, nach dieser herrlichen Probe der Hochachtung und des Vertrauens, für Anschläge gemacht? Wieviel Schätze und Ehrenstellen würde er nicht zusammen geraffet, und wie theuer würde er seine Arbeit und Dienste nicht verkauft haben? Allein dieser weise Mann, der ohne Eigennutz mit dem Zeugnisse seines Gewissens vergnügt, und an Zufriedenheit reich war, findet in dem Vergnügen, welches er genießet, indem er Gutes thut, die Belohnung seiner Tugenden. Ob er gleich alles erhalten kann, so bittet er, so begehret er doch nichts. Er wünschet sich, wie Salomon, nur sein bescheidenes und mäßiges Theil, zwischen Armuth und Reichthum: Und man mag ihm anbiethen, was man will, so erstrecket sich doch sein Verlangen nicht weiter, als seine Nothdurft es erfordert, und schließet sich in die Grenzen des einen Nothwendigen ein. Nur eine einzige Ehrliebe konnte ihn rühren, nämlich, die Hochachtung und Gewogenheit seines Herrn zu verdienen. Dieser Ehrliebe geschahe ein Gnügen, und die itzige Welt hat einen Unterthan gesehen, der seinen König nur um seiner großen Eigenschaften, nicht aber um seiner Würde, auch nicht um seines Glückes halber liebete; und einen König, der seinen Unterthan, mehr der in ihm erkannten Verdienste halber, als um der Dienste wegen, die er von ihm genoß, werth gehalten hat.

Diese Ehre verminderte seine Bescheidenheit nicht. Ich weis nicht, was für eine Gewissensangst mich bey diesem Worte stutzig machet. Ich fürchte hier, diejenigen Lobsprüche bekannt zu machen, die er so oft verworfen hat, und nach seinem Tode eine Tugend zu beleidigen, die er in seinem Leben

so sehr geliebet hat. Allein laßt uns nach Recht und Billigkeit handeln, und ihn zu der Zeit ohne alle Furcht loben, da wir weder der Schmeicheley halber verdächtig, noch, einige Eitelkeit zu begehen, fähig seyn können. Wer hat jemals solche große Thaten gethan? Und wer hat mit mehrerer Bescheidenheit davon geredet? Erhielt er einen Vortheil, so hörte man aus seinen Erzählungen nicht, daß er geschickt dabey gewesen; daß der Feind sich dabey versehen habe. Gab er Nachricht von einer Schlacht, so vergaß er nichts zu sagen, als daß er sie gewonnen hätte. Erzählete er etliche von seinen Thaten, dadurch er so berühmt geworden, so hätte man denken sollen, er wäre ein bloßer Zuschauer dabey gewesen; ja man zweifelte, ob er oder ob das Gerüchte hierinn einen Irrthum begangen hätte? Kam er von seinen herrlichen Feldzügen zurücke, die seinen Namen unsterblich machen werden: So floh er den Zuruf des Volkes. Er erröthete über seine Siege; er nahm die Lobsprüche nicht anders auf, als mans mit Vertheidigungsschriften machet, und erkühnte sich fast nicht, dem Könige aufzuwarten: Weil er aus Ehrerbiethung die Lobeserhebungen erduiden mußte, womit Seine Majestät ihn ohn Unterlaß beehrete.

Damals geschahe es, daß dieser Prinz, in der süßen Ruhe eines stillen Privatlebens, sich aller in währendem Kriege erworbenen Ehre begab; sich in die kleine Gesellschaft auserlesener Freunde einschloß, und sich ohne alles Geräusch in den bürgerlichen Tugenden übete. Hier war er aufrichtig in seinen Reden, schlechtweg in seinen Verrichtungen, getreu in seiner Freundschaft, genau in seinen Pflichten, ja in seinen geringsten Handlungen dennoch groß. Er verbirgt sich, allein sein Ansehen entdecket ihn: Er geht ohne Bedienung und Gefolge, aber ein jeder setzt ihn in Gedanken auf einen Triumphwagen. So bald man ihn siehet, zählet man die Feinde, die er überwunden hat, nicht aber die Diener, die ihm folgen: Und wenn er gleich allein ist, so stellet man sich doch rings um ihn her die Tugenden und Siege vor, die ihn begleiten. In dieser ehrbaren Einfalt ist, ich weis nicht was edles

les anzutreffen; und je weniger er stolz ist, desto ehrwürdiger wird er.

Es würde seinem Ruhme etwas gefehlet haben, wenn er zwar allenthalben Bewunderer gefunden, aber nirgend einige Neider erwecket hätte. So groß ist die Ungerechtigkeit der Menschen. Die allerreineste und am besten erworbene Ehre verletzet sie. Alles, was sich über sie erhebet, das wird ihnen verhaßt und unerträglich; und das Glück, welches von allen gelobet wird, und am allerbescheidensten ist, hat sich niemals von dieser schnöden und boshaften Gemüthsneigung befreyen können. Das ist das Schicksal großer Leute, davon angefallen zu werden; und ein Vorrecht des Herrn von Turenne, daß er sie hat überwinden können. Die Misgunst ward gedämpfet, entweder durch seine Verachtung, oder durch die unaufhörlich wachsende Ehre und Größe. Aus seinen Verdiensten hatte sie ihren Ursprung; seine Verdienste machten ihr auch ein Ende. Diejenigen, die ihm am wenigsten wohl wollten, erkannten doch, wie unentbehrlich er dem Staate war. Diejenigen, welche seine Erhöhung nicht leiden konnten, sahen sich endlich genöthiget, ihren Beyfall dazu zu geben; und indem sie sich nicht unterstunden, sich über die Wohlfahrt eines Menschen zu erfreuen, der ihnen niemals das elende Vergnügen gemacht hatte, sie durch einen seiner Fehler zu belustigen: So vereinigten sie ihre Stimme mit dem öffentlichen Ruffe; und glaubten, daß sie Feinde von ganz Frankreich werden müßten, wenn sie seine Feinde werden wollten.

Allein wozu hätten so viel heldenmäßige Eigenschaften gedienet, wenn Gott nicht die Macht seiner Gnade über ihm hätte erscheinen lassen; und wenn derjenige, dessen sich die göttliche Vorsehung so edel bedienet hatte, ein ewiger Gegenstand seiner Gerechtigkeit geworden wäre? Gott allein konnte seine Finsterniß zerstreuen, und hielt den glücklichen Augenblick in seiner Hand, den er bestimmet hatte, ihn in seinen Wahrheiten zu erleuchten. Es erschien dieser glückliche Augenblick, derjenige Punct, darauf seine wahrhafte Ehre

ankam.

ankam. Er erblickte die Schlingen und Fallgruben, die ihm seine Vourtheile bisher ganz verdecket hatten. Er fieng an mit Vorsichtigkeit und Furcht auf denen Irrwegen zu wandeln, darauf er einmal gerathen war. Gewisse Stralen der Gnade und Erleuchtung lehrten ihn begreifen, daß er vergebens die besten Plätze in den Geschichten anfüllen würde, wenn nicht sein Name im Buche des Lebens angeschrieben stünde; daß er vergebens die ganze Welt gewinnen würde, im Falle er seine Seele verlieren sollte; daß nur ein Glaube und ein Jesus, und eine unzertrennliche einfache Wahrheit sey, welche sich nur denen zeiget, die sie mit demüthigen Herzen, und einem von allem Eigennutze entfernten Willen suchen. Er war noch nicht erleuchtet, aber er fieng an lehrhaft zu werden. Wie oft hat er doch gelehrte und treue Freunde zu rathe gezogen! Wie oft hat er aus brünstigem Verlangen nach dem lebendigen und kräftigen Lichte, welches einzig und allein über die Irrthümer des menschlichen Gemüthes triumphiret, zu seinem Heilande geseufzet: Herr, hilf, daß ich sehen möge! Wie oft versuchte er mit unvermögender Hand die verdrüßliche Binde abzureißen, die seine Augen vor der Wahrheit verschloß? Wie oft gieng er bis an die alten und reinen Qvellen zurücke, die Christus seiner Kirche gelassen hat, um daraus mit Freuden das Wasser der heilsamen Lehre zu schöpfen.

Gewohnheit, Ausflüchte, Verbindungen, Scham wegen der Veränderung, Vergnügen, für das Haupt der Vertheidiger Israels angesehen zu werden; ihr eitlen und scheinbaren Ursachen des Fleisches und Blutes! ihr alle konntet ihn nicht zurücke halten. Gott zerriß alle diese Bande; versetzte ihn in die Freyheit seiner Kinder; und nahm ihn aus dem Reiche der Finsterniß in das Reich seines geliebten Sohnes, welchem er durch seine ewige Gnadenwahl zugehörete. Hier stellet sich eine neue Art von Sachen vor meine Augen. Ich sehe weit größere Thaten, weit edlere Bewegungsgründe, und einen weit sichtbarern Schutz Gottes. Ins künftige werde ich von einer Weisheit reden, die eine Begleiterinn der wahren Tugend ist, und von einer Herzhaftigkeit, welche

der Geist Gottes stärket. Erneuren sie derowegen ihre Aufmerksamkeit in diesem letzten Theile meiner Rede, und ersetzen sie in ihren Gedanken dasjenige, was meinen Ausdrückungen und Worten fehlen wird.

Wenn der Herr von Turenne nur schlagen und siegen gekonnt hätte; wenn er nicht über alle menschliche Tugenden wäre erhoben gewesen; wenn seine Tapferkeit und Klugheit nicht wären durch einen Geist des Glaubens und der Liebe belebet gewesen: So wollte ich ihn mit den Fabiern und Scipionen in eine Classe setzen. Ich würde der Eitelkeit die Mühe überlassen, die Eitelkeit zu verehren; und würde nicht an diese heilige Stelle getreten seyn, einem unheiligen Menschen eine Lobrede zu halten. Wenn er seine Zeit in Blindheit und Irrthum beschlossen hätte, so würde ich die Tugenden vergebens rühmen, die Gott nicht gekrönet hätte. Ich würde ganz unnütze Thränen bey seinem Grabe vergießen: Und wenn ich von seinem Ruhme reden sollte, so würde es nur in der Absicht, sein Unglück zu beweinen, geschehen. Aber Christo sey Dank! ich rede von einem Christen, der durch das Licht des Glaubens erleuchtet war, der aus Antrieb einer reinen Religion handelte, und durch eine aufrichtige Frömmigkeit alles besiegte, was dem Hochmuthe und Stolze der Menschen schmeicheln konnte. Also kehren alle Lobsprüche, die ich ihm geben kann, zu Gott zurücke, der die Qvelle derselben war: Und wie die Wahrheit ihn geheiliget hat; so ist es auch eben dieselbe, die ihn lobet.

Wie vollkommen war doch seine Bekehrung, meine Herren, und wie sehr war sie von derjenigen unterschieden, die aus eigennützigen Absichten die Ketzerey verlassen; die zwar die Meynungen, aber nicht die Sitten verändern; die nicht anders in den Schooß der Kirchen kommen, als sie durch ein ärgerliches Leben desto näher zu verletzen; und nicht eher aufhören, ihre geschworne Feinde zu seyn, als bis sie ihre widerspenstige Kinder geworden. Obgleich sich sein Herz schon von den Unordnungen befreyet hatte, die gemeiniglich von den Neigungen verursachet werden; so strebte er doch noch

heftiger, dasselbe wohl einzurichten. Er hielt dafür, daß die Unschuld seines Lebens mit der Reinigkeit seines Glaubens überein kommen müßte. Er erkannte die Wahrheit; er liebete sie; er folgte ihr. Mit was für einer demüthigen Ehrerbiethung wohnte er nicht unsern heiligen Geheimnissen bey? Mit was für einer Lehrbegierde hörte er nicht die heilsamen Unterweisungen der evangelischen Prediger? Mit was für Unterthänigkeit bethete er nicht die Werke Gottes an, die der menschliche Verstand nicht begreifen kann? Ein wahrhafter Anbether im Geiste und in der Wahrheit, der nach dem Rathe des weisen Mannes den Herrn mit einfältigem Herzen suchte! Ein unversöhnlicher Feind der Gottlosigkeit; von allem Aberglauben entfernet, und ganz unvermögend, eine Heucheley zu begehen!

Kaum hatte er die gesunde Lehre angenommen, als er schon ihr Beschirmer ward. So bald er mit den Waffen des Lichts angethan ist, streitet er wider die Waffen der Finsterniß. Er sieht den Abgrund, daraus er gestiegen ist, mit Zittern an, und reichet denen die Hände, die er noch darinnen gelassen hatte. Man sollte gedacht haben, es wäre ihm auferleget, alle diejenigen in den Schooß der Kirche zu bringen, die durch die Spaltung davon abgesondert waren. Er ladet sie ein, durch seine Anschläge: Er überzeuget sie, durch seine Erfahrung: Er zeiget ihnen die Klippen, wo die menschliche Vernunft so oft Schiffbruch leidet, und weiset ihnen hinter sich, wie Augustinus redet, die Brücke der göttlichen Barmherzigkeit, über welche er selbst gegangen ist. Bald entzündet er den Eifer der Lehrer, und ermahnet sie, dem Uebermuthe der Lügen die Kraft der Wahrheit entgegen zu setzen. Bald entdecket er ihnen die lieblichen und schmeichelnden Mittel, welche das Herz gewinnen, um den Verstand hernach einzunehmen. Bald giebt er, nach seinem Vermögen, die benöthigten Kräfte an die Hand, denenjenigen beyzustehen, welche alles verlassen, um Jesu Christo, der sie ruffet, zu folgen. Ihr Bischöfe wisset es, denen er seinen Eifer vertrauet hat! So sehr er auch in dem Laufe seiner letzten

Kriegesthaten beschäfftiget ist, so sehr überlegt er mit euch gewisse Unternehmungen in der Religion, und vergißt nichts von allem, was entweder dienen kann, diejenigen zu unterrichten, welche ein langes Vorurtheil verblendet; oder diejenigen zu gewinnen, welche die Begierde und der Eigennuß noch in ihren Irrthümern zurücke halten. Ein würdiger Sohn derjenigen Kirchen, deren Liebe sich auf alles erstrecket; worinnen sie der Liebe Gottes nachahmet, und ihren Kindern, außer einem ewigen Erbe, auch den Trost ihrer zeitlichen Bedürfnisse zuwege bringet.

Dieses war die Beschaffenheit seiner Seelen, meine Herren, als die göttliche Vorsehung zuließ, daß der auf eine gerechte Weise gereizete König eine ungerechte und undankbare Republik mitten in ihren Staaten bekriegete, und die Verächter seiner Gnade, die sich seiner Ehre widersetzen wollten, die Macht seiner Waffen empfinden ließ. Damals ergriff unser Held wiederum den Harnisch, folgte seinem Könige, stund selbst vor der Spitze des Heeres, und setzte sein Blut in einem Kriege in Gefahr, der nicht nur glücklich, sondern auch heilig war; wo der Sieg kaum der Geschwindigkeit des Ueberwinders folgen konnte, und wo Gott selbst mit dem Prinzen triumphirte. Wie sehr erfreuet war er, als er, nach Bezwingung der Städte, seinen erlauchten Vetter, der mehr Glanz von seiner Tugend, als von seinem Purpur hatte, die Kirche öffnen und wieder einweihen sah. Unter den Befehlen eines so mächtigen und frommen Königes sah man den einen die Waffen glücklich führen, und den andern die Religion ausbreiten. Der eine schlägt die Befestigungen nieder; der andre richtet die Altäre wieder auf: Der eine beraubt die Länder der Philister; der andre trägt die Bundeslade durch die Gezelte Israels. Hernach vereinigen sie beyde ihre Wünsche, so wie ihre Herzen vereiniget waren. Der eine hatte Theil an denen Diensten, die sein Vetter dem Staate leistete; und der andre hatte Theil an denjenigen, die sein Vetter der Kirchen gethan hatte.

laßt uns diesem Prinzen in seine letzte Feldzüge nachfolgen: Laßt uns so viel schwere Unternehmungen, so viel preiswürdige Thaten als Proben seines Heldenmuths, und als Vergeltungen seiner Frömmigkeit ansehen. Seine Tage mit Gebeth anzufangen; die Ruchlosigkeit und Gotteslästerungen zu hemmen; heilige Personen und Oerter wider den Uebermuth und Geiz der Soldaten zu schützen; und in allen Gefährlichkeiten den Herrn der Heerschaaren anzuruffen, das ist die gewöhnliche Pflicht und Beschäfftigung aller Feldherren. Er aber geht weiter. So gar, wenn er den Heeren Befehle austheilet, sieht er sich als einen gemeinen Streiter Jesu Christi an. Er heiliget seine Kriege durch die Reinigkeit seiner Absichten, durch das Verlangen nach einem glücklichen Frieden, durch die Gesetze einer christlichen Sittenzucht. Er sieht seine Soldaten als seine Brüder an, und achtet sich verbunden, auch in einer grausamen Lebensart, wo man oft die Menschlichkeit selbst verliert, die Liebe auszuüben. Durch solche wichtige Triebe erwecket übertrifft er sich selbst, und zeiget, daß die Herzhaftigkeit gesetzter ist, wenn sie von den Grundsätzen der Religion unterstützet wird; daß es eine fromme Großmuth giebt, die einen glücklichen Erfolg nach sich zieht, wenn gleich Gefahr und Hindernisse ihr zuwider sind: Und daß ein Kriegsmann unüberwindlich wird, wenn er im Glauben streitet, und dem Gott, der alle Schlachten regieret, reine Hände zu Werkzeugen darleihet.

Wie er nun alle seine Herrlichkeit von Gott hatte; so eignet er ihm auch dieselbe gänzlich zu: Und fasset keine andre Zuversicht, als die sich auf den Namen des Herrn gründet. O könnte ich ihnen doch hier eine von den wichtigen Gelegenheiten erzählen, da er mit sehr weniger Mannschaft die Kriegsmacht von ganz Deutschland angegriffen! Er marschirt drey Tage; setzt über drey Ströme; findet den Feind; greift ihn an; und macht ihn viel zu schaffen. Da die Anzahl auf einer, und die Tapferkeit auf der andern Seite ist; so ist das Glück sehr lange zweifelhaft. Endlich hemmet der Heldenmuth die Menge; der Feind wird irre, und fängt an zu wei-

chen.

chen. Es erhebt sich eine Stimme, die da ruffet: Gewonnen! Hier hemmet dieser Feldherr alle die Regungen, welche ihm die Hitze des Treffens erreget, und ruffet mit einer ernsthaften Stimme! Haltet ein! unser Schicksal steht nicht in unsern Händen; und wir werden selbst überwunden werden, wenn uns der Herr nicht gnädig ist. Bey diesen Worten hebt er die Augen gen Himmel, daher seine Hülfe kömmt; er fährt fort, seine Befehle zu geben, und erwartet in Demuth, zwischen Furcht und Hoffnung, daß die Verordnungen des Himmels erfüllet werden sollen.

Wie schwer ist es, meine Herren, ein Sieger, und doch zugleich demüthig zu seyn! Das Kriegsglück läßt im Herzen so etwas rührendes zurücke, welches man nicht beschreiben kann; welches aber dasselbe erfüllet und gänzlich einnimmt. Man eignet sich einen Vorzug an Kraft und Stärke zu; man krönet sich selbst mit eigner Hand; man richtet sich einen heimlichen Triumph an; man sieht die Lorbern, die man mit Mühe gesammlet, und oft mit seinem Blute befeuchtet hat, als sein Eigenthum an: Und wenn man gleich Gott dem Herrn öffentlich Dank abstattet, und an die heiligen Gewölber seiner Tempel die zerrissenen und blutigen Fahnen aufhänget, die man von dem Feinde erobert hat; wie schwer ist es nicht, daß nicht der Stolz einen Theil der Erkenntlichkeit ersticke; daß man nicht unter die Gelübde, die man Gott bezahlet, ein Frohlocken mische, welches man sich selber schuldig zu seyn glaubt; und daß man nicht zum wenigsten etliche Körner von dem Weihrauche für sich behalte, den man auf seinen Altären anzünden wollte.

In solchen Gelegenheiten äußerte sich der Herr von Turenne seiner selbst, und gab alle Ehre demjenigen, dem sie allein rechtmäßiger Weise zukömmt. Marschirt er; so erkennt er, daß Gott ihn leitet und führet: Vertheidigt er Festungen; so weis er, daß man sie vergebens beschützet, wenn Gott sie nicht bewachet: Verschanzet er sich; so dünkt es ihm, Gott schlage die Burg, um ihn dadurch vor allen

Anfällen sicher zu machen: Streitet er, so weis er, woher er alle seine Stärke hat: Und triumphiret er; so glaubt er im Himmel eine unsichtbare Hand zu sehen, die ihn krönet. Indem er dergestalt jede Gnade ihrer Quelle zuschreibet, so zieht er sich daher immer eine neue zu. Er zählt nicht mehr die Feinde, so ihn umgeben; er erschrickt nicht über ihre Menge oder Macht, und spricht mit dem Propheten: Diese verlassen sich auf die Anzahl ihrer Krieger und Wagen; wir aber vertrauen auf den Schutz des Allmächtigen. In dieser gläubigen und gerechten Zuversicht verdoppelt er seinen Muth, unternimmt große Thaten, führt wichtige Dinge aus, und fängt einen Feldzug an, der dem deutschen Reiche das Garaus zu drohen scheinet.

Er gehet über den Rhein, und hintergehet die Wachsamkeit eines geschickten und vorsichtigen Feldherrn. Er beobachtet die Bewegungen der Feinde. Er stärket den Muth der Bundesgenossen. Er unterhält die verdächtige und wankende Treue der Nachbarn. Einem benimmt er den Willen; dem andern die Mittel zu schaden: Er macht sich alle diese wichtige Umstände zu Nutze, die ihm zu großen und preiswürdigen Thaten den Weg bahnen, und läßt dem Glücke nichts von dem allen übrig, was die menschliche Klugheit demselben immermehr entziehen kann. Der verwirrte und bestürzte Feind wütete schon vor Verdruß in seinem Lager. Er dachte schon auf die Flucht ins Gebürge: Dieser Adler, dessen beherzter Flug unsre Provinzen schon so oft erschrecket hatte. Die ehernen Donner, welche die Hölle zum Verderben der Menschen erfunden hat, knalleten schon von allen Seiten, um diesen Abzug entweder zu befördern, oder zu beschleunigen. Und das zweifelhafte Frankreich erwartete den Erfolg eines Unternehmens, welcher nach allen Regeln der Kriegskunst unausbleiblich war.

Ach! wir wußten alles, was wir zu hoffen hatten, und dachten nicht daran, was wir befürchten sollten. Die göttliche Vorsehung verhielt uns ein größeres Unglück, als der Verlust einer Schlacht ist. Es sollte ein Haupt kosten, wel-

welches ein jeder von uns durch sein eigenes hätte retten wollen; und alles, was wir gewinnen konnten, war weniger werth, als was wir verlieren sollten. O schrecklicher Gott! der du aber in deinen Rathschlüssen über die Menschen gerecht bist, du hast so wohl die Ueberwinder als die Siege in deinen Händen. Deinen Willen zu erfüllen, und deine Gerichte furchtbar zu machen, stürzet deine Macht auch dasjenige, was deine Macht selbst erhoben hatte. Du opferst deiner unumschränkten Hoheit grosse Opfer auf, und schlägst, wenn dirs gefällt, auch die erlauchten Häupter, die du so oft selber gekrönet hast.

Erwarten sie nicht, meine Herren, daß ich ihnen hier eine Trauerbühne eröffnen soll; daß ich ihnen diesen grossen Held auf seinen Siegeszeichen entseelet vorstellen werde; daß ich ihnen noch den blassen und blutigen Körper zeigen solle, bey welchem der Blitz noch rauchet, der ihn getroffen hat; daß ich sein Blut schreyen lasse, wie das Blut Abels, und ihren Augen die traurigen Bilder der klagenden Religion und des bethränten Vaterlandes zeigen werde. In mittelmäßigen Trauerfällen erschleicht man sich dadurch das Mitleiden der Zuhörer und ziehet durch gekünstelte Bewegungen zum wenigsten etliche eitle und gezwungene Zähren aus ihren Augen: Aber einen Tod, den man ohne Verstellung beweinet, beschreibt man auch ohne alle Kunst. Ein jeder findet diese Qvelle der Schmerzen in sich selbst; man reißt seine Wunden selbst wieder auf; und das Herz darf durch keine bewegte Einbildungskraft gerühret und aufgebracht werden.

Es fehlt nicht viel, daß ich hier nicht stecken bleibe. Ich werde irre, meine Herren. Turenne stirbt! Alles kömmt in Unordnung! Das Glücke wanket; der Sieg wird müde; der Friede entfernet sich; die guten Absichten der Bundesgenossen werden matt; die Herzhaftigkeit der Soldaten wird durch den Schmerz niedergeschlagen, und durch die Rachgier wieder ermuntert. Das ganze Lager bleibt unbeweglich. Die Verwundeten denken an den erlittenen Verlust; nicht aber an die empfangenen Wunden. Die sterbenden Vä-

ter schicken ihre Söhne, den entseelten Feldherrn zu beweinen? Das traurende Heer ist mit seinem Leichenbegängnisse beschäfftiget; und das Gerüchte, welches ungewöhnliche Fälle so gerne in der Welt ausbreitet, erfüllet dieselbe mit der Erzählung von dem herrlichen Leben dieses Prinzen, und von seinem bedaurenswürdigen Tode.

Was für Seufzer, was für Klagen, was für Lobsprüche erschalleten nicht damals in Städten und auf dem Lande! Der eine sieht seine Saat wachsen, nnd preiset das Andenken desjenigen, dem er die Hoffnung seiner Erndte zu danken hat. Der andre geneußt noch in Ruhe seines väterlichen Erbes, und wünschet demjenigen den ewigen Frieden, der ihn vor der Unordnung und Grausamkeit des Krieges geschützet hat. Hier opfert man das anbethenswürdige Opfer Jesu Christi für die Seele dessen, der sein Blut und Leben für das gemeine Beste aufgeopfert hat. Dort bauet man ihm ein Trauergerüste, wo man ihm Triumphbögen aufzurichten gedachte. Ein jeder suchet sich die herrlichste Stelle aus einem so schönen Leben aus. Alle unterfangen sich ihn zu loben, und ein jeder, der sich durch seine eigene Seufzer und Thränen unterbricht, bewundert das Vergangene, beklaget das Gegenwärtige, und zittert vor dem Künftigen. So beweinet das ganze Königreich den Tod seines Beschützers, und der Verlust eines einzigen Mannes ist ganz allein eine allgemeine Trübsal.

Warum, o Herr! wenn ich mich erkühnen darf, mein Herz vor dir auszuschütten, ich, der ich nur Staub und Asche bin; warum verlieren wir ihn doch in der größten Noth, mitten in seinen großen Thaten, auf dem höchsten Gipfel seiner Tapferkeit, in der vollen Reife seines Verstandes? War denn, nach so vielen der Unsterblichkeit würdigen Thaten, nichts sterbliches mehr für ihn zu thun übrig? War denn die Zeit schon da; wo er die Früchte so vieler christlichen Tugenden sammlen, und die Krone der Gerechtigkeit von dir empfahen sollte, die du für diejenigen aufhebst, die ihren Lauf rühmlich vollendet haben? Vielleicht hatten wir

gar zu viel Vertrauen auf ihn gesetzt: Und du verbiethest uns in deinem Worte, auf keinen fleischernen Arm zu vertrauen, und uns nicht auf Menschenkinder zu verlassen. Vielleicht ist dieses eine Strafe unsers Hochmuths, unsers Stolzes, unsrer Ungerechtigkeit! Wie aus den Abgründen tiefer Thäler grobe Dünste aufsteigen, daraus die Donnerkeile entstehen, die auf die Berge schlagen: So kömmt aus dem Herzen des Volkes eine Bosheit, die du auf die Häupter der Regenten und auf die Beschützer desselben fallen lässest. Ich will weder, o Herr! die Tiefen deiner Gerichte ergründen, noch die heimlichen und unsichtbaren Bewegungsgründe entdecken, die entweder deine Barmherzigkeit oder Gerechtigkeit wirksam machen. Ich will und muß dieselben bloß anbethen: Aber du bist gerecht. Du betrübest uns; und in einer so verderbten Zeit, als die itzige ist, dörfen wir die Ursachen unsers Elendes sonst nirgends, als in der Verdorbenheit unsrer Sitten, suchen.

So laßt uns denn, meine Herren, so laßt uns denn aus unsern Schmerzen Bewegungsgründe zur Buße herleiten, und die wahren und kräftigsten Aufrichtungen nirgends anders, als in der Frömmigkeit dieses großen Mannes suchen. Bürger, Fremde, Völker, Könige, Kaiser, beklagen ihn und verehren ihn: Aber was können sie zu seiner wahren Wohlfahrt beytragen? Sein König selbst, und was für ein König ist derselbe nicht! beehret ihn mit seiner Betrübniß und mit seinen Thränen. Das ist ein großes und hochschätzbares Kennzeichen seiner Zärtlichkeit und Hochachtung gegen einen Unterthan: Aber es ist ganz unnütze für einen Christen. Es ist wahr, in den Herzen und im Andenken der Menschen wird er leben: Aber die Schrift lehret mich, daß die Gedanken der Menschen, ja der Mensch selbst, lauter Eitelkeit sind. Eine prächtige Gruft wird seinen traurigen Rest einschließen: Aber er wird aus diesem Grabmaale hervorgehen, nicht seiner Heldenthaten halber gepriesen; sondern wegen seiner guten und bösen Werke gerichtet zu werden. Seine Asche wird mit der Asche so vieler Könige vermischet werden, die

dieses Land regieret haben, welches er so großmüthig beschützet hat: Aber was haben auch selbst die Könige von den Ehrenbezeigungen der Welt, von der Menge ihrer Hofbedienten, von dem Glanze und Prachte ihres Standes anders übrig, als daß sie ein ewiges Stillschweigen, eine fürchterliche Einsamkeit, und ein schreckliches Gericht Gottes, unter diesen kostbaren Marmorsteinen, davon sie bedecket sind, erwarten? Die Welt mag also die menschliche Hoheit verehren, wie sie will: Gott allein ist der Lohn christlicher Tugenden.

O gar zu plötzlicher Tod! den man aber durch die Barmherzigkeit Gottes längst vorher gesehen. Wie viel erbauliche Reden, wie viel heilige Exempel hast du uns entrissen? Wir hätten mitten unter Siegen und Triumphen einen demüthigen Christen sterben gesehen: Und welch ein Anblick wäre das nicht gewesen! Mit was für einer Aufmerksamkeit hätte er seine letzten Augenblicke angewandt, seine vormaligen Irrthümer innerlich zu beseufzen, sich vor der Majestät Gottes zu vernichten, und den Beystand seines Armes, nicht mehr wider sichtbare Feinde; sondern wider die Feinde seines Heils anzuruffen. Sein lebendiger Glaube und seine brennende Liebe würden uns ohne Zweifel gerühret haben; und wir würden ein Muster einer Zuversicht ohne Sicherheit, einer Furcht ohne Schwachheit, einer Buße ohne Verstellung, einer Beständigkeit ohne Zwang, und eines Todes, der Gott und Menschen theuer wäre, bekommen haben.

Sind diese Muthmaßungen nicht gerecht, meine Herren? Was sage ich Muthmaßungen? Das war sein wirklich abgefaßtes Vorhaben. Er war entschlossen, so heilig zu leben, als ich vermuthe, daß er gestorben ist. Da er bereit war, alle seine Kronen zu den Füßen Jesu Christi zu werfen, wie jene Sieger in der Offenbarung; da er bereit war, alle seine Ehre zusammen zu nehmen, um sich derselben freywillig zu entschlagen: So gehörte er schon nicht mehr zur Welt, ob ihn die Vorsehung gleich noch darinn erhielte. In dem Geräusche der Kriegsheere unterhielt er sich mit der süßen

und

und geheimen Hoffnung seiner Einsamkeit. Mit der einen Hand zerschmetterte er die Amalekiter; und die andre hub er schon empor, sich selber den himmlischen Segen zu erbitten. Dieser Josua im Streite verrichtete schon das Amt Mosis auf dem Berge, und trug, unter den Waffen eines Kriegers, das Herze und den Willen eines Bußfertigen verborgen.

Herr, der du die finstersten Winkel unsrer Gewissen erleuchtest, und in unsern heimlichsten Absichten dasjenige, was noch nicht vorhanden ist, so gut erblickest, als was wirklich da ist; empfange doch in dem Schooße deiner Herrlichkeit diese Seele, die in kurzem mit nichts anders, als mit Betrachtungen deiner Ewigkeit, erfüllet gewesen seyn würde. Sieh doch das Verlangen an, welches du ihm selbst eingegeben hattest. Es hat ihm an Zeit gefehlet, nicht aber an Muth, dasselbe zu erfüllen. Willst du nebst seinem guten Willen auch Werke haben: Siehe die Liebesbezeugungen an, die er theils schon ausgeführet; theils allbereit zum Heil und Troste seiner Brüder bestimmet hatte. Siehe die verirrten Seelen an, die er durch seinen Beystand, durch seine Rathschläge, durch sein Exempel wieder zurecht gebracht hat. Siehe das Blut deines Volkes an, welches er geschonet; siehe sein eigenes an, welches er so großmüthig für uns vergossen hat. Und damit ich noch mehr sage: Siehe das Blut an, welches Jesus Christus für ihn vergossen hat.

Ihr Diener des Herrn, vollendet das heilige Opfer. Ihr Christen, verdoppelt eure Gelübde und euer Gebeth; damit ihn Gott, zur Belohnung seiner Arbeit und Mühe, in den Aufenthalt der ewigen Ruhe aufnehme, und demjenigen im Himmel einen unaufhörlichen Frieden gebe, der uns auf Erden denselben dreymal zuwege gebracht; welcher, ob er wohl nichts beständiges, dennoch allezeit etwas süßes und erwünschtes gewesen.

❀ ❀ ❀

* *

Das IV. Hauptstücke.

Von Trauerreden oder Parentationen.

§. I.

Diese Art von Reden ist von den obigen fast durch nichts anders unterschieden, als daß sie viel kleiner seyn müssen: weil sie auf Personen von geringerm Stande gehalten werden, von denen bey weitem nicht so viel zu sagen ist: Hernach, daß sie auch allezeit nach dem Tode solcher Leute gehalten werden; da jene auch bey dem Leben der Helden, und hohen Häupter abgeleget werden können. Wollte jemand einwenden, daß dieser Unterschied nicht wesentlich genug sey, eine besondre Classe auszumachen; so bin ich völlig seiner Meynung. Allein wir beqvemen uns der Schwachheit der Anfänger, die vor jedem neuen Namen erschrecken, und so gleich denken, dieses sey abermal eine neue Art von Reden; davon sie noch keine Regeln wüßten. Ich will also lieber ein Hauptstücke mehr machen, als den Vorwurf haben, daß ich von einer gewissen Art üblicher Reden gar nicht gehandelt hätte.

§. II.

Es werden aber solche Trauerreden entweder nur im Sterbehause, vor den versammleten Leichenbegleitern; oder gar in öffentlichen Gotteshäusern, vor einer Menge Volkes gehalten, welches sich außer jenen daselbst einfindet. Dieser letztere Umstand macht sie ohne Zweifel weit feyerlicher; und ein Redner hat dabey schon mehr Ursache, seine Kräfte anzustrengen. Je mehr Zuhörer er hat, desto mehr Beredsamkeit kann er auch zeigen: Je größer der Ort ist, wo er redet, desto mehr Nachdruck und Lebhaftigkeit muß er auch im Vortrage blicken lassen. In einem engen Zimmer hergegen, und vor einer kleinen Anzahl von Leidtragenden und Leichenbegleitern, fällt alles mehr ins Kleine. Die großen Bewegungen würden in so engen Schranken abgeschmackt heraus kommen: Daher muß sich ein Redner

in

in die verschiedenen Umstände zu schicken wissen. Wo es nun gewöhnlich ist, zwo Reden auf einen Verstorbenen halten zu lassen, da ist es allerdings billig, den besten und stärksten Redner in der Kirche, den schwächsten aber in dem Trauerhause auftreten zu lassen.

§. III.

Was nun die Einrichtung solcher Reden anbetrifft: So kommen fürs erste die Anreden vor. Diese müssen zuförderst an die vornehmen und erbethenen Leichenbegleiter, so dann aber auch an die Leidtragenden gerichtet werden. Befänden sich unter jenen fürstliche oder gräfliche Standespersonen, oder auch wohl auf hohen Schulen Rectores Magnifici: So müssen diese zuerst mit den gehörigen Titeln und Ehrenworten genennet, alsdann aber erst die übrigen mit kurzen Worten angehänget werden. Z. E. Durchlauchtigster Herzog, (oder Fürst) gnädigster Herr, wie auch allerseits nach Standes Gebühr gnädige, hoch- und werthgeschätzte Anwesende: Oder, Hochgebohrner Reichsgraf, gnädiger Herr, wie auch ꝛc. Oder, Rector Academiae Magnifice, wie auch ꝛc. Wären aber keine solche Personen vorhanden, die so merklich von allen übrigen Anwesenden, dem Range nach, unterschieden wären: So wäre es billig, die Leichenbegleiter nach Verschiedenheit ihrer Würden anzureden, und die Leidtragenden mit zu benennen: Z. E. Hoch- und wohlgebohrne, hochedelgebohrne, hoch- und wohlgelahrte, hoch- und wohledle, (oder wo obrigkeitliche Personen in Städten dabey sind, hoch- und wohlweise) nach Stand und Würden, höchst- und hochzuehrende Anwesende, oder Leichenbegleiter; wie auch allerseits schmerzlich betrübte Leidtragende. Dieses letztere anzuhängen ist nun zwar gewöhnlich: Doch wäre es meines Erachtens besser, wenn es wegbliebe. Denn der Redner tritt im Namen der Leidtragenden auf, um den Leichenbegleitern zu danken, daß sie den Verstorbenen durch ihre Gegenwart beehret haben. Was ist es denn nöthig, dieselben noch mit vielen Umschweifen anzureden?

§. IV.

Was den Inhalt der Reden betrifft: So kann es nur zweyerley Fälle geben. Entweder es ist von dem Verstorbenen so viel gutes zu sagen, daß man eine ganze Rede mit seinem Lobe anfüllen kann: Oder man muß seine Zuflucht zu einem allgemeinen Hauptsatze nehmen, der sich auf die Leiche gewissermaßen schicket. Jenes thut man gemeiniglich bey ansehnlichen und um das gemeine Wesen wohlverdienten Männern; dieses aber meistentheils bey dem Frauenzimmer und bey jungen Leuten, auch wohl bey solchen Mannspersonen, die nicht viel merkliches in ihrem Leben gethan haben. Wie man sich nun in beyden Fällen zu verhalten habe, das ist schon oben in den allgemeinen Regeln ausführlich abgehandelt worden. Es kömmt alles auf Erklärungen und Beweise der erwählten Hauptsätze an, die man nach Erfordern hier und da erläutert, und mit allerley schönen Einfällen und Lehrsprüchen ausputzet. Nur das ist der Unterschied, daß in rechten Lobreden des Verstorbenen gleich im Anfange Meldung geschieht, wenn man die kurzgefaßte Lebensbeschreibung giebt: In der andern Art aber wird seiner allererst nach geschehener Ausführung des Hauptsatzes gedacht. Hier muß denn kürzlich eine Erzählung seiner guten Eigenschaften und Tugenden, imgleichen der merkwürdigsten Umstände seines Lebens und Todes mit eingeschaltet werden.

§. V.

Dadurch aber unterscheiden sich diese Trauerreden von Lobreden auf noch lebende Personen, daß man auch eine Klage über den Verlust, den das Land, die Stadt, oder doch das Haus und Geschlecht der Leidtragenden erlitten hat, anstellet, und die Betrübten aufzurichten suchet. Allein bey beyden ist eine Behutsamkeit nöthig. Man kann weder die Klage, noch den Trost brauchen, wenn an dem Verstorbenen nicht viel zu bedauren ist, oder wenn niemand da ist, der sich um ihn grämen wird. Solche Leichen aber kommen nicht selten vor, und da thut ein kluger Redner wohl, wenn er kein großes Aufhebens machet. Denn denjenigen sehr zu bedauren, den die Welt sehr wohl hat entbehren können, das wird für eine satirische Verspottung aufgenommen.

men. Und die Hinterbliebenen weitläuftig zu trösten, wenn sie Gott danken, daß der Verstorbene sie einer Last überhoben hat; das heißt sie verspotten, und bey jedermann zum Gelächter machen. Wenn also dergleichen Fälle vorkommen: So bleibe der Redner lieber nur bey allgemeinen Betrachtungen über die Sterblichkeit, über Zeit und Ewigkeit, über Tugend und Ehre, und über das dankbare Andenken, welches man seinem Todten schuldig ist; als daß er unwahrscheinliches Zeug vorbringet, und seinen Zuhörern Gelegenheit zu lachen giebt.

§. VI.

Noch von den Eingängen ein Wort zu gedenken, so ist es hier vor allen Dingen nöthig, sie von den gegenwärtigen Umständen her zu nehmen, und der Absicht gemäß, so beweglich und traurig, oder doch, so ernsthaft, als möglich ist, einzurichten. Es muß auch darinn bald anfangs der Name und ganze Titel des Verstorbenen hergesagt werden; wobey man kürzlich eine gute Abbildung von demselben machen kann und soll. Zum Ende des Einganges gehört auch eine höfliche Bitte an die Zuhörer, aufmerksam zu seyn, die mit einer schmeichelhaften Art, auch dem Verstorbenen, oder den Leidtragenden zu Ehren, eingerichtet werden muß. Uebrigens muß ein Redner hier durchgehends einen beweglichen Ton der Sprache, und einen langsamem Vortrag brauchen. Denn nichts steht in Trauerreden übler, als eine lustige Erhebung der Stimme, oder eine übereilte Aussprache. Dieses ist es alles, was ich von Leichenreden zu sagen habe. Das übrige versteht sich aus den allgemeinen Regeln schon. Zu Exempeln will ich ein halb Dutzend von meiner Arbeit geben, die ich hier in Leipzig gehalten habe. Ich setze sie nach der Zeitordnung, wie ich sie gehalten habe; weil ich ihnen sonst keinen Rang zu geben weis. Sind sie nicht vollkommen schön und prächtig: So ist es kein Wunder. Ich habe mich in der Schreibart nach den Personen gerichtet, die mich dazu veranlasset haben. Es ist viel leichter, daß sich der Held einen Redner und Dichter machet; als daß diese sich einen Helden machen können.

Leichenrede,

welche 1726. in der Paulinerkirche zu Leipzig gehalten worden.

Rector Academiae Magnifice,

Nach Stand und Würden hoch- und werthgeschätzte, zum theil auch höchstbetrübte Anwesende,

Der ehrwürdige Anblick dieser gottgeheiligten Stäte, der herzrührende Ton so vieler beweglichen Sterbelieder, sammt der traurigen Todtenfarbe unsrer Kleidungen sind Dinge, die einen solchen Eindruck in die Herzen der Menschen machen; daß oftmals auch die ärgsten Sclaven der Eitelkeit dabey in Furcht und Schrecken gerathen. Selbst in dieser ansehnlichen Trauerversammlung scheinet die innere Gemüthsbeschaffenheit aller Gegenwärtigen einem jeden gleichsam an die Stirne geschrieben zu seyn. Andacht und Ehrfurcht, Mitleiden und Betrübniß, die Furcht vor dem Tode von einem, und das Verlangen nach demselben von dem andern Theile, das sind itzo die vornehmsten Leidenschaften, die man fast durchgehends aus allen Angesichtern lesen kann. Mich selbst überfällt ein heiliger Schauer, da ich an einem so ungewöhnlichen Orte, und bey einer so traurigen Begebenheit zum allererstenmale reden soll. Um so viel mehr werden sie alle, **hochgeehrteste Anwesende**, empfindlich dadurch gerühret und also genugsam vorbereitet seyn, die Trauer- und Gedächtnißrede mit Aufmerksamkeit anzuhören, welche ich itzo der weiland Hochedlen und aller Tugendbelobten Frauen, Frauen **Dorotheen Schützinn**, einer gebohrnen **Schreiterinn**, vor einer so zahlreichen Menge von Zuhörern halten soll. Wie vortheilhaftig würden alle diese Umstände einem Trauerredner seyn, der sich derselben zu seinen Absichten bedienen wollte? Und was könnte er seinen Zuhörern für eine bessere Gemüthsverfassung anwünschen, um ihnen die Flüchtigkeit aller irdischen Güter, den Unbestand aller weltli-

weltlichen Hoheit, sammt dem nichtswürdigen Scheine aller sinnlichen Ergetzungen vorzustellen; und sie dadurch von der Nichtigkeit dieses zeitlichen Lebens zu überführen.

Allem Ansehen nach ist auch die Anzahl derer so geringe nicht, die sich dergleichen erbauliche Betrachtung zu Nutze machen könnten. Obgleich Vernunft und Religion einig sind, daß wir mehr Sorgfalt auf unsre Seelen, als auf unsre Leiber wenden sollen; obgleich uns Natur und Gnade vor den betrüglichen Scheingütern dieser Welt warnen: So vergessen doch die meisten Menschen, daß sie nur Menschen sind: Oder wenn sie sich ja ihrer Menschheit erinnern, so denken sie doch nicht daran, daß sie noch etwas mehr, als Menschen, ich meyne, Christen seyn sollten. Wer betrachtet wohl oft und ernstlich genug die Hinfälligkeit seines zerbrechlichen Körpers? Wer erweget wohl die edle Natur seines unsterblichen Geistes? Man hänget sein Herz an ein todtes Metall, an leblose Gebäude, an ganze Heerden unvernünftiger Thiere, ja an das glänzende Gespinste verächtlicher Würmer. Man vertiefet sich in dem empfindlichen Genuß sinnlicher Belustigungen, deren Ueberfluß den Verstand ersticket und das Herze verzärtelt. Man vergaffet sich endlich in die Ehre und Herrlichkeit der Großen dieser Welt, deren Glanz aber nur die Augen der Unvernünftigen blendet. Wenn nun diese verirrte Gemüther, nach vieler Beschwerlichkeit und Mühe, den Port ihrer Glückseligkeit erlanget zu haben vermeynen: So sehen sie endlich, wie schändlich sie sich betrogen haben. Der Reichthum geht entweder durch die Bosheit andrer Menschen; oder durch seine eigne Hinfälligkeit zunichte. Die Wollust nimmt ein Ende; und verwandelt ihren Nectar in eine gallenbittere Reue. Die Pracht fällt plötzlich zu Boden, und der sogenannte unsterbliche Nachruhm verliert sich endlich in den Abgründen einer ewigen Vergessenheit. Der Strom der Zeiten, dessen Gewalt niemand hemmen kann, reißet alles mit sich vorüber: Und ehe sichs jene Liebhaber der Eitelkeit vermuthen; so stehen sie

schon an dem Schlunde des Grabes, wo die Zeit aufhöret, die unendliche Ewigkeit aber ihren Anfang nimmt.

Was dünkt ihnen nun, hochgeschätzte Anwesende? Soll ich fortfahren, die Scheingüter dieser Welt als etwas verächtliches, die Bemühung der Menschen nach ihrem Besitze als etwas thörichtes, und die Sorglosigkeit der Christen, im Absehen auf ihre Seelen, als etwas unverantwortliches vorzustellen?

Die preiswürdigen Eigenschaften unsrer hochs. Fr. Doctorinn erfordern ein billiges Lob, und erlauben mir derowegen dieses alles nicht. Diejenigen Trauerredner mögen die zum Ruhme ihrer Todten bestimmte Zeit mit moralischen Betrachtungen zubringen, welche befürchten müssen, durch falsche Lobsprüche die Laster ihrer Verstorbenen desto sichtbarer zu machen. Diese thun wohl daran, wenn sie ihren Zuhörern durch keine unerträgliche Schmeicheleyen beschwerlich fallen. Sie sind zu loben, wenn sie sich ein Gewissen machen, Scheintugenden für wahrhafte auszugeben, als wodurch nur die Lasterhaften in ihrer Bosheit desto mehr gestärket werden. Und wie könnten sie die dadurch ersparten Augenblicke besser, als mit erbaulichen Sittenlehren, hinbringen?

Gottlob! daß ich bey dem ruhmvollen Andenken unsrer hochsel. Fr. Doctorinn dergleichen Kunstgriffe nicht nöthig habe. Sie alle, hochgeschätzte Anwesende, sie alle wissen es selbst, daß unsre Todte sich durch ihre sonderbare Tugenden, ihr ganzes Leben hindurch, als eine rechtschaffene Christinn erwiesen hat. Wie sollte sie denn nicht auch nach ihrem Tode zu wahrhaftigen Lobsprüchen Gelegenheit an die Hand geben? Ich sage zu wahrhaftigen Lobsprüchen. Denn ferne sey es von mir, daß ich diese Gott gewidmete Stäte mit ungegründeten Schmeicheleyen entweihen sollte. So sehr dieser Frevel dem Geiste der Wahrheit, der diesen heiligen Tempel bewohnet, zuwider ist: So wohl gefällt es ihm, wenn wir die Früchte seiner Gnadenwirkungen allen Gläubigen zum Muster der Nachfolge anpreisen. So wissen sie denn, was sie sich von meiner dermaligen Rede zu versprechen haben. Die wohlsel.

sel. Frau Doctorinn wird Ihnen so abgebildet werden, wie sie ihr lebenlang beschaffen gewesen. Sie werden an derselben eine rechtschaffene Christinn erblicken, welche sich in ihrem Ehestande als eine liebreiche Ehegattinn, in ihrer Kinderzucht als eine vernünftige Mutter, in ihrem Hauswesen als eine treue Gehülfinn ihres Eheherrn erwiesen hat; kurz, die im Leben und Sterben ein ungeheucheltes Kind ihres Schöpfers gewesen. In Wahrheit wichtige Dinge, welche nicht allein die Schwäche meiner Beredsamkeit unterstützen werden, sondern mir auch, meiner ungeübten Zunge ungeachtet, dero allerseits geneigte Ausmerksamkeit versprechen können.

Weg dann von hier mit der eiteln Kunst, welche die Menschen nur um fremder Verdienste halber erhebet! Weg mit den Lobsprüchen, welche man von den rühmlichen Thaten der uralten Vorfahren herholet, um den Mangel der Tugenden zu bescheinigen, den man an ihren Nachkommen gern verhelen möchte. Was nützen die weitläuftigen Geschlechtregister von lauter berühmten Voraltern solchen unwürdigen Kindern, die durch ihr übles Verhalten selbst leugnen, daß sie von jenen entsprossen sind? Ich sage dieses nicht deswegen, als wenn unsre Hochselige sich ihrer Ankunft halber zu schämen hätte. Die ansehnliche Trauerversammlung kennet ja das berühmte schreiterische Geschlecht, welches seinem Vaterlande schon von langer Zeit her viel herrliche Dienste geleistet hat. Sie wissen, hochgeehrteste Anwesende, daß unserer Hochseligen Herr Vater und Großvater beyde Doctoren der heiligen Schrift, beyde hochverdiente Lehrer evangelischer Gemeinen, beyde Superintendenten der ansehnlichen sächsischen Stiftsstadt Wurzen gewesen. Sie wissen endlich auch, daß es unter ihren Vorfahren Männer gegeben, die sich durch ihre besondre Verdienste den Adelstand, unter dem Namen der Herrn von Erzstein, erworben haben: Wiewohl sie aus rühmlicher Bescheidenheit nachmals ein Bedenken getragen, sich desselben zu bedienen. Was für Veranlassung würde nicht dieses alles zu weitläuftigen Lobeserhebungen geben, wenn sich unsre hochselige Frau Doctorinn

 nicht

nicht mehr ihrer himmlischen als irdischen Abkunft halber glücklich geschätzet hätte. Ihre leibliche Geburt hatte sie nur zu einer Tochter berühmter Vorfahren gemacht: Ihre geistliche Wiedergeburt aber machte sie zu einem Kinde des ewigen Gottes. Dieser überirdische Adel war ihr jederzeit von einem unschätzbaren Werthe; sonderlich weil er sie tüchtig machte, in die christlichen Fußtapsen ihrer gottseligen Voraltern zu treten.

Die Erleuchtung des Verstandes und die Reinigkeit der Sitten sind Dinge, die einem Christen sehr viel Mühe und Kampf kosten: Unsrer Hochseligen aber schien beydes gleichsam angebohren zu seyn. Ein innerlicher Trieb nach dem Erkenntnisse unsrer heiligen Religion äußerte sich bey ihr, so bald ihr zarter Verstand nur fähig war, dasselbe zu fassen. Und wie frühzeitig war er nicht dazu fähig? indem die Vernunft ja bey ihr das reife Alter fast nicht erwartete. Aus dem guten Erkenntnisse floß die gute Beschaffenheit ihres Herzens. Die Wissenschaft der Christenpflichten, die Neigung, denselben nachzukommen, und die Erfüllung derselben, die waren bey ihr so verschwistert, daß man sie allezeit beysammen; niemals getrennt gefunden hat. Noch mehr; ihre gute Eigenschaften kamen zuweilen dem Unterrichte zuvor: Und wiewohl es ihr an einer guten Auferziehung nicht fehlte, so ließ doch ihr glückliches Naturell derselben nur halbe Mühe. So kömmt der Höchste seinen Auserwählten oft durch natürliche Gaben zu statten; indem er sie durch gute Neigungen als durch unsichtbare Seile auf den Weg leitet, der sie zu ihrer ewigen Wohlfahrt führen soll.

Es war daher kein Wunder, daß diese junge Pflanze, die Gott selbst zum Gärtner hatte, gar bald an Tugenden fruchtbar wurde. Selbst das zarte Alter, dem man einige Liebe zur Eitelkeit zu übersehen pfleget: Selbst die Jugend, deren Schwachheiten man wegen der wallenden Hitze ihres Geblütes so scharf nicht beurtheilet, wies bey ihr kein eitelgesinntes Wesen; vielweniger ein Gemüthe, das zu Ausschweifungen geneigt wäre. Ihre jungfräuliche Jahre zeigten einen gesetztern

setztern Geist, als viele in ihren männlichen Alter an sich spüren lassen. Man sah an ihr eine Frömmigkeit, die in allem Anliegen ihre Zuflucht zu Gott nahm; eine reine Unschuld, die sich keiner Lasterflecken bewußt war; eine sittsame Bescheidenheit, die sich allezeit in den Schranken einer strengen Tugend erhielt; eine wahre Klugheit, welche das Wahre vom Falschen, und das Schätzbare von dem Nichtswürdigen genug zu unterscheiden wußte; und eine unermüdete Aufmerksamkeit, einem jeden dasjenige zu leisten, was sie ihm schuldig war. Hier war kein leerer Schein einer fälschlich angenommenen Sittsamkeit; kein bloßer äußerlicher Wohlstand, der oft als ein betrüglicher Firniß die Lücken aller jungfräulichen Tugenden verdecken muß: Nein, ein rechtschaffenes Herz, dergleichen sich für eine wahre Christinn, für eine würdige Tochter eines evangelischen Predigers, und für eine künftige Braut eines wackern Gottesgelehrten schickete.

Ist es etwas löbliches, wenn Lehrer christlicher Gemeinen nicht nur selbst, sondern mit allen ihren Angehörigen ein Fürbild ihrer geistlichen Heerden seyn: Wie wohl hat denn unser hochbetrübter Herr Wittwer damals gewählet, als er sich die tugendhafte Jungfer Schreiterinn zur Ehegattinn ausersehen! Mich dünkt, die redlichste Wehmuth überfällt hier sein Herz, wenn er an sein damaliges Vergnügen gedenket: Und ich müßte seine ganze Beredsamkeit besitzen, wenn ich dieselbe recht vorstellig machen wollte. Geht nur hin, ihr lüsternen Augenfreyer, und holet euch mit einer schönen Helena unzähliges Unglück ins Haus. Geht nur hin, ihr geld- und ehrgeizigen Liebhaber, und raubet nebst einem goldenen Vließe eine grimmige Zaubrerinn Medea. Euer gewissester Brautschatz wird eine unglückliche und höchst misvergnügte Ehe seyn. Wohl dem, der mit dem itzigen hochbetrübten Herrn Wittwer eine gottselige Ehegattinn suchet, das Gesuchte findet, und des Gefundenen in einem vergnügten und langwierigen Ehestande genießet.

Damals, hochgeschätzte Anwesende, fieng unsre selige Frau Doctorinn an, sich als eine liebreiche Ehegattinn zu erzeigen. Stellen sie sich einen Diener des Evangelii vor, der einer großen Gemeine den Weg zum Leben zeigen soll. O was für Mühe gehört nicht zu diesem wichtigen Amte! Was für Sorgfalt und Klugheit ist nicht vonnöthen, die jungen Lämmer mit zarter Milch, und die erwachsenen Schafe mit stärkerer Speise zu nähren. Was für Kräfte kostet es einem eifrigen Seelsorger, den Abend mit Betrachtung der heil. Schrift, die Nacht mit Nachsinnen, den Morgen mit Bethen und den ganzen Tag mit schweren Amtsgeschäfften zuzubringen. Und was für Zeit gehört nicht dazu, die Unwissenden zu unterrichten, die Wachsenden zu stärken, die Schwachen zu tragen, die Geängsteten zu trösten, die Sichern zu schrecken, die Verirrten zurecht zu bringen, die Kaltsinnigen zu ermuntern, die Verwunderen zu heilen, die Gottlosen zu strafen, und die Starken mehr und mehr im Guten zu bekräftigen. Wahrlich, Menschenkräfte scheinen hierzu fast unzulänglich zu seyn; wenn nicht eine höhere Kraft in dem Schwachen mächtig ist, oder treue Gehülfen die sinkenden Arme Mosis unterstützen. Und wo hätte wohl eine zärtliche Ehegattinn mehr Gelegenheit, ihr liebreiches Herz an den Tag zu legen, als in diesen Umständen? Das that nun unsre wohlselige Frau Doctorinn mit dem größesten Eifer. Sie erquickte ihren Eheherrn unter der Last seiner Sorgen. Sie linderte den überhäusten Kummer seines Herzens durch ihre Freundlichkeit. Oft trocknete sie den Schweiß von seinen Wangen, den ihm seine Amtsgeschäffte reichlich auspresseten. Sein Vergnügen war ihre einzige Freude; seine Betrübniß war ihre größeste Qvaal: Und wie gerne hätte sie einen Theil seiner Bürde auf sich genommen; wenn solches nur auf irgend eine Weise möglich gewesen wäre.

Wiewohl was hier nicht möglich war, das ersetzte sie in andern Stücken, ich meyne in der Kinderzucht und in dem übrigen Hauswesen. Der Urheber des Ehestandes strafet oftmals gottlose Aeltern mit einer immerwährenden Unfrucht-

barkeit: Weil er wohl vorher sieht, daß sie nur ihres gleichen zeugen, gebähren und erziehen würden. Hingegen segnet er auch die Familie eines frommen Abrahams mit Erben, die der Zahl der Sterne gleich kommen: Weil er weis, daß er seinen Kindern und seinem Hause nach ihm eine rechtschaffene Frömmigkeit anbefehlen werde. Urtheilen sie nun daraus, hochgeschätzte Anwesende, was Gott einer so tugendhaften Mutter, als unsre hochselige Frau Doctorinn gewesen, für Pfänder seiner Liebe werde anvertrauet haben. Fünf wohlgeartete Töchter und zwey hoffnungsvolle Söhne sind die sieben Proben der göttlichen Gnade in ihrem Ehestande gewesen: Gleichsam als wenn ihr Haus, welches eine rechte Schule der Weisheit war, eben so wohl auf sieben Seulen ruhen sollen, als jenes, welches sich die himmlische Weisheit gebauet. An diesen ihren Leibesfrüchten bekam sie allererst die rechte Gelegenheit, dasjenige Gute fortzupflanzen, welches sie in sich selber vorhin gepflanzet hatte. Hausväter sind oftmals nicht im Stande, für die Auferziehung der Ihrigen alle Sorgfalt zu tragen, die dazu gehöret. Ihre Amtsgeschäffte ruffen sie auch, das gemeine Wesen, den Staat und die Kirche zum Augenmerke ihrer Klugheit zu machen. Alsdann fällt wohl der meiste Theil der Kinderzucht auf kluge Mütter zurücke: Und hierinnen ist unsre Hochselige recht unvergleichlich gewesen.

Tretet her, ihr nachlässigen Frauen, die ihr durch eine thörichte Affenliebe die Eurigen verzärtelt, ihren Leibern zwar nichts, aber den unschuldigen Gemüthern fast alles fehlen laßt; tretet her und nehmt euch an dieser vernünftigen Mutter ein Exempel. Wie ernstlich ließ sie sich angelegen seyn, schon in der zartesten Kindheit die verkehrten Neigungen ihrer Säuglinge zu dämpfen! Wie eifrig war sie bemüht, das Unkraut der Laster schon in seinen ersten Knospen auszujäten! Einen schönen und geschickten Leib hielte sie für nichts, wenn nicht eine schöne Seele denselben bewohnen sollte. Darum ließ sie es den Ihrigen, auch so gar von weiblichem Geschlechte, an einem sorgfältigen Unterrichte nicht

mangeln. Der Verstand wurde in den Grundsätzen des evangelischen Glaubens, ja in allerhand Sprachen, Künsten und Wissenschaften geübet; der Wille aber durch eine gute Zucht und durch löbliche Exempel zur Gewohnheit im Guten gebracht, noch ehe das Böse des menschlichen Herzens recht rege werden konnte. Sie hielt es für etwas Geringes, wenn ein Frauenzimmer nichts mehr als Handarbeit verrichten kann; die von ihren Bedienten oft noch besser, als von ihnen selbst, verfertiget wird; und die doch mehrentheils nur zur Beförderung der Eitelkeit dienet. Doch was mache ich viel Worte davon? Die Proben dieser so herrlichen Kinderzucht, welche in ihren wohlgerathenen nunmehro mutterlosen Weysen so klar in die Augen fallen, legen das beste Zeugniß davon ab: Und es ist gewiß, daß dieselben ihre Dankbarkeit, für diese gute mütterliche Anführung, nicht eher, als mit ihrem Leben, werden erlöschen lassen.

Ich hätte noch viel zu sagen, hochgeschätzte Anwesende, wenn ich das ganze Hauswesen unsrer seligen Frau Doctorinn und ihre in demselben erwiesene Klugheit gebührend vorstellen sollte. Ich werde aber mit wenigem ein vieles sagen, wenn ich erwähne, daß man jederzeit an ihr wahrgenommen eine Reinigkeit ohne Pracht; eine Sorgfalt ohne ein ängstliches Mistrauen, eine Sparsamkeit ohne Geiz, eine Freygebigkeit ohne Verschwendung, einen Ernst ohne Grausamkeit, eine Liebe ohne Niederträchtigkeit, eine Sanftmuth ohne Unempfindlichkeit, und eine christliche Zufriedenheit ohne ein sorgloses und sicheres Wesen, welches oft die besten Familien zu Grunde richtet. Doch auch dieses ist noch zu wenig gesagt. Denn wo bleibet ihre ungeheuchelte Demuth, ihre milde Wohlthätigkeit gegen die Armen, ihre Liebe zu Gottes Wort, ihre unaufhörliche Geduld, dadurch sie manchen Zufall mit standhafterm Gemüthe ertragen, als wohl weibliche Kräfte zu versprechen geschienen.

Dieses

Dieses letzte, hochgeschätzte Anwesende, ist eben dasjenige, wodurch die Hochselige sich als eine großmüthige Heldinn erwiesen hat. Wie groß war nicht ihre Gelassenheit, die sie in mancher bösen Stunde an sich hat spüren lassen! Der Tod ihres werthesten Herrn Vaters, und der Hintritt zweyer von ihren ehelichen Liebespfändern, waren Begebenheiten, die auch männliche Herzen niederschlagen konnten. Und dennoch hat unsre Hochselige sie mit Geduld überstanden. Doch was waren diese vorüberfliehende Wolken gegen das beständige Kreuz, so sie an ihrem schwachen Leibe allezeit herum tragen mußte? Die heftigsten Krankheiten sind nicht allemal die schwersten; denn so bald sie entstehen, so bald vergehen sie auch wieder. Die langwierigen Zufälle matten einen siechen Körper weit empfindlicher ab, und verleiten oft auch die besten Christen zur Ungeduld. Doch weit gefehlt, daß sie es bey unsrer Hochseligen so weit gebracht hätten: Sie dienten ihr nur zu desto größerer Uebung in allen christlichen Tugenden. Der bekannte Seelenschatz eines großen Lehrers unserer Kirchen kann zeigen, wie vielmal sie seine Blätter umgeschlagen, ja mit ihren Thränen benetzet: Ihr unsträflicher Wandel hergegen hat gewiesen, wie viel sie aus demselben gelernet. Ihr bester Trost aber in allem Leiden war die Erinnerung des Leidens, so der Anfänger und Vollender unsers Glaubens ausgestanden hat. Ich weis, hochgeschätzte Anwesende, ich weis, daß man dieses von vielen Verblichenen aus bloßer Gewohnheit gerühmet hat: Ich weis aber auch gewiß, daß es bey unsrer Hochseligen mit Grunde der Wahrheit geschehen kann. Wäre dieses nicht, warum hätte sie sichs in ihrem letzten gewünschet, in eben der Woche zu sterben, in der ihr Erlöser gestorben? Warum hätte sie wohl ein Verlangen getragen, an eben dem Tage begraben zu werden, an welchem der Herr des Lebens ins Grab geleget worden? Warum hätte Gott endlich ihren Wunsch erhöret und beydes wirklich geschehen lassen; wenn sie einer solchen Gnade ganz unwürdig gewesen wäre?

Nun so ruhe sie denn sanft, hochselige Frau Doctorinn! Ihr ruhmvolles Andenken wird, so lange Leipzig stehet, im Segen bleiben. Alle fromme Priester werden sich solche Töchter, alle rechtschaffene Gottesgelehrte solche Ehefrauen, und alle verständige Kinder solche Mütter wünschen, als sie gewesen ist. Das ist Ehre genug für sie in dieser Welt: Die ewige ist ihr bereits von den Händen ihres Erlösers zu Theile geworden. Ich unterstehe mich nicht, die hinterbliebenen Leidtragenden zu trösten. Der geistreiche Mund eines berühmten Gottesgelehrten hat dieses mit besserm Nachdrucke ins Werk zu richten gewußt, als meine ungeübte Zunge solches thun würde. Zu ihnen wende ich mich aber, hochgeschätzte Anwesende, und sage denenselben im Namen der hochbetrübten Leidtragenden allen ersinnlichen Dank, daß sie der hochseligen Frau Doctorinn, durch dero Gegenwart, die letzte Ehrenbezeigung haben erweisen wollen. Es trägt sehr viel zu ihrer aller Befriedigung bey, eine so zahlreiche Trauerversammlung allhier zu sehen: Denn daraus schließen sie ganz deutlich, daß sich noch mehr christliche Herzen gefunden, die den frühzeitigen Tod unsrer Hochseligen bedauren. Ja sie wünschen nichts mehr, als daß ihnen bald freudige Begebenheiten begegnen mögen, daran sie gleichen Theil zu nehmen nicht ermangeln werden ꝛc. Ich schließe mit dieser lehrreichen Anmerkung, daß die wahre Tugend uns nicht nur an Fürstenhöfen, nicht nur im Felde, nicht nur auf Rathhäusern und Gerichtsstuben; kurz, nicht nur unter Männern, sondern selbst unter dem weiblichen Geschlechte so manches Muster vorzustellen pfleget; welchem nachzufolgen es auch Männern rühmlich ist. Wohl uns allen, wenn wir uns dieselbe auch zur Aufmunterung dienen lassen!



Trauerrede,
auf die selige Frau Doctor Reichelinn.

Nach Stand und Würden allerseits hoch- und werthgeschätzte Leichenbegleiter,

Der Mensch strebet natürlicher Weise nach einer gewissen Hoheit und Größe: Und überhaupt kann man dieses an ihm nicht misbilligen. So viel herrliche Vorzüge ihm der Urheber aller Dinge vor tausend andern Geschöpfen ertheilet hat; So viel deutliche Proben haben wir, daß derselbe allerdings nichts schlechtes aus ihm habe machen wollen. Ist nicht der wunderbare Bau seines Körpers ein rechtes Meisterstücke der vollkommensten Weisheit? Ist nicht seine vernünftige Seele ein recht würdiger Einwohner dieser so ansehnlichen Behausung? In Wahrheit, wenn man gleich nur dieses letztere allein ansiehet: So übertrifft die Hoheit der menschlichen Natur alles, was wir auf dem ganzen Erdboden großes und schätzbares antreffen.

Ist nun der Mensch wirklich zu etwas großem erschaffen: So kann man es ihm auch nicht verdenken; daß er diejenige Hoheit wirklich zu erlangen suchet, wozu ihn sein Schöpfer bestimmet hat. Nur das einzige wäre zu wünschen, daß diejenige Hoheit, nach welcher man insgemein strebet, eine wahrhaftige Hoheit, und Größe seyn möchte. Allein ein schändlicher Irrthum verblendet leider! dieser edlen Creatur die Augen, daß sie oft ihres rechten Zweckes verfehlet, und, an statt ihre Erhöhung zu befördern, unvermerkt nach ihrer Erniedrigung strebet.

Es ist bekannt, daß Gelehrsamkeit und Gewalt die beyden Gattungen der Größe sind, nach welchen die Welt zu allen Zeiten gestrebet hat. Die Helden haben sich gleichsam mit den Gelehrten darein getheilet; so daß jene die Macht und Gewalt für sich behalten, diesen aber die Wissenschaft und das Erkenntniß überlassen haben. Beyde haben in diesen Stücken ihre rechte Hoheit gesucht; aber dieselbe nicht darinnen

nen gefunden. Denn wenn sie endlich alle Macht und alle Gelehrsamkeit erlanget hatten, die sie zu ihren Zeiten, und nach ihren Umständen nur erreichen konnten: So gestunden doch selbst die Klügsten unter ihnen am Ende, daß alle ihre Größe nur eine Scheingröße, und alle ihre Hoheit nur eine eingebildete Hoheit gewesen wäre.

Vielleicht wird es sie Wunder nehmen, allerseits hoch und werthgeschätzte Anwesende, daß ich bey dem betrübten Leichenbegängnisse der weiland hochedlen, mit aller Ehr- und Tugend hochbegabten Frauen, Frauen **Gertraud Sophien Reichelinn**, einer gebohrnen **Ludewiginn**, welche zu ihrer Ruhekammer zu begleiten sie insgesammt erschienen sind; von der Größe und Hoheit der Menschen zu reden angefangen. Und dieses um so viel mehr, da man insgemein dafür hält, das weibliche Geschlecht sey am allerwenigsten zu großen und hohen Dingen gebohren. Ich will itzo nicht aus den Geschichten die Exempel berühmter Weibesbilder anführen, die in der That eben so viel Hoheit und Größe an sich haben blicken lassen, als die beruffensten Mannspersonen. Ich erinnere nur dieses, daß dieses unbillige Urtheil von einer ganzen Hälfte des menschlichen Geschlechts bloß daher entstanden ist; weil man eine falsche Hoheit für die wahre angesehen hat. Wir Christen wissen, daß die rechte Hoheit der Seelen, und die wahre Größe des Gemüths in einer rechtschaffenen Gottesfurcht bestehet. Und da mir dieses zu erweisen nicht schwer fallen kann; so wird es auch sehr leicht seyn, zu zeigen, daß unsre hochselige Frau Doctorinn der wahren Hoheit und Größe, die ein Mensch in der Sterblichkeit erlangen kann, theilhaftig gewesen.

Zwar, wenn die Furcht Gottes, von welcher ich itzo handeln will, eine Furcht von gemeiner Gattung wäre: So würde man sichs kaum einbilden können, daß die Hoheit eines Menschen in derselben bestehen sollte. Je furchtsamer sonst jemand ist; desto kleinmüthiger nennet man ihn: Und je weniger sich ein herzhafter Mensch fürchtet, desto großmüthiger wird er geheißen. Allein die Furcht Gottes ist eine

Furcht von ganz andrer Natur. Sie führt keine Angst und Bangigkeit vor dem Gefürchteten mit sich; sondern Ehrerbiethung und Hochachtung sind ihre unzertrennliche Eigenschaften. Sie zittert und bebt nicht vor Gott, wie ein Sclave vor seinem Tyrannen; wie ein Uebelthäter vor seinem strafenden Richter; wie ein Ueberwundener vor seinem trotzigen Sieger. Nein, sie unterwirft sich nur demselben, wie treue Unterthanen ihrem gütigen Regenten: Sie verehret ihn, wie vernünftige Jünglinge weise Alten: Sie liebet ihn endlich, wie ein wohlgeartetes Kind seinen zärtlich gesinneten Vater. Und mit einer solchen Furcht Gottes steht nichts besser beysammen als die wahre Hoheit und Größe, die ein Mensch zu erlangen fähig ist.

Derjenige ist eigentlich wahrhaftig groß zu nennen, der sowohl am Verstande, als am Willen groß ist; und also Gott ähnlich wird, der zu gleicher Zeit die höchste Weisheit, und die höchste Macht besitzet. Wer seine Hoheit in etwas anderm suchet; oder auch die beyden wesentlichen Theile der wahren Hoheit von einander trennet; der verfehlet des rechten Zweckes; und äffet sich selbst durch seinen Irrthum. Die wahre Größe des Verstandes bestehet in der Weisheit: Und diese ist allezeit mit der Größe des Willens, das ist, mit der wahren Tugend, verbunden. Die Größe des Willens aber ist niemals ohne die Größe des Verstandes: Denn wo die wahre Weisheit zu finden ist, da können allererst die Kräfte des Willens recht angewendet werden. Nun aber ist die Gottesfurcht eine solche Tugend, die den Verstand mit einem Erkenntnisse der edelsten Dinge, und den Willen mit einer Tugend ausrüstet, welche das allerschwerste auszuführen vermag. Sollte sie denn nicht die wahrhafte Hoheit und Größe eines Menschen ausmachen können?

Die Wissenschaft der Menschen bekümmert sich oft um ganz schlechte und nichtswürdige Dinge. Man bemühet sich gemeiniglich um ein historisches Erkenntniß von den Meynungen der Weisen und Thoren, von laster- und tugendhaften Thaten der Völker; und glaubet, sehr groß am Verstande gewor-

geworden zu seyn, wenn man sein Gedächtniß vor andern damit angefüllet hat. Allein was ist diese Gattung der Gelehrsamkeit anders, als ein todtes Verzeichniß von den Irrthümern und Thorheiten der Menschen? Solche Gelehrte wissen nach unendlichen Bemühungen zwar, was das menschliche Geschlecht zu allen Zeiten gethan und gedacht hat; nicht aber, was es hätte denken und thun sollen. Andre gehen in der Bemühung nach der Hoheit ihres Verstandes noch einen bessern Weg. Sie streben nämlich nach einem gründlichen Erkenntniße der Wahrheit. Sie untersuchen die Gründe aller Dinge, und erforschen die Ursachen alles dessen, was sie glauben und thun sollen. Allein was für enge Schranken sind leider! ihrem Verstande darinnen gesetzt? Wie wenige Dinge können sie recht ergründen? Wie ungewiß bleibt ihre meiste Wissenschaft? Die Mishälligkeit ihrer Lehren giebt dieses genugsam zu verstehen: Und das sind allezeit die Gelehrtesten unter ihnen, die am besten ihre Unwissenheit erkennen gelernet.

Um wie viel höher schwinget sich also der Verstand eines wahren Gottesfürchtigen; wenn er sich mit nichts so sehr, als mit dem Erkenntnisse der ewigen Gottheit beschäfftiget. Sobald ihn die einhällige Stimme aller Creaturen überführet hat, daß nothwendig ein Gott sey; so ergiebt er sich gänzlich der Betrachtung dieses allervollkommensten Wesens. Er verbessert dasjenige aus der Offenbarung, was er aus der Natur von den Eigenschaften und dem Willen Gottes nicht vollkommen hat begreifen können. Hier bewundert er Gottes Größe und Güte, seine Macht und Weisheit, seine Heiligkeit, Liebe und Gerechtigkeit. Er verehret seine väterliche Vorsehung: Er bewundert auch die Mittel, welche ihm vorgeschrieben worden, um ihn zu einer ewigen Glückseligkeit zu führen. Diese wichtige Dinge beschäfftigen den Verstand eines Gottesfürchtigen. Dieses ist seine Weisheit, dadurch sein Gemüth einer wahrhaftigen Hoheit und Größe theilhaftig wird.

Furcht von ganz andrer Natur. Sie führt keine Angst und Bangigkeit vor dem Gefürchteten mit sich; sondern Ehrerbiethung und Hochachtung sind ihre unzertrennliche Eigenschaften. Sie zittert und bebt nicht vor Gott, wie ein Sclave vor seinem Tyrannen; wie ein Uebelthäter vor seinem strafenden Richter; wie ein Ueberwundener vor seinem trotzigen Sieger. Nein, sie unterwirft sich nur demselben, wie treue Unterthanen ihrem gütigen Regenten: Sie verehret ihn, wie vernünftige Jünglinge weise Alten: Sie liebet ihn endlich, wie ein wohlgeartetes Kind seinen zärtlich gesinneten Vater. Und mit einer solchen Furcht Gottes steht nichts besser beysammen als die wahre Hoheit und Größe, die ein Mensch zu erlangen fähig ist.

Derjenige ist eigentlich wahrhaftig groß zu nennen, der so wohl am Verstande, als am Willen groß ist; und also Gott ähnlich wird, der zu gleicher Zeit die höchste Weisheit, und die höchste Macht besitzet. Wer seine Hoheit in etwas anderm suchet; oder auch die beyden wesentlichen Theile der wahren Hoheit von einander trennet; der verfehlet des rechten Zweckes; und äffet sich selbst durch seinen Irrthum. Die wahre Größe des Verstandes bestehet in der Weisheit: Und diese ist allezeit mit der Größe des Willens, das ist, mit der wahren Tugend, verbunden. Die Größe des Willens aber ist niemals ohne die Größe des Verstandes: Denn wo die wahre Weisheit zu finden ist, da können allererst die Kräfte des Willens recht angewendet werden. Nun aber ist die Gottesfurcht eine solche Tugend, die den Verstand mit einem Erkenntnisse der edelsten Dinge, und den Willen mit einer Tugend ausrüstet, welche das allerschwerste auszuführen vermag. Sollte sie denn nicht die wahrhafte Hoheit und Größe eines Menschen ausmachen können?

Die Wissenschaft der Menschen bekümmert sich oft um ganz schlechte und nichtswürdige Dinge. Man bemühet sich gemeiniglich um ein historisches Erkenntniß von den Meynungen der Weisen und Thoren, von laster- und tugendhaften Thaten der Völker; und glaubet, sehr groß am Verstande gewor-

geworden zu seyn, wenn man sein Gedächtniß vor andern damit angefüllet hat. Allein was ist diese Gattung der Gelehrsamkeit anders, als ein todtes Verzeichniß von den Irrthümern und Thorheiten der Menschen? Solche Gelehrte wissen nach unendlichen Bemühungen zwar, was das menschliche Geschlecht zu allen Zeiten gethan und gedacht hat; nicht aber, was es hätte denken und thun sollen. Andre gehen in der Bemühung nach der Hoheit ihres Verstandes noch einen bessern Weg. Sie streben nämlich nach einem gründlichen Erkenntniße der Wahrheit. Sie untersuchen die Gründe aller Dinge, und erforschen die Ursachen alles dessen, was sie glauben und thun sollen. Allein was für enge Schranken sind leider! ihrem Verstande darinnen gesetzt? Wie wenige Dinge können sie recht ergründen? Wie ungewiß bleibt ihre meiste Wissenschaft? Die Mishälligkeit ihrer Lehren giebt dieses genugsam zu verstehen: Und das sind allezeit die Gelehrtesten unter ihnen, die am besten ihre Unwissenheit erkennen gelernet.

Um wie viel höher schwinget sich also der Verstand eines wahren Gottesfürchtigen; wenn er sich mit nichts so sehr, als mit dem Erkenntnisse der ewigen Gottheit beschäfftiget. Sobald ihn die einhällige Stimme aller Creaturen überführet hat, daß nothwendig ein Gott sey; so ergiebt er sich gänzlich der Betrachtung dieses allervollkommensten Wesens. Er verbessert dasjenige aus der Offenbarung, was er aus der Natur von den Eigenschaften und dem Willen Gottes nicht vollkommen hat begreifen können. Hier bewundert er Gottes Größe und Güte, seine Macht und Weisheit, seine Heiligkeit, Liebe und Gerechtigkeit. Er verehret seine väterliche Vorsehung: Er bewundert auch die Mittel, welche ihm vorgeschrieben worden, um ihn zu einer ewigen Glückseligkeit zu führen. Diese wichtige Dinge beschäfftigen den Verstand eines Gottesfürchtigen. Dieses ist seine Weisheit, dadurch sein Gemüth einer wahrhaftigen Hoheit und Größe theilhaftig wird.

Was

Was soll ich von der Größe des Willens sagen; oder von der Tugend eines Gottesfürchtigen, dadurch er sich über die allerstärksten und mächtigsten Dinge zum Herrn macht? Die Großen und Hohen dieser Welt suchen ja auch wohl, sich andre Leute unterwürfig zu machen. Sie brauchen List und Macht, Gelindigkeit und Gewalt, Belohnungen und Strafen, Liebe und Furcht, um sich eine Hoheit zuwege zu bringen. Allein vergebens! Zwingen sie andre tyrannischer Weise, ihnen zu gehorsamen: So fürchtet sich zwar alles vor ihnen; alles fällt vor ihnen nieder; alles bethet sie an: Aber sie müssen sich hinwiederum vor ihren eigenen Unterthanen fürchten. Sie sind in ihren eigenen Festungen nicht sicher. Sie trauen ihren eigenen Trabanten nicht, und können in wohlverwahrten Schlössern und verriegelten Zimmern nicht ruhig schlafen. Elende Hoheit der Tyrannen, welche sie zu Sclaven ihrer verächtlichsten Sclaven macht! Suchen sich andre durch Güte und Gelindigkeit über andre zu erheben: So müssen sie sich erstlich durch ein niederträchtiges Schmeicheln, durch Geschenke und Willfährigkeit denen unterwerfen, über welche sie sich doch erheben wollen. Was ist nun das für eine eitle Größe, die sich selbst erniedrigen muß, um nur Unvorsichtigen durch den Schein der Hoheit ein nichtiges Blendwerk zu machen.

Weit größer macht die Gottesfurcht den Willen eines Menschen durch die Tugend, wenn sie ihm das Vermögen giebt, seine Affecten zu dämpfen, und so gar den stärksten unter allen Feinden, ich meyne den Tod, zu besiegen. Beydes thut sie durch die kräftige Ueberzeugung ihres Verstandes, daß alles, was in der Welt geschiehet, von dem allergütigsten und weisesten Schöpfer herrühe. Keine Wahrheit ist so vermögend, das ungestüme Wesen der Begierden zu beunruhigen, als eben diese. Wie kann bey demjenigen eine Leidenschaft stark werden, der allezeit als in den Liebesseilen Gottes wandelt? Die Liebe und Ehrerbietung vor demselben dämpfet ja alle unordentliche Begierden, ehe sie noch zu Kräften kommen können. Und also wird weder Hochmuth noch Geld-

geiz, weder Wollust noch Unempfindlichkeit in einem Herzen Wurzel fassen, wo einmal die Furcht des Höchsten bekleiben ist. Bezwinget nun ein Gottesfürchtiger seine Affecten: So besieget er auch selbst den Tod. Dieses ist ein Feind, vor dessen Anblicke oft die größesten Helden und mächtigsten Fürsten erschrocken sind; ein Feind, dessen bloßes Andenken manchen eingebildeten Großen seiner Schwachheit überführet hat. Ein Gottesfürchtiger aber erwartet ihn täglich, ja stündlich mit aller Gelassenheit: Und wenn er sich einstellet, so empfängt er denselben mit einer ruhigen Großmuth. Er geht den Kampf ein; und wenn man nun nicht anders denkt, als daß er bezwungen worden und unten gelegen: So ziehet er, als ein triumphirender Sieger, in die Ehrenburg der seligen Ewigkeit ein.

Wollte Gott! daß ich nur itzo diese wahre Hoheit und Größe eines Christen nicht an dem Exempel unsrer hochseligen Frau Doctor Reichelinn zeigen dörfte! Oder da dieses ohne Zweifel zu ihrem Ruhme gereichet: Wollte Gott, daß ich es lieber bey ihrem Leben, als nach ihrem Tode, zu thun Gelegenheit gehabt hätte! Wer bedauret nicht unter ihnen, hochgeschätzte Anwesende, den so frühzeitigen, den so unverhofften, den so schmerzlichen Hintritt unser Hochseligen? Wer ist wohl sonst mit den ansehnlichen ludovicischen und ittigischen Häusern so wenig verwandt, und bey fremden Trauerfällen so unempfindlich, der die Leiche eines Frauenzimmers ohne Wehmuth und Mitleiden ansehen könnte, welches so frühzeitig aus den Armen ihres Ehegatten gerissen worden. Nein, ich traue diese unmenschliche Härtigkeit keinem einzigen Anwesenden zu. Ich weis, daß alle Einwohner dieser Stadt, denen dieser unvermuthete Todesfall zu Ohren gekommen, Merkmaale einiger Betrübniß an sich haben blicken lassen.

Was ist es denn Wunder, daß der höchstbekümmerte Herr Wittwer fast in Thränen zerfließet? Was Wunder, daß die vornehmen Aeltern ihre zärtlich geliebte Frau Tochter; das sämmtliche hochbetrübte Geschwister und die übrigen Anverwandten diesen Riß in ihrer Familie bitterlich beweinen? Fer-

ne sey es von uns, daß wir diese so gerechte, diese so billige Thränen verbiethen sollten. Nein, weinen sie nur, hochbetrübte Leidtragende! weinen sie nur: Denn sie haben Ursache genug dazu. Ihr Verlust ist groß; also ist er auch beklagenswerth. Sie haben eine Ehegattinn, eine Tochter, eine Schwester, eine Blutsfreundinn verlohren; welche ihrer Tugenden halber wohl ein längeres Leben verdienet hätte. Doch nein, weinen sie nicht; denn die Hochselige hatte allbereit die wahrhafte Hoheit und Größe einer Christinn erlanget.

Viele Trauerredner sehen sich genöthiget, ihre Todten um solcher Tugenden halber zu loben, von welchen sie nichts mehr mit Grunde der Wahrheit behaupten können, als daß sie dieselben hätten besitzen sollen. Und in solchen Gelegenheiten wird ihre ganze Beredsamkeit zu schanden. Sie mögen sagen, was sie wollen: Ihre Zuhörer verhärten sich destomehr, nichts von demjenigen zu glauben, was sie hören. So sehr schwer ist es, diejenigen nach dem Tode tugendhaft zu machen, die es in ihrem Leben nicht gewesen sind. Ich hingegen befinde mich itzo in so glücklichen Umständen, daß ich nicht in den geringsten Verdacht eines Schmeichelers zu gerathen besorgen darf, wenn ich gleich sage: Daß unsre hochselige Frau Doctorinn ein Muster eines gottesfürchtigen Frauenzimmers gewesen sey. Ich sehe es an ihren Augen, allerseits hochgeschätzte Anwesende, daß ihre Gedanken allhier meinen Worten zuvor kommen. Ist es nicht so? Sie erinnern sich insgesammt des stillen, sittsamen jungfräulichen Wandels, den unsre Hochselige von Jugend auf geführet. Ich darf sie also nicht allererst auf die verflossenen Zeiten zurück führen und sie von einer Sache überzeugen, davon sie ohne dem schon überzeuget sind. Nur mit euch will ich reden, ihr Splitterrichter, die ihr mit eurer boshaften Zunge alles beflecket! Mit euch, die ihr an dem Unschuldigsten etwas zu lästern findet: Mit euch, denen die Tugend selbst nicht tugendhaft genug seyn würde; wenn sie sich in menschlicher Gestalt unter uns sehen ließe. Sagt mir, was habt ihr an unsrer vormaligen Jungfer Ludewiginn für Fehler gefunden? Ihr schweiget, und eure Gesichter erröthen vor Scham. Und seht, dieses euer

Stillschweigen und diese eure Schamröthe ist der stärkeste Beweis ihrer wahren Gottesfurcht.

Es ist in der That nichts geringes, wenn ein junges Frauenzimmer mitten in denen Zeiten, da die Eitelkeit und Wollust alles überschwemmet, unbefleckt bleibet. Es ist etwas seltenes, wenn ein schwaches Werkzeug, und zwar in früher Jugend, ihre Seele zum Sitze der wahren Hoheit, ihr Herz zum Aufenthalte einer christlichen Größe macht. Und das geschah bey unsrer Hochseligen. Die vernünftige Auferziehung ihrer werthen Aeltern hätte nirgends besser anschlagen können, als bey ihr. Sie erlangte die wahre Weisheit der Christen, das Erkenntniß Gottes in denen Jahren, welche insgemein den Lüsten der Welt aufgeopfert werden. Man sah sie daher in keiner Beschäfftigung eifriger, als in den Uebungen der Gottesfurcht. Und daraus entstund ihr kindlicher Gehorsam, ihre Sittsamkeit, ihre Demuth, ihre Häuslichkeit, ihre Sanftmuth und ihre Leutseligkeit gegen alle, die dieses angenehme Frauenzimmer zu kennen Gelegenheit hatten.

Ich kann mich hier auf keinen glaubwürdigern Zeugen beruffen, als auf sie selbst, hochbetrübter Herr Wittwer. Ist es nicht so, daß ihnen die itzterwähnten Tugenden unsrer selig erblasseten Frau Doctorinn die ersten Funken der Liebe ins Herz geworfen haben? Warum hatte ihnen unter so vielem Frauenzimmer, welches sie jemals gesehen und gekannt hatten, keines mehr gefallen, als eben die hochselige Frau Doctorinn? Ach! ich weis es gewiß, ihr Herz ist mit mir eins: Woferne nur die gegenwärtige Traurigkeit sie nicht hindert, an die damalige vergnügteste Zeit ihres Lebens zu gedenken. Nicht nur die anmuthige Gestalt; sondern die vielen Schönheiten der Seelen insonderheit leuchteten ihnen, als einem vernünftigen Freyer, in die Augen; so daß sie sich nicht enthalten konnten, dieselbe zu lieben. Sie thaten dieses also: Sie suchten ihre Gegenliebe, und waren auch so glücklich, durch eine erwünschte Heyrath derselben theilhaftig zu werden.

Damals fand die Hochselige ganz neue Gelegenheiten, die Proben ihrer wahren Gottesfurcht abzulegen. Und wer ist

so

so schwach im Nachsinnen, dem nicht die ehliche Liebe hier einfallen sollte; eine Tugend, die bey Verehlichten ohne Zweifel für die größeste zu halten ist. Wer wird uns aber dieselbe besser zu beschreiben wissen, als sie selber, hochbetrübter Herr Doctor? Sie wissens freylich am besten, wie liebreich sich ihre selige Ehegattinn allezeit erwiesen. Sie wissens am besten, wie viele Zärtlichkeit sie die ganze Zeit ihres vergnügten, obwohl kurzen, Ehestandes, von derselben genossen. Sie wissens auch am besten, wie beweglich sie noch in ihrem Letzten von ihrer Liebe gesprochen; als sie das einzige und erste Pfand derselben ihrer väterlichen Sorgfalt anbefohlen. Hier werde ich das Unvermögen meiner Zunge am allerdeutlichsten gewahr, und ich bescheide mich gern, daß meine unberedte Lippen von einem so brünstigen und herzrührenden Abschiede nichts zureichendes zu sagen wissen.

Ich denke noch mit wenigem an dasjenige Stück der wahren Größe, so unsre Hochselige im Absehen auf ihren Willen erwiesen: Ich meyne die christliche Tugend oder Stärke ihrer Seele, womit sie zwar alle ihre Gemüthsbewegungen, insonderheit aber in ihrem Letzten so viele Schmerzen und Schwachheiten, ja endlich den Tod selbst überwunden hat. Wahrlich, ohne eine wahre Gottesfurcht wäre es wohl unmöglich, sich so wenig über die Wege Gottes zu beschweren, als die Hochselige gethan; und so zufrieden zu seyn, er möchte ihr zuschicken, was er wollte. Hat man die Hochselige wohl ungeduldig gesehen, als sie auf ihrem Siechbette ihr Ende schon vor Augen sah, von allen Ihrigen Abschied nahm, und ihrem treuen Ehegatten im zwey und zwanzigsten Jahre denjenigen letzten Kuß geben sollte, den sie ihm gern nach einem achtzigjährigen Alter gegeben hätte? Hierinnen erwieß ja ihre christliche Seele eine wahrhaftige Hoheit und Größe. Mußte sie gleich alles, was ihr in der Welt lieb war, verlassen; so versicherte sie doch ihre Gottesfurcht, daß sie von Gott auch geliebet würde. Ich sage dieses nicht von mir selbst. Denn das war eben die eigene Antwort der Hochseligen, als man ihr durch allerhand Vorstellungen zu verstehen gab, wie gern man sie noch länger behalten wollte, und wie sehr sie von allen Ihrigen geliebet würde. Gott, war ihr Wort, hat mich

auch lieb! Und so rückte sie endlich beherzt dem Tode unter die Augen. Hier hättet ihr eine Schule für euch finden können, die ihr sonst von der Größe eures Gemüthes so viel rühmens machet! Der Tod, der Tod, ist der gewaltigste unter allen Feinden! Wer ihm unerschrocken, und nicht verwegen; gelassen, aber nicht tollkühn entgegen gehet, der ist allererst für einen wahrhaftig Großmüthigen zu halten. Sie erschrack vor demjenigen nicht, vor welchem doch alle Starken erbeben: Sie lieferte also ihre großmüthige Seele in die Hände dessen, der sie nunmehro zu einer größern Hoheit erhaben hat, als jemand in dieser Welt erreichen kann.

O wenn sich nur der schmerzlich betrübte Herr Wittwer, die höchstbekümmerten Aeltern und Geschwister, sammt allen übrigen Leidtragenden eben diese christliche Größe des Gemüths zum Exempel dienen ließen, welche wir an der selig Verstorbenen bewundert haben! Nichts würde kräftiger seyn, ihren Schmerz zu lindern, den sie allerseits empfinden; ja sie würden sonst keines andern Trostes mehr benöthiget seyn. Allein was wünsche ich ihnen dasjenige, was sie selber schon besitzen? Ich weis, ihre Gottesfurcht erhebet ihre Gemüther gleichfalls zu der wahren Hoheit der Christen. Das Erkenntniß Gottes, so sie besitzen, überzeuget sie von der Weisheit seiner Wege, und bezwinget zugleich alle Leidenschaften. Wie sollte sie denn diese Betrübniß so gar kleinmüthig machen?

Ist doch die Hochselige nicht ganz und gar gestorben! Hat sie doch einen Abriß, doch ich sage zu wenig, hat sie doch einen Theil von sich selbst hinterlassen, den der betrübte Herr Wittwer an statt seiner Eheliebsten; und die bekümmerten Großältern an statt ihrer leiblichen Frau Tochter küssen können.

Wie alt und betagt ist ferner unsre Frau Doctorinn nicht geworden, da sie diejenige Größe und Hoheit erlanget hat, welche von tausend Greisen nicht erlanget wird! Warum hätte sie Gott länger in der Welt lassen sollen; da sie keine weitere Stufe der Hoheit zu besteigen mehr übrig hatte? Und wie selig ist sie itzo; da sie diejenige Vollkommenheit bereits erlanget hat, nach welcher wir alle, und wer weis noch wie lange, werden ringen und kämpfen müssen!

Trauer=

Trauerrede,

welche den 14ten Jun. 1731.

bey der Frau D. Ludewiginn Hochedlen

Leichbegängnisse gehalten.

Magnifice Academiae Rector, &c. &c.

Mein erster Blick in dieses dunkle Trauergemach, mein erster Schritt in diese betrübte Versammlung erneuert in mir das schmerzhafte Andenken derjenigen Todtenbaare, wo ich vor wenigen Jahren die Ehre hatte, einer sehr bedaurenswürdigen Leiche die Trauerrede zu halten.

Ich darf es wohl nicht sagen, daß ich von einer weiland würdigen Tochter dieses vornehmen Hauses, von der gar zu früh erblaßten Gattinn eines noch nicht völlig getrösteten Wittwers, mit einem Worte, von der hochseligen Reichelinn rede. Sie, hoch- und werthgeschätzte Anwesende, wissen solches mehr als zu wohl. Denn wo ich nicht irre, so sehe ich großentheils eben die bestürzten Angesichter vor mir, die ich damals erblickete; und zwar mit eben dem traurigen Boye umgeben, der damals ihre Glieder verhüllete. Und eben dieser Anblick macht mich fast stutzig, da ich ihnen abermal ein betrübter Bothe werden, und die kaum verstopften Thränenqvellen von neuem wieder eröffnen soll.

Gleichwohl sehe ich mich genöthiget, solches zu thun, und meine Reue würde nunmehr viel zu spät kommen. Ich soll es ihnen, hochgeschätzte Anwesende, leider! abermal ankündigen, daß der Herr über Leben und Tod einen anderweitigen Riß in dieses vornehme ludewigische Geschlecht gemacht hat. Damals bedaureten wir eine tugendhafte Tochter, eine liebreiche Ehegattinn, und zärtliche Mutter, die ihren Aeltern, ihrem Manne und ihrem kaum gebohrnen Kinde, in der besten Blüthe ihrer Tage war entrissen worden. Itzo aber beklagen wir eine vortreffliche Matrone, welche zwar die Zahl ihrer Monden viel höher gebracht, dennoch aber kein sonderliches Alter erlanget

hat; sondern in dem schönsten Sommer ihrer Jahre hat verwelken müssen.

Dort fiel, uns nebst einem gekränkten Wittwer, nur eine einzige zarte Pflanze ihres Ehegartens in die Augen; die aber selbst noch nicht wußte, was sie verlohren hatte. Hier aber erblicken wir, nebst einem von Alter und Krankheit abgematteten und höchstbekümmerten Gatten, auch die nassen Wangen dreyer völlig erwachsenen Weysen: Die bey der vollkommenen Reife ihres Verstandes, nur gar zu deutlich einsehen, wie groß ihr Verlust sey; da sie eine so rechtschaffene und sorgfältige Mutter eingebüsset haben.

Doch, was scheue ich mich länger, den Namen unsrer Hochseligen auszusprechen, der ihnen allen, hochgeschätzte Anwesende, ohnedem schon bekannt ist? Wir beweinen itzo die hochedle, mit vieler Ehre und Tugend begabte Frau, Frau Christiana Sophia Ludewiginn, gebohrne Ittiginn, Erb- Lehn- und Gerichtsfrau auf Sietzsch, Gördenitz, groß und klein Kühna, die allezeit lieb- und treugewesene Ehegattinn des Magnifici, hochehrwürdigen und hochgelahrten Herrn Christian Ludewigs, der heiligen Schrift Doctors, des Org. Arist. P. P. O. des Talmuds und der orientalischen Sprachen P. P. Extraord. des Pauliner-Collegii treufleißigen Administrators, des löblichen Collegii zu unserer lieben Frauen itziger Zeit Präpositi, wie auch desselben und der löblichen Pohlnischen Nation allhier hochansehnlichen Seniors.

Dergestalt übertrifft nun der gegenwärtige Schmerz den vergangenen, wie sonst frische Wunden die Erinnerung der alten zu betäuben pflegen. Und was haben wirs also nöthig, in verflossenen Zeiten eine Ursache zum Klagen zu suchen, da der itzt vorhandene Trauerfall uns ein reiches Maaß von Thränen abzunöthigen vermögend ist. O daß wir nur den zeitigen Tod unsrer hochseligen Frau Doctorinn nicht so bald erlebet hätten! O daß die hochbetrübte Familie nur mehr Zeit bekommen hätte, ihr altes Bekümmerniß zu vergessen; ehe sie durch einen neuen noch härtern Schlag getroffen worden! O daß wenigstens der hartgebeugte Herr Wittwer, sonderlich bey seinem von so vielen

Zufällen

Zufällen geschwächten Alter, die treue Pflege und Wartung einer so liebreichen Gehülfinn bis an sein spätes Ende hätte genießen mögen!

Doch es hat dem Himmel gefallen, die hochselige Frau Doctorinn noch vor ihrem 49 Jahre zu sich zu ruffen. Eine langwierige Krankheit hat derselben vorlängst die herannahende Stunde des Abschiedes angekündiget: Und noch ein härterer Angriff eines innerlichen Uebels hat in der abgewichenen Woche den letzten Glockenschlag ihrer Lebensuhr beschleuniget. So ist sie denn durch kein plötzliches Ende übereilet worden. So hat sie der Höchste durch zeitige Vorbothen erinnert, sich zu einer seligen Abfahrt gefaßt zu machen. Und so ist auch endlich ihre sanfte Auflösung, bey völliger Vernunft und unabläßiger Andacht, neulichen Sonntag frühe, seligst erfolget.

Ist es nicht so? hoch- und werthgeschätzte Anwesende, sie gerathen hiebey von sich selbst auf die erbauliche Betrachtung, daß es keine geringe Wohlthat Gottes sey, wenn man seinem Tode von ferne unter die Augen sehen kann; wenn man gleichsam alle Schritte zählen darf, womit er sich unserm Siechbette nähert; und also völlig Zeit hat, sich nach und nach von der Erde loszureissen, der Eitelkeit gute Nacht zu geben, und mit muthigem Geiste nach den ewigen Wohnungen des Friedens aufzubrechen.

In Wahrheit, das langsame Ende unsrer hochseligen Frau Doctorinn, welches sie schon längst heranrücken gesehen, giebt uns sattsame Gelegenheit dazu. Und was könnte wohl dieß vorhabende Leichbegängniß für heilsamere Gedanken veranlassen, als solche, die uns in den Stand setzen können, auch unserm Tode dereinst unerschrocken entgegen zu sehen? Ist mirs erlaubt, so will ich mich mit wenigem bemühen, sie, hochgeschätzte Anwesende, bey so lehrreichen Betrachtungen einige Augenblicke zu unterhalten; alsdann aber auch die hochselige Frau Doctorinn glücklich zu preisen: Als welche nach so vielen andern göttlichen Wohlthaten, welche sie die Zeit ihres wohlgeführten Lebens über genossen, auch dieser letztern in ihrem Tode gewürdiget worden.

Zwar wenn man die Zärtlichkeit vieler Eitelgesinneten hierbey zu Rathe ziehen sollte: So würden wir vielleicht keinen sonderlichen Beyfall erlangen. Es giebt Leute, die durch eine wollüstige Auferziehung so weichlich, und durch eine beqveme Lebensart so empfindlich geworden, daß ihnen der geringste Schmerz als eine Hölle vorkömmt; ja ein bloßer Gedanke davon schon einen Schauer abjaget. Solche Zärtlinge nun, die sich auch in gesunden Tagen vor jeder rauhen Luft fürchten, erzittern vor nichts so heftig, als vor einem langwierigen Krankenbette. Ihre Einbildungskraft ist mit tausend fürchterlichen Bildern von dem kläglichen Zustande bettlägeriger Personen angefüllet: Und diese setzet alle ihre Schreckbarven zusammen, um sich das Siechbette als eine Folterkammer des Todes vorzustellen, davon sie nicht die leidlichste Gattung der Schmerzen zu überstehen hoffet.

Der sonst so schreckliche Tod selbst kömmt ihnen oft so entsetzlich nicht vor, als seine Vorbothen, die langwierigen Krankheiten. Sie sind irgend selbst einmal aus überflüssiger Zärtlichkeit in Ohnmacht gesunken, und glauben also in dieser sanften Einschläferung des Geistes, einen Vorschmack des Todes gekostet zu haben. Und dergleichen gelinde Todesart würden sie sich wünschen, wenn es die Vorsehung in ihren Dünkel gestellet hätte, sich ihrer Verzärtelung gemäß einen beqvemen Weg aus der Welt zu wählen. Allein durch allerhand anhaltende Zufälle täglich mehr entkräftet zu werden, alle seine Glieder schwinden, seine Gestalt verfällen, seine Schwachheit täglich zunehmen zu sehen, und bey dem allen noch mancherley Schmerzen zu empfinden; das, das dünket solchen verwöhnten Naturen eine Todesart zu seyn, um deren gnädige Abwendung man Gott eifrigst anzuflehen Ursache habe.

Doch was geht uns diese unartige Zärtlichkeit an, die nur auf ihre körperliche Empfindungen denket, aber das wahre Beste ihres unsterblichen Geistes nicht in Erwegung zieht? Sie wissen es besser, hochgeschätzte Anwesende, daß ein plötzliches Ende, so sanft es auch immer seyn mag, wenige Menschen in derjenigen Verfassung antrifft, darinn sie im Stande wären, von ihrem

Wandel Rechenschaft zu geben. Wie ist es doch möglich, im Hause, auf den Gassen, im Felde, auf Reisen, bey Tische, auf dem Lager, mitten in seinen Geschäfften, mitten in den Eitelkeiten der Welt, unter tausend Sorgen der Nahrung, ja bey hundert weltlichen Angelegenheiten, die mehrentheils das ganze Herz in Unruhe setzen, wie ist es da möglich, frage ich, allezeit auf seiner Hut zu stehen, und einer seligen Abfahrt in die Ewigkeit versichert zu seyn? Man muß es wahrlich in der Selbstliebe, und in den Schmeicheleyen von seiner eingebildeten Heiligkeit sehr weit gebracht haben, wenn man sich selbst mit so süßen Träumen betrügen kann.

Um wie viel zuträglicher ist es rechtschaffenen Christen, wenn ihnen die göttliche Langmuth einen Bothen nach dem andern schicket, der ihnen gleichsam zuruffet: Bestelle dein Haus! So schrecklich diese Stimme einem Menschen klinget, der die Welt für seinen Himmel hält: So heilsam sind ihm alsdann beschwerliche Zufälle und schmerzhafte Krankheiten. Diese versalzen ihm allmählich alle Süßigkeiten des Lebens. Er wird mit Gewalt aus unzähligen Beschäfftigungen gerissen, die ihn sonst hinderten, für das Wohl seiner Seelen zu sorgen. Er wird an das Bette geheftet, und bekömmt Muße genug, seinen vorigen Wandel zu prüfen. Er verliert auch allmählich die Hoffnung zur Genesung, und fängt an mit Ernst an das Ewige zu denken. So wird ihm oft eine monatliche Krankheit eine Schule des Christenthums, und ein kurzes Lager weit nützlicher zu dem einen Nothwendigen, als ihm vorhin zehn, oder zwanzig gesunde Jahre gewesen waren.

Eben diese Bewandniß hat es mit den Angehörigen solcher Sterbenden. Wie bestürzt würden dieselben nicht oftmals seyn, wenn ihnen ihre Bluts- und Gemüthsfreunde so unverhofft aus den Armen gerissen würden! Wie groß könnte nicht die Unordnung ihres Hauswesens, wie verwirrt die Wohlfahrt ganzer Geschlechter und Häuser dadurch werden; wenn die Häupter derselben gleichsam durch einen Blitz entgeistert würden? Die heftige Bestürzung könnte leicht alle Thränen der Hinterbliebenen hemmen, und das rechtschaffenste Kind würde

zuweilen kaum im Stande bleiben, seinen theuresten Aeltern die letzten Pflichten der Ehrfurcht und Dankbarkeit zu leisten.

Aber wie tröstlich ist es hingegen, wenn ein sterbender Jacob sein Geschlecht vor seinem Ende noch segnet, sein Begräbniß selbst anordnet, seinen letzten Willen deutlich erkläret, und also im Friede zu seinen Vätern gesammlet wird. Da rühmet sich denn noch ein jeder der letzten Liebeszeichen des Erblaßten! Da erinnert sich ein jeder seiner letzten Worte! Da gründet sich die Hoffnung treuer Kinder mehr auf den kräftigen Segensspruch, als auf das nichtige Erbe seines Vaters! So herrschet denn endlich auch Ruhe und Einigkeit in den Häusern, die zwar durch einen empfindlichen Verlust gekränket; aber nicht durch einen unversehenen Donnerschlag zerschmettert worden.

Ferne sey es, daß ich mich unterstehen sollte, noch weiter in die Geheimnisse der göttlichen Vorsehung zu dringen. Ich behaupte nur, daß ein langwieriges Ende eine Wohlthat Gottes sey; will aber deswegen nicht bejahen, daß ein plötzlicher Tod allemal für ein Zorngerichte des Höchsten zu halten sey. Gott hat, wie allenthalben, also auch hier, allezeit heilige Ursachen seines Verfahrens. Wer will mit seinem blöden Gesichtsstrale die dicken Nebel zertheilen, in welche er die Heimlichkeiten seiner Regierung verhüllet. Wir verehren seine Wege mit Ehrerbiethung; preisen ihn aber, daß er unsre hochselige Frau Doctorinn unter andern Wohlthaten auch mit einem allmählich herannahenden Ende beseliget hat.

Ihre erste Ankunft und Geburt war schon ein Merkmaal göttlicher Liebe. Von rechtschaffenen Aeltern an die Welt gebohren zu seyn, das ist in Wahrheit kein geringes Stücke der menschlichen Wohlfahrt, und hierinn hatte unsre Hochselige keinen schlechten Vorzug vor vielen tausenden. Ihr sel. Herr Vater ist gewesen der hochwürdige, hochedle, veste und hochgelahrte Herr, Herr Gottfried Nicolaus Ittig, der Weltweisheit und beyder Rechten Doctor, Codicis Prof. Publ. Ord. der löblichen Juristen-Facultät Assessor, des kleinen Fürsten-Collegii Collegiat, der hohen bischöflichen Stiftskirche zu Merseburg Domherr, und der hiesigen hochlöblichen Akademie Decemvir.

Ihre

Ihre selige Frau Mutter aber war Frau Anna Gertraut, eine Tochter Hn. Anton Günther Böschens, auf Sietzsch, Gördenitz und Kühna, churfürstlichen sächsischen Raths, wie auch des Raths zu Leipzig ansehnlichen Syndici. Von so wackern Aeltern und Großältern war nun unsre hochselige Frau Doctorinn entsprossen: Und es ist also schwer zu sagen, ob sie ihren nachfolgenden Tugendwandel mehr den herrlichen Exempeln, die ihr beständig vor Augen gewesen, oder der trefflichen Anleitung ihrer eigenen Aeltern, oder ihrem fast von Natur zum Guten geneigten Gemüthe zuzuschreiben gehabt. So viel ist wahrscheinlich, daß alles dreyes etwas dazu beygetragen, und daß es ihr also in ihren anwachsenden Jahren an einer vollkommenen jungfräulichen Tugend nicht hat fehlen können.

Wenn es mir möglich wäre, hochgeschätzte Anwesende, ihnen dieselbe abzuschildern, wie sie nunmehro vor ein und dreyßig Jahren, das ist, etwa im achtzehnten ihres Alters, allen, die sie zu kennen die Ehre gehabt, ins Auge gefallen: Was würde ich ihnen nicht für einen anmuthigen Entwurf vor die Augen stellen! Ich würde die Kunst verstehen müssen, eine blühende Jugend, voller Artigkeit und Schönheit, mit einem bescheidenen und schamhaften Antlitze zu verschwistern. Bald würde ich ihnen das gottesfürchtige Herz, bald die Erfahrenheit im Hauswesen, bald den Gehorsam gegen die werthesten Aeltern, bald die allerreineste jungfräuliche Zucht und Ehrbarkeit zu beschreiben suchen. Und dieses alles würde doch nur noch ein unvollkommener Abriß desjenigen seyn, was unser hochbekümmerter Herr Wittwer damals an seiner verlobten Ittiginn umarmet hat.

Allein gesetzt, es wäre mir solches möglich, so würde es doch itzo viel zu weitläuftig für mich fallen; und ich bemerke hier nur die andre Wohlthat des Höchsten, gegen die Hochselige, in einer glücklichen und gesegneten Ehe. Dreyßig volle Jahre hat dieselbe mit einem liebreichen und erwünschten Eheherrn in vergnügtem Wohlstande gelebet; und zehn Pfänder ihrer Liebe haben sie, als deutliche Zeichen des göttlichen

lichen Segens, aus ihrem Ehebette gehoben. Zwar hat der Höchste den größten Theil dieser Geschenke beyzeiten wieder zu sich genommen. Von fünf Söhnen sind nur zweene, und von eben so viel Töchtern ist nur eine einzige noch am Leben, welche allerseits ihrer hochseligen Frau Mutter mit wehmüthigen Thränen das Geleite geben. Doch hat es auch bey so wenigen Ueberbleibseln ihres Ehesegens nicht an vielfältiger Freude gefehlet. Denn die Hochselige hat nicht nur ihre beyde Herren Söhne in den höchsten akademischen Würden, theils in der Rechtsgelahrtheit, theils in der Weltweisheit, durch vielfältige Proben ihrer Geschicklichkeit und ihres Fleißes täglich berühmter werden gesehen; sondern auch das Vergnügen gehabt, zween wohlgerathenen Töchtern, bey standesmäßigen Vermählungen, mit eigener Hand den Brautschmuck aufzusetzen. Und da die ältere derselben in ihrem ersten Kindbette ihr zur Ewigkeit vorangegangen: So ist auch dieses keine geringe Freude für die Hochselige gewesen, daß sie eine kleine Enkelinn, als ein wahres Ebenbild derselben, die Zeit her, mit großmütterlichen Lippen hat küssen können.

Was könnte ich hier nicht für ein weitläuftiges Lob von den vielfältigen Tugendproben beyfügen, hochgeschätzte Anwesende, welche die Hochselige die ganze Zeit ihres Lebens über abgeleget hat. Ich würde rühmen müssen, wie liebreich gegen ihren Eheherrn, wie zärtlich gegen ihre Kinder, wie sorgfältig in ihrem Hauswesen, wie gerecht und gefällig gegen jedermann sie allezeit gewesen sey. Ich würde ihre Bescheidenheit im Glücke, ihre Gelassenheit im Unglücke, ihre Frömmigkeit gegen Gott, ihre Liebe gegen ihren Nächsten, ihren Glauben, ihre Andacht, ihre Mäßigkeit, ihre Geduld, und ihre unermüdete Arbeitsamkeit zum Besten ihres ganzen Hauses hinzusetzen müssen. Allein die Zeit verbeut mir, so weitläufig zu seyn, und bloß das letztere dienet zu meiner Absicht, da ich von ihrem langsam herannahenden Ende geredet habe.

Der große Eifer unsrer Hochseligen, in Verwaltung ihrer Hausgeschäffte, hatte es nämlich zum Theil verursachet, daß ihre Leibeskräfte, die ohnedem die stärkesten nicht seyn mochten, sich allmählich vermindert hatten. Eine leuchtende Fackel verzehret sich in dem Dienste der Menschen und verlischt endlich gar, wenn ihre Nahrung keinen Zufluß mehr hat. So war es mit der hochseligen Frau Doctorinn beschaffen: Eine langwierige Krankheit drohete den werthen Angehörigen schon seit etlichen Monaten den Trauerfall, den sie voritzo beweinen müssen. Alle Arzneyen konnten die zusehens abnehmenden Kräfte der Natur nicht ersetzen; oder das Ziel ihres wohlgeführten Lebens weiter hinausstecken. Dieses alles aber machte sich unsre Hochselige so zu Nutze, daß sie desto fleißiger an ihr Ende dachte, und sich zu einem seligen Abschiede nach der Ewigkeit bereit machte.

Kommt her, und lernet hier die letzten Stunden eures Laufes wohl anwenden, ihr Eitelgesinnten, die ihr euer Leben so zubringet, als ob ihr niemals sterben müßtet! War gleich der ganze Wandel unsrer Hochseligen eine beständige Vorbereitung zum Tode gewesen: So hielt sie es deswegen nicht für überflüssig, auch die letzten Augenblicke noch wohl anzuwenden. Sie empfing noch den Tag vor ihrem Ende die letzte Stärkung ihrer Seelen von der Hand ihres Beichtvaters, als der Leib von den Händen der Aerzte keine mehr anzunehmen fähig war. Der Blutauswurf hörete zwar auf, da die Qvelle desselben zu versiegen begunnte: Aber ihr andächtiger Geist tröstete sich mit dem Blute des Lammes, vor dessen Stuhle sie bald zu erscheinen verhoffete.

Dieses erfolgte den folgenden Morgen um diejenigen Frühstunden, an der ihr Erlöser vormals die Pforten des Todes überwältiget hatte. Sie entschlief unter Singen und Bethen, und bey völligem Gebrauche ihrer Vernunft; und scheuete den Tod nicht, zu welchem sie sich so wohl vorbereitet hatte. Und die Hoffnung der herrlichen Auferstehung, die ihr auferstandener Heiland ihr erworben hatte,

machte sie muthig, auch die dunkeln Schatten der sonst so fürchterlichen Grabesnacht nicht zu scheuen.

Sagen sie nunmehro selbst, hochbetrübte Leidtragende, sind dieses alles nicht Umstände, die ihnen allerseits zu kräftiger Aufrichtung dienen können? Ist gleich der Tod der hochseligen Frau Doctorinn etwas frühzeitig gekommen: So ist er doch nicht plötzlich, so ist er doch vernünftig, so ist er doch christlich, so ist er doch selig gewesen! Noch mehr! Keine unerzogene Weyse bethränet ihren Sarg. Alle ihre werthe Kinder sind in solchen Jahren, da sie der mütterlichen Sorgfalt so nöthig nicht mehr haben. Der hochbekümmerte Herr Wittwer selbst hat ein und dreyßig Jahre einer vergnügten Ehe mit ihr genossen. Fürwahr eine Zeit, die tausend und tausend Eheleute nicht beysammen erleben, wenn ihnen gleich die Jahre als einzelne Tage zu verfließen scheinen.

Ich unterfange mich also nicht, ihnen einen Trost einzusprechen, den dero eigene Gottesfurcht und Standhaftigkeit ihnen am besten geben kann. Sie erkennen hier, wie sonst überall, die Spuren der göttlichen Vorsehung. Diese macht alles untadelich; und so wird ja dieser Todesfall das erste nicht seyn, darinnen sie etwas versehen hätte!

Sie, hoch- und werthgeschätzte Leichenbegleiter, verlangen vermuthlich die Danksagung nicht einmal, die ich ihnen nach Gewohnheit abstatten soll. Ich weis, dero Freundschaft und Gewogenheit gegen das betrübte Trauerhaus ist so groß, daß sie noch weit ein mehreres zu thun bereit wären, um selbiges dadurch einigermaßen aufzurichten: Und die Verdienste unsrer hochseligen Frau Doctorinn sind ihnen allerseits so werth gewesen, daß sie es für ihre Pflicht gehalten, ihrem entseelten Körper das letzte Geleite zu geben.

Gott gebe, daß ihnen allen dergleichen Ehre, zwar später, als unsrer Hochseligen, doch eben so willig und rühmlich als derselben, wiederfahren möge!

Lob- und Trauerrede,
Auf Sr. Magnificenz den seligen Herrn Doctor Ludewig.

So muß ich denn abermal auf dieser Stelle einen Trauerredner abgeben, Magnifice Academiae Rector, wie auch, allerseits nach Standes Gebühr hoch und werthgeschätzte Leichenbegleiter! so muß ich denn zum drittenmale ein Schmerzensbothe dieses hochbetrübten Hauses werden: Eines Hauses, welches immer aus einer Trauer in die andre gesetzet wird, und die empfindlichsten Todesfälle, die man erfahren kann, kurz hintereinander empfunden hat. Ja, ja, die schwere Hand des Höchsten ist ihrer strengen Züchtigungen noch nicht müde geworden. Sie ist die Zeit her immer stuffenweise gegangen. Sie hat sich nach und nach, allezeit ein wichtigeres Opfer, aus dem Geschlechte der schmerzlich betrübten Leidtragenden erwählet. Auf eine tugendhafte Tochter und Schwester desselben folgte eine preiswürdige Mutter und Ehegattinn: Und kaum hat man den Flor über ihren frühzeitigen Hintritt etwas aus den Augen geschlagen: So erfolget noch ein weit härterer Fall! Das Haupt der ganzen ludewigischen Familie neiget sich; der Stamm so vieler gesegneten Zweige sinket dahin; die fruchtbare Qvelle so vieles Guten versieget; kurz, ein gütiger Vater und zärtlicher Großvater erblasset! Ich sage noch viel zu wenig; eine Stütze unsrer hohen Schule; eine Zierde ihrer Lehrer; das Haupt des philosophischen Ordens; ein ansehnliches Glied der heutigen gelehrten Welt, hat der Natur endlich auch folgen, und den Weg aller Sterblichen betreten müssen.

Sie wissen es, hochgeschätzte Anwesende, von wem ich rede. Wir bedauren den Magnificum, hochwürdigen, hochachtbaren und hochgelahrten Herrn, Herrn Christian Ludewig, Erb- Lehn- und Gerichtsherrn auf Sietzsch, Gördenitz, groß und klein Kühna, der heil. Schrift hochberühmten Doctor, des Organi Aristotelici Prof. Ordinarium, wie

auch

auch des Talmuds und der orientalischen Sprachen Extraordinarium, einer löblichen Universität Decemvir und Subsenior, des Collegii unsrer lieben Frauen der Zeit Präpositum, desselben und der pohlnischen Nation, wie auch der löblichen philosophischen Facultät Senior, und itziger Zeit selbiger Facultät hochansehnlichen Decanum.

O daß doch mit diesen anwachsenden Trauerfällen auch mein Vermögen steigen möchte, dieselben würdig zu bedauren! Oder da ich dieses nicht hoffen kann; wann man doch diese schwere Pflicht einem geschicktern Redner aufgetragen hätte, als mir, der ich weder Gelehrsamkeit noch Gaben genug besitze, ein so wichtiges Lob gebührend zu erzählen! Ueber dieses besitze ich selbst kaum die Standhaftigkeit, mich über diesen Todesfall aufzurichten: Weit gefehlt, daß ich andre zu trösten fähig seyn sollte! Denn ich selbst, hochgeschätzte Leichenbegleiter, verliere an dem Hochseligen einen Mann, den ich als einen Vater geehret, als einen Gönner hochgeschätzet, als einen Frund geliebet, als einen Gelehrten aber mir zum Muster vorgesetzet habe. Vergeben sie also, wenn meine Rede bald meine Ungeschicklichkeit, bald meine Verwirrung verrathen wird. Wegen des erstern mögen mich diejenigen entschuldigen, deren Verlangen ich hiermit Folge leiste: Wegen des letztern aber wird mich verhoffentlich dero eigene Billigkeit vertreten; die es mir nicht verargen kann, wenn man die Särger so hochverdienter Männer mit menschlicher Empfindung ansieht.

Ich will mich indessen nicht anheischig machen, eine ausführliche Lobrede auf den Hochseligen zu halten. Dieser Last mögen sich stärkere Schultern unterziehen. Ich überlasse es denen, die es Amts halber thun, auch mehr Zeit und Vermögen dazu haben werden. Ich will nur einen Schattenriß zu dem Gemählde unsers theuren Ludewigs geben; und werde zufrieden seyn, wenn man daraus seine vielfältige Verdienste, so wohl gegen das gemeine Wesen, als gegen sein Hauswesen und gegen die Seinigen wird erkennen können. Wird man dieselbigen daraus mehr errathen müssen, als

deut-

deutlich wahrnehmen können; so werde ich doch nicht der einzige seyn, dessen Zunge zu unvermögend gewesen, wenn sie von erheblichen Dingen zu sprechen genöthiget worden.

Wundern sie sich aber nicht, hochgeschätzte Anwesende, wenn der erste und wichtigste Theil meiner Rede von lauter Fleiß und Arbeit, von Sprachen, von Wissenschaften, von gelehrten Schriften, von Schulämtern, von akademischen Würden und Ehrenstellen handeln wird. Ich habe einen Gelehrten zu loben, dessen ganzer Lebenslauf eine Kette von lauter solchen Gliedern gewesen. Und was könnte ich rühmlichers von demjenigen sagen, der durch eine treue Erfüllung seiner Pflichten dem himmlischen Berufe der ewigen Vorsehung ein Gnügen gethan hat, die einem ieden seinen Stand anweiset; unserm Hochseligen aber die Gelehrsamkeit zu erweitern und fortzupflanzen anbefohlen hatte.

Kaum hatte der Hochselige in Landeshut, einer namhaften Stadt des glückseligen Schlesiens, das Licht der Welt erblicket und die erste Kindheit zurücke geleget, als die ersten Keimen schon zeigeten, was für ein herrliches Wachsthum sich die gelehrte Welt von einer so zarten Pflanze zu versprechen hätte. Zwar der Stamm seines Hauses war nicht das herrlichste, welches zu dieser Hoffnung Anlaß geben, oder zu ihrer Erfüllung vielen Vorschub thun konnte. Eine ehrliche Geburt aus einem mittleren Bürgerstande, und eine mäßige Erziehung bis in sein sechszehntes Jahr, das war es fast alles, dessen sich der Hochselige von seinen Aeltern zu rühmen gehabt. Allein es ist bekannt, daß das Geblüte in die Gelehrsamkeit keinen Einfluß hat. Der Adel der Geschlechter pflegt die Wissenschaften viel leichter zu hindern, als zu befördern. Die Gelehrten müssen sich durch eigene Kräfte, nicht aber durch die Hülfe ihrer Vorfahren empor schwingen: Und es ist ihnen längst etwas eigenes gewesen, daß sie selbst ganze Geschlechter geadelt, und den unbekanntesten Häusern Licht und Glanz zuwege gebracht haben.

So schön ist es unserm Hochseligen gelungen; an dessen Aeltern vielleicht itzo nicht mehr gedacht werden würde,

wenn sie nicht einen Sohn gezeuget hätten, der durch den Adel seines Geistes sie selbst vor der Vergessenheit hätte beschützen können. Stellen sie sich denselben, hochgeschätzte Anwesende, auf allen Stuffen seiner Ehrenbahn, und in allen Uebungen seines vortrefflichen Fleißes vor Augen. Sehen sie zurücke in seine erste Jahre, wie er in Landeshut die ersten Gründe in Sprachen und freyen Künsten leget, wie er in dem breßlauischen Elisabethano unter Thomä, Gebhards und Hankens Anführung sich zur Akademie geschickt macht; wie er endlich in Leipzig selbst anlanget, um das angefangene Gebäude seiner Gelehrsamkeit vollends hinaus zu führen. Betrachten sie ferner, wie er hier in orientalischen Sprachen August Pfeifern, in der Weltweisheit Valentin Alberti und Johann Schmidten, in der Wissenschaft der Natur und der Gestirne Professor Hardten, in den Geschichten Doctor Frankensteinen, und in der Weltbeschreibung Doctor Günthern, zu seinen Lehrmeistern erwählet. Erwegen sie endlich, wie er sich mit öffentlichen Proben seiner Gelehrsamkeit hervor thun, und darauf die erste und andre philosophische Würde zur Aufmunterung seines rühmlichen Fleißes davon trägt.

Dieses, hochgeschätzte Anwesende, waren die Jahre, in welchen der Hochselige den dauerhaften Grund zu seinem ganzen künftigen Glücke geleget hat. Ich weis es nicht, ob selbiger schon damals den Entschluß gefasset, sein Vaterland zu verlassen, und seinen beständigen Aufenthalt hier in Leipzig zu suchen. So viel ist gewiß, daß die weisen Grundgesetze der hiesigen hohen Schule ihm so wohl, als allen übrigen Fremden, Hoffnung machen konnten, seine völlige Versorgung mit der Zeit zu erhalten. Allein gesetzt, daß dieses sein Entschluß gewesen: Wie groß sind nicht bey dem allen die Schwierigkeiten, die sich solchen Absichten zu widersetzen pflegen! Und wie viele werden nicht dadurch kleinmüthig gemacht, daß sie vor der Zeit an ihrem Glücke verzagen und den Rückweg in ihr Vaterland beschleunigen! Unser Hochseliger erfuhr es zwar, daß es nichts leichtes sey, an einem

frem-

fremden Orte empor zu kommen: Aber er war standhaft genug, die rechte Stunde zu erwarten. Es gehörten viel unleugbare Verdienste dazu, sich aus dem großen Haufen hervor zu heben: Aber er hatte Verstand und Fleiß genug, sich dieselben zu erwerben. Es gehörten mächtige Gönner und Freunde dazu, die unparteyisch genug wären, die Gelehrsamkeit und Tugend an einem Fremden zu erkennen, und sie des Lohnes würdig zu achten: Aber er wußte sich dieselben durch die herrlichsten Eigenschaften selbst zuwege zu bringen.

Es erfolgte nach und nach der gerechte Lohn so vieles Wohlverhaltens. Denn nachdem er sich mit Disputiren und Lesen die Stelle eines Assessors in der philosophischen Facultät erworben; und sich zehn Jahre lang als ein fleißiger Lehrer der studirenden Jugend gewiesen hatte, fieng auch das Glück an, ihn zu suchen. Es ward ihm anfänglich ein ansehnliches Schulamt allhier, hernach fast drey Jahre darauf die Profession der orientalischen Sprachen, und ein Jahr hernach auch die philosophische Profession, anvertrauet und aufgetragen. Also war es denn mit seiner Wohlfahrt unserm Hochseligen nach Wunsche gelungen: Und es wird vermuthlich niemanden Wunder nehmen, wenn er itzo hören wird, daß ihm auch die theologische Licentiatenwürde kurz darauf verliehen, und nachdem er mit der Zeit sein beschwerliches Schulamt niedergeleget, auch der Doctorhut aufgesetzet worden; ja daß ihm endlich das Amt eines Decani der philosophischen Facultät sechsmal, die Würde eines Procancellarii dreymal, das Amt eines Rectoris Magnifici aber zweymal anvertrauet worden.

Sie sehen es wohl, hochgeschätzte Anwesende, wie kurz ich hier alles zusammen fassen muß, um mir nicht die Zeit zu dem übrigen zu rauben, davon ich noch zu reden habe. Ich weis wohl, daß ich unter die Belohnungen der Wissenschaften und Tugenden unsers Hochseligen auch solche Aemter gerechnet habe, die zwar viel Ehre, aber auch desto mehr Lasten bey sich führen. Allein unserm Hochseligen war alle Arbeit zu einer Lust; ja, so zu reden, zu einer andern Natur gewor-

den. Wie viel Stunden, ja wie viel Tage würde ich nicht nöthig haben, wenn ich alle seine in der Historie, in der Gottesgelahrtheit und in der orientalischen Litteratur ans Licht gestellte Schriften, Dissertationen, und Programmata erzählen, alle seine akademische Lectionen nennen; alle Verwaltungen, die ihm im Namen der Universität aufgetragen worden, und ihre sorgfältige Beobachtung, anführen und rühmen wollte. Wahrhaftig, auch die Feinde unsers Hochseligen; wo anders ein so friedliebendes, sanftmüthiges und verträgliches Herz dergleichen haben kann; auch diese, sage ich, werdens gestehen müssen, daß niemals eine Woche, ein Tag, eine Stunde vergangen, darinn nicht unser Hochseliger seine Arbeitsamkeit zum gemeinen Besten ganz unermüdet hätte spüren lassen.

Der Tod selbst hat ihn, so zu reden, nicht müssig angetroffen. Mitten in den Beschäfftigungen eines beschwerlichen Amtes ist der hochselige Herr Doctor uns entrissen worden. Er war seit zwey Jahren mit einer entkräftenden Krankheit behaftet: Gleichwohl hat er in währender Zeit weder das Rectorat, noch das Decanat ausgeschlagen. Aber welche Pflichten hat er dabey versäumet? Welchen Theil seiner Schuldigkeit hat er nicht beobachtet? Wer hat über die Verzögerung seiner Geschäffte zu klagen gehabt? Und wer kann wohl sagen, daß er jemals das gemeine Beste seiner eigenen Beqvemlichkeit nachgesetzet habe? Nein, Schwachheit, Alter, Hausgeschäffte, Familiensorgen, Trauerfälle, ihr gewöhnlichen und scheinbaren Ausflüchte der Saumseligen; ihr alle habt unsern Hochseligen von Erfüllung seiner Pflichten niemals abhalten können.

Vielleicht beseufzen sie, hochbetrübte Leidtragende, dasjenige Lob, welches man dem Hochseligen in diesem Stücke schuldig ist. Vielleicht bedauren sie die gar zu große Arbeitsamkeit des Erblichenen, welche seine Kräfte so geschwächet, daß er ihnen um etliche Jahre früher entgangen, als wohl bey einer gemächlichern Lebensart geschehen seyn würde. Es ist nicht allerdings zu misbilligen, was sie hiermit wünschen. Wer behält die Seinigen nicht gern so lange am Leben,

ben, als es möglich ist! Wer sieht diejenigen gern zeitig erblassen, von denen alle seine Wohlfahrt herrühret, und mit deren Jahren dieselbe noch täglich anwachsen kann! Allein es ist gleichwohl nicht billig, daß man um seiner Beqvemlichkeit halber seine Pflichten versäumet; und dem gemeinen Wesen zu dienen unterläßt, weil man seine Kräfte dadurch zu schwächen fürchtet. Es giebt leider! ohnedem der nachläßigen Hände nur gar zu viele, die alles gethan zu haben glauben, wenn sie sich selbst wohl gepfleget haben: Gerade, als ob der Mensch nur darum in der Welt wäre, daß er leben, nicht aber auch andern nützlich seyn sollte. Wohl ihnen, hochgeschätzte Leidtragende, daß man ihrem hochseligen Herrn Vater und Schwiegervater dergleichen Vorwurf nicht machen kann! Wohl ihnen, daß sie ein solches Muster zur Nachfolge an ihm gehabt haben, welches desto kräftiger bey ihnen seyn wird, je näher sie es allezeit vor Augen gehabt haben.

Wie aber? Haben sich denn die großen Verdienste unsers Hochseligen nur im Absehen auf das gemeine Wesen gewiesen? Hat er einzig und allein in öffentlichen Geschäfften seine Kräfte verzehret? Hat er etwa die Seinigen, sein eigenes Haus, seine Blutsverwandten und Gemüthsfreunde darüber versäumet? Nein, hochgeschätzte Anwesende, der Hochselige hat alles das erfüllet, was man von einem Ehegatten, von einem Vater, von einem rechtschaffenen Freunde jemals fordern kann. O könnte ich doch hier von dem liebreichen Ehestande ein lebhaftes Bild entwerfen, den selbiger mit seiner geliebten Ittiginn dreyßig Jahre lang geführet hat! Wie auf den höchsten Bergspitzen die Luft allezeit klar und heiter ist, daß weder Sturm noch Ungewitter sich daselbst spüren läßt, ob es gleich in den umliegenden Thälern hagelt, donnert und blitzet: So soll von rechtswegen ein vollkommener Ehestand beschaffen seyn. Und so angenehm und friedlich war auch der Himmel der ludewigischen Ehe allezeit gewesen, bis vor einem halben Jahre diese lange Stille durch den frühzeitigen Tod des einen Theiles gestöret wurde; da denn nothwendig ein Thränenregen auf den andern erfolgen

 mußte.

mußte. Und wenn es in menschlichem Vermögen stünde, zu sterben, wenn man selber will: So könnte man, nach der zärtlichen Liebe dieser vollkommenen Ehegatten, sehr wahrscheinlich sagen: Die hochselige Frau Doctorinn, die mit ihrem Eheherrn fast zugleich erkranket, hätte mit Fleiß, eher als derselbe, die Welt verlassen wollen, damit sie nur seinen schmerzlichen Verlust nicht hätte erleben dörfen.

Und was soll ich von der väterlichen Sorgfalt unsers Hochseligen, gegen seine sämmtlichen Herrn Söhne und Frauen Töchter, sagen? Wenn hat er es ihnen in der zarten Kindheit und Jugend an väterlicher Zucht, wenn hat er es ihnen an herrlichen Regeln und Ermahnungen, wenn hat er es ihnen endlich auch an guten Exempeln fehlen lassen? In Wahrheit der glückliche Erfolg ihrer allerseitigen Auferziehung hat zur Gnüge erwiesen, daß solches niemals geschehen sey. Hat nicht der Hochselige die Freude gehabt, den ältern seiner Herrn Söhne als einen würdigen Doctor der Weltweisheit und beyder Rechte, Consulenten und Rechtsbeystand zu sehen, und sich, bey seiner letzten Schwachheit, dessen, als eines treuen Gehülfen zu bedienen? Hat er nicht seinen jüngern Herrn Sohn, als Assessorn der löblichen philosophischen Facultät, auf seinen eigenen vormaligen Fußtapfen einhergehen gesehen? Hat er nicht seine ältere, nunmehro selige Frau Tochter, an einen wackern Rechtsgelehrten vermählet und eine wohlgeartete Enkelinn aus dieser Ehe erzeuget gesehen? Und da selbige durch einen zeitigen Tod der Welt entrissen worden; hat er nicht auch seine jüngere Frau Tochter in einem glücklichen Ehestande gesehen? nachdem er selbige an einen hocherfahrnen Arzneyverständigen vermählet hatte, der ihm durch das gemeinschaftliche Vaterland so wohl, als durch eine collegialische Freundschaft längst verbunden war.

Auch in seinem Letzten hat diese Sorgfalt für das Glücke der Seinigen noch nicht ermüden können. Die eheliche Zuneigung, die der Hochselige bey seinem ältern Herrn Sohne, zu seines erstern Herrn Schwiegersohnes tugendhaften Jungfer Schwester, wahrgenommen, war demselben so angenehm,

nehm, daß er auch sterbend seinen väterlichen Beyfall und Segen dazu hat geben wollen. Die Einigkeit und Vertraulichkeit der Geschlechter bringt gemeiniglich ihren Flor; ihre Trennung hergegen ihren Fall und Untergang zuwege, und diese wiederholte Verknüpfung zweyer ohnedem verschwägerten Häuser bedünkte demselben desto erwünschter zu seyn; je weniger er jemals das erste Bündniß zu bereuen Ursache gefunden hatte.

Soll ich noch auf diejenigen Verdienste unsers Hochseligen kommen, die seine Blutsfreunde und Verwandten von ihm zu rühmen wissen: So muß ich besorgen, daß ich hier eher zu wenig, als zu viel sagen könnte. Sie mögen selber auftreten und den Beystand unsers Hochseligen rühmen, den er ihnen allezeit mit Rath und That geleistet hat. Nur eines muß ich hier nicht vergessen. Die Schriften der Gelehrten sind ihnen so lieb, als andern Leuten ihre Kinder. Und in der That bilden sie die Gemüthskräfte ihrer Urheber so deutlich ab, als sonst die Gesichtszüge der Kinder das Antlitz ihrer Aeltern zu zeigen pflegen. Wer sich also der Schriften verstorbener Gelehrten annimmt, der thut nicht allein der gelehrten Welt; sondern auch ihren Verfassern insonderheit, einen wichtigen Liebesdienst. Wer es nun weis, daß unser Hochseliger des berühmten Superintendenten Ittigs, dem er mit naher Schwägerschaft anverwandt war, hinterlassene vielfältige Schriften ans Licht gestellet; der wird weiter nichts nöthig haben, auch in diesem Stücke die Verdienste desselben zu bewundern.

Was ist nicht noch übrig, hochgeschätzte Anwesende, so ich zum Lobe unsers Hochseligen von seinen persönlichen Verdiensten anführen müßte, wenn ich der Pflicht eines rechtschaffenen Lobredners nachkommen wollte? Soll ich ihnen noch von der Gottesfurcht desselben, von seiner Großmuth im Unglücke, von seiner Bescheidenheit im Glücke, von seiner Sparsamkeit und Wohlthätigkeit, von seiner Leutseligkeit und Dienstfertigkeit einen Abriß machen. Soll ich ihnen zeigen, wie derselbe von den Fehlern unzähliger Gelehrten befreyet gewesen, die entweder einen pedantischen Stolz, oder eine pralerische Verachtung andrer, entweder

weder das Vorurtheil des Ansehens, oder des Alterthums bey sich spüren lassen? Soll ich endlich zeigen, wie er im Lehren deutlich und ordentlich, im Schreiben gründlich, im Disputiren gelassen; überall aber ein Liebhaber der Wahrheit gewesen? Denn ohne Zweifel wird dero Scharfsinnigkeit diese und noch andre Mängel in meiner Rede angemerket haben. Ich sehe sie itzo selber ein, da mir die Kürze der Zeit den Schluß zu machen befiehlt; entschuldige mich aber damit: Daß ich mich nicht anheischig gemacht habe, eine ausführliche Lobrede auf den Hochseligen zu halten.

Sie, hochgeschätzte Leidtragende, könnten noch einen Trost von mir fordern; wenn ich ihnen denselben zu geben geschickt wäre. Allein gesetzt, ich wäre es, so würde doch dero christliche Großmuth, und dero Zufriedenheit mit den weisen Wegen Gottes, dessen nicht nöthig haben. Sollten sie aber dennoch einer Erinnerung derjenigen Wahrheiten bedörfen, die ein schmerzlich bekümmertes Herz in solchen Trauerfällen beruhigen können: So können sie dieselben von den beredten Lippen eines geistlichen Kirchenlehrers weit besser, als von mir, erwarten. Dahin verweise ich dero Thränen mit dem herzlichen Wunsche, daß der Geist der Freuden, den Gott nur seinen Freunden gönnet, dieselben bald von dero Wangen abtrocknen möge.

Ihnen aber, Magnifice Academiae Rector, wie auch allerseits hoch- und werthgeschätzte Leichenbegleiter, soll ich hiermit unterthänigen und verbundensten Dank abstatten, daß dieselben dem hochsel. Herrn Doctor das letzte Geleite zu seiner Ruhekammer haben geben wollen. Dero so zahlreiche Gegenwart giebt einen neuen Beweis von den Verdiensten des Hochseligen ab; und gereicht denen sämmtlichen hochbetrübten Leidtragenden zu besonderm Vergnügen. Sie wünschen dahero nichts mehr, als daß sie bey angenehmen Fällen Gelegenheit finden mögen, solches zu verschulden: Um dadurch zu bezeigen, daß sie dero allerseitige Verdienste lieber lebendig verehren, als dermaleins abgestorben bedauren wollen.

Trauerrede,
auf den seligen Herrn Magister Uhsen,
in der vertrauten Rednergesellschaft gehalten.

Allerseits hoch- und werthgeschätzte Anwesende,

Was die Gewohnheit wohlgesitteter Völker vorlängst eingeführet hat, was die Vernunft selbst billiget, und wackern Männern als eine Frucht ihrer Verdienste zuerkennet; was sich ein jedes rechtschaffenes Gemüthe nach seinem Tode selbst wünschet, und was endlich unsre Pflicht uns gegen die Mitglieder unsrer vertrauten Rednergesellschaft auferleget; dasjenige sind wir itzo willens, gegen den weiland hochwohledlen, hochwohlgelahrten Herrn, Herrn M. **Erdmann Uhsen**, des hochfürstlichen merseburgischen Gymnasii viele Jahre her treuen und hochverdienten Rectorn, aus Schuldigkeit und eigener Neigung zu beobachten.

Sie verstehen es zweifelsfrey alle, hochzuehrende Herrn, daß ich von einem ehrenvollen Andenken rede, welches man seinen Verstorbenen zu widmen pflegt. Dieses ist nach dem Beyspiele vieler Völker auch bey uns im Schwange; dieses heißt die strengeste Billigkeit bey dem Grabe der Tugendhaften gut; dieses wünschen wir alle dermaleins zu erlangen, und dieses verordnen endlich auch unsre weisesten Gesetze. Was können wir also gewöhnlichers, vernünftigers, beweglichers und gerechters unternehmen, als da wir itzo die sonderbaren Verdienste eines vormaligen Mitgliedes unsrer Gesellschaft verehren wollen, welches in seinem Leben und Tode recht ehrwürdig gewesen?

Diejenigen sind hier keines Gehöres werth, welche aus einer angemaßten Unempfindlichkeit nach keiner Ehre was fragen; und, da sie in ihrem Leben nichts löbliches verrichten, auch nach dem Tode nicht gelobet werden wollen. Sie verachten tückischer Weise eine Sache, darauf sie sich keine Rechnung zu machen haben; und wollen dafür angesehen seyn, als ob sie großmüthiger wären, als andre; da sie doch bloß

aus Kleinmuth an dem guten Andenken der Nachkommenschaft verzweifeln müssen.

Ungeachtet wir nun diejenigen nicht sind, welche bloß die Ehre und das Lob der Menschen für ihr höchstes Gut halten; ungeachtet wir auch nicht den Beyfall des Pöbels, und ein flüchtiges Gerüchte von unserm Namen für eine besondere Glückseligkeit ansehen: So erkennen wir doch das rühmliche Urtheil der Weisen, und die Lobsprüche verständiger und tugendhafter Männer für eine süße Frucht unsers Wohlverhaltens. Wir sehen überdieß die wahre Ehrliebe, die Gott allen vernünftigen Geschöpfen eingepflanzet hat, für einen kräftigen Sporn zur Tugend an: Immaßen unzählich viel Gutes in der Welt nachbleiben würde, wenn man nicht durch die Ruhmbegierde dazu angefrischet, und wider alle Schwierigkeiten tugendhafter Thaten gleichsam gewaffnet würde.

Kein Stand ist in der menschlichen Gesellschaft zu finden, der nicht überflüssige Gelegenheit hätte, sich nach seiner Art der Ehre und des Lobes fähig zu machen. Und wer ist wohl in aller Welt so elend daran, der sich davon ausschließen könnte; da ja ein jeder seine besondre Pflichten hat, in deren Beobachtung ein Weiser seinen höchsten Ruhm suchet. Wie in den Schauspielen nicht nur derjenige Lob verdienet, der einen König wohl vorstellet; sondern auch derjenige, welcher oft die verächtlichste Person spielen muß; wenn er seine Rolle nur recht gemacht: So ist es auch in dem großen Spiele, auf der Schaubühne dieser Welt, beschaffen.

Was ist es denn Wunder, hoch- und werthgeschätzte Anwesende, daß auch geschickte Schulmänner für ehrwürdig und ehrenfähig gehalten werden? Ihr Amt ist gewiß eins von den beschwerlichsten; aber weil es auch in dem gemeinen Wesen eines von den nützlichsten ist: So giebt es allen, die sich darinn ihrer Pflicht gemäß bezeigen, ein Recht, Ehre und Ruhm zu fordern. Und es wird also niemanden befremden, wenn ich auch von unserm wohlseligen Herrn Magister behaupte, daß er im Leben und Tode ein recht ehrenwerther Mann gewesen sey.

Thue ich hierinn meiner Pflicht keine sattsame Gnüge, hochzuehrende Herren; wie ich denn nicht zweifele, daß es einem jeden unter ihnen besser als mir von statten gehen würde: So entschuldige ich mich mit der Vorschrift unsrer Gesetze, welche mir, und keinem andern, die Erneurung seines Andenkens anbefohlen hat. Wird also meine Rede vielleicht kein Lob verdienen; so wird doch mein Gehorsam bey so billigen Richtern, als ich vor mir sehe, einigermaßen für ruhmwürdig geachtet werden.

Wo könnte ich aber die Ausführung meines Satzes besser anfangen, hochzuehrende Herren, als von den akademischen Jahren unsers Seligverstorbenen? Hier hat er sich nämlich zu alle der Ehre den Grund gelegt, die ihm nachmals zu Theil geworden: Hier hat er den Weg gesucht und gefunden, der ihn zu einem wahren Lobe führen sollte. Die Gelehrsamkeit nämlich war diejenige Vollkommenheit, nach welcher er bey reisenden Jahren strebte, und wodurch er den Beyfall der Verständigen zu erwerben trachtete. Fürwahr ein sehr gebähnter; aber dem ungeachtet noch sehr rauher und beschwerlicher Pfad, zum Ehrentempel zu gelangen!

Je höher die Anzahl der Studirenden in unserm gesegneten Sachsenlande schon angewachsen ist; desto schwerer fällt es, auch geschickten Köpfen, sich hervor zu thun. Derjenige muß sich schon viel zutrauen, der in eine dichtbesetzte Rennebahn tritt, und es mit einer großen Anzahl von Läufern zugleich annehmen will! Denn wie leicht finden sich unter einer so großen Menge etliche, die es ihm zuvor thun? und wie leicht kann es kommen, daß er sich unter dem unedlen Haufen der Langsamen verlieret? Doch dieses schreckte unsern Wohlseligen nicht ab, den Kampfsplatz der Musen zu betreten. Er kannte seine Gemüthskräfte, und ob er sich gleich keine außerordentliche Fähigkeit anmaßete; so glaubte er doch durch unabläßigen Fleiß vielen überlegen zu seyn, und, wo nicht unter den ersten Siegern, doch gewiß unter denen zu seyn, die schon vor unzählichen ins Auge fallen.

Sonderlich war die Weltweisheit nebst den freyen Künsten der angenehmste Augenmerk seiner Bemühungen. Er vereinigte die Pallas mit der Svada, und die Schwestern Apollons mit dem Merkur; ich will sagen die philosophischen Wissenschaften mit der Beredsamkeit und Dichtkunst. Glückseliges Band! welches die edelsten Stücke der Gelehrsamkeit umschlinget, die den Grund zu allen andern legen, und gleichsam die Flügel sind, womit man sich empor schwingen und auf die Ehrenhügel unter den Gelehrten gelangen kann. Hätte ich nicht in dieser Versammlung zu reden, hochzuehrende Herren, so würde ich mich hierbey viel länger aufhalten. Itzo aber breche ich beyzeiten ab; denn was ist es nöthig, die Verbindung der Weltweisheit mit der Beredsamkeit zu erheben, wenn man mitten in einer Gesellschaft philosophischer Redner ist; welche es zu einer Grundregel gemacht hat, niemanden zum Mitgliede ihrer Redübungen aufzunehmen, als der sich lange vorher in den Lehren der Weisen geübet, ja sich die Lehrerwürde darinnen erworben hat.

Wer war also geschickter in diese vertraute Gesellschaft aufgenommen zu werden, als unser Seligverstorbener? Sein Verstand war mit einer Fertigkeit wohl zu denken versehen; sein Gedächtniß hatte einen Vorrath von allerley Sachen gesammlet, und seine Einbildungskraft war durch das Lesen der Poeten so bereichert und aufgemuntert worden, daß ihm nichts mehr als die Fertigkeit, geschickt zu reden, mangelte, um nach Beschaffenheit seiner Absichten vollkommen zu werden. Und wo hätte er dieses besser als in dieser Gesellschaft bewerkstelligen können? Diese war damals, wie vorhin und nach der Zeit, eine Versammlung der geschicktesten Männer, welche sich gleichsam um die Wette bemüheten, die Sprache ihres Vaterlandes und die Wohlredenheit auszuüben. Und eben diese trug kein Bedenken unsern Wohlseligen in die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen.

Ich will hiermit nicht sagen, unser Wohlseliger sey noch ein gänzlicher Fremdling in der Redekunst gewesen, als er in diese Gesellschaft getreten. Nein, er hatte bereits vor seinen akademi-

demischen Jahren, unter dem berühmten Christian Weisen, diese freye Kunst getrieben; dessen neue Kunstgriffe beredt zu werden damals in ganz Deutschland Beyfall gefunden hatten. Mit einer solchen Vorbereitung kam er schon auf die hohe Schule, und es ist leicht zu denken, daß ein ämsiges Nachlesen der besten Redner seiner Zeit, seine Wissenschaft in der Wohlredenheit noch mehr und mehr werde gestärket haben. Doch wie es mit allen Künsten mehr auf die Fertigkeit und Ausübung, als auf ein todtes Wissen ankömmt: So geht es auch in der Beredsamkeit. Und daher suchte eben unser Wohlseliger, nunmehro als ein Mann, diejenigen Uebungen zu treiben, daran es ihm bis dahin gefehlet, und die er sonst als ein Knabe so lieb gewonnen hatte.

Es ist schade, daß unsre Vorfahren nicht die Abschriften ihrer Reden gesammlet, und uns als ihren Nachkommen hinterlassen haben: Denn so würden wir, unter so vielen andern schönen Stücken der geschicktesten Männer, auch so manche Probe von unserm Wohlseligen noch in Händen haben. Doch was bedörfen wir dieses? Hat er uns nicht in einer eigenen Anleitung zur Redekunst, durch Regeln und Exempel, seine Begriffe sattsam an den Tag gelegt? Sein wohlinformirter Redner ist gewiß noch in jedermanns Händen, und hat so gar das Glück gehabt, in sehr vielen Schulen Deutschlandes zum Handbuche der Anfänger eingeführet zu werden. Ist es wahr, daß man darinn noch hier und dar einige verwerfliche Spuren der weisischen Redekunst antrifft: So ist es hingegen auch gewiß, daß er seine Regeln von vielen Fehlern seines Lehrmeisters gesäubert, und seine Exempel weit artiger eingerichtet hat, als man vorhin gethan; und daß folglich seine Redekunst für eine der besten zu halten sey, die zu der Zeit in Deutschland ans Licht getreten.

Eben so geschickt war unser Wohlseliger in der Poesie; welche er sehr glücklich mit der Beredsamkeit zu verbinden gesucht hatte. Er schrieb nicht nur selbst einen reinen Vers, sondern war auch im Stande, andern seine Wissenschaft davon

ordent-

ordentlich und deutlich mitzutheilen. Solches that er hier in Leipzig zu verschiedenen malen, und als er wohl sahe, daß seine poetische Regeln auch andern, die ihn nicht hören könnten, Dienste thun würden; so gab er auch dieselben unter dem Titel des wohlinformirten Poeten heraus. Wären wir gewohnt, die Schriften der Gelehrten nach der Elle auszumessen, so würde uns freylich dieses kleine Werkchen nicht ansehnlich genug bedünken, unserm Wohlseligen eine Ehrenpforte deswegen zu bauen. Allein der nützliche Inhalt richtet sich in Büchern so wenig nach der Größe und Anzahl der Blätter, als die Seelenkräfte nach der Stärke der Gliedmaßen eines Körpers. Für Anfänger gehören auch mehr kurze, als lange Anleitungen; und man kann mit Grunde sagen, daß unsers Wohlseligen wohlinformirter Poet mit eine von den besten Vorbereitungen zur deutschen Dichtkunst genennet zu werden verdiene.

Doch ich halte mich zu lange dabey auf, und vergesse fast die größern Schriften, die gewiß von der Wichtigkeit waren, daß sie unserm Wohlseligen nicht geringen Ruhm zuwege gebracht. Wem ist sein gelehrter Criticus nicht bekannt? ein Buch voll vielfältiger Gelehrsamkeit; worinn der Verfasser seine ganze Stärke gewiesen hat. Was soll ich von seinen akademischen Dissertationen und andern gelehrten Arbeiten sagen? Ich würde mir nur die noch übrige wenige Zeit rauben, da ich auch von seiner Beförderung reden und diejenigen Ehrenstellen namhaft machen soll, die er bis an seinen Tod mit so vielem Ruhme bekleidet hat. Dieses ist es, hochzuehrende Herren, was ich noch mit kurzem berühren muß.

So schlecht ist es, Gottlob! in der Welt noch nicht bestellt, daß Verdienste und Tugenden ganz unerkannt bleiben sollten. Die Geschicklichkeit leuchtet gleichwohl in die Augen, und erwirbt sich, auch ihren Neidern zu Trotz, Hochachtung und mancherley Belohnungen. Unseres Wohlseligen Exempel bestätigte diese Wahrheit, als man ihm, bey erledigtem Rectorate des hochfürstlichen sachsenmerseburgischen Gymnasii, dieses ansehnliche Amt austrug, und ihn dadurch für geschickt

erklä-

erklärete, den Platz eines wackern Schulmannes zu ersetzen. Der annoch lebende berühmte Hübner, Rector in Hamburg, war sein Vorfahr gewesen, und hatte damals wohl nicht gedacht, daß sein Nachfolger im Amte sein Vorgänger zur Grube werden sollte. Doch war es allerdings eine Ehre für unsern Wohlseligen, daß man an ihm denjenigen gefunden zu haben vermeynte, der in die Fußtapfen eines, wegen vieler nützlichen Schulschriften, so angesehenen Mannes treten könnte.

Wie wenig man sich in dieser Hoffnung betrogen habe, hat der Erfolg zur Gnüge gewiesen. Seit so langer Zeit ist das merseburgische Schulwesen in so erwünschtem Zustande gewesen, daß man nicht Ursache gefunden, die an dem Wohlseligen geschehene Wahl zu bereuen. Und was für Nutzen hat nicht Sachsenland von seinen vielfältigen und allezeit treugemeynten Bemühungen gehabt! Wieviel geschickte Schüler hat er nicht gezogen! Wieviel wackere Männer, die itzo hin und her schon dem Vaterlande dienen, und in allerley Aemtern stehen, haben wir ihm nicht zu danken! Alle diese rühmen noch seine Zucht, seine Anführung, seine Erinnerungen, seine Strafen, seine Geduld, seine Sorgfalt in Beförderung ihres Bestens; mit einem Worte, die vollkommene Verbindung aller Eigenschaften eines guten und redlichen Schulmannes. Dieses alles macht ihm auch in der That mehr Ehre, als hundert erkaufte oder bestellte Lobredner; und ich selbst kann ihn nicht nachdrücklicher loben, als wenn ich selbst schweige, und denenjenigen das Wort lasse, die aus seiner Schule gekommen, und ihm den Grund zu ihrem Glücke zu danken haben.

Gewisse Stände im gemeinen Wesen kommen mir nicht anders vor, als die unsichtbaren Dünste und Ausdämpfungen, die ohn Unterlaß in der Luft aufsteigen, und von niemand wahrgenommen werden; endlich aber sich in Wolken verwandeln, ganze Länder befeuchten, und die Felder mit Fruchtbarkeit und Segen erfüllen. Was ist, zum Exempel, dem ersten Ansehen nach, unmerklicher, als der Dienst,

den gute Schulmänner der Republik leisten? Wer nimmt es wahr, was für ersprießliche Wirkungen ihre Arbeit nach sich zieht? Thörichte Leute haben daher diesen Stand gar zum Sprüchworte gemacht, und eine Art von Beschimpfung daher ersonnen, wovor sie doch selbst Hochachtung und Erkenntlichkeit blicken zu lassen schuldig wären. Indessen breitet sich die heilsame Frucht des so verächtlichen Schulstaubes als ein sanfter Thau über alle Stände aus: Und vernünftige Mitbürger begreifen gar wohl, wie viel an demselben in einem Staate gelegen sey, und wissen daher auch, solchen Männern ihre gebührende Ehre zu geben.

Sie allerseits, hochzuehrende Herren, sind von dieser Gattung, wie die Vorschrift ihrer Gesetze, deren heilige Beobachtung, und die geneigte Aufmerksamkeit, damit sie auch eine schlechte Rede angehört, sattsam bezeugen kann. Sie haben mirs befohlen, unserm vormaligen Mitgliede diese Gedächtnißrede zu halten; und ich habe ihnen Gehorsam geleistet. Meine eigene Neigung treibt mich, die Verdienste zu ehren, wo ich sie finde; und alle diejenigen scheinen mir Verdienste genug zu haben, die dem gemeinen Wesen nur auf einige Art und Weise Nutzen geschaffet. Unser Wohlseliger hat das Ziel seines Lebens bey ziemlich anwachsendem Alter erreichet. Sollen wir seinen Hintritt bedauren? Nein. Die Vorsehung leidet kein Murren über ihre Verhängnisse. Sie ist weise genug, die erledigte Stelle wieder zu ersetzen. Es treffe dieses nun, wen es wolle, so wird doch allezeit der Nachfolger eines so verdienten Mannes ein löbliches Muster seiner Bemühungen vor Augen haben. Wohl ihm, wenn er in so rühmliche Fußtapfen tritt; und sich in alle seinem Vorhaben bemühet, so viel Ehre und Beyfall bey Verständigen zu erlangen, als man bey dem Grabe des Wohlseligen demselben zu bezeigen Ursache gehabt!

Trauer-

Trauerrede,
bey der Leiche des Herrn Pundts,
Th. St. aus Bremen.

Magnifice Academiae Rector,

Wie auch, nach Stand und Würden, allerseits hoch- und werthgeschätzte Anwesende,

Der Herr über Tod und Leben muß sich von seinen vernünftigen Geschöpfen niemals mehr beurtheilen und meistern lassen, als wenn er ihrer Zeit ein Ziel stecket, und die Sterblichen aus dieser Welt in eine andre versetzet. Hier kann seine Weisheit es ihnen niemals recht machen. Dem einen dünkt sein Ende zu frühe, dem andern aber viel zu spät herbey zu rücken: Und die Zahl dererjenigen ist zu allen Zeiten sehr klein gewesen, die den Tod weder gefürchtet noch gewünschet; sondern ihn mit gleichmüthiger Großmuth erwartet, und mit freudigem Herzen bewillkommet haben.

Sonderlich giebt es zwo Gattungen unter den Menschen, denen die göttliche Vorsehung, im Absehen auf ihre Lebensdauer, sehr tadelhaft zu seyn bedünket.

Einige davon sitzen, durch die Gnade des Himmels, gleichsam dem Glücke im Schooße. Die Wolken scheinen nichts als lauter Segen und Wohlfahrt auf sie herabzuschütten. Sie besitzen das Mark der Erden, und dörfen ihrem Herzen keine Lust wehren, keine Freude versagen. Was sie nur wünschen können, das steht zu ihren Diensten da: Denn die Natur scheint alle ihre Schätze und Reichthümer bloß ihnen zu gut hervorgebracht zu haben. Sie genießen zwar in der That mehrere davon, als ihr schwacher Geist fassen, und ihr zarter Körper ertragen kann: Und gleichwohl haben sie noch allezeit viel mehr, als sie genießen können. Bey diesen erwünschten Umständen nun sehen diese Günstlinge des Glückes die Welt für ihren Himmel an:

Und da sie sich nichts mehr, als die beständige, ja die ewige Dauer ihres vergnügten Zustandes wünschen können; so erschrecken sie auch vor nichts so sehr, als vor ihrem Tode. Sie erzittern vor dem bloßen Namen desselben. Alles, was ihn nur von weitem zu befördern scheinet, das setzet sie in Angst und Bangigkeit: Und alsdann beschweren sie sich über das grausame Schicksal, welches dem Menschen keine längere Frist auf Erden gegönnet hat. Ja sie klagen in ihrem Unwillen den Höchsten oft als ungerecht an, weil er ihnen die Glückseligkeit dieses irdischen Himmelreichs gleichsam nur zu kosten, nicht aber zu genießen geben wollen.

Andre, wie sie selbst wissen, hochgeschätzte Anwesende, befinden sich in viel traurigern Umständen in der Welt. Das göttliche Verhängniß scheinet, im Absehen auf sie, einer harten Stiefmutter ähnlich gewesen zu seyn, die es ihren Kindern oft an der Nothdurft fehlen läßt. Diese Unselige genießen fast nichts von den Gütern dieser Erden: Keine Ergetzung des Gemüths, keine Vergnügung der Sinne macht ihnen den kümmerlichen Aufenthalt allhier erträglich. Wird ihnen ja zuweilen ein Quentchen Lust zu theil, so wird ihnen doch selbiges bald durch einen Centner Elendes versalzet. Und da sie also in der That die Freude kaum dem Namen nach kennen: So vergrößert noch ihre geschäfftige Einbildungskraft alle Schmerzen, die sie empfinden müssen. Ihre Ungeduld häufet ihr wahrhaftiges Leiden, durch einen zweymal größern Zusatz selbstgemachten Grams und Kummers: Und so fangen sie endlich an, die Welt als ein Plagehaus, ja als eine Folterkammer, anzusehen, wo der gequälte Mensch zu lauter Trübsal und Marter verdammet sey. Alle Stunden werden ihnen bey diesen Gedanken zu Tagen, alle Tage zu Monden, alle Monden zu ganzen Jahrhunderten, und da sie keinen andern Ausgang aus diesem Elende wissen, als den Tod: Was Wunder, daß sie täglich nach demselben seufzen! Alsdann klagen sie über die Länge ihres mühseligen Lebens. Sie beschuldigen Gott einer Grausamkeit; sie verfluchen die Stunde ihrer Geburt; und wünschen oft, daß sie schon

in dem finstern Leibe ihrer Mutter ihr Grab gefunden hätten.

Was dünkt ihnen nun, hoch- und werthgeschätzte Anwesende! sind nicht beyde Gattungen der Sterblichen, davon ich gehandelt habe, höchst unbillige Richter der himmlischen Vorsehung? Murren sie nicht ohne Grund, und auf eine höchststrafbare Weise, über die weisen Schicksale des Höchsten? Und sollte sich das Werk wohl erkühnen, dergestalt mit seinem Werkmeister zu hadern; der gewiß nicht, ohne die heiligsten Ursachen, das eine Gefäße dauerhaft, das andre zerbrechlich gemacht hat, und der nach einem gerechten Rathschlusse ein jedes zerschlägt, wie und wenn er will?

Ferne sey es von mir, daß ich sie allesammt zu einer von diesen beyden Arten rechnen sollte! Ferne sey es von uns allen, daß wir auch itzo bey dem Sarge einer, menschlichem Ansehen nach, sehr frühzeitigen Leiche, die Wege der ewigen Vorsehung meistern sollten! Freylich bedauren wir an dem weiland wohledlen, großachtbarn und wohlgelahrten Herrn, Herrn Johann Caspar Pundt, der Weltweisheit und heiligen Schrift eifrigst Beflissenen, einen in der besten Blüthe seiner Jahre dahin gerissenen Jüngling; einen muntern und starken Jüngling, der, nach der dauerhaften Beschaffenheit seines wohlgebauten Körpers, weit länger hätte leben können; einen wohlgearteten und mit vielen Gemüthsgaben ausgerüsteten Jüngling, der allen, die ihn gekannt, eines längern Lebens werth zu seyn geschienen. Und ein solcher Todesfall konnte gewiß, bey den meisten unter uns, nicht ohne eine heftige Bewegung des Gemüths abgehen.

Einige unter ihnen, hochgeehrteste Anwesende, bedauren an dem Wohlseligen, als treue akademische Lehrer, einen fleißigen und fähigen Zuhörer. Andere beweinen an ihm einen rechtschaffenen Landsmann, ehmaligen Schulgesellen, nachmaligen Reisegefährten und vertrauten Herzensfreund. Wir insgesammt aber beklagen einen akademischen Mitbürger, der uns durch sein Wohlverhalten so viele Hoffnung gemacht hatte, daß einst die Kirche und das gemeine Wesen

eine besondre Zierde an ihm haben würde. Und bey dem so allgemeinen Betrübnisse scheinet es fast, als ob wir alle den Rathschluß des Himmels tadeln wollten, der uns den Wohlseligen so zeitig aus den Armen gerissen hat. Allein es scheinet in der That nur so. Sie alle, hochgeschätzte Leichenbegleiter, sind vermuthlich eines andern überführet: Und ich selbst habe in keiner andern Absicht diese Stelle betreten, als die Wege der göttlichen Vorsehung zu rechtfertigen, und allen, die mich hören, darzuthun; daß unser Wohlseliger, auch bey seinem zeitigen Tode, dennoch nicht zu frühe gestorben, sondern eine völlige Dauer dieses hinfälligen Lebens erreichet habe.

Die gute Sache, die ich zu führen übernommen habe, verspricht mir dero geneigte Aufmerksamkeit; und wenn es mir gleich an geschickten Worten fehlen sollte, eine so wichtige Materie, ihrer Würdigkeit nach, auszuführen: So wird doch dero durchdringender Verstand mehr auf die Stärke meiner Gründe, als auf die Fehler meines Vortrages, seine Gedanken richten.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß man von der Länge oder Kürze einer Dauer überhaupt nicht urtheilen kann. Nichts ist schlechterdings langwierig; nichts ist an sich selbst von geringer Währung: Wo man es nicht mit etwas anderm in Vergleichung stellet. Selbst das hohe Alter unsrer achtzigjährigen Greise ist für eine frühe Jugend zu rechnen, wenn man es gegen die ungleich größere Jahrzahl der ersten Altväter hält, die vor der allgemeinen Ueberschwemmung des Erdbodens gelebt haben. Ja auch ein grauer Methusalah hat kaum etliche Stunden in der Welt zugebracht, wenn man seine Zeit mit der Dauer desjenigen vergleichet, bey dem tausend Jahre wie ein Tag sind. Und auf eben die Art können auch zehn oder zwanzig Jahre schon für eine lange Zeit angesehen werden, wenn man sie gegen das Leben derjenigen Geschöpfe hält, die von Natur kaum etliche Monate, ja oft nur wenige Tage zu ihrer ganzen Dauer erhalten haben.

Sind

Sind also Monden und Jahre nicht das rechte Maaß, wornach man das menschliche Alter unbetrüglich abmessen kann: Wo werden wir dasselbe wohl anders suchen müssen, als in der Anzahl guter Handlungen, die ein Sterblicher Zeit seines Lebens ausgeübet hat? In Wahrheit, hierinn zeiget sich die wahre Kraft eines lebendigen, eines vernünftigen Wesens! Denn was heißt leben anders, als geschäfftig seyn, als wirken, als die Absicht erfüllen, warum man in der Welt ist? Und was heißt todt seyn anders, als unthätig seyn, und seine Zeit zubringen, ohne sich geschäfftig und wirksam zu erweisen? So lebt denn ein Mensch nur in so weit, als er die Pflichten einer vernünftigen Creatur erfüllet; und denen Absichten ein Gnügen thut, um welcher willen ihn die Vorsehung in die Welt gesetzet hat. So lebt denn daher mancher fast gar nicht, ob er gleich viele Jahre in der Welt erreichet; viele hingegen werden alt an guten Thaten, ob sie gleich bald sterben: Und jener vernünftige Mann hatte recht, der auf seinen Grabstein zu setzen befahl, daß er zwar im achtzigsten Jahre seines Alters gestorben wäre, doch aber nicht mehr als sieben Jahre gelebt hätte; nachdem er sich nämlich aus den Zerstreuungen der Welt gerissen, und in einer geruhigen Stille sein Leben beschlossen hätte.

Was ist aber diese Pflicht eines Menschen sonst anders, als das dreyfache Erkenntniß, welches uns von allen Thieren unterscheidet? Wir sind fähig, uns selbst, die Welt, und Gott kennen zu lernen: Und das ist unser Vorzug, der uns über alle sichtbare Geschöpfe erhebet. Diese Fähigkeiten sind uns von dem Urheber der Natur nicht umsonst beygeleget worden. So wie das Feuer zum Brennen, das Wasser zum Befeuchten, die Sonne aber zum Leuchten und Erwärmen erschaffen ist: So ist die menschliche Vernunft zum Erkennen und Wissen bestimmet worden. Die höchste Weisheit kann niemals ohne Absichten handeln; vielweniger wird sie das Meisterstück ihrer Hände, den Herrn des Erdbodens, von ohngefähr so verständig gemacht haben. Dieses dreyfache Erkenntniß aber ist seiner Natur gemäß, an sich selbst so edel, und von so nützlichen

Wirkungen für die Besitzer desselben; daß man keine anständigere Beschäfftigung ersinnen kann, ein so vortreffliches Wesen in beständiger Wirksamkeit zu erhalten.

Wenn ich in einer andern Versammlung zu reden hätte, hoch- und werthgeschätzte Anwesende, so stünde mir hier ein weites Feld offen, den weitläuftigen Inbegriff dieser einzigen Hauptpflicht des Menschen zu erklären. Allein dero tiefe Einsicht so wohl in diese, als unzählige andre Wahrheiten, überhebet mich dieser Mühe; und heißt mich vielmehr meine Augen auf unsern Wohlseligen richten, dessen schmerzlichen Hintritt wir alle bedauren. Was kann mir aber nunmehr leichter fallen, als die Behauptung des Satzes, den ich zu erweisen versprochen habe? Ich werde nur zeigen dörfen, daß der Wohlselige die Pflicht eines Menschen, eines vernünftigen Menschen, und ins besondre eines Studirenden erfüllet habe; ich werde nur darthun dörfen, daß er sich selbst, die Welt und Gott erkennen gelernet, so weit es die Beschaffenheit seiner sehr vortheilhaften Umstände zugelassen: So wird kein Zweifel mehr übrig seyn, daß selbiger nicht eine zulängliche, ja vollkommene Dauer seines Lebens erreichet habe.

Die ewige Vorsehung hatte ihn von solchen Aeltern zur Welt gebohren werden lassen, die an diesem ihrem Sohne einen vernünftigen Menschen, einen Christen, und einen Gelehrten erziehen wollten. Sie hatten Verstand und Tugend genug, sich diese so löbliche Absicht vorzusetzen: Und das Glück, oder vielmehr der Segen Gottes, hatte es ihnen an Mitteln nicht fehlen lassen, dieselbe zu befördern. Ein so bequemer, ein so berühmter Sitz der Musen, als das bremische Gymnasium ist, gab ihrer Sorgfalt die schönste Gelegenheit an die Hand, diesen ihren Zweck täglich mehr erreichet zu sehen. Es war ein besonderes Vergnügen für sie, daß sie ihren wohlgearteten Sohn täglich vor Augen haben, und sein allmähliches Wachsthum in der Nähe bemerken konnten. Es war aber auch ein ungemeiner Vortheil für unsern Wohlseligen, daß er in einer so vernünftigen Zucht, als er von seinen werthen Aeltern genoß, bis zu reifern Jahren aufwachsen konnte.

Denn

Denn ist es wahr, daß viele Kinder nur deswegen verderben und übel gerathen, weil sie von ihren Aeltern erzogen werden: So ist es im Gegentheil auch oftmals gewiß, daß andre nur deswegen wohl gedeihen; weil die väterliche Klugheit und mütterliche Sorgfalt sie, so zu reden, nicht aus den Augen gelassen. So fest ist der Satz, daß Kinder ihren Aeltern fast alles zu danken haben! Böses und Gutes pflanzen diese auf die Ihrigen fort. So werden die Zweige den Bäumen ähnlich, daraus sie gewachsen sind: Und das Sprüchwort der Alten ist nicht ohne Grund, daß der Apfel nicht weit vom Stamme zu fallen pflegt.

So groß nun hier das Glück unsers Wohlseligen war, von vernünftigen Aeltern erzogen zu werden: So groß war auch die Freude der Aeltern, einen so fähigen und von Natur wohlgearteten Sohn zu haben. Die zärtliche Liebe verblendet oft die Augen der Aeltern, daß sie mehr Gutes an ihren Kindern zu sehen vermeynen, als sie in der That besitzen: Allein die Seinigen urtheilten nicht allein so vortheilhaft von ihm. Alle seine Lehrer gestunden es, daß sie wenige Schüler seiner Art gehabt hätten. Der Fleiß der Studirenden kömmt vielmals ihren schwachen Gemüthsgaben zu statten: Das gute Naturell hingegen ersetzt nicht selten den Mangel der gehörigen Aemsigkeit bey jungen Leuten. An unserm Wohlseligen aber war beydes gleich vortrefflich, und es konnte also nicht fehlen: Er mußte es in Sprachen, freyen Künsten und Wissenschaften, in kurzer Zeit, sehr weit bringen.

Er verband die lateinische und griechische Sprache mit den morgenländischen; und die Philologie der Christen mit der Gelehrsamkeit der Rabbinen. Dergestalt bereitete er sich zur Gottesgelahrtheit, und zum Dienste der Kirchen, welchem ihn seine Aeltern mit gutem Bedachte gewidmet hatten. Doch hierbey ließ ers nicht bewenden. Die Wissenschaft der Sprachen ist nicht dasjenige, was uns unmittelbar zu der Absicht führet, wozu uns der Schöpfer bestimmet hat. Dieses sind nur die Schalen, darinn man den Kern der wahren Weisheit suchen muß. Kinder, und die ihnen ähnlich sind, befriedigen

sich damit: Verständige aber dringen auf das innere Wesen hindurch. Und daher bemühte sich unser Wohlseliger mit dem größten Eifer, auch die Weltweisheit und Mathematik zu erlernen; als aus welchen Wissenschaften er unmittelbar die Erkenntniß seiner selbst, der Welt und ihres Urhebers zu erlernen verhoffte.

Ich muß bey dieser Veranlassung noch eine Anmerkung machen, die ein gemeines Vorurtheil der Studirenden betrifft. Man hält insgemein dafür, die Philologie erfordere einen ganzen Menschen: Und wer sich also den Sprachen gewidmet habe, der müsse sich auf dieselben allein legen; alle philosophische und mathematische Wissenschaften hergegen beyseite setzen. Daher kömmt es denn, daß die Liebhaber der Critik und Alterthümer, der Historie und Litteratur, Feinde der Weltweisheit und Mathematik werden: Gerade, als wenn eins dem andern zuwider liefe! Gerade, als wenn man ein gründlicher Kritikus, ohne die Weltweisheit, werden, oder von den Wörtern vernünftiger Scribenten würde Red und Antwort geben können; ohne ihre Sachen, Gedanken und Vernunftschlüsse zuvor recht eingesehen zu haben.

O wie weit war unser Wohlseliger von diesem Vorurtheile entfernet! Wie glücklich verband er, was so viele zu ihrem eigenen Schaden trennen! Und wie tief drang er dadurch in die innersten Heiligthümer der wahren Weisheit! Er folgte den Spuren der Weltweisen, die unserm Vaterlande in ganz Europa Ehre machen, und das Licht der Vernunft so sehr gereiniget, erweitert und in Ordnung gebracht haben, als vorhin noch niemals geschehen ist. Und hier lernte er sich selbst, hier lernte er Gott, hier lernte er die Welt kennen. Hier ward er geschickt, die Pflichten eines vernünftigen Menschen, und eines wahren Gelehrten zu erfüllen.

Doch Bremen allein konnte einen so lehrbegierigen Geist nicht vergnügen. So treu, so gründlich auch seine Lehrer waren; so viele Kosten auch von den Aeltern unsers Wohlseligen auf seinen Privatunterricht verwandt wurden: So uner-

unersättlich war doch sein Hunger nach Wissenschaft und Erkenntniß. Er eilete nach unserer hohen Schule, als welche ihm unter so vielen andern, die unser Vaterland aufzuweisen hat, nicht ohne Grund als die beqvemste vorkam, seine Absichten vollends auszuführen. Allhier wollte er sonderlich dasjenige, was die Offenbarung zu dem natürlichen Erkenntnisse unsrer Vernunft hinzusetzet, erlernen, und alles übrige, was er schon vorhin gefasset hatte, zur völligen Reife gedeihen lassen.

Hier muß ich mich auf ihr Zeugniß beruffen, hoch- und werthgeschätzte Anwesende, die sie zum Theil von dem Wohlseligen zu seinen Lehrern erwählet worden, zum Theil auch wohl seine Nacheiferer auf eben dieser edlen Laufbahn gewesen sind. Sie können durch dero glaubwürdigen Beyfall meinem Vorbringen ein Gewichte beylegen. Sie können uns die Versicherung von dem unermüdeten Fleiße geben, den der Wohlselige Zeit seines dreyvierteljährigen Aufenthalts allhier angewandt. Sie können uns auch belehren, wie schleunig sein Fortgang in allem dem gewesen, was zu seiner Hauptabsicht nur irgend etwas beytragen konnte. Und nunmehr überlasse ich einem jeden das Urtheil, ob derjenige, der, in so wohl eingerichteten Bemühungen, zum Erkenntnisse seiner selbst, der Welt, und seines Schöpfers zu gelangen, sein zwanzigstes Jahr erreichet; und bey einem solchen Grade der Wissenschaft sein Haupt geneiget hat, den unzähliche Menschen auch in einem dreymal größern Alter nicht erreichen; ob derjenige, sage ich, nicht lange genug gewallet, und eine völlige Dauer dieses irdischen Lebens erreichet habe?

Ich weis wohl, was man mir noch einwenden kann. Der Mensch, wird es heißen, ist nicht nur zum Wissen, sondern auch zum Thun gebohren: Und wie kann ein Jüngling der Welt diejenigen Dienste leisten, die sein männliches Alter bey einer zwey bis dreymal längern Lebensfrist zu leisten allererst vermögend geworden wäre? Es ist wahr, und man kann es nicht ganz in Abrede seyn, daß der Mensch nicht nur um sein selbst, sondern auch um anderer Leute willen erschaffen.

worden. Es ist auch wahr, daß junge Leute ihrem Nächsten so viel noch nicht dienen können, als wenn sie länger gelebet hätten. Allein man muß auch dieses erwegen, daß niemand zu etwas Unmöglichem verbunden ist. Von Kindern kann man die Pflichten der Männer, und von Jünglingen diejenigen Dienste fürs Vaterland nicht fordern, die erfahrne Greise demselben thun können. Kein Alter aber ist aller Gelegenheit beraubet, sein Erkenntniß auch in Werken thätig zu erweisen: Und unser Wohlseliger insonderheit hat seinen Wandel mit allen den Tugenden ausgeschmücket gehabt, die man von seinen Jahren und Umständen immer mehr hätte fordern können.

Wer ist jemals seinen Aeltern gehorsamer, gegen seine Lehrer ehrerbiethiger, gegen seine Freunde aufrichtiger, gegen Höhere bescheidener, gegen Geringere leutseliger, gegen Bekannte und Unbekannte höflicher und dienstfertiger gewesen? Wer hat seine Zeit besser angewandt, alle Reizungen zu verderblichen Lüsten sorgfältiger vermieden, und sich vor allen Ausschweifungen der Jugend, die auf hohen Schulen so gemein sind, fleißiger in Acht genommen? Ja wer hat endlich, in allem seinem Thun und Lassen, denen, die seines gleichen waren, ein besseres Exempel und Muster zur Nachfolge hinterlassen, als unser Wohlseliger gethan hat?

Was wären nicht noch für viele andere und weit herrlichere Tugendfrüchte von ihm zu erwarten gewesen, wenn es der Höchste gut befunden hätte, ihm ein späteres Ziel zu setzen? So lange er in dieser Zeitlichkeit gelebet, hat er alle seine Pflichten getreulich erfüllet: Mehrere aber kann man von ihm nicht fordern. Wer kann es einem Kriegsmanne verargen, daß er nicht länger auf der ihm anvertrauten Wacht Dienste gethan, als es ihm sein Befehlshaber verstattet hat? Und wer kann es einem Menschen verübeln, wenn er nicht mehr Gutes in der Welt ausübet: Weil ihn der oberste Gebiether der Sterblichen zeitig zurücke ruffet, und ihm anderswohin zu gehen befiehlet.

Hier

Hier bewundern wir freylich deine Fügungen, o du ewige Vorsehung! Deine Rathschlüsse sind so unbegreiflich, als du selber bist. Du setzest uns nach verborgenen Ursachen auf den Schauplatz dieser Welt, und lässest uns auch die Gründe nicht einsehen, warum du den einen zeitiger als den andern wieder abtreten heißest. Wir verehren indessen deine Weisheit, auch wenn wir sie nicht erreichen können, und sind überzeuget, daß alles, was sie thut, zu deinem Preise gereichen würde; wenn wir nur Fähigkeit genug hätten, ihre Tiefen zu ergründen, und die Gerechtigkeit ihres Verfahrens vollkommen einzusehen.

O daß nur meine Stimme bis zu euren Ohren dringen könnte, ihr höchstbekümmerten Aeltern! die ihr vielleicht diesen Augenblick, da ich hier rede, die Trauerpost von dem Tode eures Sohnes noch nicht einmal erhalten habt. O daß meine Worte den gewünschten Eindruck in euer Herz machen könnten, denjenigen Schmerz einigermaßen zu mildern, den selbiges über einen so unschätzbaren Verlust empfinden wird. Eure Thränen sind allerdings gerecht. Ihr beweinet einen Sohn, einen wohlgerathenen Sohn, einen einzigen Sohn; einen Sohn, der, eurer Hoffnung nach, euch selbst einmal die Augen zudrücken sollte. Ihr verlieret ihn in der besten Blüthe seiner Jahre, mitten in dem schönsten Laufe seines Fleißes; und was euch vielleicht am schmerzlichsten kränken wird, in großer Ferne! Es ist euch so gut nicht geworden, seinen letzten Abschiedskuß zu empfangen, die zärtliche Danksagung für alle väterliche Güte und mütterliche Sorgfalt von seinen eigenen Lippen anzuhören, und ihm die gebrochenen Augen mit eigener Hand zuzudrücken. Aber getrost! dasjenige, was euch vermuthlich am heftigsten kränket, das kann vielleicht das meiste zu eurer Aufrichtung beytragen.

Gewaltige Donnerschläge, die in großer Entfernung unsre Häuser und Güter treffen, erschrecken uns bey weitem so sehr nicht, wenn wir gleich von dem Schaden, den sie verursachet haben, ausführliche Nachricht erhalten: Als wenn wir selbst den feurigen Wetterstral in unsre Dächer fahren

sehen; selbst durch den schrecklichen Knall betäubet werden; und mit eigenen Augen die fressenden Flammen erblicken, die alle unsere Habseligkeit verzehren, alle unser Vermögen in Dampf und Asche verwandeln. Eben so kann euch die betrübte Nachricht von dem Verluste eures geliebten Sohnes bey weitem so schmerzlich nicht fallen; als wenn ihr selbst bey seinem Siechbette zugegen gewesen wäret, selbst von der brennenden Hitze des Fiebers ihn entkräftet gesehen, selbst seine zunehmende Schwachheit bemerket, und seine letzte Seufzer und Worte selber gehöret hättet.

O wie viel kläglicher würde euch der Anblick deß allen vorgekommen seyn, als itzo die bloße Erzählung euch scheinen wird! Wie würde da das väterliche Herz geblutet haben; wie rege würde da die mütterliche Zärtlichkeit geworden seyn? wenn ihr den letzten Angstschweiß auf seiner Stirne wahrgenommen hättet; wenn er euch sterbend noch hundertmal die Hände geküsset, und nochmals mit schwerer Zunge für so väterliche und mütterliche Wohlthaten gedanket hätte! Nein, nein! Ihr seyd glücklich, hochbetrübte Aeltern! ihr seyd glücklich, daß ihr euren Sohn in der Ferne verlieret; daß ihr einen so großen Schmerz in einen kleinen verwandelt seht. Danket derowegen der göttlichen Güte für die Verminderung eures Unglücks, und erkennet es, daß die Ruthe des Höchsten, auch in ihrem empfindlichsten Streiche, von einer liebreichen Vaterhand geführet worden.

Wie erträglich muß euch nicht ferner euer Trauerfall werden, wenn ihr erwegt, daß ihr euren Sohn durch die Hand des Höchsten, nicht aber durch eure, oder seine eigene Schuld verlieret? Der ordentliche Lauf der Natur befiehlt ihm zu sterben: Er selbst hat sein Ende weder befördert noch verursachet. Ach! wie viel schmerzhafter müssen diejenigen Aeltern weinen, die ihre Söhne auch zwar auf hohen Schulen; aber etwa im Zweykampfe, als halbe Selbstmörder, verlieren? Wie viel bekümmerter müssen andre seyn, die durch Völlerey und Ueppigkeit ihre Kinder einbüßen müssen? Vergleichet diese Umstände mit den eurigen, und gestehet mir,

ob

ob nicht euer Leiden dem andern weit vorzuziehen sey? Haben aber jene sich oftmals in ihren weit schwereren Unfällen zu fassen gewußt: Wie viel leichter wird euch solches fallen? Ja finden wir gar Väter in den Geschichten, die wohl selbst aus Liebe zum Vaterlande, und zu Beförderung der gemeinen Wohlfahrt ihre Kinder aufgeopfert, ja mit eigener Hand hingerichtet haben: Wie viel möglicher wird es eurer Gottesfurcht seyn, der göttlichen Vorsehung mit Gelassenheit stille zu halten; und den Tod eures Sohnes zwar zu beklagen, aber doch deswegen über Gott nicht zu murren, vielweniger seine Schickung als ungerecht anzuklagen.

Und wie wäre es, wenn euer wohlgerathener Sohn, nach der Einrichtung unsrer hohen Schule, vielleicht den Schluß gefasset hätte, in Leipzig sein Glück zu erwarten? Wie? wenn er, nach sattsamen Proben seines Fleißes, seinen beständigen Aufenthalt hier gefunden, euch aber die Freude gemacht hätte, von seiner Beförderung in der Fremde zu hören? Würdet ihr auch in solchen Umständen über seine Abwesenheit, über sein langes Außenbleiben, ja über seine gänzliche Trennung von eurer Heimat geklaget haben? Würde es euch nicht ein Vergnügen gewesen seyn, von seinem Glücke und Wohlbefinden zu hören, ob ihr gleich niemals mehr sein Antlitz hättet sehen sollen? Bildet euch itzo dieses alles, als wirklich erfüllet, ein. Stellet euch vor, euer geschickter Sohn habe auf einer auswärtigen Universität sein Glück gemachet; und lebe in einem vollkommenen Wohlstande: Er bedörfe hinführo eurer Hülfe und des bisherigen Beystandes nicht; seit dem er in eines größern Herrn Dienste getreten, der seine Unterthanen vollkommen zu versorgen weis. Dieses alles ist eurem erblichenen Sohne, in gewissem Verstande, wahrhaftig begegnet. Er lebt auf der himmlischen hohen Schule, und ist ein Bürger des neuen Jerusalems geworden, wo unter dem Schutze des vollkommensten Monarchen alles einer vollkommenen Glückseligkeit genießet. Wohl euch, wohl uns allen, wenn es uns auch dermaleins so herrlich gelingen wird!

Sie,

Sie, hoch- und werthgeschätzte Anwesende, an deren Betrübnisse über den Tod des Wohlseligen die Verwandtschaft des Geblütes keinen Antheil hat, bedürfen auch keines andern Trostes, als den sie sich selbst, nach dero eigenen Einsicht, zu geben fähig sind. Sie können mit weit gesetzterm Muthe die Gründe erwegen, die zur Rechtfertigung der himmlischen Verhängnisse dienen: Und es ist kein Zweifel, daß nicht dero durchdringender Verstand den Höchsten von aller Grausamkeit lossprechen sollte. Ich überlasse sie dieser seligen Gemüthsverfassung: Denn es ist besser, daß sie sich mit ihren eigenen Gedanken hierüber berathen; als daß ich ihnen mit mehrern Vorstellungen beschwerlich fallen soll.

Hätten die entfernten Aeltern unsers Wohlseligen die Anstalten zu diesem Leichenbegängnisse ihres lieben Sohnes selbst machen, und ihre letzte Sorgfalt für dessen entseelten Körper noch können blicken lassen: So würden sie mir zweifelsfrey aufgetragen haben, ihnen allerseits, wiewohl in verschiedenen Absichten, ergebenst Dank abzustatten; daß sie nämlich theils im Leben, theils in der letzten Schwachheit, theils auch itzo nach dem Tode, ihrem geliebten Sohne so viele Gewogenheit, Freundschaft und Liebe erwiesen. Ich würde in diesem Falle Befehl erhalten haben, ihnen sammt und sonders auch von der innigsten Erkenntlichkeit derselben vollkommene Versicherung zu geben. Doch da dieses in gegenwärtigen Umständen unmöglich gewesen: So nehme ich mir die Ehre, solches ohne besondern Befehl zu thun, und in ihrem Namen zu wünschen: Daß dero allerseitige Lebenslänge, nach Gottes Willen, dauerhafter, als bey dem Wohlseligen; dero Gelassenheit aber, und dero Ergebung in die göttliche Vorsehung, allezeit vollkommen seyn möge.



Das

Das V. Hauptstücke.

Von den öffentlichen Reden der Lehrer auf hohen und niedern Schulen.

§. I.

Wenn ich hier von akademischen Reden handeln will, so ist es nicht meine Meynung von den großen Lobreden, die zuweilen auf große Herren, oder von Parentationen, die öfters auf verstorbene Gelehrte gehalten werden, zu reden. Von diesen ist oben schon gehandelt worden. Es sind aber noch andere Arten übrig, die von lehrenden auf unsern Akademien und Schulen gehalten werden. Dahin gehören nun I. die Antrittsreden der Professoren, II. die bey Annehmung des Rectorats, III. bey Ablegung desselben, IV. bey Promotionen, theils von den Dechanten, theils von den Candidaten, V. bey Disputationen zuweilen als Vorreden, VI. an Jubelfesten und dergleichen öffentlichen Feyertagen auf hohen Schulen sowohl als auf Gymnasien gehalten werden. Alle diese nun gehören zu den lehrenden Reden. Es können aber auch, in den niedrigen Schulen, die Antritts- und Abschiedsreden der Lehrenden; wie auch die Introductionsreden der Obern dazu gezählet werden. Ob nun wohl die Regeln davon schon oben insgemein gegeben worden: So wollen wir doch hier dasjenige kürzlich wiederholen, was einen Zweifelhaften und Unschlüssigen aufhalten könnte; und einige besondre Anmerkungen dabey machen. Ich erinnere aber zum Voraus, daß ich hier nicht von bloßen lateinischen Complimenten rede, sondern nur von solchen förmlichen Reden, darinn ein rechter Hauptsatz ausgeführet wird.

§. II.

Zuförderst nun fragt es sich hier, wo man denn die Erfindungen der Hauptsätze hernimmt? Ich antworte, ein jeder muß auf sein Amt, auf seine Fähigkeit, auf die Veranlas-

sung zu seiner Rede, und auf alle Umstände der Zeiten und Oerter Achtung geben: So wird ihm leichtlich ein guter Hauptsatz einfallen. Wer z. E. ein öffentliches Lehramt antritt; der kann aus der Wissenschaft, die er lehren soll, eine Wahrheit, die nicht gar zu gemein und bekannt ist, und von jemanden in Zweifel gezogen wird; oder einen gemeinen herrschenden Irrthum; oder das Lob seiner Wissenschaft überhaupt, u. d. gl. zum Gegenstande seiner Gedanken machen. Wer ein Rectorat übernimmt oder niederlegt, der kann nach Beschaffenheit des Zustandes seiner hohen Schule, von ihrem Flore; von dem Wachsthume der Gelehrsamkeit, seit dem Akademien gestiftet worden; von dem Nutzen, den das gemeine Wesen von der Gelehrsamkeit hat; von der Nothwendigkeit eines Oberhauptes auf Akademien; von den Vorzügen seiner Universität vor andern benachbarten; von der, allen Studirenden obliegenden Pflicht, ein sittsames und ordentliches Leben zu führen, gewissen Wissenschaften obzuliegen, oder gewisse Abwege zu vermeiden 2c. reden. Wer bey Promotionen reden soll, der muß wiederum auf die Facultät sehen, darinn er entweder den Titel ertheilet oder annimmt, und eine solche theoretische oder praktische Wahrheit wählen, die sich für ihn, für seine Zuhörer, und für die Zeit, da er redet, am besten schicket. Es muß aber auch eine solche seyn, die nicht gar zu gemein und ausgemacht ist: sondern daran noch wohl von manchem gezweifelt wird, oder davon man, eine neue Meynung oder einen neuen Beweis zu geben, im Stande ist.

§. III.

Von den Vorreden bey Disputationen ist zu merken, daß sie sehr selten als ausführliche Reden, sondern mehrentheils als kurze Complimenten eingerichtet werden, und also keinen besondern Hauptsatz nöthig haben. Wollte man es aber zuweilen thun: So müßte es gleichfalls eine Materie seyn, die sich zu der vorhabenden Disputation schickte, und die den Zuhörern angenehm seyn könnte. Aus diesem letztern fließt es, daß man nicht von gar zu tiefsinnigen und abstracten

stracten Sachen reden müsse: Denn diese sind allemal den wenigsten Zuhörern so geläufig, daß sie dieselbigen ohne ein mühsames Nachdenken erreichen könnten. Bey Jubelfesten, und andern großen Feyertagen werden auch Reden gehalten. Jene sind entweder akademische, oder Religions-Jubelfeyern: Und in beyden muß sich der Hauptsatz zur Sache schicken. Doch hüte man sich vor bloßen historischen Erzählungen, die nichts anders als ein magres Wesen mit sich bringen, und dem Zuhörer leicht einen Ekel erwecken. Reden halten, das heißt nicht ein Historienschreiber seyn; vielweniger einen Sammler verschiedener Histörchen oder Mährchen abgeben: Wie sich wohl viele in ihren akademischen Reden dieser Art bedienet haben, daß sie aus der gelehrten Historie eine Menge lustiger und lächerlicher Schnörkel zusammen gestoppelt haben, um ihren Zuhörern ein Gelächter zu erwecken. Man muß seine Zuhörer von einer Hauptwahrheit überreden, und das nur mit Gründen und Beweisen ins Werk richten. Nun kann zwar eine solche Wahrheit auch historisch seyn: Allein es wird doch allemal ein großer Unterschied seyn, wenn man z. E. die ganze Geschichte der leipziger Akademie in eine Rede bringen; oder etwa behaupten wollte, daß Johann von Münsterberg ihr erster Rector gewesen sey. Mit den Schulreden hat es letzlich eben die Bewandniß. Auch diese müssen sich zu den Absichten, Aemtern und Umständen schicken. Auch diese müssen einen logischen Satz zum Grunde haben. Auch diese müssen dem Redner anständig, und dem Zuhörer nicht verdrüßlich seyn.

§. IV.

Die Ausführung solcher Sätze nun geschieht, durch die obenerwähnten und so oft wiederholten Stücke, nämlich die Erklärung, den Beweis, die Widerlegung der Einwürfe, und die Erregung der Gemühtsbewegungen; wobey hin und her auch einige Erläuterungen angebracht werden kön-

nen. Von allen diesen Stücken habe ich insbesondre nichts zu sagen. Es bleibet alles bey den allgemeinen Regeln, die ich oben ausführlich vorgetragen und erläutert habe. Es pflegen aber auf allen hohen Schulen die Reden durchgehends in lateinischer Sprache gehalten zu werden; weil diese einmal für die Muttersprache der Gelehrten gehalten wird. Daher muß derjenige, der solche akademische Reden zu halten schuldig, oder willens ist, sich auch einer guten lateinischen Schreibart befleißigen. Diese zu erlangen, lese man fleißig die ciceronischen Reden und andre gute Scribenten, aus den so genannten goldenen Zeiten der lateinischen Sprache. Denn es ist allerdings billig, daß derjenige, der in einer fremden Sprache reden will, sie so schön rede, als es nur möglich ist. Aber man hüte sich auch dabey vor dem entgegengesetzten Fehler derjenigen, die sich einbilden, ihre Reden wären schon gut und vortrefflich, wenn nur alle Wörter derselben im Cicero stünden. Es ist ganz etwas anders, lateinische Wörter aussprechen, und lateinisch reden. Man muß auch die alte lateinische Art zu denken annehmen, und allen seinen Perioden einen recht ciceronischen Schwung zu geben wissen. Dieses wollen andre auch zwar thun: Sie schreiben aber ganze Zeilen und Sätze aus den alten Rednern ab, und bestehlen den Cornelius und Plinius, so, daß alle Schüler es merken können. Wer das thut, der darf nicht hoffen, daß man ihn jemals für einen guten Lateiner halten werde.

§. V.

Gleichwohl wird auch der allerbeste Lateiner noch nicht viele Heldenthaten in der Beredsamkeit thun, wenn ihm die Sachen fehlen, davon er reden soll. Wer nichts als Wörter und Redensarten gelernet hat, nichts als römische Alterthümer und critische Historien der lateinischen Sprache besitzet, nichts als den Livius und Sallustius auswendig kann: Der weis doch auf bedörfenden Fall nichts zu sagen, was sich zur Sache schicket. Ein Redner muß auch selbst etwas

neues erdenken können, das sich auf seine Zeiten schicket: Dieses aber geht ohne eine sattsame philosophische Erkenntniß und mannigfaltige Belesenheit ganz und gar nicht an. Es ist auch nicht allemal mit einer historischen Abhandlung aus den Geschichten der Gelehrten ausgerichtet. Man kann nicht immer vom Ursprunge der Akademien, der vier Facultäten, der Doctor- und Magistertitel seine Collectaneen zusammen setzen. Auch die Schicksale dieses oder jenes Theiles der Gelehrsamkeit, dieser oder jener Secte in den Wissenschaften schicken sich besser zu den gelehrten Abhandlungen oder Dissertationen, als zu den Reden. Folglich ist auch die historische Erkenntniß nicht zulänglich, einem Redner gute Erfindungen an die Hand zu geben. Indessen will ich auch nicht behaupten, daß man die abstractesten Grillen, oder die verlegenen Irrthümer der Philosophen wieder aufwärmen, oder Lehren widerlegen solle, denen kein Mensch mehr zugethan ist. Nein, was ein Redner vortragen will, das muß wichtig, neu, angenehm, noch nicht ganz ausgemacht, und den meisten Zuhörern verständlich und begreiflich seyn. Ein jeder begreift, daß sich auch theologische, juristische und medicinische Materien dergestalt zu Hauptsätzen akademischer Reden brauchen lassen, wenn sie diese Eigenschaften haben. Was sonst wegen der Anreden, Wünsche, Titel und anderer Nebendinge bey solchen Reden zu beobachten ist, das müssen eines jeden Orts Gewohnheiten und die Absichten der Redner selbst lehren.

§. VI.

Will man gute Muster solcher akademischen Reden lesen, so bemühe man sich um Melanchthons, August Buchners, Schurzfleischens und Cellarius Reden, darinn er eine Menge guter Exempel finden wird. Von Ausländern kann man den Muretus, Majoragius, Ferrarius, Facciolati, u. a. mehr dazu nehmen, welche alle gesunde Begriffe von der Beredsamkeit gehabt, und sich darnach gerichtet haben.

Man kann auch die Sammlung dazu nehmen, die Herr Professor Kappe hier vor einigen Jahren ans Licht gestellet hat, als worinn manch schönes Stücke befindlich ist. Nach solchen Meistern, die ich Anfängern angepriesen, darf ich mich kaum unterstehen, etwas von meiner Arbeit hieher zu setzen; zumal da ich mich in der lateinischen Zierlichkeit für keinen Meister ausgeben kann. Nun habe ich zwar einmal bey einer Dissertation eine Vorrede zum Lobe der Weltweisheit gehalten, und selbige nachmals weiter ausgeführt drucken lassen. Bey dem Antritte meines poetischen Lehramtes habe ich den Satz erwiesen, daß Poeten, die Philosophen sind, dem gemeinen Wesen viel Nutzen schaffen können. Beym Antritte meiner philosophischen Profession habe ich den Nutzen und die Nothwendigkeit der Metaphysik erwiesen. Bey einer Baccalaureal-Promotion habe ich als Promotor wider den Democritum rediuiuum dargethan, daß auch die geistlichen Lehrer Redner seyn sollen. Als Procancellarius habe ich bey einer Magister-Promotion wider den Bischof Huet, in seinem Buche von der Schwachheit der menschlichen Vernunft, gezeiget, daß auch die Gewißheit des Glaubens sich auf die Gewißheit der Vernunft gründe. Und als Rector habe ich am Ende des vorigen Jahres, als eine Vorbereitung zu dem in diesem 1739sten Jahre einfallenden leipziger Reformations-Jubelfeste, dargethan, daß auch die freyen Künste und Wissenschaften von der Religionsreinigung unzähliche Vortheile gezogen haben. Doch weil es, sie alle hierher zu setzen, gar zu viel Platz wegnehmen würde, so will ich es bey der ersten bewenden lassen; die übrigen aber zu einer andern Zeit und Gelegenheit verspaten, wo sie mit einander ans Licht treten können. Doch habe ich noch eine etwas ausführlichere deutsche Rede hinzufügen wollen, die ich zum Abschiede aus der vertrauten Rednergesellschaft gehalten und gleichfalls schon einzeln dem Drucke überlassen habe.

Rede zum Lobe der Weltweisheit

im Jahr 1728.

auf der philosophischen Catheder zu Leipzig gehalten, aus dem Lateinischen übersetzt.

Sie wissen, a. h. Zuhörer, daß ich vor wenig Tagen, den andern Theil meiner Rechtfertigung des natürlichen Einflusses zwischen Seele und Leib, und zwar das erste Hauptstück desselben, so wider den Cartesius gerichtet ist, ans Licht gestellet habe: Sie sehen es auch itzo, daß ich den öffentlichen Lehrstuhl der Weltweisen in keiner andern Absicht bestiegen, als daß ich diese meine Abhandlung wider die Einwürfe gelehrter Männer vertheidigen wolle. Es ist also umsonst, ihnen von meinem Vorhaben, oder von dem berühmten Gegner, den ich mir zu widerlegen vorgenommen habe, eine lange Vorrede zu halten. Jenes können sie aus meiner Schrift selbst wahrnehmen: Dieses aber, nämlich der große Ruhm des Cartesius, ist aller Welt so bekannt, daß alle Schüler der neuern philosophischen Historie meiner Nachrichten hiervon gar leicht entbehren können.

Indessen befiehlt mir theils die weise Vorschrift der Alten, theils die Gewohnheit unsrer hohen Schule, eine Vorrede zu halten: Und ich bin viel zu gewissenhaft, als daß ich wider beyde die geringste Neuerung unternehmen sollte. Was könnte aber ein Liebhaber oder Lehrer der Weltweisheit wohl für einen bessern Hauptsatz zu einer solchen Rede wählen, als das Lob der Weltweisheit selbst? Ich sehe es in Wahrheit nicht, H. Z. und dafern sie mich der obigen Benennungen nicht ganz unwürdig halten, so werde ich es mir angelegen seyn lassen, ihnen gedachtermaßen die Erlernung der philosophischen Wissenschaften anzupreisen.

So greife ich denn eine Arbeit an, die sowohl diesem ansehnlichen Hörsaale der Weltweisen, als diesem Lehrstuhle, welcher längst philosophischen Abhandlungen geweihet ist, anständig ist; sowohl der Gegenwart des preiswürdigen Ober-

hauptes des philosophischen Ordens, als auch ihrer aller Aufmerksamkeit, H. Z. nicht unwürdig ist. Ich will mir alle Mühe geben, so viel mein Vermögen es erlaubet, diesen Vorsatz so ins Werk zu richten, daß ihren Ohren kein Ekel erwecket werden, und am Ende niemanden die darauf verwandte Zeit gereuen mögen. Gönnen sie mir nur die Ehre ihrer Aufmerksamkeit, und geben sie mir durch diese Gewogenheit einen neuen Antrieb, diesen so edlen und wichtigen Satz gehörig auszuführen.

Es wird wohl nicht nöthig seyn, ihnen A. H. Z. zu erklären, was durch die Weltweisheit hier zu verstehen sey. Ich würde etwas vergebliches unternehmen, wenn ich von einem so bekännten Worte, welches auch schon unter Ungelehrten nicht mehr fremde ist, entweder eine mühsame Beschreibung geben, oder es von seinen Stammwörtern herleiten wollte. Viel besser wird es seyn, wenn ich mich bemühen werde, die Sache selbst ins Licht zu setzen. Diejenige Weltweisheit nämlich, die ich zu loben, und deren Erlernung ich einem jeden anzupreisen willens bin, ist eine Wissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge, eine Lehrerinn des Verstandes und der Tugend, eine Meisterinn der Wahrheit und guter Sitten. Sie ist, sage ich, der herrlichste Vorzug des menschlichen Geschlechts vor allen übrigen Thieren: Sie ist endlich das allervortrefflichste und allerschönste Geschenke, das der Allerhöchste uns Sterblichen hätte verleihen können.

Weg derohalben aus dem Inbegriffe der Weltweisheit mit allem müssigen und unverständlichen Geschwätze, dessen Erlernung weder den Kopf aufräumet, noch zu Verbesserung des Wandels das allergeringste beyträgt. Weg auch mit der so beruffenen Feuerphilosophie, der Tochter des Aberglaubens, die die Natur mit Maulwurfsaugen ansieht, und, mit jenem Poeten zu reden, ganz recht eine rasende Weisheit zu nennen ist. Die wahre Weltweisheit, von der wir reden, besteht wahrlich nicht in der schmutzigen Kunst von Verwandlung der Metalle; oder in einer übelverbundenen Reihe künstlich verwirrter Träume. Diejenige Philosophie, die wir an-

preisen, und die wir unsers Fleißes nicht unwürdig achten sollen, die muß uns eifrig machen, nach der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes zu streben, dieselbe zu befördern, ja wirklich zuwege zu bringen.

Scheint es nun wohl nöthig zu seyn, H. Z. daß ich diejenigen zu dieser vortrefflichen Wissenschaft anmahnen soll, welche sich der Gelehrsamkeit gewidmet haben; diejenigen, die, durch den unwiderrufflichen Vorsatz ihrer Aeltern, den Musen geweihet worden, und sich jährlich in unsrer gelehrten Laufbahn einfinden; diejenigen endlich, die man auch die Schulen der Weltweisen hier und dar haufenweise besuchen sieht? Ja, H. Z. ich habe recht wichtige Gründe, die mich bewegen, ja mit Gewalt treiben, daß ich alle Liebhaber der Gelehrsamkeit, hauptsächlich zu Erlernung der Weltweisheit; die Schüler der Philosophen aber, zu einem größern Eifer in ihrem Fleiße, ermahnen, und mit neuen Beweisen noch heftiger anspornen soll.

Denn wem ist von ihnen allen unbekannt, H. Z. wie groß, auch unter den Studirenden, die Menge dererjenigen ist, die, aus einem wunderlichen Vorurtheile, zwar alle Arten der Gelehrsamkeit mit Ernst treiben; der einzigen Philosophie aber so gar vergessen, daß sie dieselbe kaum dem Namen nach kennen? O daß dieses diejenigen hören möchten, die kein Bedenken tragen, die Lehren der menschlichen Weisheit mit Schimpfworten anzugreifen; solche schwärmende Köpfe, die sich fälschlich göttlicher Eingebungen rühmen, und überall von einer himmlischen Weisheit pralen. O daß dieses diejenigen hören möchten, die sichs für einen Schimpf achten, etwas gelernet zu haben; die einen gescheidten Kopf für einen Höllenbrand ausgeben, und von einem sogenannten innern Lichte trunken, die von ihnen so betitelte Weisheit dieser Welt mit stolzen Blicken verachten. O daß sie, sage ich, dieses anhören, und voller Schamröthe daraus erkennen möchten, wie wenig man nach ihren Rasereyen frage.

Denn mit was für Spöttereyen, H. H. oder mit was für einem Abscheue vielmehr, sollte man dergleichen verwegene

Lästerungen dieser Abentheuer wohl empfangen? Denn Menschen kann ich sie kaum nennen, indem sie fast allen Gebrauch ihrer Vernunft abgeschworen haben, um den Hirngeburten ihres verwirrten Witzes nachzuhängen. Ist es nicht so, daß man recht thut, wenn man solche Leute mit Stillschweigen übergeht, die eher Nieseswurz, als eine Widerlegung nöthig haben; und an deren Genesung man billig verzweifeln kann? Wir freuen uns vielmehr, H. Z. und freuen uns mit allem Rechte, daß dieser berühmte Sitz der Musen mit einer so weisheithassenden Pest bisher nicht angestecket worden. Wir klagen auch nicht, daß man die Weltweisheit hasse: Nein! nur daß sie von vielen versäumet, von vielen nur obenhin angesehen wird, die doch selbst nicht recht wissen, was sie thun; das, das ist es alles, worüber wir uns beschweren.

Ich weis sehr wohl, was ich sage, H. Z. Wie voll sind nicht die Hörsäle der heiligen Gottesgelahrtheit? Wie voll die Wohnungen der geheiligten Gesetze? Wie voll die Lehrbänke der heilsamen Kunst? Wie voll sind nicht ferner die Zimmer derer, die sowohl die Geschichte der Welt, als der Kirche Gottes, erklären, ja die Schicksale aller Künste und Wissenschaften erzählen? Wie voll sind endlich nicht auch die Schulen der Sprachlehrer, die bey uns in den orientalischen Mundarten Unterricht geben? Nur die Wohnungen der Minerva erscheinen vor unsern Augen fast leer und verlassen. Es ist auch so schwer eben nicht, die Ursachen dieses Uebels zu errathen. Giebt es nämlich nicht in den höhern Facultäten solche unphilosophische Lehrer, welche die ihrer Sorgfalt und Aufsicht anvertraute akademische Jugend, auf eine sehr unvernünftige Weise, von einem ernstlichen Fleiße in der Weltweisheit abhalten? Giebt es nicht Lehrer, die es eben dadurch zu hindern suchen, daß nicht ihre Schüler erstlich in den Schulen der Weltweisen ihren Verstand ausklären, und die Vorurtheile ablegen, nachmals die Fehler ihres Vortrages einsehen, und in kurzem klüger, als sie selbst, werden mögen?

Sonderlich pflegen diejenigen solche verkehrte Wegweiser junger Studirenden abzugeben, H. Z. denen es gewissermaßen dar-

daran gelegen ist, daß auch die Gelehrten selbst nicht alle Finsterniß aus ihrem Verstande verbannen mögen. Diese sind es, welche sich am liebsten recht einfältige, und durch keine Lehren der Weisheit vorbereitete Jünger zu wünschen pflegen; damit sie ihnen nämlich desto leichter Beyfall geben, und alle ihre Sätze auf guten Glauben dem Gedächtnisse einprägen und als Orakelsprüche verehren mögen. Daher entspringt leider! die unzählbare Menge so vieler ungeschickten Leute, die sich der Gottesgelahrtheit, der Rechten und der Arzneykunst beflissen haben! Daher kömmt das Unheil der gelehrten Welt, daß kaum hier und da einige Funken der gesunden Vernunft hervorblicken! Daher kömmt die ungeheure Schaar der Halbgelehrten, die oft selbst kaum weis, was sie haben will; und doch andre, ihre Thorheiten gut zu heißen, zu verehren und zu vertheidigen zwingen will!

Wie sehr, H. Z. wie sehr wären doch alle diejenigen zu beklagen, die an solche blinde Leiter gerathen: Wenn es sonst nicht bekannt wäre, daß die meisten ohnedem unter einem so unglücklichen Gestirne gebohren wären, und von Natur schon solche sclavische Gemüther bekommen hätten, daß sie ihre träge Seelen kaum zu erheben, oder ihre schläfrige Augen dem Lichte der Wahrheit zu öffnen, vermögend wären. Wahrhaftig recht elende Menschen, die man lieber von den Wissenschaften zurücke zu halten, als mit übelangewandten Wohlthaten und Stiftungen zum Heiligthume der Musen zu locken, Ursache hätte!

Ferne sey es von ihnen, A. H. Z. daß sie diesen Sclaven der Unwissenheit auf eine niederträchtige Art nachahmen sollten! Ich hege eine weit bessere Meynung von einem jeden unter ihnen, und werde mich niemals überreden lassen, daß auch nur ein einziger von denen, die diese Catheder umgeben haben, zur thörichten Zahl der Verächter der Weltweisheit gehören sollte.

Gleichwohl ist es nicht zu leugnen, daß es nicht auch eine andre Gattung von Studirenden bey uns geben sollte; die mir allemal desto bedaurenswürdiger vorgekommen ist, je

fähiger die Natur ihre Seelen zu den vortrefflichsten Dingen gemacht hat. Sollten ja einige davon noch zugegen seyn; so ersuche ich sie, mich aufmerksam anzuhören, und das, was ich vorbringen will, reiflich zu erwegen. Wie unfruchtbare Felder und Gärten vorbereitet werden müssen, reiche Früchte zu bringen, das ist ihnen allerseits bekannt, H. A. Man muß Pflugscharen und Grabscheite brauchen, dieselben mürbe zu machen; man muß alle Erdklöße umkehren, alle Steine und Dornhecken wegschaffen, alles Unkraut ausrotten; ehe sie geschickt werden, den guten Samen anzunehmen, und mit Wucher wieder zu geben. Eben so ist es mit den Gemüthern der Menschen beschaffen. Auch hier würde man von einem unbereiteten und rohen Verstande vergebens eine reiche Erndte der Gelehrsamkeit hoffen; wenn man ihn nicht gleichsam vorher bearbeitet, und dadurch fähig gemacht hätte, die Saat der Wissenschaften anzunehmen und hervorzutreiben.

Dieß ist nun das Werk der Vernunftlehre, H. Z. dieß ist die eigentliche Arbeit der Metaphysik! Die erstere reinigt gute Köpfe von Irrthümern, Vorurtheilen und falschen Schlüssen. Die andre hergegen theilet dem Verstande die Saamkörner der übrigen Künste und Wissenschaften mit; indem sie demselben eine Fertigkeit in den ersten Grundwahrheiten der menschlichen Vernunft beybringet. O so zweifeln sie doch nicht, H. H. sich derjenigen Wissenschaft zu weihen, die noch niemand ohne seinen Schaden versäumet; und die noch niemand, der sie verstanden, für unnütze und fruchtlos ausgegeben hat. Die Erfahrung selbst wird sie dermaleins völlig überzeugen, wie herrlich der Nutzen derselben sey. Ihre Gemüther sind viel zu edel, und allerdings werth, die Heiligthümer der Weisheit nicht nur von ferne anzusehen, sondern auch zu den innersten Geheimnissen der Pallas gelassen zu werden.

Ich komme nunmehro zu ihnen, H. H. deren Gegenwart und Aufmerksamkeit schon sattsam zeiget, daß sie zum wenigsten einigen Fleiß auch auf die Erlernung der Weltweisheit

wenden. Halte ich nun dieses gleich für ausgemacht, und für höchst rühmlich: So besorge ich doch, es möchte vielleicht auch einige unter ihnen geben, die sich einbilden, man dörfe nur so obenhin, und gleichsam im Vorbeygehen, die philosophischen Wissenschaften erlernen.

Es ist ein gemeines Vorurtheil, W. Z. welches bey vielen herrschet: Man könne zwar die Weltweisheit treiben, allein man müsse solches nur einigermaßen thun: Man könne zwar die Lehrsäle der Philosophen besuchen; allein man dörfe es nur in seinen Nebenstunden, oder dann allererst thun, wenn man mit allen übrigen akademischen Beschäfftigungen zum Ende gekommen. Hüten sie sich doch, H. A. für einer so schändlichen Pest! Hüten sie sich, daß nicht eine so ansteckende Seuche auch sie vergifte, und ihre Gemüther, die zu etwas besserm gebohren sind, nicht dahinreiße. War es nicht vormals eines großen römischen Kaisers Wahlspruch, daß ein **Weiser nichts obenhin thun müsse**? Fürwahr eine goldene Regel, die aus keinem gemeinen Verstande entsprungen ist! Wem aber sollte man dieselbe billig mehr anpreisen, als euch, ihr Verehrer philosophischer Wissenschaften; und wer sollte sie von rechtswegen heiliger beobachten, als ihr, ihr Schüler der Weisheit?

Denn das ist ganz unmöglich, wertheste Zuhörer, daß man die Weltweisheit so obenhin treibe, und gleichwohl seinen Verstand zu den übrigen Facultäten dadurch vorbereite und geschickt mache. In Wahrheit, man muß die Lehren der Vernunft viel besser eingesogen, man muß dasjenige, was von den weisesten Männern aller Zeiten glücklich erfunden, wohl ausgearbeitet, gründlich erwiesen und klüglich vorgetragen worden, recht in Saft und Blut verwandelt haben. Eine recht gründliche Weltweisheit ist gewiß nicht in einem Jahre gelernet. Was für eine schwere Arbeit ist es nicht, längst eingewurzelte Irrthümer aus seinem Gemüthe auszurotten! Zum wenigsten wird derjenige mehr als einen Anführer nöthig haben, der den heitern Tempel der Weltweisheit erreichen will; welcher ihm auch, nach so vielen ver-

miede-

miedenen Irrwegen, nach so vielen überwundenen Ungeheuern seltsamer Meynungen, nur um desto schöner ins Auge fallen wird.

Zwar weis man, daß sich die meisten insgemein mit recht zu rühmen pflegen, sie hätten die philosophische Rennbahn durchlaufen, und alle ihre Theile in der Geschwindigkeit durchgehöret. Denn freylich durchlaufen diese eilfertigen und recht ungeduldigen Gemüther die fruchtreichen Gärten der Weisheit; an statt, daß sie sich darinnen spazierend belustigen sollten. Wie können sie nun auf dieser Flucht alles, was darinnen artig, was schön, was angenehm zu wissen ist, was einmal wohl zu nutzen seyn wird, mit flüchtigen und hin und her blickenden Augen anmerken? Was werden sie doch aus dieser durchlaufenen Bahn für Vortheil haben? Wie wird da ihr Verstand von Vorurtheilen gesäubert, an deutliche erkannte Wahrheiten gewöhnet, und in der Kunst, richtig zu schließen, befestiget werden können? Wie wollen sie endlich in so kurzer Zeit den rechten Pfad der Weisheit von den Abwegen, die Finsterniß von dem Lichte, und die Wahrheit selbst von den Irrthümern unterscheiden lernen?

Ohne Zweifel ist vielen von ihnen, wertheste Zuhörer, des englischen Kanzlers, Bacons von Verulam, weiser Ausspruch bekannt: Daß nämlich eine nur halb erlernte Weltweisheit zur Gottlosigkeit; eine mit Fleiß und gründlich gefaßte Philosophie aber aufs weiteste davon abführe. Wer hat wohl diesen so wichtigen Lehrsatz, der aus der gesunden Vernunft selbst hergeflossen zu seyn scheint, bishero umgestoßen? Wenn er aber weder bisher umgestoßen worden, noch jemals wird umgestoßen werden können; warum wollen wir demselben unsern Beyfall versagen? Woher kömmt es doch, daß die Halbgelehrten in den Pflichten der Religion so nachläßig, im Gottesdienste so kaltsinnig und schläfrig sind, als daher, daß sie eine gesunde Weltweisheit entweder gänzlich versäumet, oder doch nur obenhin getrieben haben? Nothwendig muß ja ein Gemüthe wanken, welches in seinen Vernunftschlüssen keinen festen Fuß fassen kann, welches keinen sichern

Grund

Grund seiner Lehrern weis, und nur eine historische Nachricht von verschiedenen Meynungen auswendig gelernet hat. Nothwendig müssen ja diejenigen auf die Thorheit der Zweifler verfallen, die sich zwar für gelehrte Leute halten, dennoch aber unter den verschiedenen Meynungen weder gleich einen Ausschlag geben, noch die streitenden Parteyen scharfsinnig genug entscheiden können. Man lasse nur noch ein zu gewissen Lastern geneigtes Gemüth hinzukommen: So gleich wird ein solcher Halbgelehrter hingerissen werden; und alles, was ihm in der Religion im Wege steht, für Träume und Thorheiten ausgeben. Niemals wird man also die Gelehrten besser zur wahren Religion anführen, und dieselbe ihren Gemüthern einpflanzen können, als wenn eine gründliche Weltweisheit, die Erforscherinn verborgener Wahrheiten, die Lehrmeisterinn der von den Sinnen unerkannten Dinge, aufs deutlichste erweisen wird, daß ein Gott sey, und daß man denselben verehren müsse. Urtheilen sie selbst, hochgeschätzte Zuhörer, ob dieses, ohne eine tiefe Einsicht, gründlich und mit genugsamer Ueberzeugung geschehen könne?

Vielleicht aber hat man nicht Ursache, so sehr zu eilen, wenn man sich auf die Philosophie legen will. Vielleicht kann man die Lehren menschlicher Weisheit so lange entbehren, bis man die Lehrbücher der Schriftgelehrten, der Rechtserfahrnen, und der Arzneyverständigen völlig gefasset hat. In Wahrheit! eine seltsame Art von Leuten, die sich nicht schämet, uns dergleichen Einwürfe zu machen. Sie werden gewiß ihnen selbst auslachenswürdig vorkommen, wenn ich die Sache nur mit gewissen Bildern und Gleichnissen ausdrücken darf. Würde man nicht einen Wirth verspotten, der seinen Gästen das Obst vor dem Gebratenen, oder das Gesottene allererst nach dem Confecte vorsetzen wollte? Wie vielmehr aber sind nicht diejenigen zu verlachen, die allererst, nach vollendetem Fleiße in theologischen, juristischen und medicinischen Wissenschaften, sich auf die Philosophie zu legen rathen? Wer sein Morgenbrodt nach dem Abendmahle erst zu sich nehmen wollte, der würde fürwahr nicht

ungereimter handeln, als derjenige, welcher seinen Lehrlingen eine so verkehrte Art zu studiren vorschreiben wollte. Wissen es nicht alle Verständige, daß die Weltweisheit die ersten Samkörner, das ist, die Grundlehren und Anfangsgründe aller Wissenschaften in sich hält? Welcher Landmann wird nun wohl so thöricht seyn, und vor der Saat auf eine Erndte denken? Oder welcher Baumeister wird so unverständlich handeln, und vor gelegten Grundsteinen und Hauptmauren das Dach aufrichten? Sie selbst mögen hier meine Richter seyn, hochzuehrende Herren; denn auf ihren Ausspruch will ich es ankommen lassen: Weil ich wohl weis, daß ich meine Sache unfehlbar gewinnen werde, wenn es auf ihre Einsicht und Entscheidung ankommen wird.

Wohlan derowegen, M. H. soviel ihrer nach einer gründlichen Erkenntniß begierig sind, greifen sie doch die Weltweisheit mit einem neuen Eifer an. Lassen sie sich doch nicht begnügen, daß sie nur dieses oder jenes Weltweisen Meynungen einigermaßen eingesehen haben. Kein Sterblicher hat sichs noch rühmen können, daß er allein die Wahrheit eingesehen und vorgetragen habe. Sie müssen sich also entweder aller, oder doch der meisten gelehrten und berühmten Männer Lehrbücher bekannt machen. Sie müssen viele Schriften durchgehen, viele Weltweisen hören, mancherley Secten durchforschen, Altes und Neues, Einheimisches und Auswärtiges untersuchen. Denn die Wahrheit ist vielfältig und unter viele vertheilet: Sie stecket nicht in einem Winkel der Welt verborgen, sondern streuet, wie die Sonne, ihren Glanz über die ganze Fläche des Erdbodens aus. Ueber dem pflegt sich die Königinn des Verstandes den Anfängern oft mit einem etwas rauhen und fürchterlichen Blicke zu zeigen. Fürchten sie sich also nicht, M. H. sich auch die seltsamen Meynungen gewisser Lehrer bekannt zu machen. Vielleicht werden ihnen mit der Zeit auch diese scheinbare Ungeheuer die unter einem widerlichen Kleide verborgene Wahrheit darstellen, und zu einer desto brünstigern Umarmung überlassen.

Damit

Damit ihnen nun dieses desto besser von statten gehen möge, meine Herren, so setzen sie doch niemals auf ihr eigenes Urtheil ein Mistrauen; und erinnern sie sich jederzeit, daß man mit eigenen Augen sehen, und von den Lehren andrer Weltweisen selbst urtheilen müsse. Und warum sollten doch die Kräfte ihrer edlen Seelen nicht zureichen, auch die allerschwersten Untersuchungen anzustellen? Es ist schändlich, auf seiner Lehrer Worte zu schwören! Es ist schändlich! sogleich etwas zu verdammen, was man von andern verdammen höret: Ja eben daher muß uns ein Argwohn entstehen, daß vielleicht die Sache eines Gegners so schlimm nicht sey, als man sie von einem unbilligen Richter vortragen gehöret. Fliehen sie ferner diejenigen eigennützigen Lehrer, die ihre Sätze lieber nach dem Geschmacke ihrer Zuhörer, als nach der Richtschnur der Wahrheit einrichten; die auch die schändlichsten Misgeburthen ihres unreinen Witzes für gesalzene Scherzreden ausgeben, die Wahrheiten mit Possen untermengen, und lieber unerfahrnen Schülern, als gelehrten Priestern der Weisheit, gefallen wollen. Endlich muß ihnen auch die Aufrichtigkeit dererjenigen verdächtig seyn, die viel zu schwach von Gemüthskräften sind, als daß sie den Haß des gelehrten Pöbels ertragen könnten. Der Wahrheit müssen verständige Männer dienen, sie gefallen nun der Welt, oder nicht; die Wahrheit allein muß ein Weltweiser verehren; weil ein wohlgeartetes Gemüthe nichts älters, nichts unschuldigers, nichts vortrefflichers weis oder kennet, als eben dieselbe.

Setzen sie sich doch die Beyspiele der berühmtesten Männer aller Zeiten zu Mustern vor, von deren Ruhme alle Geschichte voll sind. Sie kennen ja ohne Zweifel schon die Namen derer, die dem gemeinen Wesen, der Kirche und der gelehrten Welt zu besondrer Zierde gedienet haben und noch dienen. Engelland wird ihnen einen Boyle, einen Baco, einen Morus, Tillotson, Locke, Schaftsbury, Cudworth und Neuton zeigen. Frankreich wird ihnen einen Cartesius, Gassendus, le Vayer, Malebransche, Fenelon, Bayle und le

Clerc vor Augen stellen. Holland wird ihnen einen Grotius, Hugen, Leuwenhoek, Niewentyt, Hartsoecker, Boerhave, Ruysch und Muschenbrock anpreisen, deren Ruhm durch alle Theile der Welt erschollen ist, und gleichwohl einzig und allein aus der Philosophie entsprungen ist. Sie wissen ja ferner auch, was unser Vaterland in allen Arten der Gelehrsamkeit für vortreffliche Männer hervor gebracht hat, einen Sturm, einen Tschirnhausen, einen Pufendorf, einen Thomas, einen Leibnitz, einen Museus, einen Olearius, einen Titius, einen Gundling, und eine Menge derer, die noch itzo am Leben sind; die aber alle nur, durch eine gründlichere Erkenntniß der philosophischen Wissenschaften, die andern Gelehrten ihrer Art übertroffen haben. Wo bleiben noch die großen Lehrer unsrer Kirche, Luther und Melanchton, denen wir die Reinigung unsrer Religion zu danken haben; und welche der Weltweisheit selbst so manches Hülfsmittel, ihre Absichten zu befördern, zu verdanken gehabt? Was soll ich von den alten Kirchenvätern, dem Origenes, dem Augustin, dem Arnobius, dem Lactantius und Minutius Felix sagen? Haben diese nicht meistentheils ihre Waffen, womit sie unsern allerheiligsten Glauben gegen die Lästerungen der Heiden, und Spöttereyen der Sophisten vertheidiget haben, gleichsam aus dem Zeughause einer gesunden Weltweisheit erborgen müssen? Was soll ich endlich von dem heiligen Paulus, dem Lehrer der Heiden, sagen, der sich mit den weisen Atheniensern aus der Vernunft allein unterredete? Diese Beyspiele sind so groß, daß man verhoffentlich nichts darwider wird zu erinnern haben; und es wird also wohl eine ausgemachte Wahrheit bleiben: Daß die Gelehrten allezeit dem menschlichen Geschlechte desto mehr genützet, je größer ihre Erkenntniß in philosophischen Dingen gewesen ist.

Doch, wo ich nicht irre, meine Herren, so sehe ich die Einwürfe derer vorher, die wegen ihrer schlechten Glücksumstände etwas kleinmüthiger geworden, und denen der Mangel die sonst fähigen Gemüthskräfte zu ersticken scheinet. Diese wenden ihre Dürftigkeit vor; klagen über die Armuth ihrer Aeltern;

tern; und über die Schwierigkeiten zum Genusse akademischer Gestifte zu gelangen. Und daher hoffen sie Vergebung zu erlangen, daß sie die philosophischen Wissenschaften versäumet haben.

Doch lassen sie den Muth nicht sinken, meine Wertheste, die ich nicht, ohne ein sonderbares Vergnügen, nur über die Armuth klagen höre. Eben diese Armuth nämlich ist eine fruchtbare Mutter aller Künste, ein vortrefflicher Sporn zu allen großen Unternehmungen. In Wahrheit, sehr wenige sind jemals ins innerste Heiligthum der wahren Weisheit durchgedrungen, denen das Glück mit gar zu milder Hand seine Schätze mitgetheilet hatte. Vielmehr sind diejenigen, welche in allem Ueberflusse reicher Häuser zärtlich erzogen, weniger unterwiesen, und öfter verhindert worden, fleißig zu seyn, meistentheils in dem Schlamme der Wollust versunken, wenn sie sich den Musen haben widmen wollen. Ich wünsche ihnen also Glück, meine Herren, daß ihnen so viele und so große Hindernisse der wahren Weltweisheit aus dem Wege geräumet worden: Und will sie hiermit, im Namen der Weisheit selbst, erinnert und ermahnet haben, ihren bisherigen Klagen ein Ende zu machen.

Und wie viel Unkosten meynen sie wohl, daß zu Erlernung philosophischer Wissenschaften gehören? Wahrhaftig sehr wenige, die etwa auf die Anschaffung etlicher weniger guter Bücher zu verwenden sind. Man muß wissen, daß nicht derjenige, der vielerley, sondern der viel gelesen hat, weit gekommen ist. Nicht derjenige wird gelehrt, der viele tausend Bücher gesammlet; sondern wer wohl und gründlich geschriebene fleißig liest: Er mag sie nun entweder selbst angeschaffet, oder von andern erborget, oder auf öffentlichen Büchersälen nachgeschlagen haben. Und was braucht es viel? Schriften, darinn die Weltweisheit abgehandelt wird, sind gemeiniglich die allerwohlfeilesten. Sie dörfen sich ja nicht die ungeheuren Werke der Geschichtschreiber, der Sprachkundigen, der Vielwisser, der Rechtsgelehrten, oder der Liebhaber des Alterthumes anschaffen; Werke, die einen schon mit der Last

und Anzahl ihrer Bände abschrecken können! Nein, die kleinen, die wohlfeilen Bücher der Weltweisen sind es, die sie nöthig haben; die doch auf wenigen Blättern mehr Witz und Verstand in sich fassen, als tausend dicke Tröster, aus welchen, nebst der Philosophie, oft die Vernunft selbst verwiesen ist. Ja auch diese brauchen sie nicht alle zu kaufen. Sie dörfen nur viele lesen, und wenige besitzen. Die Güter gelehrter Freunde sind ja sonst gemein. Reichere Liebhaber der Weisheit werden leichtlich den Mangel ihrer dürftigen Mitbrüder erleichtern können. Auf ihren Witz, auf ihren Fleiß, auf ihre in der Liebe zur Wahrheit unüberwindliche Halsstarrigkeit, wird es einzig und allein ankommen.

Doch es treten andre auf, die, wegen Kürze der Zeit, die insgemein ihrem akademischen Fleiße bestimmet ist, in große Bekümmerniß gesetzet werden. Drey Jahre, sprechen sie, ja oft kaum zwey Jahre wird es vielen unter uns erlaubet, den Wissenschaften nachzugehen. In dieser kurzen Zeit sollen wir die schönen Wissenschaften, die morgen- und abendländischen Sprachen, ja die höhern Facultäten selber fassen, denen wir gewidmet sind. Wie würde doch ein so enger Zeitraum zulangen, auch nur die Weltweisheit ganz allein gehörig zu begreifen? die doch nicht einmal zu Brodte hilft, und also, mit Hindansetzung der übrigen Wissenschaften, nicht von einem jeden getrieben werden kann.

Auch diesen Zweifeln wollen wir begegnen, meine Herren; auch diese Einwürfe muß man beyseite schaffen, die sonst einen glücklichen Fortgang in dem philosophischen Fleiße entweder gänzlich verhindern, oder doch merklich säumen würden. Und erstlich zwar sind diejenigen recht sehr zu beklagen, die an den Götzen der heiligen gedritten Zahl akademischer Jahre so gar gebunden sind: Und diejenigen verdienen, meines Erachtens, keinen geringen Verweis, sie mögen nun Aeltern oder andre Aufseher junger Studirenden seyn, die sichs träumen lassen, das weite Feld der Gelehrsamkeit lasse sich in so enge Grenzen einschließen. Sehen sie sich doch ein wenig um, werthește Zuhörer. Können auch wohl die niederträch-

tigsten

rigsten Künste in so weniger Zeit erlernet werden? Zimmerleute und Grobschmiede, Schneider und Schumacher, pflegen ja zu ihren unedlen Handwerken vier bis fünf Lehrjahre zu verlangen. Ist es also nicht lächerlich, die alleredelsten Künste und Wissenschaften gleichsam unter jene schmutzige Handthierungen hinabzustoßen, und dafür zu halten, daß sie, so zu reden, im Durchzuge der hohen Schulen, und auf dem Postwagen erlernet werden könnten und sollten?

Lassen sie sich doch, H. H. von solchen unbilligen Gesetzen ihres akademischen Lebens durchaus nicht dahin reißen. Widerstreben sie doch den verderbten Gewohnheiten dieser Zeit, und überlassen sie sich, so lange es ihnen nur möglich ist, dem Unterrichte der Musen. Sie werden aber in allen Facultäten einen desto glücklichern Fortgang spüren, je besser ihr Gemüthe durch die Lehren der Weisheit wird vorbereitet seyn. Ich kann ihnen aber kein gewisses Ziel hierinnen setzen. Was dem einen zu viel seyn würde, das möchte einem andern noch nicht zureichend seyn; und ich mag die Liebe zur Weltweisheit so enge nicht einschränken, daß sie nicht lebenslang dauren, und nicht bis an ihr Grab täglich ausgeübet werden sollte. Denn was sollte wohl billig unser Leben anders seyn, als eine immerwährende Ausübung der Weisheit, als eine beständige Schule der Vernunft und Tugend? Oder auf was für eine Beschäfftigung kann man sich wohl befleißigen, die einem Gelehrten, einem edlen Gemüthe, einem vernünftigen Menschen anständiger wäre, als eben diejenige, da wir uns auf die Erkenntniß der Wahrheit legen, und so wohl unsre als des ganzen menschlichen Geschlechts Glückseligkeit zu befördern suchen?

Hier breche ich nun meine Rede ab, werthesten Zuhörer; denn was braucht es, sie mit mehrern Gründen aufzumuntern? Was ist es nöthig, ihnen die vortrefflichen Früchte vor Augen zu stellen, die ihnen der Fleiß in den philosophischen Wissenschaften verspricht? Ohne Zweifel sehen sie dieses alles selbst schon vorher, und fühlen davon gleichsam einen Sporn, daß sie künftig eher, wer weis was, als die Weltweisheit zu

versäumen, beschliessen werden; die Weltweisheit sage ich, die eine Mutter aller Wissenschaften, eine Nahrung edler Seelen, eine Beschützerinn der Wahrheit, eine Gefährtinn im Glücke, eine Trösterinn im Unglücke, und eine Regentinn unsers ganzen Lebens zu nennen ist, ja eben deswegen mit einer immerwährenden Ehrfurcht verehret zu werden verdienet.

* *

Abschiedsrede,

welche in

der vertrauten Rednergesellschaft

zu Leipzig

im Jahr 1728 den 20 Aug. gehalten worden.

Meine Herren,

Ich habe heute zum letztenmale die Ehre, in dieser vertrauten Gesellschaft aufzutreten, und ich gestehe es, daß solches mit einer weit größern Freudigkeit geschieht, als da ich vor etlichen Jahren zum erstenmale so glücklich war, mich in derselben einzufinden. Die vortheilhafte Abbildung, die man mir von allen Mitgliedern derselben gemacht hatte; das billige Mistrauen gegen meine wenige Stärke in der Beredsamkeit, und eine gewisse natürliche Blödigkeit schlugen damals mein Gemüthe fast gänzlich darnieder. Ich entsetzte mich vor dem ersten Anblicke so vieler gelehrter Männer, die ich für eben so viel strenge Richter aller meiner Worte ansah, und war in meiner Antrittsrede desto schüchterner, je weniger mir noch die Regeln bekannt waren, darnach sie die Stärke und Schwäche derselben beurtheilen würden.

Alle diese Ursachen meiner damaligen Furchtsamkeit sind nunmehro völlig weggefallen. Hat sich gleich meine Hoch-

achtung

achtung gegen diese Gesellschaft eher gemehret, als vermindert, nachdem ich die besondern Verdienste aller ihrer Mitglieder allgemach selbst kennen gelernet: So hat mir doch der liebreiche Umgang, dessen sie allerseits mich bisher gewürdiget, mehr Zuversicht zu ihrer Güte, als Furcht vor ihren scharfen Urtheilen beygebracht. Die Kleinmüthigkeit wegen meiner Schwäche hat sich auch um ein merkliches verlohren, seit dem ich aus dero von Zeit zu Zeit bemerktem gütigem Beyfalle gespüret, daß in meinen oratorischen Proben eben nicht alles so gar schlecht und verwerflich gewesen. Und der Geschmack in der Beredsamkeit, der in dieser Gesellschaft herrschet, ist mir nunmehr auch so bekannt, daß ich nicht besorgen darf, wider die Grundregeln desselben zu verstoßen, so lange ich mich von der Vorschrift der Wahrheit und Tugend, das ist, von der gesunden Vernunft, nicht entfernen werde.

Ich trete also heute mit einem freyen und unerschrockenen Gemüthe vor sie, meine Herren, und statte ihnen mit Vergnügen den Dank ab, den ich ihnen allerseits schuldig bin. Dieses ist die Hauptabsicht, mit welcher ich allhier erschienen bin, und wenn ich dieselbe gebührend ins Werk richte, so hoffe ich meiner ganzen Pflicht ein Gnügen gethan zu haben. Besteht aber eine Danksagung hauptsächlich in einer Erklärung, wie hoch man theils seinen Wohlthäter, theils das von ihm genossene Gute schätzet, und in dem Versprechen einer beständigen Dienstgeflissenheit: So werde auch ich meine Erkenntlichkeit auf diese Art an den Tag legen. Ich werde dieser Gesellschaft nicht allein die Hochachtung erklären, die ich allezeit gegen sie geheget, und mein Vergnügen entdecken, daß man mich in dieselbe aufgenommen; sondern ich werde auch ihren sämmtlichen Mitgliedern eine unverrückte Ergebenheit angeloben.

Wo soll ich aber das Lob dieser Gesellschaft anfangen, meine Herren, und was für Beweisthümer soll ich anführen, die Vortrefflichkeit derselben recht darzuthun? Soll ich in die vorigen Zeiten zurücke gehen? Soll ich den großen Stif-

ter derselben in seinem Grabe beunruhigen, und etwas von seinem Ruhme borgen, eine gelehrte Versammlung, die sich von ihm herschreibt, damit auszuschmücken? Soll ich alle die berühmten Männer herzählen, die seit mehr als funfzig Jahren Mitglieder derselben gewesen sind? Soll ich alle das Lob, das sich dieselben bey Hofe, in der Kirche, und in der gelehrten Welt erworben haben, auf dero Rechnung schreiben? Soll ich das gepriesne Leipzig, das Vaterland aller Musen, als den Sitz derselben, weitläuftig herausstreichen? Oder soll ich endlich das Alter der Gesellschaft selbst in einen Lobspruch verwandeln?

Nein, nein, meine Herren, eine solche Beredsamkeit habe ich von ihnen nicht gelernet, die mit nichtigen Scheingründen ihren Zuhörern ein Blendwerk zu machen suchet. Wie sollte ich mich denn unterstehen, diese treffliche Gesellschaft durch solche verdächtige Gründe zu loben? Wie sollte ich die Einfalt begehen, und mich in Behauptung ihres Ruhmes solcher Beweisthümer bedienen, die nur zu ihrer Beschämung gereichen würden, wenn sie etwa aus der Art geschlagen wäre; und irgend nichts mehr an sich hätte, was sie eines so ansehnlichen Stifters, so vieler vornehmen Mitglieder, eines so berühmten Aufenthaltes, und eines so ehrwürdigen Alters, noch bis auf diese Stunde würdig machen könnte.

Es sind ganz andre Dinge, die ich an ihnen verehre, meine Herren; ganz andre Vorzüge, die mir gegen diese vertraute Gesellschaft eine Hochachtung beygebracht; ganz andre Beweisgründe ihrer Vortrefflichkeit: Nämlich solche, die ihr Ehre bringen müßten; gesetzt, daß sie keinen so berühmten Urheber, keine so ansehnliche Glieder, keinen so gelehrten Sitz gehabt hätte, als sie wirklich gehabt; ja gesetzt, daß sie heute allererst gestiftet und entstanden wäre.

Vergeben sie mirs nur, wenn ich etwa, durch meine Freyheit im Reden, ihrer Bescheidenheit zu nahe treten, und durch ein gar zu deutliches Lob ihrer Demuth zuweilen eine Schamröthe verursachen sollte. Ich mag dießmal mit Fleiß keine Umschweife suchen. Ich mag den Glanz ihres

Rühmes in keine Wolken dunkler Ausdrückungen verhüllen. Ich werde alles, was ich denke, frey heraussagen, und wollte dabey nichts mehr wünschen, als daß alle, die gegen diese Gesellschaft übelgesinnet sind, mich hören möchten. Denn ich getrauete mir durch das, was ich sagen werde, alle ihre Feinde zu Freunden, alle ihre Verächter zu Liebhabern, und alle ihre Spötter zu Verehrern derselben zu machen.

Diese Rednergesellschaft ist eine deutsche Rednergesellschaft, und das ist das erste, meine Herren, was ich an derselben zu rühmen finde. Solch ein Lobspruch kann niemanden geringe oder nichtig vorkommen, als denen, die sich thörichter Weise ihres Vaterlandes schämen, und nichts für schön und ansehnlich halten, als was fremde, was ausländisch, was bey uns ehrlichen Deutschen ungewöhnlich ist. Aber wie? Sollte es wohl dergleichen Leute geben, die durch ein so seltsames Verfahren wider die Ordnung der Natur murren, die sie in Deutschland ans Licht der Welt gebracht; und die weisen Verhängnisse des Himmels meistern, die sie doch in einem der edelsten Theile von Europa hat gebohren werden lassen? Sollten sich wohl Menschen finden, die als ungerathene Kinder ihre Voraltern in den Grüften schänden, als Bastarte ihre Väter schimpfen, und als eine giftige Natterbrut ihre Mütter anspeyen?

Ja, meine Herren, es giebt, es giebt leider! solche Misgeburten, die alles Einheimische anstinket: Thoren, die sich lauter ausländischer Trachten, Speisen, Getränke, Spiele, Kleidungen, Geräthe, Zeitkürzungen und Sprüchwörter bedienen; die, da sie doch deutsches Geblüts und Herkommens sind, dennoch ausländisch erzogen, unterrichtet, befördert und verheirathet werden wollen; die mitten in ihrem Vaterlande nach Art fremder Völker leben, kranken, geheilet werden und sterben; ja die sich, wenns möglich wäre, wie für ihre Körper ausländische Grabmäler, also für ihre Seelen einen ausländischen Himmel wünschen würden.

Man kann in Wahrheit dieses abentheuerliche Volk nicht seltsam genug abschildern, meine Herren. Mein Vorhaben

verstattet es aber nicht, diesen ungereimten Ekel vor unserm Vaterlande ausführlicher zu beschreiben: Sonst wollte ich ihn durch unvernünftige Thiere, ja durch Kräuter und Bäume, zu beschämen suchen, die alle den Ort ihrer Geburt mehr lieben, als ein fremdes Land, und in ihrem natürlichen Boden besser fortkommen und gedeihen, als in einem Erdreiche, welches von einem andern Himmel bestralet wird. Das lächerlichste ist, daß solche Affen der Ausländer ihre Mundart verachten, und lieber die Sprachen ihrer Nachbarn verstümmeln, ihre Wörter radebrechen und ihre Sylben verfälschen, als ihre eigene Landessprache rein und fertig reden wollen. Lappländer und Hottentotten möchten das thun, die entweder eine so mangelhafte oder rauhe Sprache haben, daß sie sich billig nach einer überflüssigern und sanftern umsehen möchten. Wer aber das Glück hat, in Deutschland gebohren zu seyn, der sollte sich ja schämen, durch die Verachtung seiner wortreichen, männlichen, und wohlklingenden Muttersprache seinen groben Unverstand zu verrathen.

Ganz andre Gedanken hat diese patriotischgesinnte Gesellschaft allezeit von ihrer Muttersprache geheget. Da sie aus lauter gelehrten Männern bestanden, die in der griechischen und lateinischen fast eben die Fertigkeit besessen, als in der ihrigen; ja die auch die heutigen Sprachen ihrer politesten Nachbarn vollkommen inne gehabt: So hat sie nichts desto weniger eine deutsche Rednergesellschaft seyn und bleiben wollen. Sie hat es wohl gesehen, daß die Macht und das Ansehen eines Volkes allezeit mit seiner Sprache gestiegen und gefallen. Sie hat es wahrgenommen, daß Verstand und Gelehrsamkeit bey einer Nation allezeit denn in den besten Flor gerathen, wenn ihre Landessprache zu ihrer Vollkommenheit gediehen. Sie hat es endlich angemerket, daß ein Volk auch von seinen Nachbarn allezeit um desto höher geschätzet worden, je mehr es seine Mundart geputzet, und ausgearbeitet gehabt. Daher hat sie denn den rühmlichen Entschluß gefasset, durch die Ausübung unserer Muttersprache, die

Macht,

Macht, den Witz und das Ansehen unsres Vaterlandes entweder zu erweisen, oder doch einigermaßen zu befördern.

Doch ich sage noch viel zu wenig, meine Herren, diese Gesellschaft hat sich nicht nur beflissen, deutsch zu sprechen; sondern sie hat sichs auch angelegen seyn lassen, rein deutsch zu reden. Es giebt ja endlich in Deutschland noch wohl Leute genug, die in ihrer Muttersprache reden; weil sie nämlich keine andre verstehen: Aber wie seltsam sind nicht diejenigen, welche sich bemühen, diese ihre Mundart rein und unvermischt zu sprechen? Ich will hier nicht nur der Gelehrten gedenken, die sich im Reden und Schreiben desto mehr von dem Pöbel zu unterscheiden gedacht haben, je mehr lateinische und griechische Kunstwörter, Formeln und Lehrsprüche sie in ihre Sachen einzumischen gewußt haben. Ich will nur der Unstudirten Erwähnung thun, als von welchen auch die heutigen Sprachen unsrer Nachbarn geplündert worden, um mit diesem Raube hernach zu stolziren, und in den Augen der Einfältigen desto ansehnlicher zu werden.

Ich darf ihnen dieses Uebel, meine Herren, durch keine Beweisgründe als glaublich vorstellen: Denn es liegt nur gar zu sehr am Tage. Was für eine französische Sucht hat nicht seit hundert Jahren den größesten Theil unserer Landesleute angestecket? Man hat sich eingebildet, weit artiger, geschickter und zierlicher zu sprechen, wenn man seinen Bruder mon Frere, einen Spitzbuben Filou, und ein Frauenzimmer Mademoiselle nennen würde. Man hat keine Aermel, sondern Manchettes, keine Hirschfänger, sondern Couteaux de chasse, keine Schlafstühle, sondern lauter Fauteuils gebraucht. Die Prinzen haben nicht mehr von wichtigen Angelegenheiten rathschlagen, sondern von den importantesten Affairen deliberiren müssen. Gerade, als ob etliche fremde Sylben und Buchstaben uns einen bessern Begriff von den Sachen selbst beybringen würden, als die unsrigen. Gerade, als ob eine unzüchtige keusch, und ein Schelm ehrlich werden würde, wenn man diesen einen Fripon, jene hingegen eine Coquette nennen möchte.

Mit wie vielem Eifer haben sich nicht alle große Scribenten unsers Vaterlandes, Männer, die unserer Nation so viel Ehre gemacht, dieser Seuche widersetzet! Martin Opitz von Boberfeld, und alle, die in die Fußtapfen dieses großen Meisters unsrer Muttersprache getreten, haben, so viel ihnen möglich war, dieser einreißenden Barbarey zu steuren gesucht. Noch bis auf diese Stunde lassen die eifrigsten Patrioten nicht nach, für die Erhaltung einer reinen Mundart in Deutschland zu sorgen. Selbst unsre ansehnlichsten Hofbedienten und Staatsleute gehen uns in ihren Schriften mit guten Mustern vor, und beschämen dadurch unzählige Gelehrte, die in den Gedanken stehen, man würde sie für ungelehrt halten, dafern sie nicht im Reden und Schreiben zehn Sprachen durch einander mischeten, und also die Verwirrung, die in ihrem Gehirne herrschet, auch auf dem Papiere sichtbar macheten. Das ist also nur der Pöbel unserer Bücherschreiber gewesen, die in diesem Stücke dem verderbten Geschmacke des großen Haufens gefolget sind. Nur Stümper haben ihren deutschen Rock mit italienischen und französischen Lumpen behänget; sind aber eben dadurch in den Augen aller Verständigen Pickelheringen ähnlich geworden, die in ihren buntscheckigten Kleidern auf der Schaubühne zum Gelächter werden.

Hieraus erhellet nun das gesunde Urtheil dieser geschickten Gesellschaft. Sie hat es mit unter ihre Grundregeln gesetzet, daß man nicht nur deutsch, sondern auch rein deutsch zu reden beflissen seyn solle. Doch nein! meine Herren, ich irre mich. Es ist unter ihren Gesetzen gar nichts davon zu finden. Die Stifter dieser Gesellschaft haben keine besondre Verordnung deswegen gemacht. Allein ich wiederruffe meinen Satz darum nicht. Weit gefehlt, daß ihr Lob dadurch zweifelhaft werden sollte! Um desto deutlicher erhellet daraus, was ich erweisen will. Denn da jener große griechische Gesetzgeber deswegen keine Strafe auf den Vatermord in seiner Republik bestimmet hatte, weil er sichs nicht einbilden können, daß jemand ein solch abscheuliches Laster begehen würde: So haben es auch die weisen Urheber unserer Gesetze mit Recht für

etwas überflüssiges gehalten, eine Verfügung wegen der Sprachenmischung zu thun; weil es gar nicht zu vermuthen war, daß jemals ein Mitglied einer deutschen Rednergesellschaft auf die Schwachheit verfallen, und seinen Vortrag mit ausländischen Brocken anfüllen und verstellen würde.

Nichtsdestoweniger muß niemand denken, als wäre diese Gesellschaft eine Tochter und Nachfolgerinn jener so berussenen Palmen- Schwanen- und Tannen-Orden, die ihre ganze Kunst in Erfindung neuer Wörter sehen zu lassen, und auf jeder Seite ihrer Bücher ein dutzend unerhörte Ausdrückungen auszuhecken beflissen gewesen. Nein! eine so lächerliche Verwegenheit ist ihren Mitgliedern niemals in den Sinn gekommen. Sprachen zu bereichern, das ist nicht die Arbeit einzelner Gelehrten, ja nicht einmal gelehrter Gesellschaften, sondern das Vorrecht ganzer Völker. Und es ist eine Einfalt, wenn sich wenige Privatpersonen zur Richtschnur ganzer Nationen aufwerfen wollen. Was also nicht durch eine lange Gewohnheit unsers Vaterlandes unvermerkt eingeführt und aufgenommen war; was nicht vor unsern Zeiten bereits das deutsche Bürgerrecht erlanget gehabt, das ist auch in dieser Gesellschaft niemals für gültig gehalten worden. Und was wäre es nöthig gewesen, täglich neue Wörter und Redensarten auszusinnen, da man bey genauer Untersuchung unserer Landessprache allezeit befunden, daß man eher über einen Ueberfluß, als über einen Mangel in diesem Stücke zu klagen Ursache habe.

Die neuen Wörterkrämer kommen mir nicht anders vor, als die unersättlichen Geizhälse. Diese sinnen Tag und Nacht auf neuen Erwerb und Gewinst. Sie scharren einen Thaler nach dem andern zusammen. Sie sammlen, sie sparen, sie geizen ohn Unterlaß, und suchen durch erlaubte und verbothene Künste einen neuen Beutel anzufüllen. Wer sie so ängstlich arbeiten, wachen, sorgen, rechnen, laufen und wuchern sieht, der sollte vielmals denken, daß es die dürftigsten und armseligsten Leute von der Welt wären. Sie selbst scheinen es vergessen zu haben, daß alle ihre Kisten und Ka-

sten

sten voll sind; ja sie wollen solches mit offenen Augen nicht sehen, wenn sie gleich kaum ein Plätzchen finden können, wo sich der neugefüllte Geldsack mit aller Gewalt und Mühe hineinstopfen läßt.

Eben so geht es denen, die sich unablässig auf neue Wörter befleißigen. Sie klagen ohn Unterlaß über die Armuth ihrer Muttersprache. Bald soll es hier, bald soll es da an einem geschickten Ausdrucke fehlen: Allein sie kennen entweder die Schätze unserer Mundart noch nicht, oder sie wollen sie nicht kennen. Daher kömmts, daß sie mit aller ihrer Mühe nur Holz in den Wald tragen, und Wasser ins Meer gießen. Sie meynen nämlich ihr enges Gedächtniß sey die einzige Vorrathskammer, darinnen das wortreiche Germanien alle seine Kostbarkeiten aufbehält; und erwegen nicht, daß es tausend und noch tausend deutsche Büchersäle zu Behältnissen seiner unzählbaren Reichthümer bestimmet habe.

Verzeihen sie mir diese Ausschweifung, meine Herren, wozu mich nichts anders, als der Ruhm dieser Gesellschaft, verleitet hat. Ich kehre itzo desto eifriger um, auch die vernunftmäßige Schreibart derselben gebührend zu erheben. Aber wer leihet mir unter ihnen seine ungezwungene, seine ungeschminkte, seine natürlich schöne Art des Ausdruckes, damit ich eine Eigenschaft an ihnen loben könne, die noch weit preiswürdiger ist, als alles vorhergehende. Fürwahr deutsch, ja rein deutsch zu reden und zu schreiben, ist zwar viel, und keines geringen Lobes werth: Aber beydes ist nichts, wenn man nicht zugleich vernünftig redet; wenn man thörichte Gedanken in noch thörichtern Redensarten vorträgt; wenn man unnöthige Zierrathe suchet, wenn man einen gar zu gekünstelten Witz zeiget; wenn man endlich über alle Berge und Wolken flieget, und die an sich verworrenen Sätze in den dicken Nebel unverständlicher Ausdrückungen verhüllet, so daß mehr als ein Oedipus dazu gehört, die Räthsel aufzulösen, die man fast in allen Zeilen seiner Schriften der Welt zur Bewunderung aufdringen will.

Gleichwohl war dieses noch vor wenig Jahren der herrschende Geschmack in ganz Deutschland. Gewisse sonst gelehrte und große Männer hatten sich durch die italienischen Spitzfindigkeiten, und spanischen Ausschweifungen verleiten lassen, die Einfalt der Wahrheit und Natur zu verachten. Sie dachten nicht mehr, schön zu reden, wenn sie bloß der menschlichen Vernunft Folge leisteten. Alles mußte auf Stelzen gehen. Alles mußte hoch, verblümt, sinnreich und prächtig; oder vielmehr übersteigend, dunkel, schwülstig und hochtrabend klingen. Kein Wort behielt seine gewöhnliche Bedeutung. Unzähliche Gleichnisse erstickten den Sinn einer Rede, und die vielen Bilder machten das Vorbild unkenntbar. Wahrheiten, die sonst ein Kind verstehen kann, nach ihrer Art auszudrücken, mußte man zwanzig Griechen und Römer bestehlen.

Noch nicht genug. Man spielte mit Worten, und versetzte die Buchstaben. Man malte Sinnbilder, und ersann sich Ueberschriften dazu. Man prägte Münzen, und baute Ehrenpforten. Hier hatte Tacitus und dort Plinius etwas treffliches geschrieben. Bald war Saavedra, und bald Picinellus der sinnreicheste Kopf von der Welt. So füllte man die Blätter mit fürchterlichen Namen und stolzen Worten, das Gehör aber mit leeren Tönen an. Der Verstand hergegen bekam sehr wenig Licht, und der Wille ward gar nicht gerühret. Dennoch gefiel unsern verwähnten Deutschen eine so seltsame Abweichung von der Vernunft und Natur, und die lohensteinische Schreibart, die durch hundert elende Schulmeister noch täglich verschlimmert wurde, nahm fast durchgehends überhand.

Nur dich, du edle Gesellschaft, konnte ein so gefährliches Uebel nicht anstecken. Nur du wurdest keine Freundinn dieser seltsamen Schreibart, wiewohl sie fast allenthalben im Schwange gieng. Eine vernünftige Einfalt des Ausdruckes war dir viel lieber, als ein gekünsteltes Wesen, und eine dauerhafte

hafte Schönheit natürlicher Gedanken gefiel dir weit besser, als ein glänzender Firniß, der zwar mehr die Augen blendet, aber desto weniger gründliches hinter sich hat. Die unvergleichlichen Muster der Alten schwebten dir vor Augen. Rom und Athen gaben dir weit bessere Wegweiser, als Madrit und Florenz. Von dorther flossen dir aus den lautersten Quellen die Ströme einer männlichen Beredsamkeit zu, die zwar nicht sehr sprudeln und rauschen; aber mit ihrem stillen und majestätischen Laufe alles, was ihnen widersteht, fortreißen, und durch eine unsichtbare Gewalt zum Gehorsame zwingen.

Nunmehro bin ich an den Mittelpunct und auf das rechte Hauptwerk der ganzen Wohlredenheit gekommen. Die überführende Kraft ist es, meine Herren, wodurch sich diese göttliche Kunst von allen ihren Schwestern unterscheidet. Und wo hat sich dieselbe mächtiger erwiesen, als in den Versammlungen dieser Gesellschaft? Selbst die Göttinn der Beredsamkeit hat hier ihren Sitz gehabt. Nicht nur wohlklingende Worte, nicht nur tönende Schellen; sondern bündige Beweis- und Bewegungsgründe sind die verborgenen Ketten gewesen, womit sie sich alle ihre Zuhörer unterthänig gemacht haben. Und das, das ist eben das alleredelste Lob, welches ich, meiner wenigen Einsicht nach, einer so auserlesenen Rednergesellschaft beylegen kann.

Unsre Vorfahren, die alten Scythen und Celten, haben mitten in ihrer Finsterniß einen hellen Stral der Weisheit von sich blicken lassen, da sie den Herkules zum Gott der Beredsamkeit gemacht haben; denjenigen Herkules, der bey andern Nationen für ein Wunder der Kraft und unüberwindlichen Stärke gehalten worden. Sie malten aber denselben weder mit einer Keule, noch mit einer andern Gattung von Waffen versehen; sondern auf eine ganz besondre Weise. Aus seinem Munde giengen unzählige kleine Ketten, welche mit ihren äußersten Enden an den Ohren einer großen Men-

ge Volkes befestiget waren, und man bemerkte aus den freudigen Angesichtern und andern Stellungen dieser Leute, daß sie ihm willigst nachfolgeten. Sehen sie, meine Herren, einen vollkommenen Abriß der wahren Beredsamkeit, welche durch einen lieblichen Zwang aller ihrer Zuhörer Herzen gewinnet, und ihre Gemüther lenket, wohin sie will. Sehen sie aber auch zugleich ein Bild, welches sich überaus wohl zu einem Wapen für diese Gesellschaft schicken würde.

Ich schmeichle ihnen hiermit nicht, meine Herren. Sie alle wissen es wohl, wie wenig ich dieser niederträchtigen Gemüthsneigung zugethan bin. Ich rede aus der Erfahrung, und gründe alles, was ich hier sage, auf das, was ich bey mir selbst empfunden habe. Wie oft bin ich nicht selbst durch die Gewalt ihrer Beredsamkeit gerühret, überwunden, entzücket, ja gezwungen worden, dem Redner Beyfall zu geben! Wie kräftig haben ihre Beweisthümer meinen Verstand überführet! Wie nachdrücklich haben ihre Bewegungsgründe meinen Willen erreget! Und wie lebendig habe ich dadurch begreifen gelernet, was die alten Lehrer der Redekunst im Sinne gehabt, wenn sie von jenem großen Athenienser gesagt, daß er, in seinen Reden an das Volk, nicht sowohl geredet, als vielmehr gedonnert und geblitzet habe.

Und das alles ist nicht etwa in leichtsinnigen, scherzhaften und fruchtlosen Materien geschehen: Nein, in den wichtigsten philosophischen Wahrheiten, in tiefen Sittenlehren, in nachdenklichen Lehrsätzen, die es werth waren, daß sich gelehrte Männer damit beschäfftigten. Denn das ist die Art der wahren Beredsamkeit. Sie spielt nicht so gern mit Kindern, als sie mit ernsthaften Leuten umgeht. Sie liebt solche Beschäfftigungen, wo sie zeigen kann, wie viel sie vermag. Je schwerer also die Lasten sind, die man ihr aufleget, desto mehr Kräfte erweiset sie; und je wichtiger ein Werk ist, das sie ausrichten soll, desto freudiger greift sie es an,

desto

desto muthiger setzt sie es fort, desto glücklicher führt sie es auch vollends hinaus.

Ich müßte noch viel hinzusetzen, meine Herren, wenn ich dieser Gesellschaft eine vollständige Lobrede halten sollte. Allein sie selber verlangen dieses nicht, die fast verflossene Zeit verstattet es nicht, ich finde mich endlich nicht vermögend dazu. Sie selbst werden die besten Lobredner ihrer Gesellschaft abgeben, wenn sie die Sammlung ihrer eigenen Reden ans Licht stellen, und so viele Proben einer wahrhaften Beredsamkeit der gelehrten Welt vor Augen legen werden. Alsdann wird es erstlich erhällen, daß ich hier noch viel zu wenig von ihnen gerühmet habe. Da wird man erst sehen, daß sie würdige Nachfolger eines großen Rivinus, Thomasius, Menkens, Schmidts, Pritius, Schützens, Tellers, Neumeisters und so vieler andern, derer Namen ich der Kürze halber übergehen muß, gewesen sind, und Geschicklichkeit genug besessen haben, in die Fußtapfen solcher berühmten Vorgänger zu treten.

Wie angenehm muß es nicht allen diesen ansehnlichen Männern seyn, wenn sie hören, daß ihre Plätze in dieser Gesellschaft eben von ihnen, meine Herren, bekleidet werden! Dieß ist keine bloße Muthmaßung; sondern ein wohlgegründeter Schluß, den ich nicht von ohngefähr mache. Ich weis, wie begierig der Herr geheime Rath Thomasius in Halle nach dieser Rednergesellschaft fragte, als ich vor einiger Zeit die Ehre hatte, ihm selber aufzuwarten. Wie lieb und angenehm war es ihm, als er vernahm, daß dieselbe noch itzo im Flore wäre! Wie groß war sein Vergnügen, als er sich der vorigen Zeiten erinnerte, da er noch selbst ein Mitglied derselben gewesen! Und wie viel Vertrauen ließ er nicht blicken, als ich ihm auf sein Befragen die Namen aller derer nennete, die itzo den Körper dieser gelehrten Versammlung ausmachen. Was dieser große Mann that, das thun sonder Zweifel alle übrige, die ich vorhin nennete, und die noch am Leben sind. Und was für einen Sporn kann ihnen dieses nicht abgeben, meine Herren, dafern sie anders nicht vielmehr eines

Zügels bedörfen, in dero bisherigem Eifer fortzufahren, und unermüdet den Weg zu betreten, der ihnen von so vielen wackern Männern gebahnet worden.

Ich nähere mich dem Schlusse meiner Rede, und komme also auf mich selbst; werde aber hier allererst recht gewahr, wie sehr es mir an Worten gebricht, die Empfindungen meines Gemüths auszudrücken. Wie groß war nicht die Ehre, die mir vor fünftehalb Jahren wiederfuhr, da man mir, als einem Fremdlinge in Deutschland, dennoch einen Platz in dieser berühmten Rednergesellschaft vergönnete! Ich bekenne es, meine Herren, nichts würde vermögend seyn, meinen Stolz deswegen niederzuschlagen, wenn es nicht die Erinnerung meiner Schwachheit und Unwürdigkeit thäte. Ihrer besondern Güte, und nicht meinen Verdiensten hatte ichs zuzuschreiben, als man mich zum Mitgliede dieser Versammlungen aufnahm: Und dafern ich itzo etwas geübter oder geschickter Abschied nehme, als ich damals herein getreten; so habe ich es bloß den herrlichen Exempeln, die sie mir gewiesen, und den gründlichen Erinnerungen, die sie mir gegeben, zu verdanken. Doch ich will mich keines andern Dinges, als bloß meiner Lehrbegierde, rühmen. Sie selber wissen es, meine Herren, wie fleißig und unverrückt ich ihren ordentlichen Zusammenkünsten beygewohnet habe. Sie wissens, wie aufmerksam ich bey allen ihren Reden und Anmerkungen gewesen bin. Sie wissens, wie begierig ich alle Gelegenheiten ergriffen habe, mich selbst vor ihnen hören zu lassen, und mich aus ihren gelehrten Erinnerungen zu bessern. Hierinn suche ich meine ganze Ehre: Von dem übrigen mögen sie selbst nach Gutbefinden urtheilen.

O daß mich nur mancherley dringende Umstände nicht hindern möchten, ein so nutzbares Vergnügen noch ferner zu genießen! Doch was klage ich? Was wünsche ich mir? Was nicht zu ändern ist, das muß man ohne Murren, ohne Widerwillen erdulden. Es ist wahr, ich verliere viel; aber sie, meine Herren, desto weniger. Allein warum soll-

te mich auch dieser Verlust bekümmern, den ich längst vorher gesehen, oder wenigstens habe vermuthen können. Bin ich doch nicht mit dem Vorhaben in diese Gesellschaft getreten, daß ich niemals wieder heraustreten wollte. Haben sie doch noch niemanden genöthiget, auf gewisse Jahre ein Zeuge von ihrer Beredsamkeit und vertrauten Freundschaft zu bleiben! Forderns doch dero Gesetze nicht, lebenslang ein Mitglied dieser Gesellschaft zu seyn! Sind doch endlich alle Dinge dem Wechsel unterworfen! Warum soll ich mich denn betrüben, daß ich bey der allgemeinen Unbeständigkeit keine Ausnahme abgeben, und die unverbrüchlichen Regeln der Veränderung nicht übertreten kann.

Hiermit richte ich mein Gemüthe auf, meine Herren, und mache durch meinen Abschied aus dieser Gesellschaft einem geschicktern und würdigern neuen Mitgliede Platz. Ich bitte mir im übrigen nichts mehr, als die unverrückte Fortsetzung ihrer Freundschaft aus. Bin ich dieser Ehre bishero nicht ganz würdig gewesen; so werde ich bemüht seyn, mich derselben inskünftige desto würdiger zu machen. Vergessen sie es nur nicht eher, daß ich ihr Lehrling gewesen bin, als ich es vergessen werde, daß sie allerseits mir zu Mustern und Vorbildern gedienet: Und wenn es die Gelegenheit geben wird, von mir zu sprechen, so bitte ich mir nur das Zeugniß von ihnen aus, daß sie weder einen ungelehrigen noch undankbaren Schüler an mir gehabt haben.



Das

Das VI. Hauptstücke.

Von den Reden der Studirenden auf Schulen und Universitäten.

§. I.

In dem vorigen Hauptstücke hatten wir mit gelehrten Männern zu thun, die sich allenfalls schon selbst zu helfen wissen. Daher gaben wir auch nur denen, die sich selbst nicht recht trauen möchten, einige summarische Anleitung, wie sie sich bey Ausarbeitung ihrer Reden zu verhalten hätten. Hier aber haben wir mit jungen Leuten zu thun, die sich noch gar nicht zu helfen oder zu rathen wissen; oder die doch furchtsam sind, wenn sie reden sollen, und immer besorgen, sie möchten es nicht recht machen. Daher wollen wir auch diesen eine etwas sorgfältigere Anleitung geben, und sie von der Schule an, bis zu einer akademischen Würde, begleiten. Zwar auf Schulen scheint nach unsern obigen Sätzen ein junger Mensch noch nicht geschickt zu seyn, eine öffentliche Rede zu halten, weil die Lehren der Beredsamkeit nicht ohne einen reifen Verstand gefasset werden können. Allein da die Schulen ungleich sind, und die Schüler der obern Classen an einigen Orten auch schon zur Redekunst angeführet werden: So kann man es niemanden wehren, auch einige Proben von seiner Beredsamkeit abzulegen. Es kömmt dabey mehrentheils auf die bekannten Actus oratorios, oder öffentlichen Redeübungen an, die von geschickten Schulmännern angestellet werden. Und diese pflegen entweder ihren Lehrlingen die Reden selbst auszuarbeiten, oder ihnen doch den Entwurf dazu zu machen, und hernachmals alles zu verbessern. Hier hat es also gar keine Schwierigkeit, indem sich die Schüler doch nach dem Gutachten ihrer Lehrmeister richten müssen.

§. II.

Dergestalt aber bekommen wir, an statt der Jugend, mit den Anführern derselben zu thun: Denn auch diese bedörfen vielmals einen guten Rath; seitdem viele zu Schulmännern gemacht worden, die sich wohl selbst keiner akademischen Anleitung zur Redekunst bedienet, und in keiner Redeübung die Beredsamkeit erworben haben. Denn wie nirgends ein Meister vom Himmel fällt: So ist es auch kein Wunder, daß mancher Lehrer in Schulen selbst erst recht gewahr wird, wo es ihm fehlet; wenn er andern Regeln und Exempeln von einer Kunst geben soll, die er selbst niemals gelernet hat. Es gebe also ein Schulmann, der seine Untergebene zur Beredsamkeit anzuführen Willens ist, auf die verschiedene Fähigkeit derselben Acht. Die gar zu schwachen muß er mit eigenen Ausarbeitungen verschonen, und zufrieden seyn, wenn sie etwas auswendig lernen, was entweder in lateinischen Büchern schon steht, oder was von ihm, dem Lehrer selbst, ausgearbeitet worden. Was die größern anbetrifft, die schon einen reifern Verstand haben, und der Feder etwas mächtiger sind, die kann man wohl zuweilen nach einem vorgeschriebenen Entwurfe etwas ausarbeiten lassen; aber man muß es ihnen doch hernach ausbessern. Hierauf lasse man sie alles wohl auswendig lernen, und übe sie eine gute Weile in der guten Aussprache, und in den wohlanständigen Bewegungen des Leibes. Das ist es alles, was Schüler thun können; denn die Erfindung und Einrichtung ganzer Reden zu machen, dazu sind sie nicht eher fähig, bis sie die akademischen Wissenschaften eine zeitlang getrieben haben; wie oben bereits erwiesen worden.

§. III.

Fragt nun jemand, wo denn so viele Hauptsätze herzunehmen sind, die so viele Schüler abhandeln sollen, als man in solchen Redeübungen gemeiniglich auftreten läßt: So antworte ich, erstlich, daß es eben nicht nöthig ist, alle mit einander reden zu lassen. Ein Lehrmeister muß eine kluge

Wahl

Wahl treffen, und nur die muntersten, lebhaftesten und geschicktesten Köpfe dazu nehmen. Er muß auch auf die äußerlichen Gaben, als in der guten Stimme und Aussprache, imgleichen der guten Stellungen und freyen unerschrockenen Geberden, sehen. Denn wer diese nicht zum wenigsten in einem ziemlichen Grade hat, der ist von Natur ungeschickt, ein guter Redner zu werden, und dem muß man nicht vergebliche Mühe machen, indem man ihn zwinget, eine Uebung zu treiben, darinnen er es doch niemals hochbringen wird. Ist nun dergestalt die Zahl der jungen Redner, die man aufstellen will, ziemlich verkleinert worden: So muß der Lehrer auf eine Anzahl der Wahrheiten denken, die einige Verwandschaft mit einander haben. Z. E. Wenn er die Jugend in Lobreden üben will: So kann er verschiedene Lebensarten der Menschen, bey Hofe, in Städten, auf dem Lande, den Adelstand, das Soldatenleben, die Kaufmannschaft, die Gelehrsamkeit u. s. w. rühmen lassen. Oder er kann die Jahreszeiten, die vier Facultäten, die freyen Künste, die philosophischen Wissenschaften, u. d. gl. um die Wette von denen loben lassen, die dazu eine Neigung haben: Worinn z. E. der Fr. von Gomez Sieg der Beredsamkeit vier schöne Muster gegeben hat. Wollte aber ein Redner auch einen großen Hauptsatz, z. E. das Lob eines regierenden Landesherrn, einer Provinz, oder einer Stadt ausführlicher vortragen lassen, als es in einer kleinen Rede geschehen kann: So könnte er solches unter etliche Schüler eintheilen, und stückweise den einen die Vorbereitung dazu machen, den andern die Weisheit, den dritten die Gerechtigkeit, den vierten die Gnade, den fünften eine andre Tugend seines Herrn rühmen; oder die Eigenschaften der Länder und Städte, nach und nach ausführen, den letzten aber den Beschluß machen lassen.

§. IV.

Doch ich halte mich zu lange bey den Schulen auf. Es ist Zeit, einen Schüler auf Akademien zu bringen, wenn er

nur erst seinen Abschied in der Schule genommen hat, wie an vielen Orden gewöhnlich ist. Kann er nun gleich selbst schon seine Rede machen, so ist es doch gut, daß er sie erstlich von einem seiner Lehrer durchsehen läßt: Noch besser aber ist es, wenn er den Entwurf zu derselben erst der Verbesserung unterwirft. Es fehlt jungen Leuten noch immer woran, und ihre Vorsichtigkeit vergrößert sich immer, wenn sie hören, wie verständige Männer von ihrer Arbeit urtheilen. Haben sie aber noch nicht Kräfte genug, ihre Reden selbst zu machen, so wollte ich es ihnen, ihrer Ehre halber, rathen, sich dieselbe lieber von ihrer Lehrer einem verfertigen zu lassen, und hernach auf hohen Schulen desto fleißiger zu seyn, diesen Mangel zu ersetzen. Fragt man, was für Hauptsätze in dergleichen Reden zum Grunde gelegt werden können: So kömmt es auch auf die Fähigkeit der jungen Leute an, und auf die Lust, die sie zu dieser oder jener Wissenschaft, oder freyen Kunst bey sich verspüren. Diese nämlich können ihnen leicht Sätze an die Hand geben, denen sie gewachsen sind. Sie können auch die Schule, wo sie bisher studirt haben, oder die Universität, dahin sie zu gehen denken; oder die Sorgfalt der Landesherren, die dergleichen Werkstäte der Gelehrsamkeit gestiftet haben und noch beschützen, mit Ruhm erheben. Zum Beschlusse aber müssen sie ihren bisherigen Lehrern danken, und ihre Mitschüler zu allem Guten ermahnen.

§. V.

Wenn sie nun dergestalt mit einiger Lust und Vorbereitung zur Beredsamkeit auf Universitäten kommen; und gesonnen sind, es darinnen zu größerer Vollkommenheit zu bringen: So müssen sie dennoch nicht sogleich in die Collegia oratoria oder homiletica laufen; wie es insgemein zu gehen pflegt. Mit einem leeren Gehirne lernet man in beyden nichts, als die Kunst, viel thörichtes Zeug zu plaudern, oder aus Büchern zusammen zu schreiben, was andre schon gesagt haben. Man muß also das erste Jahr gänzlich der Weltweisheit, der Historie, den Sprachen, und dem fleißigen Bücherlesen, sonderlich in der Sprache, darinn man ein Redner zu werden denket, widmen. Alle diese

Dinge bereiten einen künftigen Redner zu, schärfen seinen Verstand, läutern den Witz, bereichern die Einbildungskraft, und füllen das Gedächtniß mit unzählichen nützlichen Sachen an, davon ein Redner nothwendig einen guten Vorrath haben muß. Wenn dieses nun vorläufig geschehen ist, so ist es allererst Zeit, neben der Erlernung ihrer Hauptwissenschaft oder Facultät, auch die Regeln der Redekunst mit neuem Eifer anzugreifen, und sich dieselben von einem geschickten Manne erklären zu lassen. Ich weis wohl, daß die meisten mit der Anleitung, die sie auf Schulen gehabt haben, schon zufrieden sind, und sich einbilden, es fehle ihnen an nichts, als an der Uebung. Aber man erfährt es auch in solchen Uebungsstunden zur Gnüge, was für Reden aus dieser Einbildung entstehen; die nämlich weder an Erfindung und Ordnung, noch im Ausdrucke etwas taugen. Es bleibt immer ein großer Unterschied unter der Schulberedsamkeit, die sich oft wider ihren Willen nach dem schwachen Begriffe junger Knaben richten muß; und unter der akademischen Redekunst, die Leute von reifern Jahren zu Lehrlingen bekömmt. Es müssen sich aber Studirende allemal diejenigen Lehrer in der Redekunst wählen, die zu ihren Zeiten die berühmtesten sind; auch wohl ihnen zu Gefallen eben die Akademien erwählen, wo dieselben lehren: Wie Cicero that, der in ganz Griechenland herum reisete, um sich von den berühmtesten Rednern unterweisen zu lassen.

§. VI.

Hat man nun die theoretische Anweisung zur Redekunst durchgehöret, auch die rhetorischen Schriften Cicerons und Quintilians fleißig dabey nachgelesen: So muß man sich nach einer Redeübung umsehen. Denn die wenigen Ausarbeitungen, die in den theoretischen Lectionen etwa als Proben dem Lehrer übergeben werden, sind bey weitem nicht genugsam, einen zum Redner zu machen. Die Beredsamkeit ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst, und kann folglich nicht ohne eine langwierige Uebung erlernet werden. Es wird auch nicht so leicht eine hohe Schule seyn, da sich nicht ein Anführer oder Auf-

seher einer solchen Redeübung finden sollte; wenn es nur nicht an Studirenden fehlet, die Liebhaber davon sind. Die Einrichtung solcher Uebungsstunden sey nun, welche sie wolle: So wird sie schon gut seyn, wenn nur ein Anfänger oft zum reden kömmt, und fleißig beurtheilet und gemustert wird. In meiner bisherigen Erfahrung habe ich es sehr gut befunden, wenn der Lehrer die Erfindung und Anordnung, den Ausdruck und Vortrag beurtheilet; die übrigen Glieder solcher Redeübungen aber auf die Reinigkeit der Sprache und grammatische Grundrichtigkeit aller Wörter und Redensarten Achtung geben. Zu dem Ende ist es gut, daß man Gesetze einführe, dadurch ein jeder Schnitzer wider die Regeln der Sprachkunst, der nicht mit gutem Grunde gerechtfertiget werden kann, mit einer kleinen Geldstrafe beleget wird. Dieses macht theils den Redner, theils aber auch die Zuhörer desto aufmerksamer auf alle Sylben und Buchstaben, und befördert den regelmäßigen Ausdruck überaus sehr. Es erleichtert auch dem Aufseher oder Lehrer seine Mühe um ein vieles; weil er alsdann nur hauptsächlich auf die Sachen Acht haben; die Schreibart aber nur überhaupt beurtheilen darf, ob sie zu stolz oder zu schlecht, zu matt, oder zu feurig, zu künstlich oder zu nachläßig gewesen ist.

§. VII.

Fragt man mich nun, was für Reden man in solchen Gesellschaften halten solle? So antworte ich, allerley Arten derselben, keine einzige ausgenommen. Ein jedes Mitglied darf nur bedenken, was es mit der Zeit für Gelegenheiten, öffentlich zu reden, bekommen kann: Und sich beyzeiten darauf gefaßt machen. Man kann also Lobreden, Parentationen, geistliche Reden, und Lehrreden von allerley Materien aus freyen Künsten und Wissenschaften; man kann auch Hofreden, Strohkranzreden und andre dergleichen, davon in den folgenden Hauptstücken etwas vorkommen wird, halten. In allen diesen Stücken muß man nun die obigen allgemeinen und besondern Regeln beobachten. Doch will ich es bey

Lob-

Lobreden und Parentationen niemanden rathen, sich nur Personen zu erdichten, die man loben will. Nein, man muß wirklich verstorbene Leute, oder noch lebende große Männer dazu wählen, deren Verdienste bekannt und ruhmwürdig sind. Denn die Wahrheit der Umstände macht alles viel lebhafter und nachdrücklicher. Dahin gehören auch die Antritts- und Abschiedsreden der Mitglieder in solchen Uebungsstunden, nebst den Beantwortungen derselben, als welche auch schon etwas ernstlicher sind, als die übrigen. Ueberhaupt muß ein jeder Studirender sich selbst die Materien wählen, davon er zu reden Lust und Fähigkeit genug hat. Bey den letztern aber ist es gut, wenn man sich solche Hauptsätze wählet, die zur Redekunst gehören, und bald eine nöthige Eigenschaft eines Redners, bald einen Fehler desselben, bald einen Misbrauch und Uebelstand in der Beredsamkeit selbst zum Gegenstande seiner Reden macht.

§. VIII.

Nichts ist übrig, als von den öffentlichen Reden zu handeln, die auch von Studirenden zuweilen auf Akademien gehalten werden. Dahin gehören hier bey uns in Leipzig I. der Stipendiaten ihre Reden, die sie einen gewissen Tag im Jahre halten müssen. Diese sollten nun wohl billig Lobreden der Stifter solcher guten Anstalten seyn; und davon haben wir schon oben geredet. Wenn aber so viel von ihnen nicht zu sagen, oder bekannt ist: So muß sich doch der Hauptsatz einigermaßen zu der Sache, das ist zu den Stiftungen schicken, die Studirenden zu gut auf Akademien geschehen sind; dadurch nämlich Deutschland aus seiner alten Barbarey gerissen worden. II. Gehören hieher die Quartalreden, da hier allemal den Tag nach jedem Quatember in der akademischen Kirche eine Rede gehalten wird. Hier hat ein Studirender völlige Freyheit, zu reden, was er will. Er thut also wohl, wenn er eine Lehrrede aus der Wissenschaft hält, die er sich zu seinem Hauptzwecke erwählet hat. III. Sind hier die Festreden gewöhnlich. Denn es werden

an den drey großen Festen, und am Reformationsfeste von Studirenden, auch wohl jungen Magistern, in der Paulinerkirche gleichfalls öffentliche Reden gehalten. Diese müssen sich aber billig zu den Festen schicken, an welchen sie gehalten werden, und also von theologischen Materien handeln. IV. Kommen die Reden bey Disputationen und Promotionen vor. Bey jenen sind es gemeiniglich bloße Complimenten, und also brauchen sie hier keine Regeln. Bey diesen letztern aber braucht man gemeiniglich nur kurze Ausführungen selbstbeliebiger Sätze, dazu die Dechanten und Promotores schon Anleitung geben, oder man macht auch Danksagungen an die Zuhörer ꝛc. die aber dergestalt auch nur Complimente seyn dörfen.

§. XI.

An Exempeln von dieser Art kann es nun zwar nicht fehlen, seit dem, aus meinen viele Jahre her fortgesetzten Rednerübungen, jährlich eine gute Anzahl solcher Proben von den geschicktesten Federn dem Drucke überlassen, und weit und breit in Deutschland vertheilet worden. Allein es ist auch außer diesen einzelnen Reden eine ganze Sammlung davon neulich ans Licht getreten, die sehr viel schöne, und durchgehends untadeliche Stücke von dieser Art in sich hält, die jungen Leuten und Anfängern zu Mustern einer wahren Beredsamkeit und reinen deutschen Schreibart dienen können. Damit aber dieses Hauptstücke nicht allein ohne Exempel bleiben möge, so habe ich auch von meiner Arbeit ein halbes Dutzend hieher setzen wollen, die ich alle vor zehn bis zwölf Jahren in der vertrauten Rednergesellschaft allhier gehalten habe. Ich habe aber bey dieser andern Auflage ein Paar von den vorigen Reden weggelassen, damit ich von der oben versprochenen Materie, daß ein Redner ein rechtschaffener und tugendhafter Mann seyn müsse, ein Paar neue beyfügen könnte.

* *

Ein Jurist muß ein Philosoph seyn.

Meine Herren,

Kein Satz dünkt mich wahrhafter zu seyn, als der Ausspruch eines der berühmtesten alten Römer: Daß nämlich dem menschlichen Geschlechte von den unsterblichen Göttern, oder damit ich es nach unsrer Art ausdrücke, von dem ewigen Gotte, kein herrlicher Geschenk verliehen worden, als die Weltweisheit. Sie insgesammt, meine Herren, sind öffentliche Lehrer der Philosophie. Wie nun kein Künstler leicht seine Kunst, kein Meister seine Wissenschaft zu verachten pfleget: Also überhebet mich dero allerseits vermutheter Beyfall der Mühe, diesen trefflichen Satz weitläuftig zu erklären und zu behaupten. Wer weis es nicht, daß die Weltweisheit ein vernünftiges und gründliches Erkenntniß derjenigen Dinge sey, die uns glücklich machen können? Und wer gesteht es nicht, daß die Wissenschaft der Glückseligkeit das allervortrefflichste ist, was sich ein verständiges Wesen wünschen und von dem Urheber aller Dinge hat erlangen können?

Ich weis wohl, daß die Verächter der Philosophie mir gleich bey der Beschreibung der Weltweisheit Einwürfe genug machen könnten. Ich habe aber ein solches Vertrauen zu meiner guten Sache, daß ich mich vor allen ihren Einwendungen gar nicht fürchte. Es bleibt dabey: Die Philosophie zeigt uns den Weg zur wahren Glückseligkeit: Wenn man gleich diese Ehre gemeiniglich der Religion einzuräumen gewohnet ist. Diese Meynungen widersprechen einander nicht: Beyde sind vielmehr fest und wohlgegründet. Gewissermaßen ist die Weltweisheit und Religion nur dem Grade nach unterschieden. Ja es giebt Leute, die, vielleicht nicht ohne Ursache, die Grundsätze der Religion für die Philosophie der Einfältigen, die Philosophie hingegen für

die Religion der Gelehrten angesehen. Doch ich mag diesen seltsamen Satz nicht ernstlich vertheidigen.

Was ist bey dem allen mehr zu bedauren, meine Herren, als daß dieses so vortreffliche Geschenke Gottes von dem undankbaren menschlichen Geschlechte so geringschätzig gehalten wird? Wie wenige giebt es, die sich Schüler oder Liebhaber der Weisheit nennen wollen? Oder da sich einige finden, die solches thun, wie bald werden sie dieses Namens überdrüssig? So gar der hochtrabende Name eines philosophischen Lehrers wird solchen Gemüthern bald zur Last: So bald sie sichs nämlich in den Kopf kommen lassen, nach höhern Beywörtern zu streben; zu einen deutlichen Beweisthume, daß sie die Vortrefflichkeit desselben noch nicht eingesehen, und ihn also ganz unwürdig geführet haben. Wer hat aber Schuld an diesem Uebel, als die verkehrte Einrichtung unsrer altfränkischen hohen Schulen, die den höchsten Gipfel der menschlichen Vollkommenheit in die unterste Classe gesetzet, und das herrlichste Geschenke Gottes der geringsten unter allen vier Facultäten zur Beschäfftigung angewiesen hat.

Die Philosophie sollte billig den Vorsitz auf Akademien haben; denn sie ist der Inbegriff aller übrigen so genannten höhern Facultäten. Der Gottesgelehrte muß von ihr die natürliche Theologie und Sittenlehre: der Rechtsverständige das Recht der Natur und die Politik; der Arzt aber die Naturwissenschaft erborgen. Alle drey beschäfftigen sich mit der Vernunftlehre, deren Lehrsätze sie unmöglich entbehren können, wenn sie nicht, wie die Blinden, im Finstern tappen wollen. Dergestalt hält nun die Weltweisheit alles dasjenige in sich, was die übrigen Facultäten nur stückweise abhandeln: Und ohne sie kann und pflegt nicht viel gründliches gesagt zu werden. So fruchtbar ist diese gesegnete Quelle aller Wissenschaften, daß sie sich zwar unaufhörlich mit vollen Strömen des Erkenntnisses auf die ganze Gelehrsamkeit ergießet, aber selbst keiner fremden Hülfe bedürftig ist. Und wer dem hellen Sonnenkörper einen Vorzug vor allen dunkeln Planetenkugeln einräumet, die alle ihr Licht

und Leben von seinen Stralen empfangen, der wird auch der Weltweisheit vor allen übrigen Theilen der Gelehrsamkeit ihren Vorrang nicht absprechen können.

Dieses ist es zum Theil, meine Herren, was ich mich vor einiger Zeit, in einer Rede darzuthun, anheischig gemacht habe. Die Rechtsgelehrsamkeit war es, davon ich zu zeigen versprach, daß sie ohne die Beyhülfe der Weltweisheit eine lautere Rabulisterey, und ein so genannter Jurist ohne die Philosophie ein zänkischer Practikenmacher zu nennen sey. Vermessenes Vorhaben! würde hier mancher denken, der die Weltweisheit kaum dem Namen nach kennet, und durch den ins Gedächtniß gefaßten Schlendrian gewisser vor Gericht üblicher Formeln, der gesunden Vernunft und Tugend zum Trotze, sein Brodt zu verdienen gelernet hat. Doch zu allem Glücke habe ich itzo solche Leute nicht vor mir: Und wenn ich sie gleich vor mir hätte, so würde ich sie doch nicht eines andern überreden können. Wem die goldene Praxis einmal Augen und Verstand geblendet hat, der sieht die deutlichsten Wahrheiten, wie ein Maulwurf das Sonnenlicht, an. In so erleuchteten Gemüthern hergegen, als die ihrigen sind, meine Herren, wird es nicht schwer fallen, meinen Satz zu behaupten: Wenn ich mich nur, wie ich sehnlich wünsche, ihrer geneigten Aufmerksamkeit versichert halten kann.

Ich habe einen Mann von besonderer Einsicht sagen gehöret: Daß der allerwenigste Theil der Gelehrten diesen Namen mit Recht führe; sondern daß die meisten nur für studirte Handwerksleute zu achten wären. Ein so seltsamer Satz machte mich neugierig, den Beweis davon zu hören; und es kostete mich nichts mehr als eine Frage, desselben theilhaftig zu werden. Ein Gelehrter, hieß es, wird eigentlich wegen der Vollkommenheiten seines Verstandes dieses Namens werth geachtet. Die besondre Einsicht in die Natur aller Dinge, und den Zusammenhang der Wahrheiten macht den Begriff einer gründlichen Gelehrsamkeit aus. Daran fehlt es aber allen denen, die mit dem Gedächtnisse und nicht mit dem Verstande studiren. Sie lernen das

Hand-

Handwerk eines Predigers, Advocaten und Arztes, eben so, wie andre das Schneider und Schusterhandwerk lernen. Ihre Absicht ist nicht, am Verstande vollkommener zu werden, die Verknüpfung der Ursachen mit ihren Wirkungen, der Mittel und Absichten einzusehen; sondern Brodt zu verdienen. Daher kömmt es, daß wir so viel ungelehrte Gelehrte haben; daher kömmts, daß die Zahl wahrer Gelehrten so klein, der studirten Handwerksleute aber so ungemein groß ist.

Wenn ich dieser Sache etwas nachdenke; so finde ich, daß eigentlich die Philosophie einen Studirenden zu einem wahrhaften Gelehrten machet: Denn sie ist eigentlich dasjenige, was den Menschen seine Vernunft recht brauchen lehret. Ihr allererster Theil handelt ja von den Kräften unseres Verstandes, von Wahrheit und Irrthum, von guten und schlechten Begriffen, von richtigen und falschen Urtheilen, von regelmäßigen und unrichtigen Schlüssen. Die Vernunftlehre läßt uns den Unterschied zwischen Wissenschaften und Meynungen, zwischen Glauben und Wahn, zwischen Ueberführung und Ueberredung anmerken. Sie lehrt uns andrer Leute Lehren prüfen, Irrthümer widerlegen, die Wahrheit behaupten und unsern Widersachern das Maul stopfen. Wir wollen sehen, ob ein Jurist dieser Dinge wohl entbehren könne.

Der allergeringste Rechtshandel setzt eine gewisse Wahrheit zum Grunde. Man streitet allezeit wegen eines Satzes, den die eine Partey behauptet, die andre aber leugnet: Und es ist sehr schwer zu erkennen, wer von beyden Theilen Recht hat. Unzählige Umstände machen einen Richter oft so verwirrt, daß er weder aus noch ein weis. Kläger und Beklagte lassen sichs angelegen seyn, durch tausend Ränke seinen Verstand zu blenden, und durch mancherley Künste ein geneigtes Urtheil von ihm zu erschleichen. Hier, hier ist Einsicht vonnöthen, das Wahre von dem Falschen, das Erwiesene vom Ungewissen, das Billige vom Unbilligen zu unterscheiden. So groß auch die natürliche Fähigkeit bey einigen Menschen seyn kann, so reichet sie doch lange nicht zu, allezeit aus einem solchen Labyrinthe verworrener Zänkereyen glücklich und

ohne fremde Beyhülfe den Ausgang zu finden. Die Vernunftlehre vertritt hier Ariadnens Stelle. Sie reichet ihrem Lehrlinge den vortheilhaftesten Leitfaden, sich aus allen Schlupfwinkeln leicht heraus zu finden. Fürsprecher und Richter müssen blind seyn, wenn sie den Nutzen der philosophischen Wissenschaft nicht erkennen wollen.

Ja, spricht man, wenn wir nicht von Natur eine Vernunft zu urtheilen hätten: So könnte uns vielleicht die Logik in der Rechtsgelahrtheit einigermaßen nöthig seyn. Allein was brauchts itzo vieler Vernünfteleyen? Der Landesherr wills so haben: Das Gesetz muß gelten, wenn gleich noch so viel nach den Regeln der Vernunftlehre darwider einzuwenden wäre. Der Einwurf hat einigen Schein, weil er etwas wahres in sich begreift. Ich gebe es zu, daß in einigen Fällen die Gesetze ganz leicht auf die vorkommenden Fälle gedeutet werden können. Allein ist denn dieses allezeit so leicht? Wie schwer hält es oft, die Räthsel unsrer Gesetzgeber aufzulösen? Wie schwer ist es zuweilen, die Scheingründe der Parteyen zu entblößen; die falschen Schlüsse, darauf sie trotzen, zu vernichten; und also das Recht aus den dicken Wolken ans Licht zu ziehen, darein es Eigennutz und Bosheit gehüllet haben. Hierzu gehört wahrlich ein mehr als gemeiner Verstand. Hier muß man die Auslegungskunst, einen Theil der Vernunftlehre, wohl inne haben. Hier muß man geübte Sinne besitzen, nicht etwa Licht und Finsterniß, Tag und Nacht zu unterscheiden; nein, dieses können auch Kinder ohne alle Mühe thun: Man muß einen falschen Edelstein vor einem ächten, verfälschtes Metall vor lauterm Golde, ein betrügliches Irrlicht vor einem sichern Wegweiser zu erkennen wissen. Geht hin, ihr Rabulisten, und thut dieses ohne die Regeln der Vernunftlehre: So will ichs euch zugeben, daß ein Jurist der Weltweisheit entbehren könne.

Doch nein, ich übereile mich. Gesetzt, die natürliche Vernunft wäre ohne alle Verbesserung zulänglich, einen Rechtshandel ordentlich zu untersuchen und zu entscheiden: So ist doch die ganze Philosophie deswegen einem Juristen nicht unnöthig.

nöthig. Wo bliebe das Recht der Natur, eine wichtige philosophische Wissenschaft, darauf sich alle bürgerliche und göttliche Rechte gründen müssen; wenn sie nicht ungerecht seyn sollen? Wahrlich diese Wissenschaft scheint einem Rechtsgelehrten unentbehrlich zu seyn: Und das aus folgenden Ursachen.

Ein Richter ist wohl ohne Zweifel ein Rechtsgelehrter, oder er sollte es zum wenigsten seyn. Ein Richter soll streitende Parteyen entscheiden; das ist, er soll sagen, wer von beyden Recht oder Unrecht hat. Wie ist nun das möglich; wenn er selbst nicht weis, was Recht oder Unrecht ist? Das kann er aber ohne eine gute Einsicht in das natürliche Recht nimmermehr wissen. Ich weis es wohl, daß die Richtschnur aller seiner Urtheile ihm bereits in den Landesgesetzen vorgeleget und angewiesen worden. Ein Richter soll nichts anders sprechen, als was das Oberhaupt seiner Stadt ihm anbefohlen hat, und haben will. Allein soll er denn deswegen ganz blind seyn, und selbst nicht sehen, ob das, was er spricht, recht oder unrecht sey? Soll er nur, als ein todtes Echo, die Willensmeynung seines Fürsten nachbethen, und selbst nicht begreifen, ob es billig oder unbillig sey, was in den Gesetzen verordnet worden? Ich wills nicht hoffen, daß jemand eine solche Unvernunft als die Eigenschaft eines guten Richters angeben wird. Folglich muß ein Richter nothwendig das Gesetz der Natur verstehen.

Der bloße Wille eines Fürsten macht nichts recht, was nicht schon vorhin seiner innern Natur und Beschaffenheit nach recht und billig gewesen. Selbst der Befehl des allerhöchsten Wesens kann keine Handlung gut oder böse machen, die es nicht schon vorhin ihrem innern Wesen nach gewesen wäre. Folglich hat ein Rechtsgelehrter bey allen seinen Gesetzen, Statuten, Gebräuchen und Herkommen an und für sich selbst nicht die geringste Sicherheit. Wer will ihn versichern, daß Justinian lauter billige Dinge anbefohlen habe; wenn er nicht die Uebereinstimmung seiner Gesetze mit den unveränderlichen Regeln der gesunden Vernunft, und der ewigen

Gesetze

Gesetze der Natur einsiehet? Es ist wohl wahr; Solon und Lycurgus, Minos und Rhadamantus, Numa Pompilius und der große Tribonianus sind verständige, kluge, gerechte und ansehnliche Leute gewesen. Die Ehrerbiethung, so wir ihnen schuldig sind, befiehlt uns zu glauben, daß sie mit Wissen und Willen nichts unbilliges in ihre Gesetze gebracht haben. Allein waren sie denn keine Menschen? Konnten sie nicht irren? Oder kann dasjenige, was in Athen, Sparta, Rom und Constantinopel vormals recht und billig gewesen, itzo in Wien und Hamburg, in Breßlau und Leipzig, in Frankfurt und Nürnberg nicht ungerecht, nicht unbillig seyn? Derjenige muß die Verschiedenheit der Republiken nicht kennen, der griechische, römische und deutsche Völker nach einerley Gesetzen richten will. Und wie nöthig wird es also einem Rechtsgelehrten seyn, die alten Gesetze zu untersuchen, sie mit dem Zustande seiner Republik und den Regeln der gesunden Vernunft zusammen zu halten. Tribonianus selbst und alle alte Juristen, deren Weisheit wir in ihren Anschlägen und Beantwortungen schwerer Rechtsfragen bewundern, diese selbst, sage ich, haben sich niemals blinde und unverständige Schüler gewünschet.

Es ist ein bekanntes und zugleich sehr wohl gegründetes Sprüchwort, daß das höchste Recht oftmals das allergrößte Unrecht werde. Man will damit so viel sagen, daß diejenigen, die gar zu sehr an dem Buchstaben der Gesetze kleben, den Absichten der Gesetzgeber oft ganz zuwider handeln. Es ist bekannt, daß fast alle Gesetze durchgehends gar zu allgemein abgefasset werden. Dieser Fehler ist auch nicht zu vermeiden. Wer würde der überhand nehmenden Bosheit Widerstand thun, und frechen Gemüthern ein Gebiß ins Maul legen können, wenn man nur etliche Diebstähle, nur etliche Gewaltthätigkeiten, nur etliche Mordthaten verbiethen wollte? Man muß die Gesetze durch allgemeine Redensarten ausdrücken, und dadurch die Frevler im Zaume halten. Man muß durch die Scheine des Rechts ihren Ausflüchten zuvorkommen: Und gesetzt, daß man dabey etwa der Sache

zuviel thäte; so muß es der Klugheit des Richters anheim gestellet bleiben, zu rechter Zeit eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu machen. Dieses nennen die Rechtsgelehrten, nach der Billigkeit verfahren: Und diese Billigkeit, die man ohne die höchste Ungerechtigkeit von den Gerichtstäten nicht verbannen kann, giebt einen neuen Beweis an die Hand, meinen Satz zu behaupten. Einfältige Richter, die vom Rechte der Natur nichts verstehen, sind ungeschickt, die besondern Handlungen nach ihren eigentlichen Umständen zu beurtheilen. Eine Kleinigkeit macht ja oft, daß das deutlichste Gesetz auf diesen oder jenen Fall sich nicht schickt. Der Richter muß also die gesunde Vernunft dem Buchstaben des Gesetzes vorziehen. Er muß wissen, in wie weit, und warum er davon abzugehen habe. Es ist leichter, einen Mohren weiß zu baden, als diese Behutsamkeit im Urtheilen, ohne ein gründliches Erkenntniß des natürlichen Rechts, zu erlangen.

O welch ein weitläuftiges Feld stünde mir nunmehro offen, die Verächter der Weltweisheit auf das empfindlichste zu beschämen, wenn ich dergleichen Leute unter ihnen, meine Herren, vor mir hätte. Wie nachdrücklich würde ich ihnen ihre Unwissenheit und ihre rabulistische Rechtsgelehrsamkeit vorrücken! Wie manchen Scherz würde mir ihr wohlhergebrachter Gerichtsschlendrian an die Hand geben, wenn ich einige auserlesene Brocken davon in ihrer lächerlichen Gestalt abbilden wollte? Allein mit abwesenden Feinden mag ich nicht zanken. Dieses verschlossene Zimmer trennet mich von allen denen unphilosophischen Rechtsgelehrten, unter deren Last unsere Rathhäuser seufzen. Ich liebe kein Spiegelfechten, und mag keine Luftstreiche thun. Und es ist also Zeit, daß ich meine bisherige Abhandlung abbreche, und sie der Beurtheilung meiner hochzuehrenden Herren unterwerfe.

❁ ❁ ❁

* *

Sokrates, ein unüberwindlicher Weltweiser.

Meine Herren,

Ohne Zweifel schwebt es ihnen allerseits noch in frischem Andenken, daß vor weniger Zeit auf dieser Stelle die unüberwindliche Stärke eines wahrhaftig weisen Mannes, in einer so gründlichen als angenehmen Rede, aufgeführet worden. Ich meines theils muß es, der Wahrheit zum Ruhme, gestehen, daß ich dieselbe nicht nur mit Vergnügen angehöret; sondern auch die Kraft ihrer Beweisgründe aufs lebhafteste empfunden habe. Was soll ich viel sagen? Ich bin völlig überführet, daß die wahre Weisheit ganz unüberwindliche Tugendhelden mache; und was wollte ich lieber, als daß alle Welt mit mir davon überzeuget wäre! Vielleicht würde alsdann so manches ehrliebende Gemüthe, welches itzo seinen Ruhm in nichtswürdigen Dingen suchet, nach der wahren Weisheit streben, und dadurch ein Ueberwinder seiner selbst zu werden trachten. Vielleicht würde manches tapfere Herz sich mehr über eine gedämpfte Begierde, über ein unterdrücktes Laster, über eine glücklich vermiedene Reizung dieser verkehrten Zeiten erfreuen; als über eine Menge bezwungener Sclaven, die sich mit gefesselten Schenkeln und Armen vor seinem Siegeswagen krümmen, und kaum die blutigen Staffeln seines Thrones zu küssen werth geachtet werden.

Vermuthlich wird es mir erlaubet seyn, H. H. auch meiner Neigung, von einer so wichtigen Sache zu reden, in dieser Stunde freyen Lauf zu lassen. Sie reißt mich fast mit Gewalt zur Behauptung einer Wahrheit, die schon neulich so nachdrücklich behauptet worden. Nicht zwar, als ob irgend ein Satz durch meinen wenigen Beyfall destomehr bestärket werden könnte. Nein, so eitel bin ich nicht, daß ich solches von mir glauben sollte:

Denn ich weis, die Wahrheit bleibt Wahrheit, wenn sie gleich von keinem einzigen unter der Sonne erkannt, oder vertheidiget würde. Auch nicht deswegen, weil ich mir etwa neue Gründe anzuführen getrauete, die von dem damaligen geschickten Redner übergangen worden. Nein, hundert gute Beweisthümer beweisen nicht mehr, als ein einziger: Und verständige Richter pflegen also die Ursachen und Beweise nicht sowohl zu zählen, als abzuwägen. Mein ganzes Vorhaben ist, das unüberwindliche Wesen eines wahren Weltweisen an einem berühmten Exempel vorzustellen. Sokrates soll das Muster meiner Abbildung seyn, und aus Betrachtung seiner unverrückten Standhaftigkeit in der Weisheit und Tugend will ich zeigen, daß eine unüberwindliche Stärke im Guten kein stoisches Hirngedichte, sondern eine in menschlichen Kräften stehende Vollkommenheit sey.

Sokrates, M. H. ist zu allen Zeiten der Gegenstand einer fast allgemeinen Bewunderung gewesen. Griechen und Römer, Heiden und Christen, Weltweise und Gottesgelehrte, Geschichtschreiber, Poeten und Redner haben ihn längst für das Muster eines tugendhaften Mannes gehalten. Doch was halte ich mich dabey auf, da sie selbst, H. H. dieses eben so gut wissen, als ich; ich will also nur dieses hinzusetzen, daß auch auf unsrer Akademie, das Haupt unsrer itzigen Gottesgelehrten, sich für die Partey aller Verständigen erkläret habe: Da es uns nunmehro vor drey und zwanzig Jahren, in einer öffentlich gehaltenen und nachmals gedruckten Rede, den Sokrates als das Vorbild eines vollkommenen Sittenlehres angepriesen. Den überklugen Kirchenlehrer Augustin, welcher alle Tugenden der Heiden für lauter prächtige Laster ausgerufen, wollen wir mit dem Spötter Lucian in eine Classe setzen; als welcher gleichfalls in seinen Todtengesprächen die Tugend des Sokrates verdächtig zu machen gesucht hat. Wiewohl ich bin hier weder gesonnen, dieselben zu widerlegen, noch diesem großen Manne eine ausführliche Lobrede zu halten. Er war ein unüberwind-

windlicher Weltweiser, das soll der ganze Zweck meiner Rede seyn.

Wo es Sieger, wo es unüberwindliche Sieger giebt, da muß es nothwendig auch Feinde geben: Denn kein Lorberkranz wird ohne Widerstand erfochten. Wer findet aber mehr Feinde in der Welt, als ein Mann, der die Wahrheit über alles liebt, die Tugend fortzupflanzen, und das Laster allenthalben auszurotten suchet? Ist nicht der größte Theil der Welt gleichsam in ein Schutz- und Trutzbündniß wider alle Anhänger der wahren Weisheit getreten? Hat sich nicht der große Hause der Unweisen gleichsam verschworen, keinen unter sich zu dulden, der sich zum Lehrer und Richter über sie aufwerfen und alle ihr Thun und Lassen meistern will? Ja, ja, Sokrates hat es sattsam erfahren. Sein großer Verstand brachte, so zu reden, die Weltweisheit vom Himmel auf die Erde. Die ewige Fürsehung hatte ihn dazu erkohren, daß er dieselbe in Griechenland lehren und ausbreiten sollte. Er sollte in seiner Jugend ein Bildschnitzer werden: Allein eine so grobe Handarbeit war viel zu unedel für denjenigen, der den Kern der wahren Weisheit unter den Athenienſern bekannt zu machen bestimmet war. Selbst die delphische Priesterinn befahl, ihn seinen eigenen Trieben gänzlich zu überlassen: Weil er den besten Lehrmeister in sich selber hätte. Man that dieses; und so ward Sokrates sein eigener Führer. Er verläßt die gemeine Heerde der damaligen Weltweisen, die sich um die Natur und Beschaffenheit des großen Weltgebäudes tapfer herum zanketen; die kleine Welt aber, das ist den Menschen, und folglich sich selbst, ganz und gar nicht kannten. Der göttliche Sokrates geht einen ganz neuen Weg in seiner Philosophie. Er untersuchet das Innerste des menschlichen Herzens; er ergründet dessen verborgenste Schlupfwinkel; er erforschet alle seine Neigungen und Begierden: Ja er untersuchet, ergründet und erforschet sie nicht nur; er eröffnet und entdecket sie auch einem jeden, der ihn nur hören will. Seine ganze Zeit bringt er damit zu, daß er in der

Stadt herum geht, und alle, die sich klug und weise dünken lassen, ihrer Unwissenheit und Thorheit überführet. Erwegen sie es nur selbst, meine Herren, was kann dieses anders, als Haß, Feindschaft und Verfolgung nach sich ziehen? Sokrates erfährts auch in der That, daß nichts so verhaßt bey der Welt ist, als die Liebe zur Wahrheit und Tugend. Groß und Klein, Jung und Alt, Reich und Arm, wird ihm deswegen gehäßig. Die spitzfündige Menge der Sophisten, welche er oft ihres eitlen Geschwätzes und ihrer falschberühmten Künste wegen beschämet hatte, machen ihm ihren ganzen Anhang aufsätzig. Die rachgierigen Poeten, deren unvernünftige Phantaseyen er oft entblößet und zu Schanden gemacht hatte, führen ihn in öffentlichen Schauspielen, als einen schädlichen Bürger, Verführer der Jugend, Verächter der eingeführten Religion, ja gar als einen Atheisten auf. Der Adel verlachet ihn, der Bürger hält ihn für thöricht: Kurz, er wird ein Spott der Weiber und Kinder, und ein Mährlein des unbesonnenen Pöbels.

Allein wie verhält sich der weise Sokrates bey dem allen? Er war noch jung, als ihm wegen seiner Liebe zur Weisheit dieses alles wiederfuhr. Vielleicht ist er durch Schaden klug geworden: Vielleicht hat er sich nach der Zeit geändert, den Mantel nach dem Winde gehänget, die Wahrheit verleugnet, den lasterhaften Thoren zu Gefallen das Schwarze für weiß, und das Weiße für schwarz gelten lassen; oder doch zum wenigsten die Hand auf den Mund gelegt, und dasjenige, was niemand gerne hören mochte, wohlbedächtig verschwiegen. Nein, Sokrates weis von keiner Aenderung. Sein gesetzter Geist, den ein himmlischer Beystand in seinem Triebe zur Weisheit unterstützte, weis nichts vom Nachgeben, und ist ganz unüberwindlich. So wenig die Sonne den gütigen Ausfluß ihrer Stralen hemmet, wenn die durch ihre Hitze zur Ungeduld gereizten Moren ihr fluchen: So wenig höret der großmüthige Sokrates auf, in seiner undankbaren Vaterstadt, Verstand und Tugend zu lehren; ob er sich gleich dadurch eine fast

allge-

allgemeine Feindschaft seiner Mitbürger zugezogen hatte. Nichts, ganz und gar nichts ist vermögend, ihn von seiner Lehrart abzubringen. Er stellt sich nicht anders an, als wüßte er von dem allen nichts; was man von ihm redet, und fährt beständig fort, bey aller Gelegenheit die Thorheit und das Laster, ohne Ansehen der Person, zu verfolgen.

Dergestalt, H. H. bezwang dieser unüberwindliche Weltweise das starke Vorurtheil der Ehre und Schande, welches bey Unvernünftigen so große Kraft ausübet. Aber das wäre noch wenig gewesen, wenn er nicht zu gleicher Zeit alle andere Begierden überwunden hätte, die sonst das ganze menschliche Geschlechte zu Sclaven machen. Er überwand den Eigennuß und Geiz; indem er nicht nur seine Handthierung und bürgerliche Nahrung aus Liebe zur Weisheit hindan setzte; sondern auch niemals die Philosophie für Geld zu lehren bewogen werden konnte. Er überwand die Liebe zur Bequemlichkeit, als er in seiner Jugend, nebst andern Mitbürgern, zur Vertheidigung der Republik die Waffen ergriff, und zu Felde zog, auch einem verwundeten Cameraden das Leben rettete; indem er ihn, mit eigener Lebensgefahr, auf seinem Rücken, mitten durch die feindlichen Schwerdter trug, und also in Sicherheit brachte. Er überwand die Liebe zur Wollust, wenn er sich nicht nur leckerhafter Speisen, oder des Ueberflusses im Trunke enthielt; sondern auch so gar der unschuldigsten Begierde, im Hunger zu essen, und im Durste zu trinken, zuweilen Einhalt that, bloß um dadurch die Herrschaft über seine Leidenschaften zu behaupten. Er überwand die Menschenfurcht, als er zum Mitgliede in der atheniensischen Regierung gewählet war, und sich vermöge dieser Würde einem ungerechten Urtheile des ganzen atheniensischen Volkes ganz allein widersetzte; ungeachtet er wohl sah, daß ihm dieser Widerstand gar leicht den Kopf kosten könnte. Er überwand endlich auch sein tägliches Hauskreuz, welches ihm Xantippe, das so beruffene Muster aller weiblichen Furien, in einem übelgerathenen Ehestande verursachete. Und bey so vielfälti-

gen und unzähligen andern Siegen, erreichete der weise Sokrates sein graues Alter, in welchem er noch zu allerletzt Gelegenheit fand, auch selbst den Tod zu überwinden.

Ich müßte noch viel Zeit haben, meine Herren, wenn ich hier die unvergleichliche Standhaftigkeit meines philosophischen Helden recht nach Würden beschreiben wollte. Allein ich will alles ins Kurze bringen, damit ich ihre Geduld nicht misbrauche. Sokrates wird als ein betagter Greis vor Gericht gefordert, welches ihm noch sein lebenlang nicht wiederfahren war. Er gehorchet seiner Obrigkeit, und tritt seinen Richtern mit einer unerschrockenen Gelassenheit unter die Augen. Da steht Anitus und Melitus, welche ihn großer Verbrechen halber anklagen. Man beschuldiget ihn, daß er die Jugend der Athenienser verwahrlose, keine Götter glaube, und andre schädliche Lehren mehr vortrage. Sokrates verantwortet sich in einer gründlichen, männlichen und ungekünstelten Rede. Er widerlegt erst seine Ankläger; und zwar so geschickt, daß sie kein Wort wider ihn aufbringen können. So dann wendet er sich zu seinen Richtern, und erweiset seine Unschuld ganz sonnenklar. Er spricht nicht anders mit ihnen, als ob er ihr Herr, ihr Lehrer, ja ihr Vater wäre. Er war es auch in der That, ob sie ihn gleich nicht dafür erkannten. Doch alles ist vergebens; er wird durch die meisten Stimmen verdammet. Man kündiget ihm das Urtheil an; aber Sokrates erschrickt nicht, sondern wundert sich vielmehr, daß sich gleichwohl noch etliche unter ihnen gefunden, die ihn hätten lossprechen wollen. Man legt ihm auf, sich selbst eine Strafe zu setzen, die er verdienet hätte; und der von seiner Unschuld versicherte Sokrates giebt zur Antwort, er habe verdienet, daß man ihn nebst andern wohlverdienten Männern auf Unkosten der Republik, in dem so genannten Prytaneo, lebenslang verpflege. Man erlaubt ihm endlich, eine Geldsumme zu biethen, die Todesstrafe dadurch zu erkaufen: Er soll aber zugleich versprechen, ins künftige seine Lehrart zu ändern; ja, das Unterrichten junger Leute gar einzustellen. Er entschul-

diget sich aber des erstern wegen mit seiner Armuth; des letztern halber hingegen mit der Unmöglichkeit selbst. Gott, spricht er, habe ihn seiner Vaterstadt als ein Geschenk zugesandt, um sie durch die Lehren der Weisheit aus ihrem bevorstehenden Verderben zu reißen. Dieser göttlichen Verordnung müsse er mehr gehorchen, als allem demjenigen, was Menschen ihm anbefehlen könnten. Hierauf wird ihm das Leben abgesprochen; man läßt ihn ins Gefängniß führen, und in wenig Tagen soll er den Giftbecher zu sich nehmen.

Mich dünkt, meine Herren, ich sehe hier diesen ehrwürdigen Greis in Begleitung seiner Freunde und Schüler ganz willig in den Kerker gehen. Ich erblicke aber keinen Verbrecher oder Uebelthäter an ihm; ich sehe vielmehr einen triumphirenden Sieger, der seiner Richter grausamen Ungerechtigkeit standhaft überwunden hat. Welch ein unerschrockenes Wesen leuchtet aus seinen Minen und Geberden hervor! Welch ein großmüthiger Geist äußert sich in allen seinen Worten! Sein Körper wird zwar gefesselt; wiewohl, seine große Seele bleibt weit freyer, als alle diejenigen, die ihn zu binden befohlen hatten. Crito, Cebes, Plato, Xenophon, Alcibiades und andere wackere Männer bedauren schon den bevorstehenden Verlust ihres Freundes und Lehrers, den sie weit mehr, als ihren leiblichen Vater verehreten und liebten: Allein der standhafte Sokrates hat so viel Gelassenheit übrig, daß er sie alle deswegen trösten und aufrichten kann. Wie viel Thränen vergießet nicht seine bestürzte Ehegattinn, nebst etlichen andern Weibern! Aber Sokrates befiehlt, sie von sich zu entfernen, damit er durch ihr Winseln in der philosophischen Unterredung nicht gestöret würde, die er noch zu halten Willens war. Man schlägt ihm ein leichtes Mittel vor, sein Leben zu erhalten. Es ist möglich aus dem Gefängnisse zu entkommen: Der Kerkermeister ist schon bestochen; die Thüren stehen offen; es ist Nacht, und man will ihn alsofort in Sicherheit bringen. Seine Freunde versprechen ihn auch außer Athen sein lebenlang

lang zu versorgen. Allein dem großmüthigen Sokrates dünkt eine solche Flucht viel zu kleinmüthig und niederträchtig, zumal da sie wider den Willen seiner, wiewohl ungerechten, Obrigkeit bewerkstelliget werden mußte. Er fürchtete den Tod nicht; warum hätte er denselben denn fliehen sollen? Und so kömmt endlich auch die Stunde heran, da der Henker zu ihm tritt, und den für ihn zubereiteten Todtentrank in Händen trägt. Allen Anwesenden ist dieses ein entsetzlicher Anblick: Sokrates allein ist ganz ruhig. Auch die standhaftesten Männer können sich nicht länger der Thränen enthalten: Aber Sokrates schilt sie deswegen für verzagte und weichherzige Weiber, die nicht werth wären, bisher seine Schüler gewesen zu seyn. Hierauf setzet er den Becher mit ungestörter Gelassenheit an, trinkt ihn aus, und gehet, auf die Vorschrift des Scharfrichters, etlichemal in dem Zimmer auf und nieder. Als er von der Wirkung des Giftes eine Gewaltthätigkeit spüret, legt er sich aufs Bette: Die äußersten Glieder erkalten ihm allmählich, das Blut erstarret in den Adern, bis ihm auch zuletzt die Augen brechen, und endlich das Herz selbst erstirbt; das großmüthige Heldenherz, welches, wie im Leben, also auch im Tode selbst, unüberwindlich geblieben ist.

Und nunmehro mag die Menge der Unweisen hingehen, und einen unüberwindlichen weisen Mann für eine Hirngeburt stoischer Phantasten ausschreyen. Von ihnen, meine Herren, als unparteyischen und billigen Richtern, vermuthe ich einen ganz andern Ausspruch. Denn sind sie alle, wie mich nicht anders dünkt, durch eine schlechte Erzählung, von der Standhaftigkeit eines Weltweisen, schon einigermaßen gerühret worden: O was würde nicht geschehen seyn, wenn ich ihnen den erbaulichen Innhalt seiner letzten Unterredungen von der Seelen Unsterblichkeit einigermaßen vorgestellet hätte? Was würde nicht geschehen seyn, wenn ich ihnen die unvergleichliche Schutzrede, die Sokrates vor Gerichte gehalten, so wie uns Plato dieselbe aufgezeichnet hat, vorgelesen hätte? Was würde

nicht geschehen seyn, wenn ich ihnen diesen philosophischen Helden, in einer weitläuftigen und wohlgesetzten Rede, so groß, als er gewesen, das ist, ganz unvergleichlich hätte abschildern können?

Schämet euch, ihr Maulchristen, die ihr euch hoher Offenbarungen rühmet, und doch vielweniger gutes ausübet, als dieser Weltweise, den ihr doch insgemein nur einen blinden Heiden zu nennen gewohnt seyd, aus natürlichen Kräften gethan hat. Schämet euch, ihr stolzen Schriftgelehrten, die ihr so sehr mit einer himmlischen Erleuchtung pralet, und doch vermittelst derselben nicht den zehnten Theil der Tugenden an euch zeiget, als Sokrates bey seiner, von euch sogenannten irdischen Weisheit, an sich gewiesen. Schämet euch, ihr pharisäischen Worthelden, die ihr so viel von Bezwingung eurer geistlichen und leiblichen, zeitlichen und ewigen, sichtbaren und unsichtbaren Feinde schwatzet; und doch euren eigenen Begierden täglich unterlieget, der Laster Sclaven werdet, und vor dem bloßen Anblicke eurer Gräber schon erzittert. Wie wollt ihr die Ehre eurer an sich selbst heiligen Religion behaupten; wenn euch die Vernunft das Exempel eines unvergleichlichen Sokrates, zu eurer unaussprechlichen Beschämung, vor Augen stellt? Wie wollt ihr bestehen; wenn euch die Weltweisheit zeigen wird, wie kein Haß, keine Feindschaft, kein Schimpf, keine Verfolgung, kein Ehrgeiz, keine Armuth, keine Wollust, keine Menschenfurcht, kein böses Weib, kein ungerechter Richter, ja die Liebe des Lebens selbst, seine Liebe zur Tugend nicht hat besiegen können: Kurz, wenn ihr sehen werdet, daß Sokrates in seiner Weisheit und Tugend ganz unüberwindlich gewesen ist.

✠ ✡ ✠

Cato ist nicht als ein unüberwindlicher Weiser gestorben.

Hochzuehrende Herren,

So wenig ich sonst zum Schmeicheln geneigt bin, und so sehr mir die Art derjenigen zuwider ist, die aus dem Loben und Bewundern ein Handwerk zu machen scheinen: Eben so wenig habe ich neulich ein Bedenken getragen, auf dieser Stelle dem größten unter allen griechischen Weltweisen eine Lobrede zu halten. Sokrates war es, wie sie sich vermuthlich noch erinnern werden, Sokrates, sage ich, war es, den ich als einen unüberwindlichen Weltweisen vorstellete; wozu mich aber kein heuchlerischer Trieb; nein, eine innerliche Ueberzeugung meines Gemüthes anspornete. Es reuet mich noch diese Stunde nicht, was ich damals ihm zum Ruhme, wiewohl mit einer unberedten Zunge, vorgetragen habe. Ich würde der gesunden Vernunft gute Nacht geben müssen, wenn ich das geringste von dem allen widerruffen wollte, was ich einer unbezwinglichen Weisheit zu Ehren gedacht, gesagt, oder geschrieben habe. Es bleibt auch mein fester Vorsatz, die standhafte Tugend Sokratis mit einer unaufhörlichen Hochachtung zu bewundern und zu verehren.

Weit anders bin ich gegen einen andern philosophischen Helden gesinnet, von welchem doch das kluge Alterthum noch weit mehr als vom Sokrates zu machen geschienen. Cato von Utica ist es, den die römischen Scribenten seiner unüberwindlichen Weisheit halber, fast bis in den Himmel erheben. Philosophen, Geschichtschreiber, Redner und Poeten stimmen überein, daß Cato recht was göttliches an sich gehabt, und durch den an sich selbst verübten Mord eine That vollführt habe, die ganz unvergleichlich gewesen, und eben deswegen ein unaufhörliches Andenken, ja die Hochachtung unzähliger Jahrhunderte verdienet habe. So gern ich mich diesen so einhälligen Lobsprüchen Catons bequemen wollte, so unmöglich fällt mir solches: Und da ich itzo Gelegenheit habe, in dieser so vertrauten als gelehrten Versammlung meine Gedanken davon zu eröffnen: So bitte ich mir eine so unparteyische Prüfung meiner anzuführenden

Gründe aus, als neulich die Untersuchung meiner Lobsprüche auf Sokratis unvergleichliche Tugend gewesen.

Wer war denn Cato, seiner Ankunft, seinem Geschlechte und seiner Würde nach? Und was hat ihm einen so allgemeinen Beyfall unter allen Römern zuwege gebracht? Sie alle, hochgeschätzte Herren, wissen dieses besser, als ich es ihnen sagen kann. Ich enthalte mich also einer weitläuftigen Erzählung von dem allen, und will nur das vornehmste von seiner Gemüthsbeschaffenheit und Weltweisheit, Lebens- und Todesart, Dinge, davon man sonst ganze Bücher schreiben könnte; gleichsam in dreyen Worten zusammen fassen.

Man stelle sich derowegen einen Mann von sehr ernsthaftem Gemüthe und rauhem Wesen vor Augen. Einen Mann, dessen Verstand von Natur sehr fähig; dessen Urtheilungskraft scharf und durchdringend ist. Einen grundgelehrten Mann, der sich nicht nur um die Staatskunst bekümmert, sondern sich hauptsächlich auf die Philosophie geleget hatte. Einen Mann, bey dem sich die Lehren der stoischen Secte vor allen andern beliebt gemacht hatten, und dessen redliches Herz mit dem festen Vorsatze erfüllet war, die strengsten Tugendregeln in seinem Wandel zu beobachten. Ein solcher war Cato, der von seinen Freunden und Feinden fast in allen Stücken für ein lebendiges Bild der Weisheit und Tugend gehalten wurde. Seine Mitbürger ehrten und bewunderten ihn schon bey seinem Leben: Cicero, der große Cicero, trug kein Bedenken, ihn in einer öffentlichen Rathsversammlung seiner trefflichen Weisheit halber ins Angesicht zu loben. Nur einige wenige finden sich, die ihn der Härtigkeit oder des Geizes halber anklagten; die aber vielleicht keinen Glauben verdienen. Bey dem allen hatte Cato einen großen Eifer für das Wohl und Aufnehmen der römischen Republik. Er sah den Verfall des gemeinen Wesens mit einer herzlichen Betrübniß an, und kränkte sich über die anwachsende Gewalt derjenigen, welche die Freyheit des Vaterlandes zu unterdrücken suchten. Cäsar war derjenige, der sich nunmehro schon fast ganz zum unumschränkten Herrn von Rom, Italien und der halben Welt gemacht

hatte. Crassus war todt, Pompejus geschlagen, die pharsalische Schlacht gewonnen, und der siegende Julius, als ein Herr der ganzen römischen Monarchie, verfolgete alle Ueberreste seiner Feinde, sie mochten Namen haben, wie sie wollten, in Griechenland, Welschland oder Africa befindlich seyn. Kaum hörte Cato von seiner Ankunft, als er den Schluß fassete, mit der Freyheit seiner Republik zugleich zu sterben. Er begehrt den Unterdrücker seines Volks, als einen verhaßten Tyrannen, nicht zu sehen. Er geht nach Utica, und verschließt sich daselbst mit seiner wenigen Mannschaft. Er bringt seine Sachen in Ordnung, und bereitet sich also zu seinem bevorstehenden Tode. Man sieht einige Tage lang einen größern Ernst an ihm, als man sonst zu sehen gewohnet war, und ungeachtet er, sich noch mit seinen guten Freunden zu letzen, ein Abendmahl anstellet, so läßt er sie doch bald von sich, um in der Dämmerung noch einen kleinen Spaziergang vorzunehmen, und seinem wichtigen Vorhaben in Einsamkeit nachzudenken. Er kömmt zurücke und verschließt sich in seiner Schlafkammer. Sein entblößter Degen liegt unter dem Hauptküssen. Er nimmt Platons Gespräche von der Seelen Unsterblichkeit zur Hand, er liest selbige mehr als einmal durch, um sich durch die Betrachtung einer so tröstlichen Wahrheit zu seinem Entschlusse desto herzhafter zu machen. Hierauf legt er sich zu Bette, und schläft so feste ein, daß seine Hausgenossen an der Thüre des Zimmers sein lautes Schnarchen hören können. In kurzem erwacht er, greift unter sein Polster, langt das Gewehr hervor, und giebt sich zweene tödliche Stöße durch die Brust. Seine Hausgenossen kommen dazu; man erstaunt über seine That; man will ihn retten; man verbindet die Wunden: Allein so bald man ihn verläßt; löset er sie wieder auf, verblutet sich, und stirbt.

Das ist nun der große Cato, hochzuehrende Herren, das ist Cato, dessen ungewöhnliches Ende ganz Rom in Erstaunen und fast alle römische Scribenten in Verwunderung gesetzet hat. Cicero, Valerius Maximus, Seneca, Virgilius, Horatius, Lucanus, lauter große, und gelehrte Männer, haben ihn in ihren Schriften gleichsam um die Wette erhoben. Ich enthalte mich

itzo, alle ihre Lobsprüche anzuführen. Darinn aber kommen sie alle überein, daß Cato ein großmüthiges und edles Ende gehabt; daß die Götter selbst sich über die Standhaftigkeit seines Gemüthes verwundern müssen; daß mehr Ehre, als Blut aus seinen Wunden geflossen; und daß er nach seinem Tode in den elisäischen Feldern unter einer auserlesenen Gesellschaft rechtschaffener Männer die Oberstelle bekommen; kurz, daß Cato mehr gethan, als die Stoiker von ihren vollkommensten Weisen fordern, daß er ein Muster eines unüberwindlichen Heldenmuthes abgegeben habe.

Es ist allerdings zu bewundern, daß so viele wackere Männer sich durch einen bloßen äußerlichen Schein so gar verblenden lassen, daß sie nicht auch ins Innerste seines Gemüthes durchzudringen, und die verborgene Zaghaftigkeit des catonischen Geistes zu entdecken vermocht haben. Ohne Zweifel sind sie alle gar zu eifrige Liebhaber der alten römischen Freyheit gewesen: Daher sie denn verleitet worden, alles gut zu heißen, was nur einigermaßen zur Behauptung derselben gedienet, oder auf irgend eine Art damit verknüpft zu seyn geschienen hat. Ich weis, und alle Welt wird mirs zugestehen, daß ein Selbstmord, der aus Verzweifelung herrühret, so wenig gelobt zu werden verdienet, daß er vielmehr für das schändlichste Laster zu halten ist. Alle Philosophen stimmen überein. Es ist ein Zeichen eines ohnmächtigen Gemüths, schreibt Aristoteles, wenn man ein bevorstehendes Uebel für unerträglich ansiehet, und sich dem Tode in den Rachen stürzet, um demselben nur auszuweichen. Der Mensch, wie Plato sagt, ist als ein leibeigener Unterthan des höchsten Wesens anzusehen. Wie nun unsere Sclaven, nicht ohne ein Verbrechen zu begehen, ihre Posten verlassen können, an welche wir sie gestellet haben; es wäre denn auf unsern eigenen Befehl: So kann auch der Mensch, ohne den göttlichen Wink, nach eigenem Belieben die Welt nicht verlassen. Die Stoiker selbst sind in diesem Stücke mit uns eins. Ob sie gleich einem weisen Manne den Selbstmord erlauben: So wollen sie doch nicht, daß er aus Furcht und Verzweifelung den Tod suchen; sondern demselben mit ruhigem Herzen und gelassenem

Gemüthe

Gemüthe entgegen gehen, auch wohl selbst sein Ende befördern solle. Ich darf mich itzo in die Weitläuftigkeit nicht einlassen, dieses letztere ausführlich zu widerlegen; ungeachtet es so schwer nicht fallen würde. Genug, daß sie mir jenes zugestehen: Denn dieses soll der Grund seyn, daraus ich die dem großen Cato zugeeignete Unüberwindlichkeit, nicht nur zweifelhaft zu machen, sondern gänzlich zu entziehen verhoffe.

Mein Satz ist dieser: Cato ist von seinen eigenen Leidenschaften beunruhiget, bestürmet und besieget worden: Folglich ist er nicht unüberwindlich gewesen: Folglich ist sein Tod aus Verzweifelung, Furcht und Zaghaftigkeit entstanden; folglich ist er einem großmüthig sterbenden Sokrates, Phocion, Regulus, Cicero und Seneca gar nicht an die Seite zu setzen.

Man stelle sich nur die Gemüthsart Catons, und die ganze Beschaffenheit seines Herzens etwas deutlicher vor, in welche er durch mancherley Umstände war gesetzet worden. Seine Familie war allezeit der eigenmächtigen Gewalt der Tyrannen so sehr zuwider gewesen, daß auch ihm von Jugend auf ein brennender Haß wider alle angemaßte Herrschaft der Regiersüchtigen war eingepflanzet worden. Schon in seinem vierzehnten Jahre forderte unser Cato ein Gewehr, mit dem Vorhaben, den Lucius Sylla damit ums Leben zu bringen, der sich der ganzen Republik zu allererst bemächtiget hatte: Gleichsam eine Probe dadurch abzulegen, was für ein geschworner Feind aller unumschränkten Regenten er dermaleins werden würde. Diese Hitze der frühen Jugend verlohr sich mit den Jahren nicht; sondern gerieth theils durch die Auferziehung, theils durch die Exempel der Vorfahren, theils auch durch die anwachsende Ehrbegierde, noch in größere Flammen. Cäsar, den Cato theils seines Alters, theils anderer Umstände halber, für viel geringer als sich selbst hielte, ja den er seiner Herrschsucht wegen nicht anders denn hassen konnte, fand Mittel und Wege, zu eben der Macht und Hoheit zu gelangen, welche Sylla vorhin besessen hatte. Cato sah dieses bald vom Anfange vorher, und konnte seinen Verdruß und Schmerz darüber unmöglich bergen. Er war einer der Vornehmsten im römischen

schen Rathe: Ein redlicher Patriot! und er hielt es also für seine Pflicht, Cäsars hochmüthige Absichten beyzeiten zu hintertreiben. Er that es auch in der That, so viel ihm möglich war. Er redete in öffentlichen Rathsversammlungen wider ihn. Er machte sich eine Partey. Er hieng sich an den Pompejus, dem auch Cicero, Brutus, Tubero, Ligarius, kurz, alle rechtschaffene Republikaner, anhiengen. Er hatte endlich selbst ein kleines Heer in Africa, und war in der That der einzige, der nach Pompejus Tode seinem Vaterlande hätte beyspringen können, wenn anders das Schicksal nicht eine gänzliche Aenderung der Regimentsart beschlossen gehabt hätte.

In solchen Umständen befand sich Cato, als alle Hoffnung, die Freyheit der Republik zu erhalten, verlohren gieng. Sein heimlicher Hochmuth mischte sich in die redlichen Absichten, die er für das Beste des gemeinen Wesens hatte. Nichts hielt er für schändlicher, als sich dem Cäsar zu unterwerfen; nichts für schimpflicher, als von einem Tyrannen Gnade zu bitten. Cäsar indessen näherte sich. Drey hundert Mann, die er in Utica bey sich hatte, bathen ihn um seine Bewilligung zur Uebergabe, mit der Versicherung, daß sie einen billigen Tractat mit dem Ueberwinder zu schließen dächten. Allein, was antwortete er ihnen? Dem Besiegten steht es zu, um Friede zu bitten und Gnade zu suchen. Cäsar aber ist überwunden, und nicht ich: Denn wer eine gerechte Sache hat, wie ich, der ist ein wahrhaftiger Ueberwinder. So stolz war der unerbittliche Cato in seinen Reden! Und gleichwohl war kein ander Mittel vorhanden, den Händen Cäsars zu entgehen, als allein der Tod. Und siehe! diesen erwählet Cato, ohne ferneres Bedenken. Die Liebe zur römischen Freyheit muß seinem Eigensinne zum Vorwande dienen; und die Begierde, sich durch eine unerhörte That einen unsterblichen Namen zu erwerben, muß mit dem Deckmantel einer stoischen Großmuth verhüllet werden. So siegete denn die Furcht vor der Sclaverey über die Liebe des Lebens; die Zaghaftigkeit über die Großmuth; die Verzweifelung über die Weisheit und Tugend. Cato stirbt; aber nicht aus Verachtung des Todes, sondern aus Ueberdruß eines unglücklichen Lebens. Nicht er hat

den Tod; sondern die Kleinmüthigkeit und Ehrsucht hat seine ohnmächtige Seele überwunden.

Wie schlecht, o wie sehr schlecht hast du den Regeln deiner stoischen Weisheit nachgelebet, verzweifelnder Cato! Sage mir doch, wärest du denn ein Sclave Cäsars geworden; gesetzt, daß du wirklich in seine Hände gekommen wärest? Bleibt nicht ein Weiser auch im ärgsten Gefängnisse, auch unter der Last der Fessel frey? Ist er nicht ein Herr derer, die ihn binden, und ein König aller Tyrannen, die über ihn Gewalt üben? Ist es nicht viel großmüthiger, seine Ketten durch die Länge der Zeit abzunützen, als sie aus Ungeduld zu zerbrechen? Ist der nicht zaghafter, der das Unglück flieht, als der es mit Gelassenheit erwartet, duldet und standhaft ausdauret, es sey so groß, als es wolle? Dieses sind ja die Lehren deiner Vorgänger und Nachfolger. Warum folgtest du denselben nicht? Wär es nicht rühmlicher gewesen, den Tod von Cäsars Händen zu erwarten, und ein Märtyrer der römischen Freyheit zu werden; als wie ein Verzagter in sein eigen Schwerdt zu fallen, und einem Verzweifelnden gleich zu werden?

Noch mehr. Der Mensch, lehren die Stoiker, lebt nicht für sich, sondern für andere. Er ist ein Glied in der Kette aller Dinge; ein Theil der Welt, ein Bürger in der Republik aller vernünftigen Geschöpfe. So lange er nun diesen nützen und dienen kann, muß er sie seines Beystandes durchaus nicht berauben. Was kann wohl vernünftigers gesaget werden, als eben dieses? Und dennoch bringt sich der eigennützige Cato ums Leben. Was ist Rom mit seinem Tode gedienet? Wer wird durch seinen Selbstmord gebessert? Wird auch sein kalter Leichnam Welschland von einem Tyrannen erlösen; oder sein verspriztes Blut ein Lösegeld der verlohrnen Freyheit werden? Hätte er nicht vielmehr suchen sollen, das Joch Cäsars, wo nicht mit Gewalt abzuwerfen, doch durch seine Weisheit zu mildern? Hätte er nicht manches Unheil verhüten können, wenn er sich der Hochachtung, die der Ueberwinder für ihn hatte, zum Besten seiner Mitbürger bedienet, schädliche Anschläge durch sein Ansehen gehindert, gute befördert, und denjenigen, den er für einen Wüterich hielt, in einen Vater des Vaterlandes verwandelt hätte?

Schänd-

Schändlicher Ehrgeiz, der in geschminkten Lastern Ruhm suchet! Verwerfliche Großmuth, die aus Zaghaftigkeit und Verzweifelung entstehet! Verdammliche Standhaftigkeit, die sich den Schlüssen des ewigen Verhängnisses widersetzet, sich in die Zeit nicht schicken kann, sondern die ganze Welt nach ihrem Kopfe regieren, und ihren Eigensinn zur Richtschnur aller Begebenheiten machen will! Ich kann es dir nicht vergeben, scharfsinniger Seneca, daß du mit deinen Lobsprüchen auf diesen Cato so verschwenderisch gewesen bist. Was Virgil, Horaz, Lucan geschrieben haben, das rührt mich gar nicht. Sie waren Poeten, und pflegten oft aus Leichtsinnigkeit etwas zu erheben. Du aber, der du ein Weltweiser, das ist, ein billiger und gerechter Richter seyn willst, hast dich ärger, als sie alle, vergangen. Dein eigener Tod dünkt mich weit was größers, weit was edlers, standhafters und heldenmüthigers in sich zu fassen. Du stirbst als ein wahrhafter Weiser, auf Befehl dessen, der dir zu gebiethen hatte. Du murrest nicht über den Tod, du suchest ihn aber auch nicht zu beschleunigen. Du fleuchst nicht dein Ende, aber du stürzest dich auch selber nicht ins Unglück. Du siehst ruhig und gelassen die Purpurtropfen aus deinen Adern quellen, und das Leben vor dem Tode weichen. Du und nicht Cato bist dem Sokrates zu vergleichen; du und nicht Cato bist, als ein unüberwindlicher Weiser gestorben.

O wie behutsam und wohlbedächtig hat sich der weise Antonin in diesem Stücke verhalten! Ich finde nirgends, daß er in seinen Betrachtungen den Tod Catons erhoben hätte. Dieser scharfsinnige Kaiser sahe wohl, daß an dieser so beruffenen Todesart noch viel zu erinnern wäre. Und obwohl seine allgemeine Menschenliebe es nicht verstattete, denselben nach seinem Tode zu Schanden zu machen: So hat er sich doch im Absehen auf ihn aller Lobsprüche enthalten, die er sonst gegen andere so gern und so freygebig ausgetheilet. Ich selbst würde diesem großen Vorgänger hierinnen gefolget seyn, wenn ich mich in allen seinen Umständen befunden hätte. Itzo aber habe ich zulängliche Gründe gehabt, auch die Scheintugend eines Verstorbenen zu entblößen, und durch eine neue Probe zu zeigen, daß uns die Liebe zur Wahrheit eine eben so heilige Pflicht, als die Liebe des Nächsten, seyn müsse.

* *

Die Schauspiele und besonders die Tragödien sind aus einer wohlbestellten Republik nicht zu verbannen.

Hochedle und hochgelahrte,

Insonders hochzuehrende Herren,

Ich bin heute Willens, mein Versprechen zu halten, dadurch ich vor etlichen Wochen mich freywillig anheischig machte, eins und das andere zur Vertheidigung öffentlicher Schauspiele vorzutragen, und dero geneigten Beurtheilung zu unterwerfen. Die wohlgerathene Abhandlung, die wir dazumal von einem gelehrten und beredten Mitgliede dieser Gesellschaft von eben der Materie höreten, veranlassete mich zu diesem Vorhaben. Aber eben diese machet mich itzo fast furchtsam, in die Fußtapfen eines so geschickten Vorgängers zu treten. Ich kann mir die Hoffnung nicht machen, einen eben so glücklichen Verfechter der Schauspiele abzugeben, welcher Einsicht, Eifer und Wohlredenheit genug besitzet, seine gute Sache zu vertheidigen. Ich weis, wie schwach ich in den meisten Stücken bin, die zur Behauptung einer gemeiniglich so verachteten Sache, als die Schaubühne ist, gehören. Tief eingewurzelte Vorurtheile sind sehr schwer auszurotten. Die allerbündigsten Vernunftschlüsse sind bey den meisten nicht kräftig genug, eine so erwünschte Wirkung zu thun. Die Beredsamkeit selbst würde zuweilen alle ihre Kräfte vergebens anwenden, mancher vorgefaßten Meynung zu steuren, zumal wenn sie sich durch die wahrscheinlichsten Scheingründe zu unterstützen weis.

Und von dieser Gattung hat man Gegner zu bestreiten, wenn man die Schubühne vertheidigen will. Man hat Leute vor sich, die sie verdammen, ohne sie zu kennen; Leute, die den Misbrauch mit dem Gebrauche vermengen, und also aus Uebereilung das Kind, wo ich so reden darf, mit dem Bade wegschütten wollen. Leute, die sich mit einer besondern

dern Frömmigkeit schützen, und gleichsam Gewissens halber alle Schauspiele verdammen. Wie vielerley Betrachtungen sind nicht nöthig, allen diesen Vorurtheilen vorzubeugen? Man muß die erstern eines bessern belehren; die andern behutsamer machen; die dritten aber überführen, daß die Lust, die man in Schauspielen genießet, nicht sündlich sey, und also mit dem Christenthume gar wohl bestehen könne. Allein wieviel Zeit und Mühe gehört nicht dazu? Was für geduldige Gegner muß man nicht haben, wenn sie alles, was man ihnen beybringen will, überlegen und einsehen sollen? Und gleichwohl würde man, bey aller angewandten Mühe, nicht durchgehends bey allen seinen Zweck erlangen, sondern vielen ihre alten Vorurtheile noch lassen müssen.

Zu allem Glücke darf ich mir alle diese Mühe nicht machen. Ich habe mit Zuhörern zu thun, die unparteyischer sind, und sich mehr durch die Vernunft als durch Vorurtheile lenken lassen. Ueberdieß ist mir auch der Weg schon durch eine andre Rede gebahnet worden, und ich werde also nur halbe Mühe haben, meinen Endzweck zu erreichen. Mein geschickter Vorgänger hat zwar von Schauspielen überhaupt gehandelt, doch aber insbesondre mehr auf die Lustspiele oder Comödien seine Absicht gerichtet. Ich will das Gegentheil thun, und insbesondre die Nutzbarkeit der Trauerspiele darthun, dabey aber auch einige allgemeine Betrachtungen hinzusetzen, die Schauspiele überhaupt in einer wohlbestellten Republik zu vertheidigen.

Ich werde mit desto größerer Freudigkeit von dieser Sache reden, meine Herren, da ich mit einer völligen Ueberzeugung davon handeln kann. Meine Pflicht erfordert es, seit etlichen Jahren die Poesie öffentlich zu lehren; und da kann ich unmöglich die hauptsächlichste Gattung derselben dem Spotte und der Verachtung der Unverständigen ausgesetzt seyn lassen. Die Tragödie ist es, was mir nächst dem Heldengedichte, die Dichtkunst als etwas erhebliches dargestellet, darauf sich auch ein edler Geist ohne Schamröthe legen kann. Der tiefsinnigste und ernsthafteste unter den griechi-

schen Weltweisen hat kein Bedenken getragen, die Regeln der Trauerspiele in ein ordentliches Lehrbuch zu bringen. So wird es denn auch mir keine Schande seyn, dasjenige im Ernste zu vertheidigen, was er so sorgfältig zu lehren beflissen gewesen ist. Meine Herren aber werden durch dero Einsicht und Aufmerksamkeit die Mängel meines Vortrages am besten zu ersetzen wissen.

Ein Trauerspiel, meine Herren, ist ein lehrreiches moralisches Gedichte, darinn eine wichtige Handlung vornehmer Personen auf der Schaubühne nachgeahmet und vorgestellet wird. Es ist eine allegorische Fabel, die eine Hauptlehre zur Absicht hat, und die stärksten Leidenschaften ihrer Zuhörer, als Verwunderung, Mitleiden und Schrecken zu dem Ende erreget, damit sie dieselben in ihre gehörige Schranken bringen möge. Die Tragödie ist also ein Bild der Unglücksfälle, die den Großen dieser Welt begegnen, und von ihnen entweder heldenmüthig und standhaft ertragen, oder großmüthig überwunden werden. Sie ist eine Schule der Geduld und Weisheit, eine Vorbereitung zu Trübsalen, eine Aufmunterung zur Tugend, eine Züchtigung der Laster. Die Tragödie belustiget, indem sie erschrecket und betrübet. Sie lehret und warnet in fremden Exempeln; sie erbauet, indem sie vergnüget, und schicket ihre Zuschauer allezeit klüger, vorsichtiger und standhafter nach Hause.

Ich rede also hier, meine Herren, von einer regelmäßigen und wohleingerichteten Tragödie, nicht aber von denjenigen Misgeburten der Schaubühne, die unter dem prächtigen Titel, der Haupt- und Staatsactionen mit untermischten Lustbarkeiten des Harlekins, pflegen aufgeführet zu werden. Weit gefehlt, daß ich diese verächtliche Art der Schauspiele vertheidigen und loben sollte: So muß ich sie vielmehr verabscheuen und verwerfen. Denn sie sind keine Nachahmungen der Natur, da sie sich von der Wahrscheinlichkeit fast überall entfernen. Sie sind nicht in der Absicht verfertiget, daß der Zuschauer erbauet werde. Sie erregen

keine große Leidenschaften, geschweige, daß sie selbige in ihre Schranken bringen sollten. Sie sind nicht fähig, edle Empfindungen zu erwecken, oder die Gemüther der Zuschauer zu einer großmüthigen Verachtung des Unglückes zu erheben; sondern sie befördern vielmehr die Kleinmuth und Zaghaftigkeit, durch die Beyspiele ohnmächtiger und verächtlicher Helden. Kurz, man muß der Tragödie diejenigen Fehler gar nicht zurechnen, welche man in dieser Art ungereimter Schauspiele irgend wahrgenommen hat.

Nun erwege man es selbst, ob nicht ein solches Trauerspiel, als es in den Regeln und Beyspielen der Alten, ja auch einiger neuen Völker, sonderlich der Franzosen, vorkömmt, bey seinen Zuschauern einen herrlichen Nutzen nach sich ziehe? Alle Sittenlehrer sind eins, daß Exempel in moralischen Dingen, eine besondere Kraft haben, die Gemüther der Menschen von gewissen Wahrheiten zu überführen. Die meisten Gemüther sind viel zu sinnlich gewöhnt, als daß sie einen Beweis, der aus bloßen Vernunftschlüssen besteht, sollten etwas gelten lassen, wenn ihre Leidenschaften demselben zuwider sind. Allein Exempel machen einen stärkern Eindruck ins Herz. Daher befleißigen sie sich fast alle ihre Lehren aus den Geschichten zu erläutern. Sie machen Sammlungen von allerley alten und neuen Begebenheiten, um durch solche Exempelbücher die bittern Wahrheiten zu versüßen, die schwachen Gemüther durch ihre Schwäche selbst zu lenken. Aesopus geht noch weiter. Er macht Fabeln, die unglaublich sind. Er läßt die Thiere menschlich denken und reden, um seine Leser dadurch zu erbauen. Die Malerkunst zeichnet dieselbe aufs deutlichste vor die Augen, und unterrichtet also das Herz auch durch die Augen. Und es hat sichs noch niemand in den Sinn kommen lassen, dergleichen Art, sittliche Wahrheiten auszubreiten, im geringsten zu tadlen.

Was thut aber die Poesie in ihren Tragödien anders, als eben dieses? Ihre Fabeln sind viel wahrscheinlicher,

als die äsopischen; sie sind eben so wahrscheinlich, als die wahrhaftigsten Begebenheiten; ja oft noch wahrscheinlicher. Sie sind dabey noch lehrreicher, als die bloße Historie, weil sie ausdrücklich dazu erfunden worden, daß sie allegorisch seyn sollen. Ist ja noch ein Unterschied, so ist er so beschaffen, daß er ihr zum Vortheile gereichet. Sie erzählet auch diese ihre Fabeln nicht nur schlechtweg; sie verkleidet sie in die schönsten poetischen Zierrathe. Man liest, man höret sie nicht nur in einer matten Erzählung des Poeten; sondern man sieht sie gleichsam mit lebendigen Farben vor Augen. Man sieht sie aber auch nicht in todten Bildern auf dem Papiere; sondern in lebendigen Vorstellungen auf der Schaubühne. Alle ihre Helden leben. Ihre Personen denken, reden und handeln wahrhaftig. Es ist, so zu reden, kein Bild, keine Abschilderung, keine Nachahmung mehr: Es ist die Wahrheit, es ist die Natur selbst, was man siehet und höret.

Da bin ich selbst zugegen, wenn ein Porus mitten in seinem Unglücke, auch bey einer verlohrnen Krone, noch großmüthig ist, und seinem Sieger auch in den Fesseln nicht sclavisch, sondern königlich antwortet. Da bin ich selbst zugegen, wenn der sanftmüthige Augustus seinem Verräther Cinna den Kopf schenket, den er seinem eigenen Geständnisse nach verwirket hatte. Da sehe ich einen weisen Titus seine zärtlichste Liebe, der Begierde ein guter Kaiser, ja die Lust der Welt zu werden, aufopfern; und seine Berenice mit gleicher Standhaftigkeit einen Kaiserthron verlassen. Da sehe ich endlich einen Cato allen Staatsstreichen des herrschsüchtigen Cäsars heldenmüthig widerstehen, und eine unglückliche Tugend dem triumphirenden Laster bis in den Tod selbst vorziehen. Alle diese, und unzählige andere Bilder rühren mich in dem Innersten der Seelen. Ich bewundere solche Helden. Ich verehre ihre Vollkommenheit. Ich fasse einen edlen Vorsatz, sie nachzuahmen, und fühle einen heimlichen Ehrgeiz, nicht schlechter als sie befunden zu werden.

Ich weis wohl, was man hier einwenden kann. Das sind Bilder von den Großen dieser Welt. Das sind Schauspiele für Könige und Fürsten: Diese mögen sich Lehren aus solchen Tragödien ziehen, und die berühmten Exempel der Helden sich zu Mustern vorstellen lassen. Aber was nützet dieses andern, von mittlerm und geringerm Stande? Es ist zum Theil wahr, was man saget, meine Herren; aber darum ist noch nicht alles gegründet. Ich bin indessen zufrieden, daß man mir schon so viel eingeräumet hat, daß die Trauerspiele Königen und Fürsten nützlich und erbaulich seyn können. Mit dem übrigen wird sichs schon von sich selbst geben.

Freylich ist es so, ihr Monarchen, Kaiser, Könige, Fürsten und Herren: Ihr Großen und Gewaltigen dieser Erden. Die Wahrheit dringet fast nicht anders vor eure Augen und Ohren, als durch die Bilder der Poeten; als durch die Lobgesänge der Dichter, die euch in dem Preise verstorbener Helden zeigen, was ihr thun sollt; oder die euch wohl selbst um solcher Eigenschaften halber rühmen, die ihr noch nicht besitzet, um euch zu zeigen, was eure Pflicht ist. Die Musen allein erkühnen sichs, euch auf euren Thronen zu lehren, wenn sich euer ganzes Hofgesinde in Schmeichler verwandelt hat. Die Wahrheit, welche in ihrer natürlichen Gestalt durch eure Leibwachten und Trabanten nicht durchdringen kann, sieht sich genöthiget, von der göttlichen Melpomene ihr tragisches Kleid zu erborgen. Da tritt sie denn, in Gestalt alter Helden, auf die Schaubühne. Da prediget sie euch mit Nachdruck von der wahren Größe der Prinzen; von der Nichtigkeit aller weltlichen Hoheit; von der Abscheulichkeit der Tyranney! Da lehrt sie euch, ihr Götter dieser Erden, daß ihr auch Menschen seyd; und zwinget oft auch einen Phalaris, Thränen zu vergießen; wenn ihm Stesichorus die grausame Seele durch eine bewegliche Vorstellung empfindlich gemachet hat.

So gewiß es nun damit seine Richtigkeit hat, meine Herren: So wenig kann man doch behaupten, daß deswegen

die Trauerspiele denen von mittlerm Stande nichts helfen könnten. Sind denn nicht die meisten Begebenheiten und Zufälle dieses Lebens allen Menschen gemein? Sind wir nicht zu einerley Tugenden und Lastern fähig und geneigt? Kann nicht ein Edler und Bürger eben das im Kleinen ausüben, was Fürsten und Helden im Großen gethan? Und bekömmt nicht der Schluß selbst durch die Ungleichheit der Personen eine größere Kraft: Dieser oder jener Prinz hat sich in einem weit schrecklichern Unfalle gelassen und standhaft erwiesen; daher muß ich mich auch in geringern Zufällen nicht ungeberdig stellen. Dieser Held hat sich in weit traurigern Umständen mit der Unschuld und Tugend getröstet; daher will ich derselben in mittelmäßigen Bekümmernissen auch nicht abtrünnig werden; sondern lieber unschuldig leiden, als durch Laster groß und glücklich werden. Was will man, an dieser Art sich zu erbauen, gründlichers und nützlichers wünschen? Und wie will mans mit einigem Scheine behaupten, daß die tragischen Schauspiele nur Königen und Fürsten nutzen können?

Ich höre noch einen Einwurf machen, wenn man sich auf die Erfahrung beruffet, welche es gleichwohl nicht zeiget, daß diese Schauspiele viele Leute tugendhaft gemacht hätten. Allein der Einwurf ist vergeblich, weil er zuviel beweisen würde, wenn er wahr wäre. Denn auch selbst die Predigten würden nicht erbaulich seyn, wenn man augenscheinliche Wirkungen derselben bey allen Zuhörern fordern wollte? Wie viel Geizige sind denn freygebig, wie viel Trunkenbolde mäßig, wie viel Unzüchtige keusch, wie viel Unbarmherzige sind mitleidig und gelinde geworden, wenn sie eine geistliche Rede von ihrem Laster angehöret? Man gebe mir ein Verzeichniß von allen diesen Bekehrten, die aus so vielen Millionen Predigten frömmer geworden: So will ich mich allezeit anheischig machen, aus den Trauerspielen, die doch, auch da, wo sie fleißig gespielet werden, nicht den zehntausendsten Theil von jenen ausmachen, eben so viele aufzuweisen.

Die

Die Besserung des menschlichen Herzens ist kein Werk, welches in einer Stunde geschehen kann. Es gehören tausend Vorbereitungen, tausend Umstände, viel Erkenntniß, Ueberzeugung, Erfahrungen, Beyspiele und Aufmunterungen dazu, ehe ein Lasterhafter seine Art fahren läßt. Genug, daß ein Trauerspiel etwas, ja sehr viel dazu beyträgt. Genug, daß es einen Samen nach dem andern ins Herz wirft, der zu seiner Zeit aufgeht, und Früchte bringet. Es bleibt so manches in den Gemüthern aufmerksamer Zuschauer kleben, dessen sie sich bey Gelegenheit wiederum erinnern. Marcus Aurelius Antoninus ist ein Weltweiser. Er stellt philosophische Betrachtungen über sich selbst an. Er danket gar den Göttern, daß er sich niemals in die Poesie und Beredsamkeit vertiefet hat. Gleichwohl sieht und liest er die Trauerspiele der Griechen und Lateiner. Gleichwohl fallen ihm die herrlichsten Stellen daraus ein, auch wenn er mitten in den weisesten Gedanken beschäfftiget ist. Gleichwohl hat er sich niemals beschweret, daß er etwas Böses daraus gelernet hätte.

Und wie hätte er sich darüber beschweren können, da die Religion selbst, zum wenigsten die natürliche, auf der Schaubühne allezeit unverletzt bleibet? Die tragischen Poeten sind fast alle der stoischen Secte zugethan gewesen, oder haben doch eben solche Lehren von Gott und den Pflichten der Menschen zum Grunde geleget, und eingeschärfet, als diese Weltweisen in ihren Schulen gelehret haben. Die Vorsehung, die Gerechtigkeit und Güte Gottes; die Unsterblichkeit der Seelen, das Lob der Tugend, und die Schande der Laster herrschet allezeit in den Trauerspielen. Die Unschuld wird allezeit als triumphirend, die Bosheit aber als verdammlich vorgestellet. Und wenn ja jene zuweilen auch unglücklich, dieses hergegen als glücklich erscheinet: So erscheinen doch beyde in der ihnen beyden so eigenen Schönheit und Häßlichkeit, daß wohl niemand unter den Zuschauern zu finden ist, der nicht lieber bey der Tugend unglücklich, als bey den Lastern glücklich zu seyn wünschen

sollte.

sollte. Diese gesunde Begriffe nun pflanzet die Schaubühne in die Gemüther der Menschen, auch wenn sich diese bloß zu belustigen denken. Sie suchen nur Anmuth, und finden Nutzen; sie streben nach einem Zuckerwerke, und finden die nahrhafteste Speise darunter verborgen.

Urtheilen sie nun selbst, meine Herren, ob Schauspiele von dieser Gattung so verwerflich seyn können, als sie von ihren unverständigen Feinden ausgegeben werden? Wir haben ja alle Einwürfe widerleget; wir haben alle Ausflüchte verstopfet, die man uns machen kann. Wollen wir uns an dem Leben derjenigen stoßen, die uns die Schauspiele vorstellen? Vielleicht thut man ihnen mit diesem Verdachte unrecht. Vielleicht handelt man zu lieblos; wenn man es allen zuschreibet, was einer oder der andre versehen hat. Allein gesetzt, es wäre so. Soll denn die Tragödie deswegen unnützlich werden? Sollen wir uns deswegen derselben entziehen? Das wäre eben so lächerlich, als mit den eingebildeten Heiligen unsrer Zeiten sich der Kirche und der Sacramente zu enthalten; weil es unwiedergebohrne Geistliche giebt, die den Gebrauch derselben befördern. Ich sehe nicht Comödianten; ich sehe Könige und Helden auf der Schaubühne. Ich höre, was sie reden und thun, so lange sie ihre Rolle spielen; nicht aber, was sie zu Hause in ihrem Leben und Wandel vornehmen. Warum soll ich mich, um so weit gesuchter Ursachen halber, eines Vergnügens berauben, das so nützlich ist? Das menschliche Leben hat ohnedem nicht viele Belustigungen, die so rein, so untadelich, und der Tugend selbst so beförderlich sind, als die Trauerspiele. Ich will sie also besuchen, so oft es sich andrer Umstände halber wird thun lassen, und durch die Wirkungen derselben auch in meinen Handlungen meine Gegner widerlegen.

Bewill-

* *

Bewillkommungsrede eines neuen Mitgliedes in der vertrauten Rednergesellschaft.

Wohledler, und Wohlgelahrter,

Insonders hochzuehrender Herr Magister,

Ich habe die Ehre, ihnen itzo im Namen der vertrauten Rednergesellschaft die neulich geschehene Aufnahme mündlich anzukündigen, und ihnen dadurch das Recht zu geben, sich künftig in unsern Versammlungen einzufinden. Sie haben es theils sonst, theils auch in dieser Rede zu verstehen gegeben, wie groß ihre Begierde sey, ein Mitglied unserer Gesellschaft zu seyn. Ihr Wunsch ist nunmehro erfüllet. Die Gesellschaft räumet ihnen nunmehr den verlangten Platz ein; sie verspricht ihnen den Genuß aller derer Vortheile, die ein jeder unter uns allen die Zeit her genossen, und lebt der guten Hoffnung, daß sie es auch ihrer seits an williger Beobachtung ihrer Gesetze, und an aller übrigen Freundschaft und Vertraulichkeit nicht werden ermangeln lassen.

Indem ich aber solchergestalt meiner Pflicht ein Gnügen thue, und der Vorschrift unserer Verfassungen nachkomme: So können sie, hochzuehrender Herr Magister, versichert seyn, daß ich solches mit einem doppelten Vergnügen ins Werk richte. Einmal ist es mir eine besondere Freude, wenn ich den Zuwachs unserer Gesellschaft und ihre Vermehrung, durch so geschickte Mitglieder, gewahr werde. Was könte nämlich einem redlichen Deutschen angenehmer seyn, als zu sehen, daß eine Gesellschaft in beständiger Blühte ist, ja täglich zunimmt, die sich mit so großem Eifer der Ehre ihres Vaterlandes annimmt; ihre Muttersprache liebet, und sich dem gewaltigen Strome derer jenigen widersetzet, so sich wider die Reinigkeit und Grundrichtigkeit derselben gleichsam verschworen haben? Was kann mir aber auch andern Theils eine erwünschtere Beschäfftigung abgeben,

geben, als daß ich die Ehre habe, sie selbst in eine so vortreffliche Gesellschaft einzuführen, die, außer ihrer edlen Bemühung, die Schönheit und Majestät ihrer Muttersprache unverletzt zu erhalten, noch so viel andre Eigenschaften hat, die Ruhm und Bewunderung verdienen.

So viel rühmliches sie, hochzuehrender Herr Magister, in ihrer itzt abgelegten Anrede, auch immermehr von derselbigen gesagt haben, eben so viel haben sie vergessen, welches sie mit noch größerm Rechte hätten loben können. Ich würde ihnen dieses für keinen geringen Fehler anrechnen, wenn es möglich wäre, alle das Gute, so dieselbe an sich hat, in der Ferne wahrzunehmen. Hätten sie aber das Glück gehabt, dessen ich mich rühmen kann, dieselbe sechs Jahre her in der Nähe gesehen zu haben, o wie vielmehr, o wie viel größere Lobsprüche hätten sie derselben zu geben gewußt? Vergeben sie mir, daß ich ihre Rede mangelhaft nenne. Meine eigene ist in gleichen Umständen nicht vollständiger gewesen. Ich will mich aber mit ihrer Erlaubniß bemühen, solchen Mangel zu ersetzen, indem ich ihnen zu wissen thue: Daß sie nicht nur in eine gelehrte, nicht nur in eine beredte, nicht nur in eine deutsche; sondern auch, welches sie ohne Zweifel sowohl als ich, für etwas weit größers halten werden, in eine tugendhafte Gesellschaft aufgenommen werden.

Zwar wenn die Bedeutungen der Wörter allemal in so genauem und bestimmtem Verstande genommen würden, als es wohl seyn sollte; so würde sich ein jeder gleich bey dem Namen dieser vertrauten Rednergesellschaft die Vorstellung machen, daß solche ohne Zweifel aus lauter redlichgesinnten weisheit- und tugendliebenden Männern bestehen müsse. Allein es gehöret mit unter die Mängel der itzigen Zeit, daß man nicht allezeit die gehörigen Begriffe mit den Wörtern verknüpfet, und mehrentheils ganz was anders dabey gedenket, als man von rechtswegen dabey gedenken sollte. Und das ist eben die Ursache, daß man sich bey der bloßen Benennung der Dinge nicht allezeit ihre ganze Beschaffenheit vorzustellen pflegt. Wer bedenkt es z. E. daß alle Vertraulichkeit eine Freundschaft; die wahre Freundschaft eine gemeinschaftliche Bemühung glücklich

zu werden; diese, eine wahrhafte Tugend, und Liebe zur Weisheit zum Grunde setzt? Und doch kann keines von allen ohne das andere bestehen. Unter Lasterhaften giebt es keine rechtschaffene Freunde; denn ein jeder suchet nur was das Seine ist, und strebet nicht sowohl nach einem wahren Glücke, als nach einer scheinbaren Unglückseligkeit. Wo aber keine Freundschaft statt findet, da kann auch keine Vertraulichkeit statt finden. Denn, ist diese nichts anders, als ein hoher Grad der Freundschaft: wie ist es denn möglich, das Größere bey denenjenigen anzutreffen, die noch nicht einmal das Kleinere zu besitzen angefangen?

Sehen sie, werthester Herr Magister, wie das eine Beywort unserer Rednergesellschaft schon einen so starken Beweis meines Satzes an die Hand giebt! Doch das ist noch nicht der beste, den ich anzuführen im Stande bin. Sie werden es vielleicht selbst nicht denken, daß auch die andere Benennung derselben, da sie eine Rednergesellschaft heißt, eben das mit gedoppelter Stärke erweiset und zu verstehen giebt. Doch wenn sie mir die Erlaubniß geben, mich bey diesem Grunde etwas länger als bey dem vorigen aufzuhalten; so verspreche ich ihnen mit aller möglichen Gründlichkeit darzuthun: Daß allerdings diese Rednergesellschaft nichts anders, als eine Gesellschaft rechtschaffener, und tugendhafter Männer seyn müsse. Sie sind ein Philosoph, und lieben, wie ich weis, die mathematische Lehrart. Man weis, wie scharf man hier alles zu erweisen gewohnt ist. Allein weit gefehlt, daß mich solches von meinem Vorsatze abschrecken sollte: So machet es mir vielmehr Muth; indem ich versichert bin, daß ein scharfsinniger Kenner guter Vernunftschlüsse die Kraft meiner Vorstellungen leichter, als ein andrer, einsehen, und empfinden wird.

Sie dörfen mir, hochzuehrender Herr Magister, im Anfange meines Beweises nichts mehr zugeben, als daß diese Gesellschaft sich nach einer wahren Beredsamkeit bestrebt. Diese Forderung ist meines Erachtens sehr billig. Denn für so verständig werden sie sonder Zweifel einen jeden unter uns ansehen, daß er sich um einer falschen Beredsamkeit wegen, das ist: Um eines unnützen Geplauders, einer thörichten Schwatzhaf-

tigkeit halber keine Mühe geben würde. Gestehen sie mir aber diesen einzigen Satz zu, so habe ich fast alles, was ich zu Ausführung meines Beweises nöthig habe. Was ist aber die wahre Beredsamkeit anders, als die Fertigkeit eines Gelehrten, seine Zuhörer durch eine wohlgesetzte Rede von allem, was er will, zu überreden? Die Ueberredung geschieht allezeit durch gewisse Gründe, die entweder bloß den Verstand lenken, etwas für wahr zu halten oder nicht, oder auch den Willen zu bewegen, etwas zu thun, oder zu lassen. Je stärker nun diese Beweise und diese Bewegungsgründe sind; je mehr Gewalt sie über die Gemüther der Menschen haben: Desto vollkommener ist die Beredsamkeit desjenigen, der sie ersonnen, und so geschickt vorzutragen gewußt hat. Und wenn es zwene Redner gäbe, davon der eine zwar einfältige Leute und unwissende Kinder auf seine Seite zu bringen; der andere aber auch die verständigsten Männer, und scharfsinnigsten Gegner von seiner Meynung zu überführen wüßte: So ist wohl kein Zweifel, daß man diesen für einen weit größern Redner, als jenen erstern halten würde. Bisher glaube ich noch nichts gesagt zu haben, was nicht der strengsten Wahrheit gemäß wäre. Meine Erklärungen sind denen gewöhnlichsten Bedeutungen der Wörter zufolge eingerichtet; und meine Grundsätze fließen unmittelbar aus denenselben.

Ich gehe also weiter, und behaupte nunmehr folgenden Lehrsatz: Daß nämlich die wahre Beredsamkeit allezeit die Wahrheit und Tugend zu Gefährten habe. Dieses ist ein Satz, dem auch wohl sonst von verständigen Leuten widersprochen worden, deren Einsicht und Tugendliebe ich doch sehr hoch schätze, ja die ich mir selbst in vielen Stücken zu Mustern nehme. Um desto nöthiger ist es daher, denselben recht gründlich zu erweisen. In dem obigen ist schon fest gesetzt, daß ein wahrer Redner derjenige sey, der auch die verständigsten Zuhörer, auch die weisesten Männer, auch die tiefsinnigsten Philosophen, von seinen Meynungen überreden, und sie nach seinem Willen lenken kann. Ich gestehe es, dieses ist der allervollkommenste Begriff von einem Redner. Vielleicht besteht auch derselbe nur in der bloßen

Vorstellung unseres Verstandes. Allein was hindert das? sollen wir uns nicht das vollkommenste Ziel vorstecken? sollen wir deswegen nicht nach dem besten Kleinode streben, weil wir noch niemand kennen, der es erlanget hat? Ohne Zweifel werden wir dergestalt viel weiter in unseren Bemühungen kommen, als wenn wir uns unnöthiger Weise gar zu enge Grenzen gestecket hätten; als wenn wir unsre Kräfte mitten in der Rennebahn niederschlügen, und bey Erlangung eines geringern Preises den Muth sinken ließen, da wir doch das Vermögen hätten, ein weit herrlicher Kleinod zu erjagen.

Allein durch was für Gründe, durch was für Vorstellungen wird wohl ein Redner bey einer so erleuchteten, bey einer so scharfsinnigen Art von Zuhörern, Beyfall und Ueberredung zu suchen haben? Urtheilen sie hier selbst, meine Herren, was würden sie von mir halten, wenn ich mich unterstünde, mit lauter nichtigen Scheingründen, mit Wortspielen, zweydeutigen Reden, und eiteln Spitzfindigkeiten vor sie zu treten, und mir dabey die thörichte Hoffnung machte, solche gelehrte, solche durchdringende, solche philosophische Geister, als die ihrigen sind, zu überreden? Würden sie mich nicht für einen Federfechter halten, der lauter Luftstreiche machte? würden sie meine Rede nicht ein leeres und kraftloses Geschwätze nennen? würden sie nicht zürnen, weil ich sie für so einfältig angesehen, daß sie sich würden ein Blendwerk vor die Augen machen lassen? oder dafern sie mich ihres Zornes nicht einmal würdig schätzten, würden sie mich nicht auslachen? In Wahrheit sie thäten sehr recht daran, und ich würde mir diese Schande selbst zu verdanken haben. So muß denn ohne allen Zweifel ein wahrer Redner seine Wahrheiten nicht mit Stroh und Stoppeln unterstützen. Er muß tüchtige Gründe zum Beweise seiner Sätze, wohlgegründete Vorstellungen zu Ueberredung seiner Zuhörer brauchen; er muß lauter richtige Vernunftschlüsse zu seinen Waffen wählen, als durch welche allein das Gemüthe verständiger Zuhörer zum Beyfalle bewogen, das ist, vollkommen überredet werden kann.

Nun frage ich sie insgesammt, ja ich will alle Welt zugleich auffordern, ob man wohl einen einzigen Irrthum mit tüchtigen Gründen erweisen; ob man wohl einen einzigen falschen Satz mit richtigen Vernunftschlüssen behaupten könne? Welcher Schüler in der Weltweisheit ist wohl so gar ungeschickt, welcher Anfänger in der Vernunftlehre so unwissend, daß er nicht die Unmöglichkeit dessen so gleich einsehen sollte? die Wahrheit müßte ja zur Lügen, und die Lügen zur Wahrheit werden, wenn das angehen könnte. Denn wodurch unterscheidet sich das Wahre von dem Falschen anders, als durch gründliche Beweise, die den Zusammenhang eines Satzes mit den ersten Grundwahrheiten anzeigen? Hiervon pflegt ja der Irrthum nur einen betrüglichen Schein anzunehmen, er verstecket seine Blöße damit, so gut er weis und kann; vermag es aber doch niemals so weit zu bringen, daß er scharfsinnige Kenner betrügen sollte. Was folget aber hieraus, meine Herren? warum habe ich dieses so weitläuftig dargethan? Ich habe ihnen dadurch erweisen wollen, daß ein wahrer Redner sich niemals, falsche Sätze zu erweisen, vornehmen, daß er niemals wissentlich wider die Vernunft und Tugend streiten; kurz, daß er allezeit, wenn er redet, als ein rechtschaffener und tugendhafter Mann reden werde.

Mein Satz ist erwiesen, hochzuehrender Herr Magister, und wo ich nichts versehen habe, so sehen sie nunmehr deutlich, welch ein genaues Band die Beredsamkeit und Tugend mit einander verbindet. Habe ich aber irgend in Schlüssen gefehlet, so bitte ich solches durch dero eigene Scharfsinnigkeit lieber zu ergänzen, als meinen Satz deswegen in Zweifel zu ziehen. Ist nun aber diese ruhmwürdige Gesellschaft ihrem eigenen Geständnisse nach bemühet, eine wahre Beredsamkeit zu erlangen; strebet sie nach der Fertigkeit, auch die gescheidesten Zuhörer durch die Gewalt ihrer Vorstellungen, als durch stählerne Ketten, zu fesseln und gefangen zu nehmen: So muß ja dieselbe sonder Zweifel auch der Wahrheit beflissen seyn; so muß sie Vernunft und Weisheit lieben;

ben; so muß sie endlich eine Freundinn und Verehrerinn der unbeflecktesten Tugend werden.

Glauben sie nicht, mein werthgeschätzter Herr Magister, mein Beweis lasse sich wohl hören, er sey aber so beschaffen, wie alle übrige, die aus der bloßen Bedeutung der Namen hergenommen werden? Nein, nein, sie irren sich, wenn sie so denken. Hier trifft die Sache mit ihrer Benennung völlig überein. Ich würde nicht ermangeln, ihnen auch hiervon einen Beweis zu geben, wenn ich einen bessern wüßte, als die eigene Erfahrung. Die Zeit, und der vertraute Umgang mit den sämmtlichen Mitgliedern dieser Gesellschaft wird sie davon besser, als die längste Rede, überzeugen. Sie werden Männer von altem Schrote und Korne allhier kennen lernen; Männer, so die alte deutsche Redlichkeit lieben; Männer, die von aller Eitelkeit und Falschheit der Welt entfernet sind; Männer, die nicht zu schmeicheln wissen, sondern sich lieber durch die Wahrheit Feinde, als durch die Lügen Freunde machen wollen. Was dünket ihnen nun von einer solchen Gesellschaft? Ist sie nicht ein Phönix unsrer Zeiten? Ist sie es nicht um ihrer bloßen Tugend halber werth, daß man sie verehre? Ich weis, sie werden dieses eben so wohl thun, als ich es bisher gethan habe. Sie lieben die Wahrheit; wie könnten sie ihre Tochter, die Tugend, hassen? Thäten sie dieses, so würden sie sich in unsre Gesellschaft ganz und gar nicht schicken. Da ich sie aber selbst, zu uns zu treten, aufgemuntert, auch dero Verlangen der Gesellschaft entdeckt habe: So können sie leicht denken, was ich mir selbst, und dieser ganzen Versammlung von ihnen versprochen habe.



* *

Daß ein Redner ein ehrlicher Mann seyn muß.

Meine allerseits hochzuehrende Herren,

Es ist noch nicht lange, daß ich die Ehre gehabt, vor ihnen eine kurze Rede zu halten, darinn ich mir angelegen seyn ließ, zu behaupten, daß ein Redner ein rechtschaffener und redlicher Mann seyn müsse. Mein Beweis war damals kurz, weil besondre Umstände mich nöthigten, auch von andern Dingen zu reden. Ich konnte also nur den wenigsten Theil von demjenigen vorbringen, welches zu Bestätigung meines Satzes dienen kann. Ja auch dasjenige, was ich vortrug, konnte so deutlich nicht auseinander gesetzet werden, als die Würdigkeit der Sache es erfordert hätte. Ich gab mehr einen Philosophen, als einen Redner ab. Ich bediente mich der mathematischen Lehrart, da ich doch eine freyere und ungebundnere Art zu beweisen hätte brauchen sollen. Dieselbe kann sonsten mit ihrer gar zu großen Schärfe nur von den tiefsinnigsten Köpfen verstanden werden, und sollte deswegen von Rednern, die mehrentheils vor Leuten auftreten, die so viel Aufmerksamkeit und Fähigkeit, als dazu gehöret, nicht besitzen, ganz und gar nicht gebraucht werden.

Doch was in allen andern Versammlungen ein Fehler gewesen seyn würde, das ist vor den Ohren einer so auserlesenen und philosophischen Gesellschaft, als die gegenwärtige ist, gar nicht zu tadeln gewesen. Was könnte man nämlich vorbringen, das so geübten Sinnen, solchen gelehrten Männern, als ich vor mir sehe, gar zu scharfsinnig seyn könnte? Soll ich die Wahrheit, auch wenn sie mir vortheilhaft ist, frey heraus sagen? Doch warum sollte ichs nicht thun? da die Ehrlichkeit eines Redners auch dieses rechtfertiget, wenn es nur ohne Praleren geschieht. Einige von meinen hochzu-

ehren-

ehrenden Herren, haben mich so gar ihres Beyfalls gewürdiget. Andre haben mich aufgemuntert, weiter von dieser Materie zu handeln, und beydes macht mich so kühn, daß ich theils dieses mit Vergnügen annehmen, theils aber auch meinen neulich geführten Beweis kürzlich wiederholen, und mich also zu fernerer Ausführung meines Satzes dadurch vorbereiten will.

Ich habe von der Beschreibung eines guten Redners den Anfang gemacht, und ihn einen gelehrten Mann genennet, der seine Zuhörer von allem, was er will, überreden kann. Hieraus floß nun so gleich der Satz, daß derjenige ein geschickterer Redner sey, der verständige Männer überredet, als ein andrer, der nur einfältige Leute einnehmen kann; daß der vollkommenste Redner auch die scharfsinnigsten Philosophen, die spitzfündigsten Gegner und gelehrtesten Männer müsse von seiner Meynung überführen können. Hierauf folgte nun die auf die Erfahrung selbst gegründete Anmerkung, daß sich solche Art Zuhörer niemals durch nichtige Scheingründe oder kraftlose Umschweife gewinnen lassen; sondern durchgehends mit tüchtigen Waffen angegriffen seyn wollen. Und dieses gab zuletzt den bündigen Beweis des letzten Lehrsatzes an die Hand, daß nämlich ein Redner in allen seinen Vorträgen auf nichts, als auf Wahrheit und Tugend sehen, das ist, ein rechtschaffener und ehrlicher Mann seyn müsse.

So weit gieng mein damaliger Beweis, meine Herren, und daferne sie mir ferner eine geneigte Aufmerksamkeit gönnen wollen, so will ich itzo weiter gehen, und alles in ein größeres Licht setzen. Was darf ich aber daran zweifeln, da ich von der Ehrlichkeit eines Redners zu handeln gesonnen bin? So wenig eine wohlgebildete Person Verdruß empfinden kann, wenn ihr jemand einen Spiegel vorhält: So wenig werde ich eine Gesellschaft rechtschaffener und ehrlicher Redner beleidigen, wenn ich ihnen einen Abriß ihrer eigenen Vollkommenheiten vorstellen werde. Doch da ich eben im Begriffe bin, den Anfang zu machen, so überfällt mich eine schmerzliche Be-

trübniß. Ich bedaure das arme Deutschland! dessen Verfall sich mir itzo recht lebhaft vor Augen stellt. Wie ist es möglich, gepriesenes Germanien! daß man, mitten in deinem Schooße, an einer so sonnenklaren Wahrheit zweifelt? Bist du nicht die Mutter der Redlichkeit? Sind nicht deine vormaligen Söhne auch bey ihren Feinden für die treuesten und ehrlichsten Leute gehalten worden? Sollten nicht billig alle deine Kinder, alle deine Bürger, alle, die nur deinen Boden betreten, rechtschaffen und redlich gesinnet seyn? und man untersteht sich noch, zu zweifeln, ob ein Redner ein ehrlich Gemüthe haben müsse? Man leugnet es wohl gar zuweilen, und der kleine Rest deines Samens sieht sich genöthiget, hierinn deine Ehre zu retten! In Griechenland, in dem geschwätzigen Athen, bey den zweyzüngigen Sophisten hätte man dergleichen Reden halten mögen; wo Wahrheit und Ehrlichkeit gleichsam des Landes verwiesen waren, wo die griechische Treue allen Völkern zum Sprüchworte wurde, und wo ein redlicher Demosthenes unter so viel tausend Schwätzern fast der einzige gewesen ist, der als ein Wunder seiner, und aller nachfolgenden Zeiten, auch das Lob seiner Feinde davon getragen, auch von dem Lucian das Zeugniß erhalten hat, daß er ein rechtschaffener und redlicher Mann gewesen sey.

Was helfen aber meine Klagen, da ich zu meiner großen Betrübniß mich so gar genöthiget sehe, mitten in Deutschland zu erklären, was ich durch die Redlichkeit verstehe? Ja! wenn ich von Trunkenheit, Verschwendung, Wollust, Geiz, Pracht und Falschheit zu reden willens wäre, so würde eine solche Erklärung sehr überflüssig seyn, aber da ich von der Ehrlichkeit handeln soll; so muß ich zuvor sagen, was sie sey. Das macht, jene ausländische Laster schweben uns täglich vor Augen, so, daß auch Kinder ihre Namen verstehen; hergegen diese tugendhafte Gemüthsbeschaffenheit ist in ihrem eigenen Gebiethe unbekannt geworden. So gar hat Deutschland sein deutsches Wesen verloren! so sehr sind seine Kinder ausgeartet! So billig sind wir für Bastarte unserer redlichen Voråltern anzusehen. Sie wissen es, meine Herren,

ren, daß in den Schulen der Weisen! ein redlicher Mann ein solcher ist, der ein aufrichtiger Menschenfreund, ein wohlmeynender Weltbürger ist, und sich nichts so sehr angelegen seyn läßt, als wie er, so viel an ihm ist, das gemeine Beste befördern, ja so viel möglich, sein Haus, sein Geschlecht, seine Republik, sein Vaterland, ja die ganze Welt glücklich machen möge. Sie sehen selber wohl, daß diese Redlichkeit eine Tochter der Weisheit und Tugend seyn müsse. Wo diese nicht verhanden sind, da wird man jene gewiß vergeblich suchen. Sind nun überhaupt alle Mitbürger einer Stadt, alle Glieder des Staats, verbunden, tugendhaft zu seyn; weil die Tugend allein die Glückseligkeit des gemeinen Wesens befördern kann! wie vielmehr wird nicht ein Redner darzu verbunden seyn, der gewiß eine Kunst in seiner Gewalt hat, die zwar sehr viel Nutzen schaffet, wenn sie wohl angewandt wird; aber auch allezeit desto gefährlicher gewesen ist, so oft sie zum Verderben der Republik gemisbraucht worden.

Nichts ist jemals vermögender gewesen, mehr Schaden und Unruhe anzurichten, als eben die Stiefschwester der Wohlredenheit; ich meyne die sophistische Schwatzhaftigkeit. Wie viel Unschuldige sind nicht dadurch vor Gerichte angeklagt, wie viel Schuldige vertheidiget und befreyet worden? Wie viel Aufruhr und Zwietracht ist im gemeinen Wesen daher entstanden? Wie viel Republiken sind dadurch zerrüttet, wie viel Geschlechter ausgerottet, wie viel Gesetze gebrochen, wie viel Mauren umgekehret? Und wie viel Menschenblut ist nicht dadurch vergossen worden? Athen kann sich seines Pisistratus, seines Pericles, seines Alcibiades, seiner 30 Tyrannen, seines Demetrius Phaleräus, und a. m. nicht erinnern, ohne an die Trübsalen zu gedenken, die es auch ihren schädlichen Zungen zuzuschreiben gehabt? Und daß ich der, unter der griechischen Jugend eingerissenen Plauderhaftigkeit nicht gedenke, wodurch sie zu wackern Thaten nur faul geworden: Wer weis nicht, was die verderblichen Lippen der Gracher, des Catilina, des Antonius, u. a. m. in Rom selbst nachmals für Unheil gestiftet? alle Schriften der Alten sind voll davon,

und ich müßte ganze Tage reden, wenn ich nur die vornehmsten Exempel davon anführen wollte.

Was sollte nun ein rechtschaffener Patriot wohl eifriger wünschen, als daß eine so viel vermögende Kunst allezeit in der Gewalt solcher Leute stünde, die sich derselben zu guten Absichten bedieneten. Wem giebt man ein scharfes Schwerdt in die Hand, einem Rasenden, oder einem Vernünftigen? Einem wohlgesinnten Bürger, der sein Vaterland damit vertheidigen will; oder einem rebellischen Verräther, der seiner Mutter das Eingeweide damit heraus zu reißen willens ist? Die Frage bedarf keiner Antwort. Und es ist offenbar, daß man auch die Waffen der Beredsamkeit keinem Uebelgesinnten zugestehen sollte; der zwar in der That niemals ein wahrer Redner werden kann, weil er nicht fähig ist, die Vernünftigen auf seine Seite zu bringen, aber doch mit seinem betrüglichen Geschwätze den Pöbel gewinnen, ihn aufhetzen, und tausendfache Unruhe stiften kann.

Ja wird man sprechen: So kann gleichwohl auch ein Lasterhafter überreden? und so wird jemand ein Redner seyn können, ob er gleich keine Redlichkeit hat? So schließen hier meine Gegner. Sehen sie aber, meine Herren, wie ehrlich ich mit ihnen handle, indem ich ihnen nichts verhöhle. Ich gestehe es, der Einwurf hat einigen Schein; der aber ganz wegfällt, so bald man das obige bedenket, daß es nämlich keine so große Kunst sey, die Einfalt was zu bereden, und dem Pöbel viel weis zu machen. Traun! eine treffliche Beredsamkeit, die nur mit schwachen Köpfen zu thun haben will, und sich an keinen vernünftigen Zuhörer wagen darf. Doch wir wollen es so genau nicht nehmen, damit wir nicht um Worte zu zanken scheinen. Es mögen auch diese Schwätzer Redner heißen. Können sie wohl unsern Satz dadurch umstoßen? keinesweges.

Entweder ein solcher sophistischer Plauderer muß selber den äußerlichen Schein der Redlichkeit annehmen, oder er wird auch bey seinen einfältigen Zuhörern keinen Beyfall finden. So dumm ist gleichwohl auch der blinde Pöbel nicht,

daß

daß er einem Betrüger glauben sollte, der es plump heraus sagt, daß er nur seinen Eigennutz, seinen Ehrgeiz, seine Wollust zu vergnügen suche. Das hieße mit Prügeln in den Vogelheerd schlagen! Nein, ein solcher Schwätzer muß zum wenigsten eine Larve der Redlichkeit vors Gesichte nehmen; er muß sich vor die Ehrlichkeit selber ausgeben, er muß von lauter guten Absichten, von dem gemeinen Besten, von Wahrheit und Tugend reden, wenn er sich einen Anhang machen will. Und so triumphiret denn die Aufrichtigkeit und das rechtschaffene Wesen eines Redners über seine Feinde, welche sich selbst genöthiget sehen, ihre Nothwendigkeit auch durch ihren eigenen Betrug zu gestehen, und ihr also auch den vortrefflichsten Vorzug einzuräumen.

Wie nun, meine hochzuehrende Herren, wollen wir etwa sagen: So werde es denn schon genug seyn, den bloßen Schein der Redlichkeit anzunehmen, wenn man ein glücklicher Redner seyn will? Nein, auch diese Ausflucht wird vergebens seyn. Es ist nicht genug als ein Comödiant die Ehrlichkeit eine Stunde lang vorzustellen: Sondern man muß dasjenige in der That seyn, was man vorstellet. Was half es doch jenem Esel in der Fabel, daß er in eine Löwenhaut kroch, und durch sein gräßliches Geschrey das andere Wild erschreckte? da ihm doch die langen Ohren hervor ragten, und seinen Betrug alsbald entdeckten. Und wie könnte sich auch der künstlichste Gaukler vor den Augen seiner Zuschauer so verbergen, daß seine Schalkheit nicht hervor blicken sollte? In Wahrheit, es ist nichts leichter, als ehrlich zu scheinen, wenn man es ist; aber auch nichts schwerer, als eben das, wenn man es nicht ist. Ein Wort, eine Geberde, eine Mine, ein Blick verräth den ganzen Betrug. Es ist nicht möglich, alle seine Zuhörer zu hintergehen, zumal wenn sie den Redner sonst kennen, und sein Thun und Lassen mit seinen Worten zusammen halten können.

Dieses ist ja, meine Herren, der tägliche Vorwurf der Einfältigsten, wenn sie gottlose Redner die Tugend predigen hören? Was haben ihre heiligen Minen, ihre verdrehten

Augen, gefaltene Hände, gebogene Knie, eifrige Ermahnungen und donnernde Gesetzpredigten für eine Wirkung? Glaubt man ihnen? überreden sie? Nein, man glaubt, es sey ihr Ernst nicht. Sie thun es ja selber nicht, heißt es. Da haben wir nun die kräftige Beredsamkeit einer verstellten Redlichkeit. Man höre nur einen rund gemästeten Wanst, ein geschwollnes rothes Angesicht voller Blattern und Blühten, von Buße und Bekehrung, von Fasten und Bethen, von Mäßigkeit und Keuschheit predigen. Was wird es helfen? Die ungläubigen Augen der Zuhörer werden ihr Gehör verstopfen, und den Geist hindern, daß er nicht dadurch gerühret werde. Man lasse hingegen einen jämmerlich einherziehenden Einsiedler auftreten, dem die Farbe der Wurzeln und Kräuter, die ihn nähren, im Angesichte stehet; der kaum Haut genug hat, seine Knochen zu bedecken: Man lasse diesen nur ein Wort von der Verleugnung seiner selber, von Tödtung des alten Adams u. s. w. sprechen; ist es nicht so, meine Herren, seine sonst geringe Beredsamkeit wird groß werden, weil seine Redlichkeit ihr ein Gewichte giebt. Sein rechtschaffenes Wesen wird alle seine Sylben centnerschwer machen; sein ehrliches Herz wird dem Mangel seiner Kunst zu statten kommen; sein bloßes Wort wird die Stelle eines Beweises vertreten; seine ehrliche Mine wird überreden: Und bey dem allen wird man gewahr werden müssen, wie nothwendig ein Redner ein rechtschaffener und tugendhafter Mann seyn müsse.

Dich muß ich hier auch nach zwey tausend Jahren in deinem Grabe noch stören, du wunderwürdiges Muster wahrer Beredsamkeit, unvergleichlicher Demosthenes! dich, der du alle Redner deines Vaterlandes in nichts anders, als in Redlichkeit der Absichten übertroffen; aber eben deswegen auch den ganzen Ruhm ihrer Wohlredenheit verdunkelt hast! Was trieb dich doch an, dich mit so vieler Mühe und Arbeit auf die Redekunst zu legen? War es etwa der Eigennutz? Nein, dein ererbtes großes Vermögen war fast fürstlich, und du hättest dasselbe durch ganz andre Mittel vermehren können, wenn du nach Reichthum begierig gewesen wärest. War es

irgend

irgend der Ehrgeiz? Nein, du hast niemals eine hohe Bedienung im Staate gesucht, und da du sie durch deine Verdienste erhalten, sie doch nicht immer zu behalten gewünschet. Bloß die Wohlfarth deiner Vaterstadt war diejenige starke Triebfeder, die dir weder Tag noch Nacht Ruhe ließ. Deine mühsame Uebung in der Wohlredenheit, deine Reisen durch alle Städte von Griechenland, deine Standhaftigkeit bey der Feindschaft so vieler von deinen Mitbürgern, deine Verachtung aller Geschenke, womit sich so viele andre bestechen und erkaufen ließen, Feinde ihres Vaterlandes zu werden; deine Unerschrockenheit bey den Drohungen so mächtiger Könige, als Philippus, Alexander, und Antipater waren; die haben deiner Redlichkeit ewige Ehrenmäler gesetzt. Du suchest nichts, als die Freyheit Athens zu erhalten: Du ermahnest, du drohest, du reizest deine Mitbürger. Du rüstest auf eigene Kosten eine kleine Flotte wider Macedonien aus; du bauest die atheniensischen Mauern aus deinem Beutel; du zeuchst selbst in den Krieg. Kurz, du erhältst die Ehre deines Vaterlandes allein, du allein bist unüberwindlich, und stirbest auch so frey, als du gelebet hast. Mit dir geht aber auch die Freyheit des ganzen Griechenlandes zu Grunde; das kann, meine Herren, ein Muster eines aufrichtigen Bürgers, eines redlichen Patrioten, aber auch eines ehrlichgesinnten Redners abgeben. Und nach diesem Exempel haben Cicero und Qvintilian kein Bedenken getragen, die Regel abzufassen: Daß ein Redner nothwendig ein rechtschaffener und tugendhafter Mann seyn müsse.

Fahren sie fort, hochzuehrende Herren, noch ferner, wie sie bisher so rühmlich gethan haben, die Liebe der Beredsamkeit, mit einem redlichen Herzen, mit einem rechtschaffenen Gemüthe zu verbinden. Nichts wird ihre Absichten, ihre so löbliche Absichten kräftiger befördern, als eben dieses. Ohne diese so preiswürdige Eigenschaft würden sie nirgends Beyfall und Glauben finden, sich selbst und der Beredsamkeit Schande machen, ja nur für leichtsinnige Schwäßer und gewissenlose Wortkrämer angesehen werden: Mit derselben

aber

aber werden sie allen ihren Zuhörern Gesetze vorschreiben, der Beredsamkeit zu ihrer alten Ehre verhelfen, und dem gemeinen Wesen die unschätzbarsten Vortheile verschaffen können. O was für Belohnungen, was für Lobsprüche aller Verständigen, was für ein ewiger Nachruhm wartet nicht bereits auf sie!

Lassen sie immer die waschhafte Menge unsrer heutigen Sophisten ihre ganze Ehre in künstlichen Erfindungen, in spielenden Worten, in hochtrabenden Redensarten, in weitgesuchtem Putzwerke, und in kindischen Einfällen eines flüchtigen Witzes suchen. Misgönnen sie solchen Schwätzern das eitle Lob der Einfältigen nicht, die an Spielwerken und Tändeleyen ein Wohlgefallen haben. Wer Kindern gefallen will, der kann sie mit Puppen und glänzenden Glasscherben vergnügen: Männer hingegen wollen durch wahrhaftige Güter gewonnen seyn. Die Welt, und ins besondere unser Vaterland fängt bereits an, die Spreu von dem Weizen, und die Hülsen von dem Kerne zu unterscheiden. Die durch Hülfe der Weltweisen geläuterte Vernunft hat ihr schon den Probierstein in die Hand gegeben. Künftig wird ihr kein Betrüger mehr Schlacken für Gold, oder Scheingründe für rechte Beweise aufdringen können. Und wie viel Dank, wie viel Ehre werden nicht diejenigen, nach unsern Zeiten, ja in den spätesten Jahrhunderten, davon tragen, die an der Verbesserung des Geschmackes zu unsern Zeiten als nützliche Werkzeuge gearbeitet haben!



Das

Das VII. Hauptstücke.

Von den Hof- und Staatsreden.

§. I.

Wenn ich hier von den Hofreden handeln will, so wird man leicht von sich selbst sehen, daß ich nicht Lobreden auf große Herren meyne, als wovon schon oben gehandelt worden. Es giebt kleinere Reden in großer Menge, die bey Hofe gehalten werden, und die nur zu den Complimentirreden gehören. Z. E. die Reden der Gesandten an große Herren, um ihnen entweder Glückwünsche oder Leidbezeugungen im Namen ihrer Principalen abzulegen, oder sonst andere Anträge zu thun; die Einführungsreden, wodurch ein Minister oft ganzen Rathstuben einen Präsidenten, oder sonst einen Aufseher vorstellen muß; die Einweihungsreden, da gewisse Abgeordnete, bey Legung der Grundsteine zu öffentlichen Gebäuden, bey Stiftung neuer Akademien oder Gesellschaften, bey Einsegnung der Gotteshäuser, und d. gl. zu reden haben; die Landtagsreden, darinn ein Staatsbedienter den Vortrag des Landesherrn an die Stände thut, und der Erbmarschall im Namen der letztern dieselbe beantwortet; und endlich die Huldigungsreden, die neu antretende Regenten theils an die Landstände thun lassen, theils aber auch von diesen an jene gehalten werden. Alle diese, und wo etwa noch mehrere Arten dieser Gattung vorhanden wären, können unter dem Namen der Staatsreden verstanden werden.

§. II.

Die Frage, wie diese Reden überhaupt gemacht werden, ist oben, in dem Hauptstücke von Chrien, schon beantwortet worden. Man darf hier keine künstlich erfundene Hauptsätze gründlich ausführen: Das macht, man darf seine Zuhö-

rer von nichts überreden, weil sie entweder der Meynung des Redners vorhin schon beypflichten, oder doch aus andern Ursachen dasjenige thun müssen, was er, im Namen des Königes oder des Fürsten von ihnen haben will. Wenigstens hat es der Gebrauch unsrer Hofleute so eingeführt, daß sie sich keine Mühe geben, ihre Zuhörer durch Beweise und Bewegungsgründe einzunehmen. Sie würden auch oft sehr übel daran seyn, wenn sie solches zu Ausführung ihrer Absichten nöthig hätten. In freyen Republiken war solches vorzeiten nöthig, weil das Volk daselbst nichts that, als was es selbst für gut befand; und daher mußten die damaligen Redner sehr geschickt seyn. Heute zu Tage aber regieren selbst die Republiken nicht mehr durch Vernunft und Ueberzeugung, sondern durch Zwang und Gewalt, oder durch List. Daher haben sich auch alle diese Hofreden nur in Chrien verwandelt, die sich ohne alle Gelehrsamkeit und Einsicht in die Natur des Menschen halten lassen. Folglich brauchen wir auch keinen Demosthenes oder Cicero bey Hofe, und wenn ja ein solcher irgend wo aufstünde, so würde er in den heutigen Complimentirreden alle seine Kunst nicht anbringen können.

§. III.

Wer nun solche Hofreden machen soll, der darf nur gleich auf den Hauptzweck seiner Rede denken, und daraus gleich das **Conseqvens** derselben machen. Den Grund davon, oder die Veranlassung dazu, nenne er das **Antecedens**, und die besondere Verbindung von beyden die **Connexion**: So ist der Entwurf oder Grundriß von seiner Hofrede fertig. Z. E. Gesetzt, es sollte ein Minister jemanden zum Präsidenten eines Hofraths, Appellations- oder Hofgerichts einsetzen: So ist seine Absicht, zu sagen: Gegenwärtigen N. N. soll das ganze Collegium künftig als seinen Präsidenten ansehen und ehren. Der Anlaß dazu ist dieser: Denn diese Stelle ist durch die Beförderung, oder das Absterben des vorigen Präsidenten erlediget worden. Die nähere Verbindung kömmt auf des Fürsten Willen und Verordnung

an,

an, der diesen N. N. zu seinem Nachfolger bestimmet hat. So kömmt nun die ganze Einrichtung so heraus:

Antecedens, oder der Vorsatz. Der vormalige Präsident dieses Collegii ist bekanntermaßen mit Tode, oder durch fernere Beförderung abgegangen, und diese ansehnliche Stelle also erlediget worden.

Connexio, oder die Verbindung. Nun haben Se. Churfürstl. oder Hochfürstl. Durchl. oder Kaiserl. oder Königl. Majest. gegenwärtigen Herrn N. N. zum Nachfolger desselben ersehen, und mir, denselben hiermit einzuführen, anbefohlen.

Consequens, oder der Nachsatz. Folglich werden sich alle Räthe oder Beysitzer dieses ansehnlichen Collegii künftig darnach zu achten, und ihn als ihren Präsidenten anzusehen und zu verehren haben.

§. IV.

Dieses ist nun das bloße Gerippe einer solchen Introductionsrede, welches noch auf allerley Art erweitert und ausgeputzet werden kann und muß. Denn ob es gleich auch viele Hofreden giebt, darinn außer den Titeln und Namen, und etlichen Curialformeln nichts weiter vorkömmt, als diese drey Stücke: So giebt es doch auch andre, die man etwas weitläuftiger ausgeführet hat. Man könnte also hier auf das **Antecedens** gleich ein kleines Lob des abgegangenen Präsidenten einfließen lassen; oder einen allgemeinen Lehrspruch von dem Wechsel aller Dinge, von der Sterblichkeit, von der billigen Beförderung treuer Diener, u. d. gl. einrücken; auch wohl ein Exempel, ein Zeugniß, ein Gleichniß, und ein Paar gute Einfälle, auf eine ungezwungene Art, anbringen; aber man brauche ja nicht alles auf einmal, sondern nur etwas davon, welches dem Redner am besten gefället. Bey dem andern Satze, oder bey der **Verbindung**, kann gleichfalls entweder von der Sorgfalt des Landesherrn in Handhabung der Gerechtigkeit, oder von den Verdiensten und guten Eigenschaften des neuen Präsidenten, oder von der Wichtigkeit einer solchen Stelle, etwas gedacht werden; und auch dieses

kann

kann mit ein paar Erläuterungen ausgeschmücket werden. Endlich kann zuletzt noch dem neuen Vorsteher auch seine Pflicht mit einer guten Art angepriesen, und zuletzt ein Wunsch angehänget werden, daß es dem Könige oder dem Landesherrn, dem Vaterlande und dem hohen Collegio allezeit nach Wunsche gehen, und die Gerechtigkeit beständig darinn blühen möge.

§. V.

Auf eben diese Art können auch die übrigen Reden, die oben erwähnet worden, entworfen und ausgearbeitet werden. Denn das Kunststück per Antecedens et Consequens ist so allgemein, daß es sich so gar in Briefen brauchen läßt. Es dörfte sich also ein solcher Hofredner nur einbilden, daß er von der Sache, davon er reden soll, ein Schreiben an jemanden abfassen wollte: So wird sich alles leicht geben. Manche Reden, als z. E. die Gesandschaftsreden der Bothschafter, sind auch nicht viel länger, als ein Brief. Große Herren haben heute zu Tage nicht viel Geduld, einen Redner zu hören: Daher ist derjenige Glückwunsch, die Leidbezeugung oder Freundschaftsversicherung allemal die angenehmste, die am kürzesten abgefasset ist. Ohne dieß nehmen die Titel hoher Häupter, und die ehrerbiethigen Ausdrückungen, auch Zeit und Raum weg, so daß die Anrede wider Vermuthen lang wird, obgleich nicht viel darinn gesagt ist. Man sehe nur in den Reden großer Herren die Exempel davon nach, so wird man überführet werden, daß die Redekunst mit solchen Hofreden fast gar nichts zu thun hat; weil ein jeder Hofmann aus dem Stegreife gar leicht ein solches Compliment zu machen im Stande ist.

§. VI.

Wir wollen es indessen nicht leugnen, daß nicht auch viele Reden bey Hofe gehalten werden, die ein ganz anders und gelehrteres Ansehen gehabt hätten. Man findet in den Reden großer Herren auch Stücke von großer Belesenheit, darinn Exempel, Zeugnisse, Gleichnisse und andere so genannte Realien mehr, fast im Ueberflusse vorkommen.

Allein

Allein fürs erste ist es gewiß, daß dieses zuweilen eine gar merkliche Praleren ist, wenn man durch so viel weit gesuchte Zierrathe eine Belesenheit zeigen will, die man doch selbst nicht hat. Allein darum will ich nicht in Abrede seyn, daß man nicht auch Hofreden machen könne, die etwas gelehrter aussehen. Man darf nur den Entwurf dazu per Thesin et Hypothesin machen, wie oben gewiesen worden, da wir von Chrien eine Anweisung gaben. Doch muß man die Gelegenheiten unterscheiden, darinn man solche Reden hält: Denn es ist nicht allemal rathsam, damit aufgezogen zu kommen. Wo sich dieselben noch am besten hinschicken würden, das wäre bey Einweihung neuer Universitäten, und gelehrter Gesellschaften. Man sehe hiervon die Exempel, die der Herr von Fuchs bey Stiftung der Universität Halle, und der Herr Oberhofprediger Jablonski, nunmehriger höchstwürdiger Präsident der Königl. preußischen Societät der Wissenschaften, bey Eröffnung derselben, gehalten hat. Ueberhaupt kann man sich aus den Reden großer Herren hier und dar die besten aussuchen, und sie mit Vermeidung der Fehler, die wir oben von der Schreibart angemerket haben, sich zu Mustern dienen lassen.

§. VII.

Von meiner eigenen Arbeit ein paar Exempel zu geben, so habe ich mir die Huldigungsreden, bey dem gesegneten Antritte der preiswürdigen Regierung unsers itzigen Königes Majestät, zu einer Gelegenheit dienen lassen, ein paar Proben auszuarbeiten. Beyde sind aber Beantwortungen im Namen der versammleten Stände, auf die im Namen des Landesherrn geschehenen Anreden. Doch habe ich mich in der einen gestellet, als ob der neuantretende Regent selbst persönlich zugegen wäre; in der andern aber, als ob nur ein Abgeordneter von demselben, die Huldigung von einem Kreise einzunehmen, zugegen wäre. Zur Veränderung habe ich mich auch in der einen gestellet, als ob man in einem erzgebürgischen Kreise zu reden hätte. Bey der veränderten Regierung zu Weißenfels habe ich gleichfalls

eine Veranlassung gehabt, dergleichen Arbeit zu verfertigen, die ich gleichfalls meinen Lesern mittheilen will. Ich habe mich in allen dreyen, so viel möglich, nach dem Geschmacke des Hofes in der Schreibart gerichtet, und sie so ungezwungen in dem Entwurfe und in der Ausführung abgefasset, daß man mir verhoffentlich keine Schulfüchserey wird vorrücken können. Ein jeder wird die Einrichtung derselben leicht einsehen können, daher ich meinem Leser den Schimpf nicht anthun will, ihm die Anordnung ausführlich hierher zu setzen. Die letzte und vierte Anrede ist ein bloßes Compliment, und von mir selbst, an der Ostermesse 1738 hier in Leipzig, an eine der vollkommensten Prinzessinnen gehalten worden: Wobey ich denn nebst den übrigen Abgeordneten der hiesigen Universität die Gnade genossen, zum Handkusse bey derselben zu gelangen.

Durchlauchtigster Churfürst,

Gnädigster Herr,

Was Eure Königliche Hoheit und Churfürstliche Durchl. Dero gegenwärtig versammleten Ständen mit so vieler landesväterlichen Gnade vortragen lassen, das erweckt dieselben allerdings aus ihrer bisherigen Betrübniß, als aus einem langen Schlummer, darinn das ganze Land bishero fast begraben gelegen. Es ist weltkündig, daß das Churfürstenthum Sachsen, nebst allen ihm einverleibten Landen, durch den unvermutheten Todesfall des weiland allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Königes und Herrn, Herrn Friedrich Augusts, Königes in Pohlen und Großherzoges zu Litthauen rc. Herzogs zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Westphalen, des heil. röm. Reichs Erzmarschalls und Churfürstens rc. ein so preiswürdiges Haupt verlohren, dergleichen die Welt sehr wenige gesehen hat. So sehr aber auch die entlegensten Theile von Europa durch das allgemeine Gerüchte hiervon versichert sind: So viel gewisser sind wir selbst davon überzeuget, da wir das Glück genossen haben, diesen unvergleichlichen Monarchen

narchen nicht nur in der Nähe zu bewundern, sondern auch, als getreue Unterthanen, die Früchte seiner großen Eigenschaften in seinem weisen Regimente zu genießen.

In der That haben wir einen Herrn verlohren, der seiner glorwürdigen Vorfahren hohe Tugenden in sich allein vereinigte, und sie daher alle übertroffen hat; einen Herrn, der beydes im Kriege und im Frieden groß gewesen; einen Herrn, der sich seinen Feinden so schrecklich, als seinen Unterthanen beliebt zu machen gewußt; einen Herrn, der im Glücke und Unglücke gleiche Großmuth erwiesen; einen Herrn, dessen Ansehen majestätisch, dessen Leibesstärke unerhört, dessen Verstand durchdringend, dessen Gnade gegen sein Volk unermüdet, dessen Hof prächtig, dessen Armeen wunderwürdig gewesen: Und, was noch alles vorige weit übertrifft, einen Herrn, der sein Land so gelinde, so gerecht, so erwünscht regieret hat, daß er von seinen Vasallen und Unterthanen mehr wie ein Vater geliebet, als wie ein Herrscher gefürchtet worden.

Alles dieses würde von dem, durch einen so schmerzlichen Verlust, höchstbetrübten Lande noch destomehr bedauret werden; wenn uns nicht von des hochseligen Königs Majestät, ein so preiswürdiger Erbe seiner Eigenschaften und Tugenden, zum Nachfolger im Regimente wäre hinterlassen worden. Eure königliche Hoheit und Churf. Durchl. allein machen es, daß unser Verlust erträglich gewesen; indem wir nämlich an dero geheiligten Person sehen, daß selbiger nicht unersetzlich gewesen ist.

Um wie viel größer würde nicht des ganzen Landes Traurigkeit gewesen seyn, wenn es an die Stelle eines weisen Salomons, einen ihm ganz unähnlichen und tyrannischen Rehabeam hätte den Thron besteigen gesehen? Wie trostlos würde Stadt und Land gewesen seyn, wenn auf einen gnädigen Kaiser Augustus ein strenger Tiberius gefolget wäre? Allein itzo, da der Allerhöchste unserm lieben Vaterlande auf einen David, nach seinem Herzen, einen andern Salomon, den er selbst mit der Weisheit von oben begabet hat, folgen läßt; da auf einen gütigen Vespasian ein fast noch gelinderer Titus den Thron besteiget: So muß ja das glückselige Sachsen nicht nur seinen Schmerz sehr gemil-

dert sehen, sondern auch bey dem Antritte der Regierung Eurer königlichen Hoheit und Churfürstlichen Durchl. demselben mit Jauchzen und Frohlocken seinen unterthänigsten Glückwunsch abstatten.

Es ist dieses alles der Wahrheit so gemäß, daß ich, ohne den Verdacht der allergeringsten Schmeicheley, nicht nur das bisherige, sondern noch viel ein mehrers sagen kann. Selbst diese sonst geringfügige Anrede an Eure königliche Hoheit kann ein unleugbares Zeugniß davon ablegen. Es hat sich dieselbe mit dem billigen Ruhme unsers weiland allerdurchl. Königs Augusts angefangen, und einen kurzen Entwurf seiner großen Eigenschaften gemachet: Dieses aber hätte man vor den Ohren eines demselben unähnlichen Regenten schwerlich wagen dörfen. Ein lasterhafter Prinz hasset das Lob aller der Tugenden, davon er selbst keine Spuren an sich sieht. Er kann es nicht leiden, daß diejenigen in gutem Andenken bey der Welt stehen, denen er in keinem Stücke gleich ist, auch nicht gleich zu werden verlanget: Und es dörfte sich also niemand unterstehen, durch eine so verhaßte Lobrede seine Ungnade zu verdienen.

Ganz anders ist es bey Eurer königlichen Hoheit beschaffen. Nichts vergnüget dieselben mehr, als wenn sie sehen, daß die preiswürdigen Eigenschaften dero glorreichen Herrn Vaters auch nach dessen Tode noch bewundert werden; daß ein jeder dessen Tugenden zu verewigen bemühet ist; und wenn er weiter nichts dazu thun kann, doch wenigstens den großen Verdiensten dieses Monarchen ein dankbares Andenken widmet. Dieses ist auch allerdings das beste Trauergepränge, dadurch die Welt gute Regenten von Tyrannen unterscheidet. Denn wie dieser letztern Tod allen Unterthanen die bis dahin durch Furcht gebundenen Zungen löset, und ihnen endlich das Recht giebt, ihres Herzens Gedanken, wiewohl zu der verstorbenen Schimpf und Schande, frey heraus zu sagen: Also zeigen Eure königl. Hoheit, durch das gnädige Anhören des Ruhmes, den man dero allerdurchlauchtigstem Vorfahren im Regimente giebt, wie geneigt und geschickt dieselben sind, in dessen glorwürdigste Fußtapfen zu treten.

So kurz diejenige Zeit auch ist, seit welcher Eure königliche Hoheit dero Regierung angetreten: So deutliche Merkmaale haben dieselben schon davon blicken lassen. Die Handhabung der Gerechtigkeit ist wohl das hauptsächlichste Stücke einer guten Regierung. Denn wo die Unschuld gedränget, die Tugend gedrücket, und das Recht von der Macht der Lasterhaften gebeuget wird; da ist nichts weniger, als ein gutes Regiment zu spüren. Ein löblicher Fürst kann also keine deutlichere Probe geben, daß ihm die Wohlfahrt seiner Unterthanen zu Herzen gehe, als wenn er auf die Stäten der Gerechtigkeit ein wachsames Auge hat; ja sich selbst nicht verdrießen läßt, die Klagen bedrückter Unterthanen anzuhören. Dadurch wird nämlich ein irdischer Regent dem Beherrscher Himmels und der Erden ähnlich; dadurch verdienet er ein rechtschaffener Stadthalter dessen genennet zu werden, welcher sein Ohr vor keinem verschließet, der seiner Hülfe bedarf.

Nichts liegt aber von Eurer königlichen Hoheit mehr am Tage, als diese so preiswürdige Bemühung, dadurch sie allen dero Unterthanen das Recht zu verschaffen trachten. Wer hat sich nicht vergnüget, der es vor kurzem vernommen hat, wie Eure königliche Hoheit neulich einen eigenen Hofreferendarius zu dem Ende bestellet, daß er die Klagen und Bittschriften, die unmittelbar an dero allerhöchste Person gerichtet werden dörften, annehmen, und denenselben vertragen soll. Zeiget eine solche Veranstaltung nicht ganz augenscheinlich, daß Eurer königlichen Hoheit nichts mehr am Herzen liege, als die Handhabung der Gerechtigkeit, und die Sorgfalt für das gemeine Beste? Und was kann dero ganzem Lande erfreulicher seyn, als einen solchen Prinzen an seinem Ruder zu sehen, der nicht nur die Pflichten vollkommener Regenten einsieht, sondern auch zu beobachten geneigt ist; ja sich, durch die Beförderung des allgemeinen Heils, dem unsterblichen Gott ähnlich machen will.



Von Eurer königlichen Hoheit liegt diese höchstrühmliche Eigenschaft ganz deutlich am Tage. Nicht nur verschiedene Proben, so dieselben im geistlichen und weltlichen Regimente bereits angeleget haben, überführen dero getreueste Länder und

Unterthanen davon aufs völligste; sondern Eure königl. Hoheit haben selbiges auch unsern allhier versammleten Ständen des erzgebürgischen Kreises durch dero Minister, in höchster Gnade versichern lassen. Der bisherige Flor der sämmtlichen sächsischen Lande, hat allerdings einen jeden Verständigen überzeugen können, daß die weise Verfassung derselben ein Kleinod sey, dessen Erhaltung ihm eine ungestörte Glückseligkeit zuwege bringen kann. Die Freyheiten und Gerechtsame der sämmtlichen Stände machen einen so wichtigen Theil solcher Verfassungen aus, daß wird bey dem uns gnädigst versprochenen Schutze derselben, unserm werthen Vaterlande eine sehr langwierige und beständige Wohlfahrt versprechen können.

So groß nun das Vergnügen ist, welches daher in den Herzen aller getreuen Vasallen und Unterthanen entsteht: So herzlich erheben sie ihre Herzen in brünstigen Seufzern gen Himmel, Eurer königlichen Hoheit ein gesegnetes und friedfertiges Regiment anzuwünschen. Sie sind auch völlig entschlossen, die, altem Herkommen nach, gewöhnliche Huldigung zu leisten, und ihrem neuen Landeshaupte alle nur ersinnliche Treue und Gehorsam, den Landesverfassungen gemäß, mit Mund und Hand anzugeloben und zu versprechen.

Unser erzgebürgischer Kreis hat vor allen andern sächsischen Provinzen den Vorzug von der Natur erhalten, daß er Eurer königlichen Hoheit die unterirdischen Schatzkammern eröffnet, und denselben die theuren Eingeweide der Erden zum Opfer bringet. Voritzo widmet sich dasselbe Eurer königlichen Hoheit zum erstenmale in aller Unterthänigkeit, und die sämmtlichen Bewohner dieser Landschaft könnten gar leicht, ihrer Gewohnheit nach, alle Eigenschaften köstlicher Erzte und Metalle an ihrem neuen Durchl. Oberherrn antreffen, wenn eine gezwungene Vergleichung solcher weit unterschiedenen Dinge, nach dem gereinigtem Geschmacke des Hofes oder der heutigen Welt wäre.

Ein einziges wird ihnen aber vielleicht erlaubet seyn, nämlich ihre getreuesten Wünsche in ihren erzgebürgischen Redensarten auszudrücken, und dadurch ihren ungekünstelten Eifer

für die hohe Person Eurer königlichen Hoheit und Churfürstl. Durchl. wie auch gegen das ganze preiswürdige sächsische Haus an den Tag zu legen. Gott, der Schöpfer und Erhalter aller Gebürge und Tiefen, erhöhe auch Eure königliche Hoheit unter den Hohen der Welt ꝛc. ꝛc.

Die andre Rede

an Sr. Kön. Hoheit und Churfürstl. Durchl.

hochansehnliche Herrn Gevollmächtigte.

Hochwohlgebohrne, gnädige Herren,

Die gegenwärtigen Verfassungen unsrer sächsischen Lande, und die widereinanderlaufenden Gemüthsbewegungen aller getreuen Vasallen und Unterthanen verursachen fast bey jedermann eine solche Unentschlossenheit, daß man nicht weis, ob man mehr Ursache zum Trauren, oder zur Freude; zu einem wehmuthsvollen Schweigen, oder zu einem frohlockenden Reden habe. Der höchstschmerzliche Verlust, den unser geliebtes Vaterland, und ein benachbartes großes Königreich vor wenig Monaten erlitten, erfordert das erstere: Und ganz Europa billiget hierinn den gerechten Schmerz aller rechtschaffenen sächsischen Landeskinder durch seinen allgemeinen Beyfall. Wir haben allerdings einen Monarchen eingebüsset, dergleichen die Welt wenige gesehen, und der gleichsam wie ein fabelhafter Phönix nur alle tausend Jahre einmal gebohren wird. Der preiswürdige Friedrich August ist in seinem ganzen Leben, an Gemüths- und Leibesgaben; auf dem Throne, und in seinen täglichen Beschäfftigungen, im Kriege und im Frieden; in guten und in bösen Tagen, ein rechtes Wunder und ein beständiger Augenmerk der halben Welt gewesen. Die Natur hatte ihn mit allem demjenigen reichlich versehen, was große Monarchen zu bilden nur immermehr erfordert wird: Und das Glück, welches die großen Eigenschaften der Sterblichen nicht allezeit recht ans Licht kommen läßt, hatte diesem un-

vergleichlichen Prinzen alle die Gelegenheiten verschaffet, darinn er sich auf dem Schauplatze der Erden in seiner ganzen Größe darstellen könnte.

Doch ich vergesse bey der Bewunderung solcher seltenen Vorzüge fast das wichtigste, welches uns den Verlust eines so ausbündigen Hauptes am schmerzlichsten werden läßt. Es ist weltkündig, daß unser in Gott ruhender allerdurchlauchtigster König der gnädigste und gütigste unter allen heutigen Häuptern der Erden gewesen ist. Seine sonderbare Huld, Gnade und Gelindigkeit hat sich in seinem langwierigen Regimente allezeit so deutlich gewiesen, daß es uns leid seyn muß, wenn Gewohnheit und Schmeicheley alle Fürsten und Regenten der Völker mit dem Namen der Landesväter zu benennen pflegt. Denn wie dadurch diese an sich herrliche Benennung ihren meisten Werth verlieret: Also wäre es zu wünschen, daß wir selbige, als einen neuen Zunamen demjenigen zuerst beylegen könnten, der selbigen so vollkommen, als unser unvergleichlicher August, verdienet hatte. Dieser Ruhm indessen verewiget das preiswürdige Andenken unsers in Gott ruhenden Königes und Churfürsten in den Herzen aller Unterthanen: Und ein solches Denkmaal werden auch die Geschichtbücher demselben, zur Bewunderung der spätesten Zeiten, bey der Nachwelt aufzurichten wissen.

Sollte nun ein Verlust, dessen Größe so unstreitig ist, nicht bey allen, die er betrifft, die zärteste Wehmuth, und ein kummervolles Schweigen erwecken? Es ist kein Zweifel daran, und ich selbst würde hier stumm werden, und meinen Regungen in stillen Seufzern den Zügel schließen lassen; wenn mich nicht eine gleich wichtige Ursache zur empfindlichsten Freude aufmuntern möchte.

Sachsenland ist zwar verweyset, aber doch nicht gar verlassen. Friedrich August hat uns einen würdigen Erben seiner Länder, einen ungemeinen Nachfolger im Regimente, hinterlassen. Wir verehren in der geheiligten Person des durchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten und Herrn, Herrn

Fried-

Friedrich Augusts, des II, königl. Prinzen in Pohlen und Litthauen Herzoges zu Sachsen ꝛc. des heil. römis. Reichs Erzmarschalls und Churfürstens ꝛc. ꝛc. ꝛc. wir verehren, sage ich, in diesem durchlauchtigsten Haupte eine neuaufgehende Sonne, die dem ganzen Sachsen und dessen sämmtlichen einverleibten Landen eben so schöne Tage verspricht, als wir unter der vorigen Regierung genossen haben. Dieses, wie leicht zu gedenken ist, verursachet in den Gemüthern aller patriotischgesinneten Landeskinder eine allgemeine Freude. Ein jeder sieht das fernere Wachsthum der bisherigen sächsischen Glückseligkeit vor Augen. Ein jeder wird gewahr, daß unser vormaliger Glücksstern nicht erloschen oder verschwunden, sondern vielmehr nur auf eine kurze Zeit verdunkelt worden, damit er mit desto anmuthigern Stralen wieder aufgehen und hervor leuchten könnte. Daher schlägt nun ein jeder den Trauerflor aus dem Gesichte, und prophezeihet sich und dem ganzen Lande eine unveränderte Wohlfahrt.

Was wäre nun vermögender, auch einem Stummen, ich will nicht sagen, einem Unberedten, die Zunge zu lösen? Was ist kräftiger, in jedem redlichen Mitbürger eines gemeinen Wesens ein Jauchzen und Frolocken zu erregen, als eben die tröstliche Ahndung, ja die sichtbare Empfindung der Glückseligkeit seines Vaterlandes? In Wahrheit, so wenig ich mich sonst zur Beredsamkeit schicke: So spüre ich doch in diesem Falle einen überflüssigen Vorrath an Gedanken und Worten; einen reichen Zufluß an Empfindungen und Ausdrückungen. So gewiß ist es, daß das Herz die besten Redner macht; wenn man diejenigen Regungen aussprechen darf, davon selbiges, so zu reden, übergehet. Denn ich befinde mich itzo in diesen glücklichen Umständen. Se. königliche Hoheit und Churfl. Durchl. haben alle Eigenschaften eines erwünschten Regenten in sich vereiniget. Ein herrlicher Verstand, ein majestätisches Ansehen, ein vollkommen reifes Alter, Erfahrung in Staatsgeschäfften, Reisen, Wissenschaft, Liebe zu freyen Künsten, und was nur sonst einen Fürsten vollkommen machen kann, das alles ist in seiner

hohen Person aufs genaueste verbunden; das alles verspricht uns, unter seiner künftigen Regierung, den höchsten Gipfel der Glückseligkeit, den ein Staat irgend auf der Welt erlangen kann.

Wo bleibet noch bey der Menge dessen, was sich meinen Gedanken auf einmal so häufig darstellet, das vornehmste, so ich beybringen muß? Seine königl. Hoheit und Churfürstl. Durchl. lieben auch vor allen Dingen die Gerechtigkeit. Dieses ist in Wahrheit die allervornehmste Fürstentugend, die zu Beförderung des gemeinen Bestens das allermeiste beyträgt. Wo die Gesetze nicht im Schwange gehen, wo die Billigkeit gleichsam schläfet, da kann ein Staat unmöglich im Flore stehen. Wie will aber die Gerechtigkeit im Lande blühen, wenn die Häupter des Volks, wenn die Regenten selbst Muster der Ungerechtigkeit abgeben? Wer wird da die untern Gerichtsstäte in der Ordnung erhalten, wo die Fürsten selbst dem gottlosen Achab gleichen, der einen Naboth nach dem andern unterdrücket, und einen Weinberg nach dem andern an sich zu bringen suchet. Den Exempeln der Großen dieser Welt pflegt alles gern zu folgen; und die bösen Richter misbrauchen sich alsdann um so viel ungescheuter ihrer Gewalt, jemehr sie sich, durch die Beyspiele ihrer Obern dazu berechtiget zu seyn, einbilden. Da gehet denn alles zu Grunde! Die Kirche leidet; der Arme seufzet; die Unschuld klaget, und das ganze Land erschallet von Jammern und Wehklagen.

O wie glücklich sind wir, daß wir dergleichen unselige Zeiten, unter einem so gerechten Oberhaupte, als wir von Gott bekommen haben, nicht befürchten dörfen! Eure hochwohlgebohrne Excellenz (oder Gnaden) haben uns im Namen Sr. königl. Hoheit und Churfürstl. Durchl. und auf Befehl derselben, die erfreuliche Versicherung gethan, daß alle wohlhergebrachte Gerechtsame und Freyheiten des sämmtlichen Landes, und ins besondre auch der allhier versammelten Ritterschaft und Stände unverrückt beybehalten bleiben sollen. Auch hierinn haben Seine königliche Hoheit

heit dero glorwürdigsten Herrn Vater, so wie in andern hohen königlichen Eigenschaften, zum Vorgänger gehabt. Und was könnte denenselben also rühmlicher seyn, als in so herrliche Fußtapfen zu treten? Alle Freyheiten und Gerechtsame der chursächsischen Erbländer rühren ja von Seiner königlichen Hoheit gottseligen durchl. Vorfahren her. Die Erhaltung derselben ist also ein Werk, das der allergerechtesten Gemüthsart Seiner königlichen Hoheit so gemäß, als dem Aufnehmen der sämmtlichen Lande ersprießlich und nöthig ist. Und Se. königl. Hoheit werden sich durch nichts so sehr, als einen würdigen Erben und Nachfolger so preiswürdiger Ahnen, der Welt darstellen, als eben durch den Schutz aller solcher Rechte im geistlichen und weltlichen Stande.

So groß nun die Zuversicht ist, welche die sämmtlichen getreuesten Vasallen und Stände, die sich hier zugegen befinden, deswegen gegen Se. königl. Hoheit bereits hegen: So geneigt sind sie sammt und sonders, auch durch eine unverbrüchliche Treue, solcher hohen Churfürstl. Gnade sich theilhaftig und würdig zu machen. Wir sind auch in dem Vertrauen erböthig, altem Herkommen und Gebrauche nach, dieses durch ein ausdrückliches Angelöbniß öffentlich zu versprechen, und solches durch den gewöhnlichen Handschlag zu bekräftigen.

Der Herr aller Herren aber erhalte Se. königl. Hoheit und Churfürstl. Durchl. dero sämmtlichen Erblanden zu beständigem Aufnehmen in unverrücktem und langwierigem Vergnügen! Er gebe denenselben den Ruhm und das Ansehen dero in Gott ruhenden Herrn Vaters! Er neige denenselben die Herzen dero Unterthanen zu, und gebe ihnen eine glückliche und friedliche Regierung. Gott erhalte auch dero erzherzoglichen Gemahlinn königl. Hoheit, unsere gnädigste Churfürstinn und Landesmutter! Gott segne unsern Durchl. Churprinzen und die sämmtliche Churfürstl. hohe Familie, daß es Sr. königl. Hoheit niemals an Erben fehlen möge, die auf seinem Stuhle sitzen: So werden unsere Nachkommen bis ans Ende der Erden sich derjenigen Glückseligkeit zu erfreuen haben, die wir bisher genossen haben, und noch ferner beständig zu genießen hoffen können.

Die dritte Rede.

Durchlauchtigster Herzog,

Gnädigster Fürst und Herr,

Was Eure hochfürstl. Durchlauchten durch dero Minister an die sämtlichen Vasallen und Stände dieses langensalzischen Kreises gnädigst gelangen lassen, das gereichet denselben insgesammt und einem jeden insbesondre zu so unaussprechlichem Vergnügen, daß eine viel beredtere Zunge, als die meinige, nöthig wäre, dasselbe in aller seiner Größe auszudrücken. Eure hochfürstl. Durchl. sind gnädigst entschlossen, sich von der allhier versammleten Ritterschaft die gewöhnliche Erbhuldigung leisten zu lassen; und haben dieselbe dargegen mit dero allererfreulichsten Gnadenversicherung zu beehren geruhen wollen. Beydes setzet die getreusten Vasallen in eine empfindliche Freude; beydes vertreibet aus allen Gemüthern diejenige tiefe Betrübniß, die bisher diese thüringische Landschaft sowohl, als die benachbarten weißenfelßischen und querfurtischen Lande aufs schmerzlichste gerühret hatte.

Denn wer ist wohl unter allen Anwesenden von solcher Gefühllosigkeit, daß ihm nicht der hohe Verlust, den die gesammten sachsenweißenfelsischen Lande vor kurzem erlitten, das Herz sollte angegriffen haben? Wer hat so wenig Ehrfurcht gegen sein hohes Oberhaupt, so wenig Liebe gegen seinen theuersten Landesvater, so wenig Eifer gegen die theureste Person des weiland durchlauchtigsten Herzogs Christian, besessen: Daß er die Post von seinem bedaurenswürdigen Tode mit Gleichgültigkeit zu hören, dessen erkaltete Glieder mit trockenen Augen zu erblicken, und das dadurch dem ganzen Lande erwachsene Leidwesen, mit ungestörtem Gemüthe, zu betrachten fähig wäre? Nein, in Wahrheit! wir haben es insgesammt nur gar zu wohl erkannt, welch einen gnädigen, gerechten, gottesfürchtigen, leutseligen, und wohlthätigen Regenten, wir an demselben gehabt haben.

Wir haben es durchgehends eingesehen, wie viel die Vasallen und Unterthanen bey dem Ableben eines so preiswürdigen Hauptes eingebüßet; und wie wir vorhin unsre Glückseligkeit mit keinem Volke der Welt vertauschet hätten: So würden wir auch unsern erlittenen Verlust für ganz unersetzlich gehalten haben; wenn uns nicht Gott in Eurer hochfürstl. Durchl. eine neue Landessonne aufgehen, ein recht erwünschtes Glücksgestirn hätte zeigen lassen.

Ja, Durchlauchtigster Herzog! nichts hätte die sämmtlichen sachsenweißenfelsischen Lande, nach einer so trüben Trauernacht, mit einem schönern Freudenlichte erquicken können; als die erwünschte Nachfolge des Durchlauchtigsten Helden, Johann Adolphs, auf den Thron seines in Gott höchstseligen Herrn Bruders. Kein zagender Schiffmann, den ein wütender Sturm auf wilder See verschlagen, so daß er alle Augenblicke zu scheitern besorget, kann mit größerer Freude wahrnehmen, daß sich der Wind ändert, die Wolken zertheilen, der Himmel aufkläret, und die brausenden Wellen zu legen beginnen; als diejenige ist, womit die getreuesten Stände dieses Herzogthums, diese Zeit über, dem Antritte von Eurer hochfürstlichen Durchl. gesegneten Regierung entgegen gesehen haben.

Ganz Europa hat bisher die Heldenthaten des tapfern Johann Adolphs, mit Verwunderung angesehen. Das unruhige Pohlen hat es theils mit seinem Schaden, theils aber auch mit Vergnügen empfunden, was das gerechte Schwerdt eines so großen Feldherrn in kurzer Zeit auszurichten vermögend ist. Und das belagerte Danzig würde sich zweifelsfrey weit eher vor den chursächsischen Schwerdtern gedemüthiget haben, wenn nur dieser gnädige Herzog eher vor seine Wälle gerücket wäre, und die erbitterten Gemüther seiner Bürger mit seiner mehr als fürstlichen Huld und Gelindigkeit sich unterwürfig gemacht hätte. So vielmehr vermag auch in Kriegszeiten die Gnade, als Macht und Gewalt! Sie entwaffnet die Widerspenstigkeit, besänftiget den Ungehorsam, und überwältiget den Trotz selbst. Ihre wohlmeynende Blicke gewinnen Herzen: Wenn Feuer und Stahl

nur Mauren und Wälle erobern können. Ein solcher Feldherr nun waren Eure hochfürstliche Durchl. Und da sogar dero Feinde dero hohe Eigenschaften bewundert haben, und dadurch ganz eingenommen worden: Was werden diejenigen nicht glücklich seyn, die unter dero Schutze zu leben, und dieselben als ihren Landesvater kindlich zu verehren, gewürdiget werden sollen!

Wir, wir selbst, Durchlauchtigster Herzog, sind das glückliche Volk, so von der himmlischen Vorsehung, eher als man gedacht, dieses Vorzuges hat theilhaftig werden sollen. Wir, wir sind vor so vielen Völkern würdig geachtet worden, unter dero gnädigster Regierung einer Glückseligkeit zu genießen, die uns von vielen benachbarten Ländern unfehlbar beneidet werden wird. Denn Eure hochfürstliche Durchl. vereinigen in dero hohem Gemüthe alle die Tugenden, so zu einem vollkommenen Regenten gehören.

Wem ist es nicht bekannt, daß dieselben sich seit so vielen Jahren, nicht nur in dero eigenem Antheile der sachsenweißenfelsischen Lande, sondern über dem auch an einem der größten Höfe durch eine lange Erfahrung eine solche Staatsklugheit und Einsicht in Regierungssachen erworben, die in glücklichen und unglücklichen Fällen geübt und bey allen Schicksalen zulänglich ist. Wem ist nicht die ungeheuchelte Gottesfurcht, und der Eifer Eurer hochfürstlichen Durchl. für die wahre Religion, zur Gnüge bekannt? Wer hat endlich nicht die preiswürdige Sorgfalt Eurer hochfürstlichen Durchl. für das fernere Wohl der getreuesten weißenfelsischen Lande ins besondre wahrgenommen? Diese allein hat dieselben vermocht, sich durch eine anderweitige Vermählung mit dem durchlauchtigsten gothaischen Hause genauer zu verbinden, und uns, in der hohen Person unsrer Durchl. Herzoginn, eine vollkommen gnädige und recht erwünschte Landesmutter zu schenken. Und wie sehr dieser weiseste Entschluß der göttlichen Fügung gemäß gewesen, das hat sich neulich, in der glücklichen Entbindung unsrer theuresten Herzoginn, aufs deutlichste gewiesen.

Gnädigster Herzog und Landesvater! der Höchste hat den Durchl. weißenfelsischen Stamm nur durch dero hohe Person erhalten wollen. Die ewige Vorsehung hat Eure Hochfürstl. Durchl. dazu bestimmet, das so schwach gewordene Haus wieder zu befestigen, und dero getreuesten Unterthanen durch einen Durchl. Erbprinzen neue Hoffnung, neue Freude, und neues Leben wieder zu geben. Wie können dafür die getreuen Vasallen und Stände diesen himmlischen Rathschluß sattsam preisen! Was für ein Dankopfer sollen und können wir der göttl. Majestät dafür weihen? In Wahrheit, eine solche Wohlthat kann von uns allen in dieser Zeitlichkeit niemals zur Gnüge gerühmet und gepriesen werden.

Wie erfreulich muß es also nicht uns allen seyn, da wir heute das Glück haben, vor den Augen Eurer Hochfürstl. Durchl. zu erscheinen, und dieselben von unsrer unterthänigsten Ehrfurcht und Treue zu versichern. Wir sind mit einem theuren Eide bereit, auch diese Versicherung zu bekräftigen, und leben der vollkommenen Zuversicht, Eure Hochfürstl. Durchl. werden nach dero wohlbekannten Gnade gegen alle dero Vasallen und Unterthanen, auch die Freyheiten und alten Vorrechte dieser langensalzischen Landstände, unverletzt erhalten. Dero eignes hohes Wort giebt uns die Sicherheit in dieser Hoffnung, und daher entstehet der freudige Glückwunsch, den wir hiemit insgesammt zu der glücklich angetretenen Hochfürstl. Regierung ablegen.

Gott, der Herr aller Herren, der Königreiche und Fürstenthümer giebt, wem er will, erhalte E. H. D. in allem Hochfürstl. Wohlseyn bis auf die spätesten Jahre. Er segne dero Thun und Lassen, zum Besten dero Landes, und dero ewigen Nachruhme. Er überschatte mit seiner gnädigen Hand die Durchlauchtigste Herzoginn, unsre theureste Landesmutter, und lasse durch ihre Fruchtbarkeit das Durchlauchl. Haus Weißenfels bis ans Ende der Tage wachsen und blühen. Er erhalte endlich auch unsern theuresten Erbprinzen, die Lust so vieler tausend Seelen, die Hoffnung ganzer Völker, und die Stütze unsrer Glückseligkeit. Er lasse ihn auf-

wachsen, wie einen Helden, und dermaleins in die preiswürdigen Fußtapfen Ew. Hochfürstlichen Durchl. treten: So wird das gesegnete Weißenfels seines Glücks kein Ende sehen, und diesen Tag für den Ursprung aller seiner Wohlfahrt ansehen.

Dieses sind die brünstigen Wünsche der gesammten getreuesten Vasallen und Stände; womit sie sich durch meine Wenigkeit in Ew. H. Durchl. beharrliche Clemenz und Gnade, aufs unterthänigste empfehlen.

Die vierte Anrede im Namen der Universität Leipzig an Ihro Königl. Maj. die Königinn beyder Sicilien, 1738 vor ihrer Vermählung und Abreise aus Sachsen.

Eurer königlichen Hoheit so glückliche als höchsterwünschte Ankunft in Leipzig veranlasset die hiesige treugehorsamste Universität, ihren allerunterthänigsten Glückwunsch zu derselben abzulegen.

Ein jeder hat sich bisher billig glücklich geschätzt, wenn er die Gnade gehabt, sich einer so vollkommenen und preiswürdigen Prinzessinn, der bisherigen Zierde des königlichen und Churfürstlichen Hauses, mit geziemender Ehrfurcht zu nahen. Und die Universität zu Leipzig empfindet heute diese Regungen um desto lebhafter, je mehr sie bisher durch das Gerüchte von Eurer königlichen Hoheit hohen Eigenschaften belehret, und, Dieselben auch abwesend zu bewundern, gezwungen worden.

Hierzu kömmt nunmehro die so nahe bevorstehende hohe Vermählung Eurer königlichen Hoheit, mit des allerdurchlauchtigsten Königes beyder Sicilien Majestät; einem jungen Helden, den die Vorsicht zu einem Beherrscher zweyer Königreiche, seine eigene glorwürdige Eigenschaften aber zu

einem der verehrungs- und liebenswürdigsten Prinzen von ganz Europa gemacht haben.

Unter so vielen durchlauchtigsten Prinzessinnen unserer Zeit sind nur Eure königliche Hoheit von dem Himmel erkohren worden, die königliche Braut und würdige Gemählinn dieses großen Monarchen zu werden, und nebst Demselben zwey der ausbündigsten Länder von der Welt zu beherrschen, welche längst das Paradies von Europa genennet worden.

So hart indessen allen getreuen chursächsischen Unterthanen der Verlust eines so unschätzbaren Kleinodes, in der theuresten Person Eurer königlichen Hoheit, nothwendig fallen muß: So kräftig richtet sie die angenehme Vorstellung der bevorstehenden Herrlichkeit und Glückseligkeit auf, der Eure königliche Hoheit entgegen eilen.

Was ist also billiger, als daß auch wir, im Namen dieser sämmtlichen Universität, unsere Stimme mit dem frohlockenden Sachsenlande vereinigen, und eure königliche Hoheit, mit den treuesten Wünschen, auf Dero bevorstehende Abreise begleiten.

Der Herr aller Monarchen, der oft durch die Vermählungen hoher Häupter ganze Länder glücklich macht, überschütte auch dieses hohe königliche Band mit einer reichen Fülle seines göttlichen Segens.

Er erhalte Eure königliche Hoheit zum Vergnügen Dero künftigen großmächtigsten Gemahls, zum Heile ganzer Völker, und zur unsterblichen Ehre des allerdurchlauchtigsten Hauses zu Sachsen, auf späte Zeiten.

Er mache die künftigen, Gott gebe vielen Jahre Eurer königlichen Hoheit, zu einer Kette unaufhörlicher Glückseligkeiten; Sie selbst aber zu einer Lust vieler tausend Unterthanen, und zu einem Wunder von ganz Europa.

Dieses sind die brünstigen Wünsche dieser treugehorsamsten Universität Leipzig; womit sich dieselbige Eurer königlichen Hoheit zu beharrlicher Gnade und gnädigem Angedenken unterthänigst und gehorsamst empfiehlet.

Das VIII. Hauptstücke.

Von Standreden, Personalien und Trostschriften.

§. I.

Ob ich gleich oben bereits von Lobreden und Parentationen gehandelt habe: So muß ich doch hier noch von ein Paar Arten eines oratorischen Vortrages etwas sagen, die an vielen Orten üblich, und nicht zu verwerfen sind. Die erste davon wird insgemein eine Standrede genennet: Ohne Zweifel darum, weil die Zuhörer sie stehend anhören; welches aber sonst nirgends, als bey dem Grabe, nach geschehener Einsenkung eines Verstorbenen, geschehen kann. Hieraus kann man leicht den Schluß machen, daß eine solche Standrede kurz gemacht werden muß, damit den stehenden Zuhörern, darunter oft alte und schwache Leute seyn können, die Zeit nicht lang werde. Ist dieses nun fest gesetzt, so erhället auch gleich, wie eine solche Standrede innerlich eingerichtet werden muß. Denn eine vollständige Rede, nach allen erforderlichen Theilen, läßt sich in wenigen Minuten unmöglich halten. Man muß also zu den Chrien seine Zuflucht nehmen, und sie so kurz einrichten, daß sie aufs höchste eine Viertelstunde dauren. Denn länger würden stehende Zuhörer wohl nicht die Geduld haben, einem Redner zuzuhören: Es wäre denn, daß er ganz besondre Gaben im Vortrage hätte, und die schönsten Sachen von der Welt zu sagen wüßte.

§. II.

Da es nun zwo Arten von Chrien giebt, so kann ein Redner beyde zu solchen Standreden brauchen, nachdem es ihm beliebt. Das Antecedens und Consequens läßt sich ganz gut brauchen, wenn man in einer Standrede weiter nichts, als eine Danksagung an die Leichenbegleiter machen will. Hier ist nun das Antecedens: Wir haben den hoch- oder wohlseligen N. N. zu seiner

seiner letzten Ruhekammer begleitet. Connexion: Weil nun diese gegenwärtige Versammlung der Leichenbegleiter sehr zahlreich erschienen ist, und dadurch dem sel. Verstorbenen viel Liebe und Ehre erwiesen hat. Consequens. So hätten die sämmtlichen Leidtragenden dem Redner Befehl ertheilet, ihnen allen den schuldigen Dank zu sagen 2c. Man muß aber hier nicht denken, daß es bey diesen dreyen nothwendigen Sätzen allein schon sein Bewenden haben müsse. Nein, es können überall seine Erweiterungen von Lehrsprüchen und guten Einfällen, auch wohl kleine Lobsprüche des Verblichenen eingerücket werden. Es kömmt alles auf den Verstand des Redners dabey an, dadurch er beurtheilen muß, was sich für seinen Todten, ja auf Zeit, Ort und Zuhörer schicket. Die Schreibart muß weder schwülstig, noch niederträchtig, sondern männlich, edel und beweglich seyn; damit die Zuhörer auf eine unvermuthete Art in erbauliche Gedanken gesetzet werden, und einen Stachel im Gemüthe behalten mögen.

§. III.

Die andre Art von Chrien, nämlich per Thesin et Hypothesin, läßt sich auch gar wohl hier anwenden; nämlich, wenn man etwas mehr Gelehrsamkeit, oder, eigentlich zu reden, Belesenheit zeigen will. Dieses geschieht nun, wenn man einen gewissen Satz von dem Verstorbenen, und zwar entweder zu seinem Lobe, oder doch zur Erbauung der Zuhörer, zur Hypothesi macht, und eine Erläuterung, gleich im Anfange, zur Thesi braucht. Diese Erläuterung kann ein Zeugniß, eine Geschichte, oder ein Exempel seyn: Genug, wenn sie sich zu dem Verstorbenen, oder auf die Leichenbegleiter und Leidtragenden schicket. Uebrigens kann auch hier bey der Thesi eine Umschreibung und kurze Erweiterung durch gute Gedanken und Lehrsprüche Statt finden; bey der Hypothesi aber ein kleines Lob des Verstorbenen angebracht werden. Die Schreibart soll hier ebenfalls ernsthaft und nachdenklich seyn, wenn der Redner Ehre einlegen will. Ich habe niemals dergleichen Reden zu halten Gelegenheit gehabt. Talanders lebende Todten halten viele davon in sich, und ich würde sie anpreisen, wenn nur nicht so viele

Sinnbilder und Ueberschriften darinn gehäufet wären. Man begnüge sich also an unsers Herrn D. Jöchers Trauerreden, wo man die besten Muster unter unsern deutschen Leichenreden antreffen wird, die nach dieser Art ausgearbeitet worden.

§. IV.

Die Personalien anlangend, so sind sie nichts anders, als etwas besser eingerichtete Lebensbeschreibungen von Verstorbenen. Sie werden gemeiniglich nach den öffentlichen Leichenpredigten abgelesen, und werden vielmals auch in einer geistlichen oder biblischen Schreibart abgefasset. Aber dieses ist eben nicht nothwendig, ob ich es gleich einem Prediger nicht verarge, daß er seine theologische Schreibart brauchet, wenn er dergleichen verfertigen muß. Wenn indessen ein anderer Gelehrter die Feder dabey führet, so darf er doch in einem solchen Lebenslaufe keine weitgesuchte weltliche Gelehrsamkeit anbringen. Es müssen solche Personalien eigentlich in historischer Schreibart abgefasset werden: Diese aber leidet keine andre Arten der Zierrathe, als sparsam eingestreute Gedanken, und erbauliche Lehrsprüche, als Worte der Weisen. Lange Einleitungen oder Eingänge sind auch nicht nöthig: Denn man will hier keine Rede machen. Gleichwohl wollte ich es auch nicht rathen, allezeit mit einer gewissen Formel anzufangen. Z. E. Was nun den wohlgeführten Wandel, die ehrliche Herkunft und seligen Tod unsers N. N. anbetrifft ꝛc. Was gar zu gemein ist, das erwecket Ekel: Ein vernünftiger Mann wird schon eine kluge und angenehme Veränderung zu machen wissen.

§. V.

Was nun endlich die Trostschriften betrifft, die in dieses Capitel füglich gezählet werden können; so sind dieselben von zweyerley Arten. Entweder man will darinnen einen besondern Satz ausführen, der das Lob des Verstorbenen in sich hält: Oder man will nur durch allerley gute Betrachtungen das Gemüthe der bekümmerten Hinterbliebenen einigermaßen aufrichten. Beyde aber kommen darinn überein, daß man sie bey Todesfällen

len an die Leidtragenden ergehen, und an statt eines Leichengedichtes drucken läßt, ihnen sein Mitleiden zu bezeigen. Sowohl von der ersten, als von der letzten Art finden wir Exempel bey den Alten. Cicero hat über den Tod seiner Tulliola, Plutarchus gleichfalls an seine Gattinn über den Verlust seines kleinen Töchterchens, und Seneca theils an seine Mutter Helvidia, theils an ein paar andre Personen solche Trostschriften abgefasset. Von neuern kann unter andern Opitz zum Muster dienen, der sich gleichfalls in dieser Art mit Ruhme gewiesen hat. Allein ein jeder sieht wohl, daß die erste Art dieser Schriften auf eben die Art, als die ordentlichen Reden, ausgearbeitet und mit einem kleinen Eingange versehen werden muß; die andre aber etwas freyer und ungezwungener ist, indem ein jeder daselbst seine Freyheit behält, viel oder wenig, in dieser oder jener Ordnung, zu sagen. Wer aber wissen will, wo er die Trostgründe hernehmen soll, einen Betrübten aufzurichten, der kann, außer den oben angegebenen Scribenten, noch den Boethius, vom Troste der Weisheit, und den Petrarcha, nebst andern solchen Büchern, nachschlagen, die von der Standhaftigkeit im Unglücke handeln.

§. VI.

Von diesen letztern Arten habe ich Gelegenheit gehabt, ein paar Exempel zu verfertigen, die ich dem geneigten Leser mittheilen will. Ich gebe sie für keine Meisterstücke aus. Wer diese haben will, der lese von der erstern Art des Herrn von Fontenelle Lebensbeschreibungen, von den Mitgliedern der königl. französ. Akademie der Wissenschaften, worinn er die schönsten Muster derselben antreffen wird. Nur muß man sich von den gar zu gekünstelten Einfällen dieses sonst fürtrefflichen Mannes nicht gar zu sehr einnehmen lassen, als welche oft gar ins Lustige fallen, und sich also bey Leichen nicht sonderlich schicken wollen. Von der andern Art aber habe ich bereits die besten Scribenten angepriesen, daher ich das meinige nur Anfängern, die noch so viele Bücher nicht gelesen haben oder nicht besitzen, so lange zum Muster vorlegen will, bis sie des bessern habhaft werden können.

Lebenslauf eines akademischen Gottesgelehrten.

Da es nicht nur die Pflichten der Dankbarkeit erfordern, das ruhmvolle Andenken hochverdienter Männer auch nach ihrem Tode zu erhalten; sondern auch das gemeine Wesen einen merklichen Vortheil daraus ziehet, wenn die Exempel rechtschaffener Leute den Lebendigen zur Aufmunterung und der Nachwelt zu Mustern aufbehalten werden: So ist es allerdings der Billigkeit gemäß, auch von dem nunmehr in Gott entschlafenen Magnifico, hochehrwürdigen und hochgelahrten Herrn, Herrn Johann Schmieden, der heil. Schrift Doctorn und Professorn, wie auch der Beredsamkeit Professorn auf hiesiger Akademie, des königl. und chursächsischen Consistorii Assessorn, des löbl. Frauen-Collegii Präposito und Seniore, der Churfürstlichen Alumnorum Ephoro, und der Universität Decemvir und Senior, eine zulängliche Nachricht abzufassen, und sein Gedächtniß dadurch auf späte Zeiten fortzupflanzen. Denn wie hochgedachter in Gott ruhender ehrwürdiger Greis sich außer seinem Vaterlande durch nichts, als durch seine Gelehrsamkeit, unermüdeten Fleiß und unsträflichen Wandel, zu so vielen höchstwichtigen Aemtern und Ehrenstellen empor geschwungen; und also sein ganzes Glück, nächst Gott, sich selbst und seinen Verdiensten zu danken gehabt: Also wird ohne Zweifel die umständliche Erzählung seines so hochgebrachten und ruhmwürdigen Lebens zu mancher erbaulichen Betrachtung Anlaß geben; auch vielleicht andere, die sich in gleichen Umständen befinden, kräftigst anfeuren, in so herrliche Fußtapfen zu treten, und in dem Dienste der Kirche und des gemeinen Wesens gleichmäßigen Eifer blicken zu lassen.

Es ist aber unser hochsel. Herr Doctor im 1649 Jahre, den 19 Aug. neuen Kalenders, und zwar zu Breßlau, der Hauptstadt in ganz Schlesien, ans Licht der Welt gebohren worden. Seine Aeltern sind zwar nicht vornehme, aber nach Art damaliger Zeiten rechtschaffene und ehrbare Leute gewesen. Nämlich, sein seliger Vater war Joh. Schmied, Bürger und Aeltester bey der Leinwandreißer-Innung daselbst: Seine selige Frau Mutter aber hieß Eva Rotherinn; welche beyderseits vor vielen Jahren schon diese Zeitlichkeit verlassen haben. Diesen seinen Aeltern nun rühmet es unser Hochseliger, in einem eigenhändigen hinterlassenen Aufsatze von vielen Umständen seines Lebens, selber nach, daß sie ihn von Jugend auf dem Studiren gewidmet, und ihn in der Absicht in das breßlauische elisabethische Gymnasium gethan. Darinnen ist er auch von der sechsten bis zur ersten Classe allmählich gestiegen, und hat allenthalben Proben

ben vieler Fähigkeit und eines unermüdeten Fleißes in Sprachen und freyen Künsten an sich blicken lassen. Seine vornehmsten Lehrer sind daselbst gewesen Elias Major, damaliger Rector des Gymnasii, Johann Gebhard, Conrector, und Martin Hanke, der Moral, Eloquenz und Historie Professor; wie auch Sartorius und Wende, die in den untern Classen bedienet gewesen.

Wie sich aber derselbe bald anfangs der Gottesgelehrtheit gewidmet gehabt, als hat er schon damals die ersten Gründe derselben zu fassen gesuchet; sonderlich auch die einem Schriftgelehrten so unentbehrlichen morgenländischen Sprachen beyzeiten zu treiben angefangen. Seine Anführer in beyden Stücken sind gewesen der berühmte Doctor Acoluth, Pastor zu St. Elisabeth, wie auch der evangelischen Kirchen und Schulen daselbst Inspector, imgleichen M. Egler, Prediger zu St. Elisabeth und der hebräischen Sprache Professor bey dem Gymnasio daselbst. Diesen seinen Lehrern leget unser Hochseliger in seiner eigenhändigen Nachricht vielen Ruhm bey, und bekennet mit erkenntlichem Gemüthe, daß er ihnen sehr viel zu danken gehabt habe. Als nun derselbe unter der Anweisung so wackerer Männer bis in sein zwanzigstes Jahr in seiner Vaterstadt, und also vor den Augen seiner werthen Aeltern, zu großem Vergnügen derselben, den Wissenschaften rühmlichst obgelegen hatte: So entschloß er sich endlich, auch auf auswärtige hohe Schulen zu gehen, und sonderlich hier in Leipzig seine Blühten zu voller Reife gedeihen zu lassen.

Er langte hieselbst im 1669 Jahre an, und ward unter dem Rectorate D. Johann Olearii, den 25 des Heumonats in die Zahl der Studierenden eingeschrieben. Hier öffnete sich nun ein neues Feld für den Fleiß eines so wohl vorbereiteten Schülers; der unter andern auch dadurch eine Probe von seiner großen Liebe zu einer gründlichen Gelehrsamkeit abgeleget, daß er die philosophischen Wissenschaften mit dem größten Eifer getrieben, und fast keinen einzigen von den damaligen Professoren derselben vorbey gegangen, dessen Lehren ihn zu seinem Hauptwerke einigermaßen geschickt machen könnten. Diese waren nun die allerseits berühmten Männer, Jacob Thomasius, Otto Menke, Feller, Rechenberg, Cyprian und Alberti; von welchem letztern der Hochselige insonderheit gerühmet, daß er ihm so wohl in der theoretischen als praktischen Philosophie vor allen andern gar besonders viel zu danken gehabt. In der hebräischen Sprache hörte er den berühmten Joh. Carpzov, und im Griechischen Joh. Olearium, als in welchen Sprachen diese wackere Männer das öffentliche Lehramt bekleideten. Und durch eine so gute Anführung geschah es, daß unser Hochseliger schon in seinem ersten akademischen Jahre den ersten

sten Lohn seines Fleißes, nämlich die Würde eines Baccalaurei in der Weltweisheit, erhielt; welcher Vorbothe weit größerer Belohnungen ihn denn täglich zu größerm Eifer aufmunterte, und allmählich anfeuerte, allerley öffentliche Proben seiner bereits erlangten Geschicklichkeit abzulegen.

Dieses geschah nun nach und nach in folgenden akademischen Dissertationen, die der Hochselige theils selbst ausgearbeitet, theils aber doch öffentlich mit vielem Ruhme vertheidiget hat. Die erste hielt er unter dem Beystande M. Mörbitzens, von der aus der Naturlehre genommenen Frage: Quomodo Elementa sint in mixto? Die andere war philologisch, und zwar die dritte in der Ordnung, die der obgedachte berühmte Professor Olearius über die sonntäglichen epistolischen Texte geschrieben hat; unter dessen Anführung und Beystande er denn dieselbe vertheidigte. Die dritte hatte er selbst ausgearbeitet, und zwar de Anno, darinn er sich den gelehrten M. Valentin Friderici zum Präses erwählete. Hierauf erlangete nun unser Hochseliger im Jahre 1670, den 26 Jan. die höchste philosophische Würde, als einen anderweitigen Lohn seines so rühmlichen Fleißes, darinn es ihm in so kurzer Zeit seines akademischen Lebens nicht leicht jemand zuvor gethan hatte.

Doch nunmehro fieng unser Hochseliger auch an, zu zeigen, daß ihm der Name eines Lehrers in der Weltweisheit nicht umsonst beygeleget worden. Denn in dem gleich darauf folgenden Jahre behauptete er auf der obern Catheder seine Inaugural-Disputation de Deo Vnitrino, ex principiis philosophicis non demonstrabili; und in dem nächsten 1672 Jahre eine andere, de Angelis ex principiis philosophicis non demonstrabilibus. Wie er nun durch beyde seine gründliche Einsicht in den Unterschied des Lichtes der Natur und des geoffenbarten Wortes deutlich an den Tag legte: Also bereitete er sich durch die letztere, welche er nach Gewohnheit dieser Universität, als eine Dissertationem pro loco ohne einen Respondenten hielt, den Weg, mit der Zeit noch höher hinauf zu rücken. Die andre von dieser Art folgte auch bald nach, indem er de animae immortalitate ex principiis philosophicis non demonstrabili abermal pro loco, im 1674 Jahre hinzu gesetzet.

Zu gleicher Zeit aber unterließ unser Hochseliger nicht, das ihm anvertraute Pfund zum besten der studierenden Jugend anzulegen. Er that sich nämlich mit Lesen und andern Anleitungen derselben so hervor, daß er vierzig so genannte Exercitationes über allerley Materien, auf der philosophischen Catheder, mit seinen Zuhörern öffentlich anstellen, und als Präses dirigiren können. Hiervon zeiget auch das sonderbare Vertrauen, welches der damalige Herr Bürgermeister

Steger

Steger gegen den Hochseligen blicken ließ, indem er ihm seinen einzigen Herrn Sohn, den itzigen königl. und chursächß. Hof- und Justitzrath, wie auch hochverdienten regierenden Bürgermeister allhier, Herrn D. Adrian Stegern, anvertrauete. Hier hat er nun 6 ganzer Jahre in dem Hause und am Tische dieses vornehmen Gönners diejenigen Vortheile genossen, welche ihm seine Aeltern zu reichen nicht im Stande gewesen: Als worinn der Hochselige die göttliche Vorsehung allezeit dankbarlichst zu preisen pflegte. Eben dahin ist es auch zu zählen, daß der hochansehnliche Rath zu Breßlau, der Armuth des Hochseligen zu statten zu kommen, demselben ganzer 8 Jahre hintereinander mit einem austräglichen Stipendio unter die Arme gegriffen; welches denn derselbe, als etwas besonders, allezeit gerühmet, auch ausdrücklich allhier zu erwähnen verordnet und anbefohlen hat.

Alle diese so vielfältigen Geschäffte hinderten indessen die Bemühungen unsers hochsel. Herrn Doctors in seiner Beflissenheit auf die Gottesgelahrtheit nicht. D. Kromayer, D. Möbius und D. Rappold, insonderheit aber der um die Kirche Gottes hochverdiente Scherzer, waren diejenigen, welche er sich zu seinen Lehrern ersehen hatte, und zu deren Füssen er mit dem größten Vergnügen gesessen. Unter dieses letztern Anführung hielt er auch 3 öffentliche Disputationen wider die Socinianer, genoß auch sonst so vielfältige Zeichen seiner Zuneigung, daß er es lebenslang demselben nachgerühmet, und so heilsamer Ermahnungen und Rathschläge, dadurch er von diesem großen Manne unterstützet worden, bis in sein Grab nicht hat vergessen können. Sonst hat der Hochselige auch unter D. Alberti diejenige solenne Disputation vertheidiget, wodurch derselbe die theologische Profession, die ihm war aufgetragen worden, angetreten hat.

Im Jahr 1679 war D. Gottfried Schilter, damaliger Rector Magnificus hiesiger Universität, mit Tode abgegangen, und dadurch eine Stelle in dem Collegio U. L. F. allhier leer geworden. Hier erlangte nun unser Hochseliger, und zwar im 30 Jahre seines Alters, als ein zehnjähriger Akademicus, diese erledigte Collegiatur, und hub also endlich an, die wirklichen Belohnungen seines bisherigen Fleißes zu geniessen. Hierauf folgte 1683 die Assessur in der löblichen philosophischen Facultät, zu welcher er, so vieler Verdienste halber, bey vorgefallener Vacanz, willigst aufgenommen wurde. In dem nächstfolgenden 1684 Jahre aber wurde unserm Hochseligen die durch das Ableben des berühmten Jacob Thomasii erledigte Professio Eloquentiae allergnädigst aufgetragen, die er auch im Januar des 1685 Jahres durch eine öffentliche Rede angetreten.

Vermöge dieses ordentlichen Lehramtes in der philosophischen Facultät nun hat unser hochsel. Herr Doctor das Decanat in derselben

 8 mal,

8 mal, das Procancellariat 4 mal, das Rectorat aber auf der ganzen Universität 8 mal, nämlich 1688, 1694, 1698, 1704, 1710, 1714, 1720 und 1728 verwaltet; und zwar allezeit mit solcher Redlichkeit und Treue, und mit so unermüdeter Sorgfalt für das gemeine Beste der Akademie, daß man alle diese Würden fast niemals besser bekleidet gesehen. Eben diese aufrichtige Wachsamkeit hat auch verursachet, daß der Hochselige im Jahre 1692 von den sämtlichen Collegiaten des löblichen Frauen-Collegii zu ihrem Praeposito perpetuo, An. 1697 aber von der Akademie zum Aufseher der churfürstl. Stipendiaten erkläret worden, welche beyde Würden er auch bis an sein seliges Ende allezeit treu und redlich verwaltet hat. Und in währender Zeit hat er sich im Lesen und Disputiren so fleißig erwiesen, daß von dem ersten so viele 100 Zuhörer, von dem andern aber ganzer 40 philosophische Dissertationen zeigen können, die er selbst als Präses gehalten hat.

Doch es ist Zeit, nunmehro unsern hochsel. Herrn Doctor auch als einen Gottesgelehrten zu betrachten, und ihm auf allen Stuffen zu folgen, auf welche ihn die göttliche Vorsehung gestellet, um sich seines Dienstes auch in der Kirche zu gebrauchen. Im Jahre 1685 erhielt er anfänglich den Character eines Licentiati Theol. worauf allererst 1699 die Doctorwürde selbst erfolgete. Zu diesen beyden Ehrenstellen erwies sich derselbe durch 2 wohl ausgearbeitete Dissertationen geschickt, davon die erste pro Licentia: De Christi victoria gloriosa, ad Coloss. II, 15. die andre aber pro gradu Doctoris: De multiplici animarum reditu in corpora handelte, und wider einen ungenannten Verfasser des Tractats, Seder-Olam, gerichtet war.

Hierauf erfolgten denn auch verschiedene Gnadenbezeugungen von Hofe, welche von dem guten Vertrauen ein Zeugniß ablegeten, so sich der Hochselige überall erworben hatte. Im Jahre 1700 ward demselben nicht nur die Professio Theol. Extr. allergnädigst anvertrauet; sondern er wurde auch nebst Herrn Prof. Kirchmeyern aus Wittenberg zum Visitator der drey königl. und chursächsischen Fürstenschulen, zu Meißen, in der Pforte und zu Grimma, ernennet. Im Jahr 1712 wurde unserm Hochseligen, nach D. Johann Olearii Tode, von Seiten der Universität die Assessur in der Büchercommission ohne sein Suchen und wider Vermuthen aufgetragen, und im 1716ten Jahre folgte noch eine ansehnlichere Ehrenstelle darauf, indem derselbe zum Beysitzer in dem hiesigen gemeinschaftlichen churfürstl. und fürstlichen Consistorio von Hofe aus ernennet wurde. Was nun unser Hochseliger bey allen diesen ansehnlichen Aemtern und Verrichtungen für vielfältige Gelegenheit gefunden, Gott, der Kirche und

Universität, wie auch dem ganzen Lande, zu dienen, das kann ein jeder leicht von sich selbst abnehmen.

Und es ist fast zu bewundern, daß derselbe bey so vielen Geschäfften dennoch Zeit und Kräfte genug übrig behalten, seinen Lectionen und andern gelehrten Uebungen im Disputiren und Peroriren, mit solchem Eifer, als er wirklich gethan, obzuliegen. Denn es hat derselbe als Professor der Theologie, nicht nur des berühmten Scherzers Collegium Antisocinianum ex Manuscripto ans Licht gestellet, und selbiges Werk in 40 öffentlichen Disputationen auf der theologischen Catheder durchdisputiret; sondern auch außer demselbigen 29 eigene Dissertationen theils selbst geschrieben, theils als Vorsteher öffentlich vertheidiget. Als Professor der Beredsamkeit aber hat der Hochselige 50 ganzer Jahr hinter einander eine beständige Rednerübung unter seiner Aufsicht blühen gesehen: Daraus denn, als aus einer Pflanzschule der Beredsamkeit, fast alle berühmte Redner unserer Zeiten ihr erstes Wachsthum gezogen.

Sonst ist der Hochselige noch im Jahr 1711 durch einhällige Wahl der vier Nationen zum Decemvir der Academie, im Jahr 1723 aber von der löblichen pohlnischen Nation zum Senior derselben erwählet worden: Seit welcher Zeit er denn zugleich Senior der ganzen Universität gewesen.

Wollen wir den Hochseligen auch in seinem Privatstande und Hauswesen betrachten, so finden wir, daß selbiger sich gleich nach erhaltener Professione Eloqu Ordinaria 1685 vermählet habe, und zwar mit Jungfer Annen Salome, des weiland hochedlen vest- und hochgelarten Herrn Christoph George Schützens, vornehmen des Raths und ältesten Baumeisters allhier zu Leipzig, der Kirchen und Schulen zu St. Nicolai, wie auch des willigen Allmosens und Lazareths Vorsteher, älteste Jungfer Tochter, welche ihrem lieben Eheherrn bereits 1729, den 1 Nov. durch einen sanften Tod in die Ewigkeit vorangegangen. Aus dieser wohlgerathenen und gesegneten Ehe hat der Hochselige eine Tochter gezeuget, Annen Elisabeth genannt, die aber in ihrer Kindheit wiederum verstorben, und einen Sohn, Herrn Joh. Valentin Schmied, beyder Rechten Doctorn und ansehnlichen Consulenten allhier. Und da sich dieser letztere den 21 Sept. des nächstverwichenen Jahres, mit Frauen Christianen Elisabeth, seligen Herrn D. Joh. Leonhard Zollers, vornehmen des Raths und Oberhofgerichts Advocatens allhier, nachgelassenen Frau Wittwe, einer gebohrnen Schambergerinn, verheirathet: So hat der Hochselige noch in seinem hohen Alter das Vergnügen gehabt, aus dieser vergnügten Ehe eine Enkelinn, Christianen Elisabeth, zu sehen, welche aber, nach empfangener Nothtaufe, wenige Tage nach der

Geburt,

Geburt, ihrem Herrn Großvater gleichfalls zur Ewigkeit vorangegangen.

Sollen wir mit wenigen Worten eine moralische Abbildung unsers Hochseligen geben: So können wir mit Grunde der Wahrheit sagen; es sey derselbe ein Gottesgelehrter nicht nur dem Namen nach, sondern in der That gewesen: Ein rechtschaffener gelehrter Mann, der die philosophische Einsicht mit dem philologischen Erkenntnisse, und beydes mit der Kenntniß der Offenbarung zu verbinden gewußt; ein Mann, der die Vernunft hoch geschätzet und gebrauchet, ohne dem Glauben dadurch Eintrag zu thun, und der den Glauben gelehret, ohne die Vernunft zu unterdrücken; ein eifriger Verfechter der evangelischen Wahrheit, und doch kein Verfolger und Feind der Irrenden; ein kluger Wegweiser der studirenden Jugend, kein strenger Befehlshaber derselben; ein Verehrer Gottes, und ein Freund aller Menschen; arbeitsam bis an seinen Tod, ohne einen andern Antrieb, als den ihm seine Pflicht und Liebe zur Beschäfftigung an die Hand gab; dienstfertig ohne Eigennutz, sanftmüthig und doch ernsthaft, sparsam ohne Geiz, fromm ohne Heucheley, leutselig ohne Niederträchtigkeit, im Glück und Unglück allezeit derselbe: Und kurz, ein Muster eines wahren Christen, eines rechtschaffenen akademischen Lehrers, und eines wackern Gottesgelehrten, dessen Andenken bey dieser hohen Schule billig niemals erlöschen soll.

Trostschreiben
an Se. Hochedlen, Herrn Prof. Richtern,
wegen des schmerzlichen Verlusts seiner innigstgeliebtesten Gattinn.

Hochedler, Vest- und Hochgelahrter,
insonders Hochzuehrender Herr Professor,
Sehr werther Freund und Gönner,

Die betrübte Begebenheit, die Eure Hochedlen neulich in eine unverhoffte Trauer gesetzet, hat sich nicht nur in den Schranken der nächsten Blutsfreundschaft kräftig erwiesen, und darinnen eine unzählbare Menge von Thränen ausgepresset: Nein, auch die weitläuftigsten Anverwandten haben diesen Trauerfall nicht ohne Bewegung erfahren, dero jammervollen Zustand bedauret, und die heftigen Schmerzen des vornehmen Hauses, welches einen

nen so empfindlichen Verlust erlitten, durch ihre Wehmuth vollkommen gerechtfertiget. Ich sage auch hiermit noch zu wenig. Selbst ganz fremde Personen, die kein besondres Band des Geblütes mit Eurer Hochedlen verknüpfet, die nur als Bekannte und Gemüthsfreunde an dero Wohlfahrt Theil zu nehmen gewohnt sind, haben den schmerzlichen Unfall nicht ohne Schrecken und Bestürzung ansehen können, der vor kurzem ihr werthes Haus, ja sie selbst, am empfindlichsten betroffen hat. Dieses ist die Art rechtschaffner Freunde. Glück und Unglück ist ihnen gemein; Freude und Traurigkeit theilen sie mit einander: Und wie sie bey dem ersten ihr inneres Vergnügen auch durch äußerliche Merkmaale bezeugen, also unterlassen sie es auch bey dem letztern nicht, ihren innern Gemüthszustand zu erkennen zu geben. Seufzer und Thränen werden hier oft die redlichen Dollmetscher ihrer Herzen; Aechzen und Klagen sind gemeiniglich die treuen Ausleger ihrer Gedanken. Und ungeachtet Flor und Boy ihnen nicht das Antlitz und den Körper verhüllet; zweydeutige und ungewisse Zeichen dessen, was oft nicht vorhanden ist: So ist die wahre Betrübniß ihrer Seelen darum nichts geringer; obgleich die Sitten der Völker ihnen untersaget haben, die äußerlichen Merkmaale derselben zu tragen.

Ich weis nicht, ob diese meine Beschreibung einer wahren Freundschaft vielen als gar zu hoch getrieben vorkommen wird. So viel aber weis ich, daß meine Empfindung darinnen mehr, als die Einbildungskraft, die Feder geführet hat. Eure Hochedlen wissen es selbst am besten, daß ich die Wahrheit sage. Es sind mehr als zwölf Jahre, daß ich die Ehre gehabt, dieselben näher kennen zu lernen. Dero gründliche Gelehrsamkeit hatte mir schon vorhin eine besondere Hochachtung gegen dieselben abgenöthiget: Ein öfterer Umgang aber machte mir auch dero Liebe zu den freyen Künsten, dero reinen Geschmack in allem, was in den schönen Wissenschaften wahrhaftig schön und edel ist, dero Bescheidenheit im Urtheilen, und dero Aufrichtigkeit gegen alle, die derselben werth waren, vollkommen bekannt. So viel seltene, und noch seltner beysammen anzutreffende Eigenschaften machten mich nun denenselben vollkommen zu eigen: Und ich habe nach der Zeit keine Gelegenheit vorbey gelassen, diese meine Hochachtung und Zuneigung sowohl gegen sie selbst, als gegen

andere

andere zu verstehen zu geben. Die nachmals nach Wunsche erfolgte collegialische Freundschaft hat dieses alte Band noch mehr verstärket und befestiget; und wie ich sicher bin, daß dieselbe unser lebenlang von unaufhörlicher Dauer seyn wird: Also wollte ich nur wünschen, daß ich itzo nicht eine so schmerzhafte Veranlassung bekommen hätte, dieselbe an den Tag zu legen.

Nichts war mir vor anderthalb Jahren angenehmer zu hören, als die Nachricht von der glücklichen Verbindung Eurer Hochedlen, mit einem der vornehmsten und vortrefflichsten Häuser in Leipzig. In Wahrheit, wenn bey Heirathen allerdings darauf zu sehen ist, aus was für einem Hause und Geschlechte diejenige Person entsprossen ist, die man zu seiner Gattinn und Gehülfinn erwählen will; und wenn darauf ein großes Theil eines glücklichen Ehestandes ankömmt, mit was für Familien man dadurch in Verwandschaft kömmt: So hätten wohl dieselben in der That nicht leicht eine bessere Wahl treffen können. * Wem sind die besondern Verdienste Sr. Hochwürden, unsers berühmten Herrn D. Börners, nicht bekannt? Wer verehret nicht die besondere Gelehrsamkeit, die damit verknüpfte preiswürdige Sanftmuth und Bescheidenheit, und den ungemeinen Eifer Sr. Magnificenz für das Wohl dieser hohen Schule, und der evangelischen Kirche? Ich müßte eine eigene Schrift dazu bestimmen, wenn ich das gegründete Lob dieses großen Gottesgelehrten ausführlich erzählen wollte. Und wer macht sich in Leipzig nicht eine be-

* Frauen Johannen Sophien Richterinn, geb. Börnerinn, der Herr Vater Tit. D. Christian Friedrich Börner, der heil. Theol. Profess. Primarius, des hohen Stifts zu Meissen Canonicus, des Königl. und Churfürstl. Consistorii zu Leipzig Assessor, des großen Fürsten Collegii Collegiat, der bäyerischen Nation und Akademie Senior und Decemvir. Die Frau Mutter ist gewesen Frau Dorothea Sibylla, geb. Grävinn, welche am 1 Decemb. 1729. verstorben ist. Der Herr Großvater von väterlicher Seite, Herr Johann George Börner, Königl. und Churfürstl. Hof-Kirchen- und Oberconsistorialrath. Die Frau Großmutter, Frau Catharina Elisabeth, Herrn D. Martin Geiers, Churfürstl. Oberhofpredigers, wie auch Kirchen- und Oberconsistorialraths, und Frauen Christinen Elisabeth, geb. Carpzovinn, Frau Tochter. Der Herr Großvater von mütterlicher Seite, Herr Gottfried Gräve, ICtus, Königl. und Churfürstl. Rath und Bürgermeister allhier, Scabin. Regii et Elect. Assessor, et Templi Thom. Antistes, (dessen Bruder der berühmte holländische Polyhistor, Herr Johann Georg Grävius gewesen.) Die Frau Großmutter von mütterlicher Seite ist die annoch lebende und am 7 Merz dieses Jahres, durch den erfolgten Tod des Herrn Hofrath August Beyers, zum andernmal verwittibete Frau Maria Regina, eine Tochter weiland Herrn Heinrich Winklers, des ältern, gewesenen Baumeisters und Vorstehers der Kirche und Schule zu S. Nicolai allhier.

nen so empfindlichen Verlust erlitten, durch ihre Wehmuth vollkommen gerechtfertiget. Ich sage auch hiermit noch zu wenig. Selbst ganz fremde Personen, die kein besondres Band des Geblütes mit Eurer Hochedlen verknüpfet, die nur als Bekannte und Gemüthsfreunde an dero Wohlfahrt Theil zu nehmen gewohnt sind, haben den schmerzlichen Unfall nicht ohne Schrecken und Bestürzung ansehen können, der vor kurzem ihr werthes Haus, ja sie selbst, am empfindlichsten betroffen hat. Dieses ist die Art rechtschaffner Freunde. Glück und Unglück ist ihnen gemein; Freude und Traurigkeit theilen sie mit einander: Und wie sie bey dem ersten ihr inneres Vergnügen auch durch äußerliche Merkmaale bezeugen, also unterlassen sie es auch bey dem letztern nicht, ihren innern Gemüthszustand zu erkennen zu geben. Seufzer und Thränen werden hier oft die redlichen Dollmetscher ihrer Herzen; Aechzen und Klagen sind gemeiniglich die treuen Ausleger ihrer Gedanken. Und ungeachtet Flor und Boy ihnen nicht das Antlitz und den Körper verhüllet; zweydeutige und ungewisse Zeichen dessen, was oft nicht vorhanden ist: So ist die wahre Betrübniß ihrer Seelen darum nichts geringer; obgleich die Sitten der Völker ihnen untersaget haben, die äußerlichen Merkmaale derselben zu tragen.

Ich weis nicht, ob diese meine Beschreibung einer wahren Freundschaft vielen als gar zu hoch getrieben vorkommen wird. So viel aber weis ich, daß meine Empfindung darinnen mehr, als die Einbildungskraft, die Feder geführet hat. Eure Hochedlen wissen es selbst am besten, daß ich die Wahrheit sage. Es sind mehr als zwölf Jahre, daß ich die Ehre gehabt, dieselben näher kennen zu lernen. Dero gründliche Gelehrsamkeit hatte mir schon vorhin eine besondere Hochachtung gegen dieselben abgenöthiget: Ein öfterer Umgang aber machte mir auch dero Liebe zu den freyen Künsten, dero reinen Geschmack in allem, was in den schönen Wissenschaften wahrhaftig schön und edel ist, dero Bescheidenheit im Urtheilen, und dero Aufrichtigkeit gegen alle, die derselben werth waren, vollkommen bekannt. So viel seltene, und noch seltner beysammen anzutreffende Eigenschaften machten mich nun denenselben vollkommen zu eigen: Und ich habe nach der Zeit keine Gelegenheit vorbey gelassen, diese meine Hochachtung und Zuneigung sowohl gegen sie selbst, als gegen

andere zu versehen zu geben. Die nachmals nach Wunsche erfolgte collegialische Freundschaft hat dieses alte Band noch mehr verstärket und befestiget; und wie ich sicher bin, daß dieselbe unser lebenlang von unaufhörlicher Dauer seyn wird: Also wollte ich nur wünschen, daß ich itzo nicht eine so schmerzhafte Veranlassung bekommen hätte, dieselbe an den Tag zu legen.

Nichts war mir vor anderthalb Jahren angenehmer zu hören, als die Nachricht von der glücklichen Verbindung Eurer Hochedlen, mit einem der vornehmsten und vortrefflichsten Häuser in Leipzig. In Wahrheit, wenn bey Heirathen allerdings darauf zu sehen ist, aus was für einem Hause und Geschlechte diejenige Person entsprossen ist, die man zu seiner Gattinn und Gehülfinn erwählen will; und wenn darauf ein großes Theil eines glücklichen Ehestandes ankömmt, mit was für Familien man dadurch in Verwandschaft kömmt: So hätten wohl dieselben in der That nicht leicht eine bessere Wahl treffen können.* Wem sind die besondern Verdienste Sr. Hochwürden, unsers berühmten Herrn D. Börners, nicht bekannt? Wer verehret nicht die besondere Gelehrsamkeit, die damit verknüpfte preiswürdige Sanftmuth und Bescheidenheit, und den ungemeinen Eifer Sr. Magnificenz für das Wohl dieser hohen Schule, und der evangelischen Kirche? Ich müßte eine eigene Schrift dazu bestimmen, wenn ich das gegründete Lob dieses großen Gottesgelehrten ausführlich erzählen wollte. Und wer macht sich in Leipzig nicht eine be-

* Frauen Johannen Sophien Richterinn, geb. Börnerinn, der Herr Vater Tit. D. Christian Friedrich Börner, der heil. Theol. Profess. Primarius, des hohen Stifts zu Meissen Canonicus, des Königl. und Churfürstl Consistorii zu Leipzig Assessor, des großen Fürsten Collegii Collegiat, der bayerischen Nation und Akademie Senior und Decemvir. Die Frau Mutter ist gewesen Frau Dorothea Sibylla, geb. Grävinn, welche am 1 Decemb. 1729. verstorben ist. Der Herr Großvater von väterlicher Seite, Herr Johann George Börner, Königl. und Churfürstl. Hof-Kirchen- und Oberconsistorialrath. Die Frau Großmutter, Frau Catharina Elisabeth, Herrn D. Martin Geiers, Churfürstl. Oberhofpredigers, wie auch Kirchen- und Oberconsistorialraths, und Frauen Christinen Elisabeth, geb. Carpzovinn, Frau Tochter. Der Herr Großvater von mütterlicher Seite, Herr Gottfried Gräve, ICtus, Königl. und Churfürstl. Rath und Bürgermeister allhier, Scabin. Regii et Elect. Assessor, et Templi Thom. Antistes, (dessen Bruder der berühmte holländische Polyhistor, Herr Johann Georg Grävius gewesen.) Die Frau Großmutter von mütterlicher Seite ist die annoch lebende und am 7 Merz dieses Jahres, durch den erfolgten Tod des Herrn Hofrath August Beyers, zum andernmal verwittbete Frau Maria Regina, eine Tochter weiland Herrn Heinrich Winklers, des ältern, gewesenen Baumeisters und Vorstehers der Kirche und Schule zu S. Nicolai allhier.

nen so empfindlichen Verlust erlitten, durch ihre Wehmuth vollkommen gerechtfertiget. Ich sage auch hiermit noch zu wenig. Selbst ganz fremde Personen, die kein besondres Band des Geblütes mit Eurer Hochedlen verknüpfet, die nur als Bekannte und Gemüthsfreunde an dero Wohlfahrt Theil zu nehmen gewohnt sind, haben den schmerzlichen Unfall nicht ohne Schrecken und Bestürzung ansehen können, der vor kurzem ihr werthes Haus, ja sie selbst, am empfindlichsten betroffen hat. Dieses ist die Art rechtschaffner Freunde. Glück und Unglück ist ihnen gemein; Freude und Traurigkeit theilen sie mit einander: Und wie sie bey dem ersten ihr inneres Vergnügen auch durch äußerliche Merkmaale bezeugen, also unterlassen sie es auch bey dem letztern nicht, ihren innern Gemüthszustand zu erkennen zu geben. Seufzer und Thränen werden hier oft die redlichen Dollmetscher ihrer Herzen; Aechzen und Klagen sind gemeiniglich die treuen Ausleger ihrer Gedanken. Und ungeachtet Flor und Boy ihnen nicht das Antlitz und den Körper verhüllet; zweydeutige und ungewisse Zeichen dessen, was oft nicht vorhanden ist: So ist die wahre Betrübniß ihrer Seelen darum nichts geringer; obgleich die Sitten der Völker ihnen untersaget haben, die äußerlichen Merkmaale derselben zu tragen.

Ich weis nicht, ob diese meine Beschreibung einer wahren Freundschaft vielen als gar zu hoch getrieben vorkommen wird. So viel aber weis ich, daß meine Empfindung darinnen mehr, als die Einbildungskraft, die Feder geführet hat. Eure Hochedlen wissen es selbst am besten, daß ich die Wahrheit sage. Es sind mehr als zwölf Jahre, daß ich die Ehre gehabt, dieselben näher kennen zu lernen. Dero gründliche Gelehrsamkeit hatte mir schon vorhin eine besondere Hochachtung gegen dieselben abgenöthiget: Ein öfterer Umgang aber machte mir auch dero Liebe zu den freyen Künsten, dero reinen Geschmack in allem, was in den schönen Wissenschaften wahrhaftig schön und edel ist, dero Bescheidenheit im Urtheilen, und dero Aufrichtigkeit gegen alle, die derselben werth waren, vollkommen bekannt. So viel seltene, und noch seltner beysammen anzutreffende Eigenschaften machten mich nun denenselben vollkommen zu eigen: Und ich habe nach der Zeit keine Gelegenheit vorbey gelassen, diese meine Hochachtung und Zuneigung sowohl gegen sie selbst, als gegen

andere zu verstehen zu geben. Die nachmals nach Wunsche erfolgte collegialische Freundschaft hat dieses alte Band noch mehr verstärket und befestiget; und wie ich sicher bin, daß dieselbe unser lebenlang von unaufhörlicher Dauer seyn wird: Also wollte ich nur wünschen, daß ich itzo nicht eine so schmerzhafte Veranlassung bekommen hätte, dieselbe an den Tag zu legen.

Nichts war mir vor anderthalb Jahren angenehmer zu hören, als die Nachricht von der glücklichen Verbindung Eurer Hochedlen, mit einem der vornehmsten und vortrefflichsten Häuser in Leipzig. In Wahrheit, wenn bey Heirathen allerdings darauf zu sehen ist, aus was für einem Hause und Geschlechte diejenige Person entsprossen ist, die man zu seiner Gattinn und Gehülfinn erwählen will; und wenn darauf ein großes Theil eines glücklichen Ehestandes ankömmt, mit was für Familien man dadurch in Verwandschaft kömmt: So hätten wohl dieselben in der That nicht leicht eine bessere Wahl treffen können.* Wem sind die besondern Verdienste Sr. Hochwürden, unsers berühmten Herrn D. Börners, nicht bekannt? Wer verehret nicht die besondere Gelehrsamkeit, die damit verknüpfte preiswürdige Sanftmuth und Bescheidenheit, und den ungemeinen Eifer Sr. Magnificenz für das Wohl dieser hohen Schule, und der evangelischen Kirche? Ich müßte eine eigene Schrift dazu bestimmen, wenn ich das gegründete Lob dieses großen Gottesgelehrten ausführlich erzählen wollte. Und wer macht sich in Leipzig nicht eine be-

* Frauen Johannen Sophien Richterinn, geb. Börnerinn, der Herr Vater Tit. D. Christian Friedrich Börner, der heil. Theol. Professſ. Primarius, des hohen Stifts zu Meissen Canonicus, des Königl. und Churfürstl. Consistorii zu Leipzig Assessor, des großen FürstenCollegii Collegiat, der bäyerischen Nation und Akademie Senior und Decemvir. Die Frau Mutter ist gewesen Frau Dorothea Sibylla, geb. Grävinn, welche am 1 Decemb. 1729. verstorben ist. Der Herr Großvater von väterlicher Seite, Herr Johann George Börner, Königl. und Churfürstl. Hof-Kirchen- und Oberconsistorialrath. Die Frau Großmutter, Frau Catharina Elisabeth, Herrn D. Martin Geiers, Churfürstl. Oberhofpredigers, wie auch Kirchen- und Oberconsistorialraths, und Frauen Christinen Elisabeth, geb. Carpzovinn, Frau Tochter. Der Herr Großvater von mütterlicher Seite, Herr Gottfried Gräve, ICtus, Königl. und Churfürstl. Rath und Bürgermeister allhier, Scabin. Regii et Elect. Assessor, et Templi Thom. Antistes. (dessen Bruder der berühmte holländische Polyhistor, Herr Johann Georg Grävius gewesen.) Die Frau Großmutter von mütterlicher Seite ist die annoch lebende und am 7 Merz dieses Jahres, durch den erfolgten Tod des Herrn Hofrath August Beyers, zum andernmal verwittbete Frau Maria Regina, eine Tochter weiland Herrn Heinrich Winklers, des ältern, gewesenen Baumeisters und Vorstehers der Kirche und Schule zu S. Nicolai allhier.

besondere Ehre daraus, wenn er mit diesem wahrhaftig hochehrwürdigen Manne nur einiger maßen in Verbindung stehet? Wer kennet außer dem nicht den Ruhm der Grävischen, Beyerischen, Trierischen und Schreiterischen Geschlechter, die mit dem Börnerischen so nahe verbunden sind? Haben sie nicht allerseits dem Königl. und Churfürstl. Hofe Räthe, unsrer hohen Schule Lehrer, und der Stadt Leipzig Bürgermeister und Rathsherrn, geliefert? Und wer kann also einem Hause seine Hochachtung entziehen, welches sich durch Treue gegen den Landesherrn, Erfahrung in Hofgeschäfften, Gelehrsamkeit, Klugheit und Ansehen, in allen seinen Gliedern und Linien, seit so vielen Jahren schon verdient gemacht hat?

Ein solches war nun das vortreffliche börnerische Haus, Hochedler Herr Professor aus welchem sie sich eine Freundinn und Gattinn erwählet hatten; und welches kein Bedenken trug, ihnen eine wohlgeartete Tochter, als ein rechtes Kleinod dieser Zeit, in die Arme zu geben. Ich weis es, hochwerthester Freund, daß ich ihnen hiermit dero ganzes Herz wehmüthig mache, ja ihren Augen selbst die zärtlichsten Thränen auspresse. Sie erinnern sich bey diesen meinen Zeilen nunmehro aller der anmuthigen und unschätzbaren Eigenschaften, womit dero nunmehr selige Freundinn begabt gewesen. Sie erinnern sich des vergnügten Tages, da sie derselben zuerst die Erklärung von ihrer ehelichen Zuneigung gethan haben. Sie erinnern sich auch der holdseligen Worte, womit ihnen dieselbe darauf geantwortet, und wodurch sie ihnen die aufrichtige Versicherung von ihrer tugendhaften Gegenliebe gegeben. Alles dieses, und noch ein viel mehrers schwebt ihnen noch in sehr frischem Andenken. Und die Vorstellung, daß alles dasjenige, was sie damals dadurch gewonnen hatten, nunmehro verlohren, unwiederbringlich verlohren sey, setzet sie in eine dem damaligen Vergnügen gleichgehende Bekümmerniß.

So leid es mir hierbey ist, daß ich durch die Erwähnung der angenehmsten Begebenheit ihres Lebens einen so gerechten Schmerz in ihnen erregen muß: So wenig weis ich ein anderes Mittel, denselben einigermaßen zu lindern, als eben die Erinnerung der ihnen damals so angenehmen Ursache desselben. Ich kenne diejenigen Schriften berühmter Männer und großer Weltweisen, womit sie in großen Unglücksfällen und traurigen Begebenheiten theils sich selbst, theils

an-

andere getröstet haben. Ich weis, was Cicero, Seneca, Plutarchus, Boethius, Petrarcha und unser Opitz in solchen Fällen für Meisterstücke verfertiget haben. Es würde mir auch nichts leichter fallen, als einen Auszug aus denselben zu machen; und Eurer Hochedlen alle diejenigen Trostgründe zu Gemüthe zu führen, die sich in gegenwärtigem Falle auf sie schicken. Allein was für eine unnütze Arbeit würde ich durch das alles nicht unternehmen? Wer kennt alle diese Schriften besser, als eben sie, werthester Freund? Wer ist geschickter ihre Stärke und Schwäche besser einzusehen, und die besten davon aus den untrüglichen Quellen der gesunden Vernunft herzuleiten, als sie selbst? Lehren sie nicht selbst auf unserer Universität die hohen Wahrheiten einer geläuterten Sittenlehre? Ist dieses nicht der edelste Theil der Weltweisheit, der in unsre Glückseligkeit einen unmittelbaren Einfluß hat, indem er die Tugend in aller ihrer Schönheit zeiget, und die kräftigsten Bewegungsgründe darzu an die Hand giebt? Zeigen sie darinnen nicht unter andern auch die Mittel, wie man seine Leidenschaften einschränken, und mit den Vorschriften der Vernunft in eine genaue Uebereinstimmung bringen müsse? Erweisen sie nicht andern, daß alle Begebenheiten des menschlichen Lebens von der Hand eines allmächtigen Wesens, der niemand widerstehen kann; aber auch von dem Rathschlusse eines weisen Regenten, der alles aufs beste einrichtet, und von dem Willen eines gütigen Vaters, herrühren, der es mit seinen Kindern gut meynet, auch wenn er sie zu betrüben scheinet? Alles dieses lehren sie freylich; alles dieses erweisen sie gründlich; von allem diesem sind sie auch selbst völlig überzeugt. Warum soll ich also eine vergebliche Arbeit thun? Warum soll ich ihnen bekannte Dinge wiederholen, und ihnen solche Tröstungen vorhalten, die sie selbst aus ihren Quellen herzuholen wissen?

Soll ich ihnen ferner die Hinfälligkeit der menschlichen Natur, den beständigen Wechsel, dem alles unterworfen ist, und die Mühseligkeiten dieses irdischen Lebens in ein neues Licht setzen? Soll ich mich bemühen, zu zeigen, daß der Mensch sterblich gebohren wird, daß sie dero seligste Freundinn aus der Zahl dieser sterblichen Geschöpfe erwählet haben, und also ihr erfolgtes Ende schon damals zum voraus sehen können? Soll ich darthun, das nicht

wird,

nur die prächtigen Werke der Menschen, als Palläste, Städte, Mauren, Thürme und Pyramiden; ja die oft für unvergänglich gehaltenen Schriften der Gelehrten, zu Grunde gehen müssen: Sondern, daß auch die dauerhaftesten Werke der Natur, Cedern und Eichen, Marmor und Metall, Berge und Felsen, Wälder und Ströme, die Grenzen der Länder, und die Ufer der Meere; ja was noch wunderwürdiger ist, selbst die von den Alten für unveränderlich gehaltenen Himmelskörper, gleichwohl der Veränderung unterworfen sind? Oder soll ich endlich das Elend dieses Lebens durch hochgetriebene Klagen zu vergrößern suchen, das Unglück und Leiden der Menschen durch unzeitige Rednerkünste vervielfältigen, und unter dem Scheine, daß ich die Creaturen erniedrigen wolle, ihren Schöpfer selbst anklagen, der sie zu Menschen und nicht zu Engeln gemacht hat?

Nein, alle diese Scheingründe sind schon von andern so oft gebraucht worden, daß die Vernunft endlich theils ihren Ungrund, theils ihr Unvermögen, einen wahren Trost zu verschaffen, mit Beschämung wahrgenommen hat. Wo würde ich auch mit übel zusammenhängenden und unzulänglichen Betrachtungen weniger ausrichten, als bey einem Weltweisen von ihrer Einsicht und Gründlichkeit, hochgeschätzter Freund? Nichts fällt ihnen leichter, als die Schwäche eines Vernunftschlusses zu bemerken, wenn derselbe auf keinem guten Grunde beruhet. Wer seinen Verstand durch die mathematischen Wissenschaften zu einem so hohen Grade der Gründlichkeit erhoben hat, als eure Hochedlen, der läßt sich durch keinen falschen Anstrich der sogenannten Rednerfarben blenden, der verwirft einen Zusammenhang der schönsten Worte und Gedanken, wenn kein dringender Schluß darinnen lieget; der läßt sich endlich durch Bilder und Gleichnisse nicht abfertigen, wenn es auf Gründe und Beweise ankömmt. Und also kann ich in der That die meisten von denjenigen Vorstellungen bey denenselben nicht anwenden, die sonst in dergleichen Fällen von unsern Vorfahren gebrauchet worden sind.

Es ist noch eine Art der Tröstungen übrig, die von den Beyspielen anderer hergenommen wird, die mit uns in gleichen Umständen gewesen sind, und die, wo nicht mehr, doch eben so viel verlohren und

gelitten haben. Diesem zufolge könnte ich Eure Hochedlen in die Geschichte führen, und ihnen alle die betrübten Exempel beraubter Ehmänner in das Gedächtniß bringen, die gleiche Schicksale mit ihnen gehabt haben. Ich könnte ihnen die Bilder der Geduld und Standhaftigkeit vor Augen malen, davon das Alterthum so voll ist, als selten sie heutiges Tages vorkommen. Ich könnte ihnen die Folge daraus ziehen, daß auch sie durch eine großmüthige Fassung ihrer Seelen, in einem der bittersten Zufälle, sich selbst, ihrem philosophischen Lehramte, unsrer hohen Schule, ja selbst ihrer seligerblichenen Freundinn mehr Ehre machen würden, als durch die langwierigsten Thränen. Ich könnte noch hinzusetzen, daß sie, als ein akademischer Lehrer; ja was noch mehr ist, als ein Lehrer der Weltweisheit; und was das allermeiste ist, als ein Meister der Sittenlehre, ihren Zuhörern, dieser Stadt, ja selbst den itzigen Zeiten, ein merkwürdiges Beyspiel der Tugend schuldig wären: Womit man den Wahn derer widerlegen könnte, die alle Gründe der Weltweisheit für lauter Hirngespinste und schöne Träume ausgeben, die in das Leben und in die Thaten der Menschen, selbst bey denen, die sie am besten verstehen sollten, nicht den geringsten Einfluß hätten.

Allein erstlich ist ja einem solchen Liebhaber und Kenner des weisen Alterthumes, als Eure Hochedlen sind, auch die Menge seiner tugendhaften Exempel ohne mein Erinnern bekannt: Und ich würde mich mit einer übelangebrachten Belesenheit nur der Pralerey verdächtig machen; zumal da heute zu Tage auch Anfängern diejenigen Quellen bekannt sind, daraus man, ohne alle eigene Belesenheit, einen Vorrath nach dem andern schöpfen kann. Endlich aber, so würde ich auch mit meinen gegründeten Ermahnungen bey ihnen, standhafter Freund, viel zu langsam kommen; da ich selbst ein Zeuge seyn kann, daß sie auch eine halbe Stunde nach dem schmerzhaften Abschiede ihrer innigstgeliebten Ehegattinn, auch mitten in den herbesten Zähren, die ihnen stromweise über die Wangen liefen, und die mir selbst solche Zeugen meiner Wehmuth auspresseten, dennoch kein ungeduldiges Wort, wider Gott oder Menschen, ausgestoßen; keine einem weisen und gesetzten Manne unanständige Geberde gemacht; vielweniger in ihren Handlungen etwas vorgenommen, das einen ohnmächtigen Geist und einen aus den

Schranken der Vernunft ausschweifenden Schmerz anzeigen könnte. Je mehr dieses alles, oder sonst etwas ähnliches, bey dem Verluste, den sie erlitten, zu entschuldigen gewesen wäre; destomehr ist es an ihnen zu loben, daß sie auch in einer so gerechten Traurigkeit dasjenige Maaß beobachtet, welches uns in solchen Fällen Vernunft und Schrift vorschreiben. Und um destomehr verdienet ihr Beyspiel der Welt angepriesen zu werden; da sie das rechte Mittel der Traurigkeit um eine herzlich geliebte Ehegattinn an sich gewiesen haben. Dieses beschämet alle diejenigen Ehemänner, die entweder aus kalter Unempfindlichkeit ihre Gattinnen gar nicht beweinen; oder im Anfange zwar aus unmäßiger Zärtlichkeit sich selbst und ihre Pflicht vergessen, ja Himmel und Erde in ihren Klagen nicht schonen; nachmals aber durch ihr unanständiges Bezeigen der Welt sattsam darthun, daß es ihnen nicht sowohl um die Asche ihrer Verstorbenen, und um den Ausdruck aufrichtiger Regungen; als vielmehr darum zu thun gewesen, daß sie der Nachwelt eine sinnreiche Klageschrift zu bewundern hinterlassen möchten.

Ich entsage also dießmal allem andern weithergesuchten Troste, und schränke mich einzig und allein auf die Betrachtungen desjenigen ein, was Eurer Hochedlen das allerkräftigste seyn muß. Ich gründe mich auf den Satz, daß es allemal besser sey, ein gewisses Gut eine zeitlang genossen zu haben, als wenn man dasselbe gar niemals gekannt, oder besessen hätte. Dieser Grundsatz steht so lange fest, als der Genuß eines wahren Vergnügens, so kurz er auch seyn möchte, dem gänzlichen Mangel desselben vorzuziehen seyn wird. Wir würden sehr undankbar gegen den Geber alles Guten verfahren, wenn wir demselben alle diejenigen Wohlthaten für nichts anrechnen wollten, die wir nicht von unsrer Wiege an, bis an das Ende unsers Lebens genießen könnten. Wo ist doch wohl ein einziges Stücke unsrer zeitlichen Glückseligkeit so dauerhaft, daß es gar keinem Wechsel unterworfen wäre? Die Jugend ist gewiß eines der besten Alter des menschlichen Lebens. Ein jeder liebet und lobet dieselbe, wegen ihrer Schönheit, Munterkeit und sorgenfreyen Gemüthsart, die der gegenwärtigen Güter geneußt, und sich um die künftigen nicht bekümmert. Allein wie flüchtig

und vergänglich ist nicht eben diese so liebenswürdige Jugend? Die Gesundheit und männliche Stärke, sowohl am Leibe als an der Seele, ist und bleibet wohl ebenfalls ein sehr großes Gut; dessen sich aber niemand begeben wird, wenn er gleich weis, daß sich mit anwachsenden Jahren sowohl die Gemüths- als Leibeskräfte allmählich vermindern, und fast gar verlieren werden. Und man hat noch keinen angemerket, der sich bey zunehmender Schwachheit des Alters gewünschet hätte: Lieber niemals gesund und bey Kräften gewesen zu seyn, als dieselben itzo verschwinden zu sehen. Was soll ich von der Sorgfalt unsrer Aeltern für unser Bestes, und von der Liebe unsrer Freunde gegen uns sagen? In Wahrheit weder jene noch diese pflegen so unveränderlich zu seyn, daß sie gar kein Ende nehmen könnten. Der Tod, das Alter, die Entfernung, unvermeidliche Zufälle des Glücks und Unglücks, nebst der natürlichen Unbeständigkeit menschlicher Gemüther, können uns aus dem Besitze und Genusse des einen und des andern setzen. Aber wer ist jemals so gefühllos und unempfindlich gewesen, daß er sich nicht glücklich geschätzet hätte, auch nur in seinen ersten Jahren die Sorgfalt treuer Aeltern genossen, auch nur einige zeitlang einen treuen Freund gehabt zu haben? Und wo ist wohl jemand zu finden, der, wenn er sich in diesen Umständen befunden, mit einem andern tauschen würde, der niemals das Glück einer guten Auferziehung, oder das Vergnügen einer wahren Freundschaft genossen hätte?

Sehen sie nunmehro auf Dero eigene Umstände, hochgeschätzter Herr Professor; und gestehen sie mir aufrichtig, ob sie nicht an ihrer hochseligen Freundinn ein höchstschätzbares Gut besessen haben? Denken sie zurücke auf ihre anmuthvolle Jugend, auf ihren trefflichen, und ihre Jahre weit übersteigenden Verstand, auf ihr gesetztes und recht männliches Gemüthe, auf ihre Häuslichkeit und vernünftige Aufführung, auf ihren Haß gegen alle Verschwendung, Eitelkeit und Thorheit, die unsern Zeiten zum allgemeinen Vorwurfe gereichen, auf ihre zärtliche Liebe gegen Eure Hochedlen, und auf den aus allen diesen Eigenschaften und Tugenden der Hochseligen entsprungenen höchstvergnügten Ehestand. Denken sie, sage ich, auf alle diese Stücke zurück, erinnern sie sich aber auch zugleich

des ehrwürdigen Mannes, in dessen Haus sie durch ihre Vermählung gleichsam aufgenommen worden, dessen Liebe und Zuneigung sie dadurch auf eine weit nähere Art, als jemand anders, theilhaftig geworden sind, und den sie auch künftig, als einen andern Vater, zu verehren die Erlaubniß haben werden. Vergessen sie endlich dabey auch das vornehme Geschlechte, und so viele mit demselben verbundene sehr schätzbare Häuser, nicht, denen sie durch eine so beglückte Verbindung auf lebenslang einverleibet worden. Und alsdann sagen sie mirs, ob der Besitz und Genuß so vieler Güter nicht einen großen Theil ihrer irdischen Glückseligkeit ausgemachet habe, und noch ausmache.

Ist nun diese Frage unmöglich zu leugnen, wie ich fest dafür halte, o so können sie, in Betrachtung so vieles Vergnügens, das ihnen schon daher erwachsen, und noch erwächst, sich unmöglich für unglücklich schätzen. Wie viele Tausende sehen sie nicht um und neben sich, denen es in der Wahl ihrer Gattinnen nicht um die Hälfte, ja nicht um den zehnten Theil so gut gelungen ist! Mit diesen stellen sie sich in eine Vergleichung, um ihre eigene Vorzüge desto besser gewahr zu werden. Halten sie das tausendfache Vergnügen ihres kurzen Ehestandes gegen die unglückselige Länge so vieler andern Ehen; oder gegen die trostlose Einsamkeit so vieler Ehelosen: Und sagen sie alsdann frey heraus, mit welchem von diesen sie zu tauschen verlangen?

Sprechen sie aber hierauf: Mit keinem! O so erkennen sie auch, daß dero Zustand, auch dieses frühzeitigen Verlusts ungeachtet, noch glücklich zu nennen ist. Es ist wahr, er hätte noch glücklicher, noch viel glückseliger seyn und werden können, wenn er länger gedauret hätte? Wer wird ihnen dieses leugnen! Die Freundschaft und Liebe ihrer so theuren, so vernünftigen, so tugendhaften Börnerinn würde ihnen gewiß täglich angenehmer, vertraulicher und vollkommener geworden seyn. Beyder Zufriedenheit und Glückseligkeit würde mit jedem Jahre, ja mit jedem Monathe gewachsen seyn. Allein das alles stößet meinen obigen Schluß nicht um. Der Mangel eines höhern Grades der Glückseligkeit schließt ja den geringern nicht aus. Wir können glücklich in der Welt

 seyn,

seyn, wenn es gleich viel andre Güter giebt, die wir nicht besitzen. Gott theilet alle seine Gaben mannigfaltig aus. So wenig derjenige stolz und trotzig werden darf, der etwas mehr erhalten hat: Eben so wenig darf ein andrer murren oder verzagen, der zwar weniger als dieser, aber doch unzählichemal mehr, als hundert andre, empfangen hat. Sie gehören zu dieser letzten Zahl: Und Dero vernünftige Einsicht wird ihnen selbst eine erkenntliche Zufriedenheit mit dero Umständen viel kräftiger, als die allerweitläuftigste Vorstellung von meiner Seite, anzupreisen wissen.

Schlüßlich erwägen sie, hochgeschätzter Freund, daß ihnen gleichwohl ein angenehmes Andenken von ihrer theuren Freundinn übrig geblieben ist. Das kleine Pfand ihrer ehelichen Vertraulichkeit legt ihnen noch allezeit einen Abdruck der hochseligen Frau Professorinn vor die Augen. Sie werden in kurzem auch den Geist und die gute Gemüthsart derselben in der natürlichen Fähigkeit ihrer muntern Friedericken Sophien wahrnehmen, und dero vernünftige Auferziehung wird ihr künftig auch die ganze Menge mütterlicher Tugenden beybringen. Wie vergnügt werden sie sich nicht alsdann, bey dieser heranwachsenden Zierde ihres Hauses, den Gegenstand ihres vormaligen Vergnügens vorstellen! Wie glücklich wird man den Vater einer so wohlgearteten Tochter preisen, aus der alle gute Eigenschaften ihrer ungemeinen Mutter mit verneutem Glanze hervorleuchten! Wie viele Männer und Väter werden sie alsdann nicht beneiden, die zwar auch ihre Gattinnen eingebüßet; aber entweder keine, oder doch bey weitem nicht so wohlgerathene Ebenbilder derselben übrig behalten haben.



Mehr kann und darf ich zu ihrer Befriedigung nicht hinzusetzen, hochzuehrender Herr Professor, das übrige und das allerkräftigste Mittel zu ihrer Aufrichtung werden sie in dem vortrefflichen börnerischen Hause antreffen. Hat es gleich mit ihnen eine gleiche Bekümmerniß empfunden, und gleiche Klagen über den Verlust einer herzlichgeliebten Tochter geführet: So wird auch eben diese gemeinschaftliche Leidenschaft die Verbindung der Gemüther um destomehr befestigen. Ihr alter Eifer für das Aufnehmen einer gründlichen Gelehrsamkeit für den Flor unsrer hohen Schule, und

für

für das Beste der studirenden Jugend wird sie, wie gewöhnlich, zu ihrer Arbeit ruffen, und, durch anständige und edle Beschäfftigungen ihres Geistes, die bisherige Betrübniß einiger maßen lindern. Die Wahrheit und Tugend würde zu viel verlieren, wenn sie durch irgend einen Zufall matt werden sollten, ihnen die bisherigen höchsterspriesßlichen Dienste zu leisten. Wer sieht aber nicht, daß sie ihren ganzen Character verlieren müßten, wenn ihnen dieses nur einigermaßen möglich wäre?

Ihre erblaßte Freundinn indessen wird in dem Andenken ihres hinterlassenen treuen Gatten, ihres ganzen Hauses und Geschlechtes, aller Gemüthsfreunde und Bekannten, aller tugendliebenden Seelen, die diese Gedächtnißschriften lesen werden, unvergeßlich seyn. Man wird sie allem neuvermählten Frauenzimmer als ein Muster anpreisen: Ja sie wird auch in der Ewigkeit die Früchte ihres unsträflichen Lebens, ihrer Gottesfurcht und unbefleckten Tugend genießen. Dieses letzte, hochgeschätzter Freund, giebt ihnen die angenehme Versicherung, daß sie dieselbe dereinst in einem weit vollkommenern Zustande, in einer glückseligen Unsterblichkeit, mit unaussprechlichem Vergnügen wieder umarmen werden.

Cicero I. Tusc. CXLV.

Profecto mors tum aequissimo animo oppetitur, quum suis se laudibus vita occidens consolari potest. Nemo parum diu vixit, qui virtutis perfectae perfecto functus est munere. Quare, si ipsa ratio minus perficiet, vt mortem negligere possimus: at vita acta perficiet, vt satis superque vixisse videamur.



* *

Das IX. Hauptstücke.

Von Verlobungs, Trauungs- und Strohkranzreden.

§. I.

Die Gewohnheit hat es an vielen Orten eingeführet, daß man auch bey Gelegenheit hoher Vermählungen Reden zu halten pflegt. Darunter sind nun anfänglich die Anwerbungsreden zu zählen, die im Namen eines Freyers an die Aeltern oder Vormünder und Anverwandten eines Frauenzimmers, am Tage der feyerlichen Verlobung, gehalten werden.. Dieses thut gemeiniglich ein Blutsverwandter oder ein Gemüthsfreund desselben, den man dazu für geschickt hält; auch wohl zuweilen der Geistliche des Ortes, wenn es irgend an andern Studirten fehlen sollte, oder wenn man das Vertrauen zu ihm hätte. Solche Reden nun werden auch nicht als völlige Reden, sondern nur als Chrien, ausgearbeitet. Denn man hat nicht die Absicht, die Braut oder die Ihrigen allererst zu überreden, daß sie dem Freyer das Jawort geben sollen. Die Entschließungen dazu sind allemal vorher schon gefasset, und es soll eigentlich nur in Gegenwart ansehnlicher Zeugen offenbar werden, was insgeheim schon beschlossen worden. Es kann aber sowohl eine Chrie per Antecedens et Consequens, als eine per Thesin et Hypothesin dabey gebraucht werden: Nachdem der Redner dabey einige Gelehrsamkeit zeigen will, oder nicht. Bey der ersten Art wird die Einrichtung irgend also lauten:

Antecedens. Der gegenwärtige, oder auch abwesende Herr N.N. der durch die guten Eigenschaften der Jungfer oder Frau N.N. bewogen worden, sie zu einer beständigen Freundinn und Ehegenoßinn zu begehren, hat mir aufgetragen, dieses sein Verlangen auf eine geziemende Weise zu eröffnen.

Con-

Connexio. Weil nun von den werthesten (oder vornehmen) Aeltern derselben dieser Tag dazu ausgesetzet worden, daß ich, in Gegenwart ansehnlicher Zeugen, den mir aufgetragenen Vortrag thun soll.

Consequens. So ergehet hiermit im Namen des obgedachten Herrn N. N. an die vorerwähnte Jungfer N. N. ihre Aeltern, oder Vormünder, die wohlbedächtige und ernstliche Anfrage: Ob dieselben wohl gesonnen seyn, ihm ihre Jungfer Tochter, oder Unmündige zur Ehe zu geben?

Conclusio. Ist dieses ihr Wille, so wird dero kräftiges Jawort nicht allein Herrn N. N. in ein empfindliches Vergnügen setzen; sondern auch mich und alle vornehme Angehörige nicht wenig erfreuen.

§. II.

Ein jeder sieht leicht, daß die Ausführung eines solchen Entwurfs nicht schwer fallen kann, wenn man nur bey dem Antecedente irgend eine Beschreibung von den guten Eigenschaften des Freyers und des Frauenzimmers, die er verlanget, einschaltet; auch wohl die besondre Fügung Gottes bey der ganzen Sache, und die brünstige und beständige Liebe des erstern zu der letztern mit wenigem berühret. Bey der Connexion kann gleichfalls irgend der merkwürdige Tag, der zu der Anwerbung bestimmet worden; oder die Gegenwart vornehmer Zeugen, oder sonst etwas besonderes Gelegenheit geben, einen guten Einfall anzubringen, oder sonst eine vernünftige Anmerkung zu machen. Bey dem Conseqvens kann man, die Sache desto ansehnlicher zu machen, die Anfrage im Namen und in Gegenwart des Stifters aller Ehen thun; oder auch gedenken, daß der Freyer nicht nur den Willen der Aeltern, sondern auch die freye Zuneigung der Braut zum Zwecke habe; oder umgekehrt, daß er von dieser zwar schon überzeuget sey, von jenem aber noch eine feyerliche Versicherung verlange. Hierbey kann abermal ein Lehrspruch von gezwungnen Heyrathen, von der Bedachtsamkeit, die bey solchen Versprechungen nöthig ist; oder von der Langwierigkeit und Dauer solcher Bündnisse angebracht werden. Auch bey dem Beschlusse endlich kann noch ein Wunsch oder sonst etwas, so zur Einschmeichelung des Redners in die Gewogenheit der Zuhörer

gereichen kann, angehänget werden. Die Schreibart übrigens in solchen Reden muß zwar etwas edel und auserlesen, aber nicht schwülstig, auch nicht pathetisch gemacht werden: Es wäre denn, wenn besondere Umstände zur Traurigkeit oder Freude einigen Anlaß gegeben hätten. Von niederträchtigen oder scherzhaften Ausdrückungen aber muß man sich bey solchen Anträgen durchaus enthalten.

§. III.

Hierauf folget die Beantwortung im Namen des Frauenzimmers und ihrer Vorgesetzten. Auch diese wird am füglichsten per Antecedens und Consequens gemacht. Denn die Chrien per Thesin und Hypothesin kommen mir, die Wahrheit zu sagen, ein wenig zu gezwungen und weitgesucht vor; weswegen ich auch bey der vorigen Art nicht besondre Anleitung dazu habe geben wollen. Es hält dieselbe ein Bluts- oder Gemüthsfreund der Braut, oder abermal ein Geistlicher, oder Beichtvater derselben. Die Einrichtung dazu ist, nach Anleitung des obigen, leicht gemacht. Es heißt:

Antecedens. Die Aeltern oder Vormünder des Frauenzimmers hätten von dem Redner nicht ohne Vergnügen vernommen, was der Freyer für eine Neigung auf ihre Tochter oder Muhme, oder Unmündige, geworfen, und wie er sie zu seiner beständigen Gattinn auf lebenslang ersehen hätte.

Connexio. Weil sie nun aus vielen Umständen wahrgenommen, daß allerdings die Hand Gottes mit im Spiele sey, der die Herzen der Menschen zu lenken pflege; auch an ihrer Tochter Seiten eine ungezwungene Gegenneigung gespüret hätten:

Consequens. So wollten sie hiermit, im Namen Gottes, dem Herrn N. N. ihre Tochter, Muhme oder Unmündige versprechen, und das verlangte Jawort mit gutem Vorbedachte und aufs kräftigste ertheilen.

Conclusio. Sie wollten auch hiermit, als liebreiche Aeltern, oder anstatt derselben als Vormünder, ihren Segen zu diesem neuen Bande geben, oder doch, als treue und wohlmeynende Angehörige, den herzlichen Wunsch thun, daß Gott ꝛc.

Wie auch dieser Entwurf gehörigermaßen wohl auszuarbeiten und zu erweitern möglich sey, das wird derjenige leicht begreifen, der das, was im vorigen §. gesagt worden, wohl verstanden hat. Von der Schreibart ist es auch nicht nöthig, nochmals etwas zu erinnern: Denn es bleibet gleichfalls bey der obigen Vorschrift.

§. IV.

An dem Tage der wirklichen Vermählung pflegt von dem Geistlichen, der die Trauungsceremonie verrichtet, an vielen Orten ein so genannter Trauungssermon gehalten zu werden. Wollte nun derselbe eine lange Rede daraus machen, so könnte er freylich, nach Art der größern, eine gewisse nützliche und erbauliche Wahrheit abhandeln, die sich zu dem vorhabenden Zwecke gewisser maßen schickete. Er müßte alsdann dieselbe gehöriger mäßen zu erweisen, und auf den gegenwärtigen Fall anzuwenden wissen. Allein, wenn er nur höchstens eine Viertelstunde lang zu reden gesonnen wäre: So müßte auch ein solcher Sermon nur nach Art einer Chrie ausgearbeitet werden. Nun pflegen zwar die Herren Geistlichen, zumal wenn sie in der Kirche reden, gemeiniglich biblische Erfindungen zu brauchen, und mehrentheils per Thesin et Hypothesin zu reden; indem sie von einem gewissen Exempel, Zeugnisse oder Gleichnisse der Schrift Gelegenheit nehmen, von dem Brautpaare insbesondre, oder vom Ehestande, oder von der Pflicht rechtschaffener Eheleute überhaupt, zu handeln. Wir wollen auch diese Gewohnheit an sich nicht tadeln, wenn sie nur nicht nach dem homiletischen Schlendrian eingerichtet wird. Wenn aber ein Geistlicher aus weltlichen Historien, Zeugnissen der alten und neuen Scribenten, u. d. gl. die Erfindung zu seinen Trauungsreden hernehmen wollte; alsdann wollten wir ihm lieber anrathen, eine ordentliche Chrie zu machen, und einen gewissen Satz kürzlich zu umschreiben, zu bestärken und zu erläutern, und alsdann die Deutung auf seine vorhabende Handlung zu machen. Die Chrien, per Antecedens und Consequens nämlich, würden bey solcher Gelegenheit gar zu complimentenmäßig klingen, und wenigstens in der Kirche nicht klappen wollen. Ein Exempel

braucht

braucht es hier nicht, weil es den Herren Geistlichen an solchen Sammlungen ohnedem nicht fehlet.

§. V.

Endlich und zuletzt kommen hier noch die Strohkranzreden vor, die bey adlichen und vornehmen Beylagern, den Tag nach der Hochzeit, bey Ueberreichung eines Strohkranzes an die neu vermählte junge Frau, gehalten werden. Die Absicht dieser Reden läuft auf einen bloßen Scherz hinaus. Man will ohne Zweifel der jungen Frauen ihren Brautkranz oder Blumenschmuck abnehmen, und ihr, zum Zeichen ihres veränderten Zustandes, den Strohkranz übergeben. Dieses aber hat leichtsinnigen jungen Leuten Gelegenheit gegeben, sich mit vielen, entweder offenbaren, oder doch verblümten Zoten, wider alle Regeln der Ehrbarkeit, zu vergehen. Wir haben so gar gedruckte Exempel solcher schändlichen Fratzen aufzuweisen: Und wenn man bedenket, daß dieselben in Gegenwart von vielem jungen Frauenzimmer gehalten werden; so sollte man sich fast einen sehr schlechten Begriff von der heutigen Tugend und Schamhaftigkeit des weiblichen Geschlechts machen. Wofern es aber bey demselben nicht der Character einer adlichen Erziehung ist, über keiner Zote zu erröthen, ja sie wohl gar mit einem lauten Gelächter zu beehren: So wollte ich es wohl künftigen Strohkranzrednern anrathen, sich alles dessen zu enthalten, was wider die Regeln der Ehrbarkeit läuft und sowohl seine eigene, als seiner Zuhörerinnen Tugend, zweifelhaft macht. Ich will damit nicht behaupten, daß man bey einer so frölichen Gelegenheit, als ein Beylager ist, wie ein mürrischer Cato reden sollte: Ich will nur nicht, daß das Lasterhafte die einzige Quelle des Lustigen und Aufgeweckten werden soll. Ist es denn nicht möglich, scherzhaft zu seyn, ohne wider die Tugend und guten Sitten zu handeln?

§. VI.

Weil es nun seichten Köpfen gemeiniglich am Witz fehlet, außer wenn sie denselben von der Erzeugung des menschlichen Geschlechts erborgen: So will ich ihnen einige Vor-

schläge thun, wie man scherzend reden könne, ohne ein unehrbares Wort zu sagen. Man darf sich nur einen an sich selbst ganz falschen Satz erwählen, und denselben mit ausgesonnenen Scheingründen zu behaupten suchen. Damit dieses sich um desto besser thun lasse, so muß man entweder keine Erklärung des Hauptsatzes machen; oder sie doch so einrichten, daß die Verwirrung des Zuhörers, zu Beförderung der Lust, desto größer werde. Je schwächer die Beweisgründe sind, desto eifriger muß der Redner darauf pochen, und sie für unüberwindlich ausgeben. Ja es stehen ihm hier die Wortspiele so gar frey, daraus er, dem Scheine nach, etwas zu Bestärkung seiner Meynung beybringen kann. Dabey kann er sich in den Ausdrückungen auf große Redensarten befleißen, wenn er von kleinen Sachen spricht, und auf kleine, wenn er von großen Dingen redet. Alles dieses aber muß er mit einer solchen Mine und einem solchen Tone der Stimme vortragen, dergleichen man bey den ernsthaftesten Dingen zu gebrauchen gewohnt ist. Denn daß der Redner der erste seyn wollte, der über seine Einfälle lachete, das würde sich übel schicken. Je ernstlicher er ist, wenn er etwas lustiges sagt, desto lächerlicher wird es den Zuhörern vorkommen. Kurz, ein Strohkranzredner allein hat, zum Spaße, das Recht, die Kunstgriffe der falschen Beredsamkeit anzuwenden, um die ungereimtesten Dinge zu behaupten. Er muß beklagen, worüber sich andre freuen; darüber vergnügt seyn, worüber andre trauern; das tadlen, was andre loben; das hoffen, was andre fürchten u. s. w. und von allem sinnreich ersonnene Scheinursachen geben, die auch wohl zuweilen etwas satyrisches in sich halten können. Ein paar Exempel von dieser Art sehe man in den eigenen Schriften und Uebersetzungen der deutschen Gesellschaft im I. Theile: Weswegen ich keines hieher setzen darf, und also diese meine ausführliche Redekunst hiermit beschließen kann.

✽ ✽ ✽

❧ ✡ ❧

* *

Register

der in dieser ausführlichen Redekunst befindlichen Hauptstücke und Exempel.

Allgemeiner Theil.

XV.

Besonderer Theil.

E N D E.

Grabschrift auf den preussischen König Friedrich [illegible]

Hier. ruht.

DER. PREUSSEN. FRIEDERIC:

(Zur Grabschrift gehörig)

DER ZWEITE.

Und darunter ein Gedankenstrich:

Denn wenn der große Friedrich war

Der bleibt auf Erden 1000 Jahr

Die Welt so gut als heute!

Hier [illegible] der große Friedrich [illegible]

[illegible]

[illegible] gethan.

[illegible] Ort:

[illegible]

[illegible]